DAS DEKAMERON CON GEOVANNI DI BOCCACCIO

Giovanni Boccaccio

Das Dekameron.

Erster Theil.

Das Dekameron.

Erster Theil.

Das Dekameron

von

Giovanni di Boccaccio.

Aus dem Italienischen übersetzt

von

Karl Witte.

Dritte verbesserte Auflage.

Erster Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1859.

Dem

trefflichen Herausgeber und Erläuterer

des Dekameron,

Herrn Cav. Pietro Fanfani

in Florenz,

seinem werthen Freunde,

vom Uebersetzer.

Vorwort des Uebersetzers.

Nächsten Winter werden es fünfunddreißig Jahre seit die Verlagshandlung mich zu einer Uebersetzung des „Dekameron" aufforderte. Erginge dieser Antrag jetzt an mich, so würde ich, auch wenn die Arbeitsfrische und Muße der Jugend mir noch zu Gebote ständen, ohne Zweifel ihn ablehnen. Damals lockte den erst seit kurzem nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien Heimgekehrten das genaue Studium des Begründers der italienischen Prosa. Jetzt kann ich, wenn ich auch wollte, das einmal seinen Lesern übergebene Buch, deren es in zwei Auflagen schon so manche gefunden hat, nicht mehr zurücknehmen. Nur dazu bin ich berechtigt wie verpflichtet, an meine Arbeit die bessernde Hand zu legen. Das ist denn auch in dieser dritten Auflage mit allem Fleiße

geschehen. Der siebente, achte und neunte Tag sind fast gänzlich umgearbeitet und die fünf letzten Lieder (Ballaten) neu übersetzt.

Besonders wichtig schien es mir, Text und Anmerkungen der vortrefflichen neuen Ausgabe von Fanfani sorgsam zu vergleichen. In der That hat sie eine nicht ganz unbedeutende Zahl von Berichtigungen geboten.

Halle, den 10. April 1859.

Karl Witte.

Inhalt des ersten Theils.

Dekameron.

Erster Tag.

Einleitung des Uebersetzers.

Giovanni di Boccaccio.

Dem Boccaccio di Chellino[1]), einem mäßig begüterten florentiner Kaufmann, der aus dem Landstädtchen Certaldo im Elsathal[2]) stammte, wurde im Jahre 1313[3]) ein Sohn, Giovanni, geboren. Die Nachrichten über die Lebensschicksale dieses letztern, namentlich über die Schicksale seiner Jugend, sind ungenügend und voller Widersprüche. Selbst seine Geburt ist in Dunkel gehüllt. In einem allegorischen Roman („Ameto") erzählt Boccaccio[4]) unter erdichteten Namen (Caleone und Fiammetta) sein Verhältniß zu der schönen Maria. Nachdem nun erwähnt worden[5]), Mariens Mutter sei aus Frankreich gekommen, sagt Caleone (Boccaccio — S. 148): „Nicht gar weit

---

1) Diminutiv von Michael.

2) Vergl. Boccaccio, de montibus, sylvis., v. Elsa.

3) Petrarca, Epist. seniles, VIII, 1.

4) In dem ersten der Sonette, die durch die Terzinenanfänge der „Amorosa visione" gebildet werden (s. unter S. LVI, LVII), schreibt der Verfasser sich Giovanni di Boccaccio da Certaldo. Steht der Familienname allein, so muß es gleichfalls Boccaccio heißen. Geht aber der Vorname (ohne di) vorher so erfordert der italienische Sprachgebrauch Boccacci. So heißt in der zweiten Novelle des achten Tages der Kenner feiner Tuche, auf den sich der Pfarrer von Varlungo beruft, erst Buglietto, nachher aber Nuto Buglietti.

5) Moutier'sche Ausg., S. 142.

von den Gegenden geboren, aus denen deine (Mariens) Mutter stammte, suchte ich als Kind die hetrurischen Reiche heim.“ Da nun bekannt ist, daß Boccaccio di Chellino zweimal (mit Magherita di Gian Donato de' Martoli und mit Bice di Ubaldino Bosticchi) verheirathet war, keine der beiden genannten aber des Dichters Mutter ist, so scheint er die Frucht verbotener Liebe, und vermuthlich in Paris geboren zu sein.[1])

In der „Genealogie der Götter“[2]) erzählt uns Boccaccio, daß er noch vor erreichtem siebenten Jahr, kaum des Lesens und Schreibens kundig, ohne Unterweisung, ja ohne alle Bekanntschaft mit Dichterwerken, kleine poetische Erfindungen in Reimen verfaßt habe. Einigen grammatischen Unterricht ließ ihm nach Filippo Villani's Bericht[3]) der Vater, obwol poetischen Tändeleien abhold, durch Johannes de Strada ertheilen; doch wissen wir aus einem Antwortbrief des Petrarca[4]), daß Boccaccio noch in spätern Jahren sich rühmte, als Knabe, zuerst von Dante's „Göttlicher Komödie“ emporgeleitet, nach Höherm gestrebt zu haben.

Bald indeß zog unsern Giovanni des Vaters Gebot von so lieben Beschäftigungen ab und nöthigte ihn zu kaufmännischer Thätigkeit.[5]) Noch im Knabenalter (adolescentiam nondum intrantem) wurde er einem bedeutenden Kaufmann anvertraut, bei dem er sechs Jahr verweilte, und der ihn (nach Manetti) auf seinen Geschäftsreisen (namentlich auch nach Frankreich) mit sich führte, endlich aber ihn, als der Fähigkeiten und des guten Willens ermangelnd, dem Vater zurücksandte. Nun mußte er auf des Vaters Befehl, mit nicht geringerm Widerwillen,

1) Mehus, Vita Ambrosii Camald., S. CCLXV. Baldelli, Vita di Giov. Boccacci, S. 277—80. Vgl. unten S. XLIII.
2) XV, 10.
3) Vita, Ausg. von Moreni, S. 69.
4) Epist. (Ausg. 1601), XII, 12.
5) Geneal. Deor., a. a. O.

kanonisches Recht (pontificum sanctiones) studiren, und obwol sein Lehrer zu den berühmtern zu zählen war, blieb diese, ungefähr ebenso lange fortgesetzte, Beschäftigung für den Schüler so fruchtlos, als die frühere kaufmännische.

Wer Boccaccio's Lehrer im kanonischen Recht gewesen sei, ist unbekannt. Ein Brief an Cino von Pistoja[1]) bezeichnet diesen; nicht allein aber ist dieser bekannte Feind der Kanonisten[2]) nie Lehrer des kanonischen Rechts gewesen, sondern auch aus andern Gründen ist die Unechtheit dieses den vielen Betrügereien des Doni beizuzählenden Briefs schon längst erwiesen.[3]) Indeß nehmen alle Biographen des Boccaccio an, daß die Zeit seines Rechtsstudiums, dem er bald in Bologna (wo damals Johannes Andreä blühete), bald in Paris, oder wo sonst immer, obgelegen haben soll, von seinem ersten Aufenthalt in Neapel zu unterscheiden sei, möge sie nun diesem voraufgegangen oder nachgefolgt sein.[4]) Ich halte dafür, daß sich nachweisen lasse, Boccaccio habe seine Rechtsstudien in Neapel gemacht, und vermuthe, daß sein Lehrer Benvenuto di Milo, oder dessen Schüler Biase di Morcone gewesen sei. In der „Genealogie der Götter" nennt Boccaccio die mit dem kanonischen Recht verlorene Zeit unmittelbar nach der, welche das kaufmännische Treiben ihn gekostet. Nach den bereits erwähnten Andeutungen mochte Boccaccio, als sein Vater ihn nach vollendetem grammatischen und arithmetischen Unterricht jenem florentinischen Kaufmann anvertraute, etwa 11 oder 12 Jahre alt sein. Sechs fernere Jahre führen uns in sein siebzehntes oder achtzehntes

---

1) Moutier'sche Ausg. der Lettere, S. 87.

2) v. Savigny, Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter, 2. Ausg. VI, 70. Anm. f. 35. Anm. f.

3) Manni, Istoria del decamerone, S. 23. Mazzuchelli, Scrittori d'Italia, Vol. II, P. 3, S. 1320, N. 37. Ciampi, Vita e mem. di M. Cino', Dritte Ausg., S. 90, 143. N. 50.

4) Ersteres ist Baldelli's, letzteres Mazzuchelli's (S. 1320 und 1321) Meinung.

Lebensjahr (1330 oder 1331). Seine Ankunft in Neapel bezeichnet er aber, demgemäß, im „Ameto" (S. 111) als die età pubescente di nuovo, und weiterhin (S. 114) als seine puerizia; Villani's Nachricht (a. a. O., S. 69), daß Boccaccio bei seiner Ankunft in Neapel 28 (nach einer andern Lesart 25) Jahre gezählt habe (1341), ist also jedenfalls irrig. Nachdem er, wie im „Ameto" berichtet wird, sechs Jahre hier verweilt (1336 oder 1337), hatte er eine zweite Vision, die ihm das Bild der Fiammetta (Maria) vorführte, und 16 Monate später um Ostern (1338 oder 1339) sah er sie zum ersten mal in der Kirche San-Lorenzo.[1]) Vor diesem Moment war also für das Studium des kanonischen Rechts offenbar keine Zeit. Nun hat aber Ciampi[2]) neuerdings einen Brief des Boccaccio aufgefunden, den er an Andalone del Negro gerichtet glaubt, und in dem der Briefschreiber um ein Exemplar der „Thebaide" bittet, damit er sich daran von der Langenweile, welche seine „Decretalium lectores" ihm veranlaßten, erholen könne. Dieser Brief ist datirt sub monte Falerno apud busta Maronis Virgilii. Julii Kal. IV. Unter dem Mons Falernus versteht Boccaccio den Posilipo.[3]) Das gleiche Ortsdatum tragen zwei andere Briefe, deren einer[4]) die Jahreszahl 1339 (III. Non. Apr.) angibt. Filippo Villani berichtet, als Boccaccio auf des Vaters Befehl in Neapel geweilt habe, sei er eines Tags allein nach dem Orte gewandelt, wo die Asche des Maro begraben liege, und als er dies Grabmal unverwandten Blicks nachdenklich betrachtet und dabei erwogen habe, was es in sich schließe, und welcher Ruhm diese Gebeine verherrliche, seien plötzlich Schmerz und tiefe Trauer ob seines Geschicks über ihn gekommen, welches ihn zwinge, geisttödtende Ge-

---

1) Vergl. auch Filocopo, Moutier'sche Ausg., S. 5. Das Osterfest wird auch in der Fiammetta angedeutet.

2) Monum. di M. Giov. Bocc. (Mailand 1830), S. 308.

3) Ameto, S. 103.

4) a. a. O., S. 276.

schäfte (Villani sagt: schmuzige Krämerei) zu treiben, und, sofort von der Liebe zu den Musen erfüllt, habe er, heimgekehrt, von seinem bisherigen Treiben sich losgemacht und mit glühendem Eifer allein der Poesie sich ergeben. Wahrscheinlich steht dies Ereigniß im Zusammenhange mit dem Datum jener Briefe (vom Grabe Virgil's), und gibt man der Lesart bei Villani, welche das fünfundzwanzigste Lebensjahr (1338) angibt, den Vorzug, so trifft auch die Zeit zu, und Villani irrte nur darin, daß er Boccaccio's Ankunft in Neapel mit seinem Entschlusse, sich nur den Musen zu weihen, verwechselte. Ein gleichfalls sub monte Falerno datirter und von Ciampi aufgefundener Brief beschreibt [1]) Boccaccio's Aufenthalt in oder bei Neapel zwischen Dornen unter dem Schmuze und widrigem Geruche der Landleute bei schlechter Kost mit den abschreckendsten Farben. Wir dürfen dabei vielleicht an das Fischerdorf der Mergellina denken, wohin sich der den kanonistischen Hörsälen Entflohene zurückgezogen (quum libertatis officium sequerer inconcusse). Weiter heißt es alsdann: als er eines Morgens um den Anbruch des Tages längs der feuchten Ufer gegangen, sei ihm bei dem Grabe Virgil's plötzlich, wie ein Blitz aus unbewölktem Himmel, ein heiteres Weib erschienen, dessen Anblick ihn seinem ganzen Wesen nach umgewandelt. Man möchte geneigt sein, beide Begebenheiten so zu verbinden, sodaß Virgil's Grabmal nicht nur den Hang zur Poesie in dem strebenden Jüngling geweckt, sondern auch die Muse ihm zugeführt hätte, wenn nicht auf schwer zu erklärende Weise dieser Brief [2]) zum größern Theile mit einem vor einiger Zeit von mir be-

1) a. a. O., S. 284.

2) Da derselbe in den Worten amicus aetate scitulus ac prorsus argutulus vermuthlich auf Dionigi Roberti dal Borgo di San Sepolcro deutet, und dieser Ende 1339 oder Anfang 1340 von Paris über Avignon nach Neapel kam, so scheint der Brief dem letztern Jahre anzugehören.

kannt gemachten Briefe Dante's [1]) wörtlich übereinstimmte und dadurch die Echtheit einigermaßen verdächtig würde.

Schon zwei Frauen hatte Boccaccio seine Neigung zugewandt, bevor er Marien erblickte. Die eine nennt er im „Ameto": Pampinea, die andere Abrotonia (wol Ambrotonia). Jene verließ er; diese wandte sich von ihm ab. Von dem Gegenstand der neuen Liebe, die ihn dauernder fesseln sollte, erzählt er uns selber [2]), ihr Vater, ein Graf von Aquino, sei unter König Robert nach Neapel gezogen und habe sich dort mit einer schönen Französin vermählt. Bei einem Feste, das Robert bald nach seiner Thronbesteigung (2. Mai 1309) im Mai oder Juni (vermuthlich also 1310) gegeben, sei er in Leidenschaft für die junge Gräfin entbrannt. Bald darauf habe diese an den König eine Bitte zu richten gehabt, als Preis für deren Gewährung sie genöthigt worden sei, sich jenem zu ergeben. So sei Maria geboren, ungewiß, ob als Tochter Robert's, oder des Grafen von Aquino. Noch im zarten Alter sei sie in ein Nonnenkloster (vermuthlich von Santa-Chiara) gegeben, das sie erst wieder verlassen habe, um sich mit einem vornehmen Neapolitaner zu vermählen.

Nach jenem ersten zufälligen Begegnen in San-Lorenzo [3]) traf Boccaccio einige Tage später Maria in einem Nonnenkloster, das er als dem Erzengel Michael geweiht bezeichnet [4]), und hatte hier Gelegenheit, sie zu sprechen. Dürften wir der Erzählung im „Ameto" Glauben beimessen, so hätte der verwegene Jüngling, als gegen Ende des

---

1) Dante's Lyrische Gedichte, II, 235.

2) Im „Ameto". Den Namen Maria bezeugt Filocopo, a. a. O., in Buch 4, S. 30, und das Akrostichon der „Amorosa visione".

3) Im „Ameto" erwähnt Boccaccio noch ein zweites Begegnen am Ostersonntage in derselben Kirche. Aus eben jenem Büchlein ergibt sich, daß Maria um jene Zeit schon mehrere Jahre vermählt war.

4) Ein solches ist mir in Neapel nicht bekannt. — Baldelli paraphrasirt principe de' celestiali uccelli wol unrichtig mit santo spirito.

Jahres Mariens Gemahl nach Capua verreist war, die einsam Schlafende bei nächtlicher Weile überrascht und durch leidenschaftliche Beredsamkeit sie bewogen, sich ihm zu ergeben. In der Fiammetta dagegen weiß der Liebende, der sich dort den Namen Pamfilo beilegt, zuvörderst die Freundschaft der Verwandten, ja des Gemahls seiner Geliebten zu gewinnen, und gelangt erst nach längerer, erlaubter Vertraulichkeit an das verbotene Ziel seiner Wünsche. Welcher dieser beiden Berichte auch der Wahrheit besser entspreche, jedenfalls blieb Boccaccio's Liebe für Maria weder unerwidert noch unbelohnt und diese Tage des Glücks und des Genusses waren nicht nur flüchtig vorübereilend.[1]) Ueber die weitern Ereignisse fehlt es uns an genügenden Nachrichten. In dem mit dem fingirten Namen der Geliebten bezeichneten Büchlein (Fiammetta) verläßt Pamfilo (Boccaccio) zu winterlicher Jahreszeit (lib. 2) Fiammetten unter tausend Liebesschwüren und mit dem Versprechen, nach drei oder vier Monaten wiederzukehren, weil der Tod dem bejahrten und unbeweibten Vater alle übrigen Kinder geraubt und nur ihn noch gelassen habe.[2]) Die verabredete Zeit, und eine noch weit längere vergeht, ohne daß der Geliebte zurückkehrte. Ein reisender Kaufmann berichtet, Pamfilo sei in der Heimat vermählt (lib. 4). Später ergibt sich zwar, daß nicht Pamfilo, sondern sein Vater die Braut heimgeführt habe[3]), aber auch die berichtigende Kunde meldet, daß jener sich neuer Liebe ergeben habe (lib. 5). Noch einmal, um die Zeit, als ein neuer Frühling anbrach, leuchtete der liebenden Fiammetta erneute Hoffnung, den Geliebten wiederkehren zu sehen. Wirklich kommt ein Pamfilo von Florenz nach Neapel, aber es ist ein anderer als der Geliebte (lib. 6) und so schließt das Buch

1) „Quantunque sia stato lungo lo spazio" sagt er in der Dedication der „Theseide".

2) Vergl. die Schilderung des traurigen Lebens im väterlichen Hause im „Ameto", S. 201.

3) Baldelli, S. 275, 276.

in Wehmuth und Klagen. — In der Zueignung zur „Theseide" („An Fiammetten") dagegen klagt der Dichter, daß die Geliebte ungerechterweise ihm ihre Gunst entzogen, und frühere Hingebung in Zorn und Feindschaft verkehrt habe. Indeß hofft er die Wiederkehr glücklicher Tage und sendet Fiammetten die Geschichten zweier Liebenden, deren eine seinem Verhältniß zu ihr entspreche; — welche dies sei, will er aus Furcht vor den Neugierigen nicht verrathen, und auch uns hat es weder in den Schicksalen des Palämon noch in denen des Archytas gelingen wollen, den bisher erwähnten Ereignissen Entsprechendes zu entdecken. In der Atanagi'schen Briefsammlung[1]) trägt diese Zueignung das Datum: Neapel den 15. April 1341.[2])

Ein anderer Brief des Boccaccio an den nachmaligen neapolitanischen Großseneschall Niccola Acciajuoli ist in den Prose di Dante e Boccaccio und der Moutier'schen Ausgabe,

1) Rom 1554 und öfter. Vergl. Gamba, Serie dei testi di lingua. Ausg. 4, Nr. 1463 fg.

2) Da sich dies Datum mit Baldelli's (Vita di Giov. Bocc., Florenz 1806, S. 374) Annahme, daß der Dichter Fiammetten am 7. April 1341, also nicht länger als acht Tage vorher, zum ersten male gesehen habe, durchaus nicht verträgt, so hält er es für irrig. Jene Annahme stützt sich auf die im „Ameto" und Filocopo gleichmäßig vorkommenden Zeitbezeichnungen, nach denen am Tage jenes Zusammentreffens Ostersonnabend gewesen, und die Sonne im sechzehnten Grade des Widders gestanden. Letztere Angabe führt, den Eintritt in den Widder auf den 21. oder 22. März gesetzt, zum 5. oder 6. April; Ostersonnabend fiel aber 1341 auf den 7. April. Im Jahre 1338 war Ostern am 12. April, 1339 am 28. März und 1340 am 16. April. Nimmt man, mit Dante, sowie Boccaccio selbst (Commentar zu Inf., I, 43) ihn versteht, den 25. März als den Tag des Aequinoctium, so differirt für das Jahr 1338, in welches wir das erste Zusammentreffen mit Fiammetta setzen, der Ostersonnabend nur um einen Tag von Boccaccio's astronomischer Angabe, welche auf den 10. April führt. Vermuthlich beruht diese Differenz auf einem Rechnungsfehler. Gleiche Schwierigkeit macht bekanntlich Petrarca's Angabe, daß er am 6. April 1327, der der Charfreitag gewesen, Laura zuerst gesehen.

S. 89, von Florenz 28. August 1341 datirt, sodaß es scheint, die in der Fiammetta erwähnte Heimkehr in das Vaterland sei in dieses Jahr gefallen. Ciampi[1]) indeß bezweifelt die Echtheit auch dieses Briefes. Vermuthlich ist, wie schon Baldelli dafür hielt, die Jahreszahl um eins zu vermehren, da des schon erwähnten Dionigi Roberti als eines Todten gedacht wird. Es stimmt damit wol überein, wenn der Briefsteller sagt, daß der Empfänger seit kurzem von Florenz nach Neapel zurückgekehrt sei; denn wir wissen anderweitig[2]), daß Acciajuoli im Jahre 1341 als König Robert's Gesandter nach Florenz gegangen war. Auch im Jahre 1343 haben wir Boccaccio in Florenz zu suchen, denn er berichtet uns[3]), daß er bei der Vertreibung Walther's von Brienne, des Herzogs von Athen (26. Juli 1343) gegenwärtig war. Während dieses Aufenthalts in der Heimat entstanden vermuthlich der „Ameto" und die „Amorosa visione", von denen der erste dem König Robert (stirbt 19. Januar 1343) als noch lebend erwähnt und noch außerdem (S. 57) Andeutungen enthält, daß er zwischen 1340 und 1350 geschrieben sei.[4])

Mindestens im Jahre 1345 muß Boccaccio wieder in Neapel gewesen sein, da er den Tod der berüchtigten Filippa Catanese[5]) als unter seinen Augen erfolgt beschreibt. Unter den lateinischen Eklogen Boccaccio's handeln die vierte, fünfte und die sechste von der Vertreibung der Königin Johanna und Ludwig's von Tarent, ihres Gemahls, durch den Ungarkönig Ludwig (Anfang 1348), von der Trauer der Neapolitaner und von der siegreichen Heimkehr der Vertriebenen (August desselben Jahres). Baldelli[6]) schließt hieraus, daß der Dichter während dieser ganzen Zeit in

1) Monum., S. 588.
2) Matteo Villani, III, 9.
3) Casus virorum illustrium, lib. IX.
4) Baldelli, S. 49—51.
5) Casus virorum illustrium, IX, 26.
6) S. 376.

Neapel geweilt habe. Ein neuaufgefundener Brief[1]) gedenkt aber einer inextricabilis fuga und eines vulnus exitiale, die Boccaccio für den schon erwähnten Acciajuoli erduldet. Vermuthlich nahm er also Theil an der Flucht, auf welcher Acciajuoli Ludwig von Tarent nach Toscana begleitete.[2]) Aller Wahrscheinlichkeit nach hielten ihn die Pest, die er später so bered geschildert hat, und der Tod des Vaters auf einige Zeit in der Heimat zurück, wo wir ihn am 26. Januar 1349 als Vormund seines Bruders Jacopo handeln sehen.[3])

Am 15. Mai 1349 datirt Boccaccio einen Zueignungsbrief (vermuthlich vom Dekameron) an Francesco de' Bardi wieder aus Neapel. Zu Ende desselben Jahres, oder zu Anfang des folgenden finden wir ihn jedoch nicht nur aufs neue in Toscana einheimisch, sondern in öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt. Daß er um diese Zeit im Auftrage der florentinischen Republik zu Francesco degli Ordelaffi in Forli gereist sei und sich diesem näher befreundet habe, wußten wir schon lange.[4]) Nach einem von Ciampi[5]) aufgefundenen Briefe scheint er aber um die Zeit der zweiten Invasion des ungarischen Ludwig (1349—50) in einem nähern Verhältniß zu diesem Dynasten, den er wiederholt als seinen „dominus" bezeichnet, gestanden und dadurch in die, den neapolitanischen Angiovinen feindlichen Parteiungen gezogen zu sein.[6]) — Noch öfter sehen wir Boccaccio an die Höfe der kleinen Städtetyrannen der Romagna zurückkehren[7]); bemerkens-

1) Ciampi, Monum., S. 73.
2) Giov. Villani, XII, 111, 15.
3) Manni, Storia del dec., S. 21. Vermuthlich ist die Jahreszählung nach florentinischem Gebrauch, dann ist das Jahr 1350 zu verstehen. Baldelli, S. 276.
4) Manni, S. 56, 57. Mehus, Vita Ambrosii Camald., S. CCLXVII. Baldelli, S. 105—8.
5) Monum., S. 267.
6) Monum., S. 226 fg.
7) Ciampi, S. 495. N. b., S. 505.

werth aber ist es, daß sich vom Schlusse ebendieses Jahres (30. December 1350) die Nachricht erhalten hat, wie die Capitani von Or San-Michele durch Boccaccio's Vermittelung der Tochter ihres größten Mitbürgers, der Beatrice di Dante Allighieri, die Nonne in dem Kloster San-Stefano dell' Uliva in Ravenna war, ein Almosen von 10 Goldgülden zukommen ließen.[1])

Nach Neapel ist Boccaccio auch später, und zwar mehrfach, niemals jedoch zu bleibendem Verweilen zurückgekehrt. Die Zeit war verstrichen, wo jener Hof die Fülle der Lust zu bieten und keimende Talente zu wecken vermochte. Die noch übrigen Regierungsjahre der ersten Johanna waren von Kriegen und von Raubzügen der Condottieri, von Händeln und Ränken der Großen ausgefüllt. In Boccaccio's gepriesenem Landsmann, Acciajuoli, hatte der Hochmuth des Emporkömmlings das frühere Wohlwollen und das Interesse für Wissenschaft verdrängt. Anders war es in jenen Zeiten gewesen, wo König Robert am Ende seiner nicht unrühmlichen Regierung, selbst in Dichtkunst und Gelehrsamkeit erfahren, einen Kreis von kundigen Männern um sich versammelte, wo er es sich zur Ehre schätzte, Petrarca, der auf dem Capitol die Dichterkrone zu erlangen strebte, drei Tage lang öffentlich zu prüfen. Von solchem Schauspiel, das unter seinen Augen sich zutrug, angeregt, in südlich verzehrender Glut für die selbst glühende Königstochter entflammt, forderte der Krämerssohn aus Certaldo von den Musen, daß sie ihm Zutritt zu dem Palast der Angiovinen gewährten. Er wurde ihm gewährt[2]); aber die Liebe Mariens, die mit dem letzten Ziele begann, konnte dem Begünstigten nicht jene übersinnlichen und sorgsam geglätteten Liebesseufzer

1) Manni, S. 34.

2) Einen Brief Boccaccio's an den später hingerichteten Prinzen (Karl) von Durazzo vom April 1339 hat Ciampi (S. 274) neuerdings bekannt gemacht.

eingeben, über welche Petrarca's Zärtlichkeit für seine Laura durch zwei Jahrzehnde nicht hinauskam. Der Hof der wollüstigen Johanna, die gewohnt war, jeder Laune nachzugeben, liebte derbere Kost als die scheue Verehrung deutschen Minnegesangs, und wenn wir im vierten Buch des „Filocopo" den Florio einem Liebeshof beiwohnen sehen, der unter Fiammettens Vorsitz dreizehn spitzfindige Fragen verhandelt, so sind diese Spiele des Scharfsinns sich nicht selber Zweck, sondern ein Aufathmen der gesättigten Lust. Von jenen zweifelhaften Fällen des Liebeshofs der Fiammetta finden wir mehrere später im „Dekameron" wieder, und es ist kaum zu bezweifeln, daß die in diesem Werke vereinten ergötzlichen Geschichten, so wenig sie taugen mögen, von weiblichem Ohr vernommen zu werden, zuerst aufgezeichnet wurden, um der Königin Johanna und ihren Damen Unterhaltung zu gewähren. Rief doch drittehalb Jahrhunderte später das Wohlgefallen der jungfräulichen Königin des Westens die nicht eben zartern Späße der „Lustigen Weiber von Windsor" hervor. Eine Frucht von Boccaccio's erstem Aufenthalt in Neapel scheint der „Filocopo" zu sein, während vermuthlich nach seiner Rückkehr, die ihn mit Fiammetten in alter Liebe verband, das nach ihr benannte Büchlein und der „Filostrato", letzterer durch eine längere Abwesenheit der Geliebten veranlaßt, entstanden. [1])

Aber auch zur Erweiterung seiner gelehrten Kenntnisse war für Boccaccio der Aufenthalt in Neapel in hohem Grade förderlich. Sein Zusammentreffen mit Petrarca führte noch zu keiner persönlichen Bekanntschaft. Wohl aber erfreute er sich des nähern Verkehrs mit dem gelehrten Bibliothekar König Robert's, Paolo von Perugia,

---

1) Ueber die fernern Schicksale Mariens haben wir keine Nachricht; aus einigen Sonetten (Baldelli's Sammlung der „Rime", Nr. 51, 60, 73, 97) sehen wir indeß, daß sie vor Boccaccio starb.

aus dessen handschriftlichen Sammlungen er noch in spä ten Jahren zu schöpfen hatte, und mit dem vorzüglichsten Astronomen seiner Zeit, Andalone del Negro aus Genua. Daß ein neuerlich entdeckter, anscheinend an diesen gerichteter Brief ihre nähere Verbindung auf die Zeit zurückführt, wo Boccaccio noch kanonisches Recht studirte, ist schon erwähnt worden [1]), auch wurde unter den Freunden unsers Dichters ein dritter, Dionigi de' Roberti, bereits genannt. [2]) In diesem Kreise der ausgezeichnetsten Männer ihrer Zeit muß Boccaccio auch vom Griechischen, dessen Kunde damals im Occident gar selten war, wenigstens die Anfangsgründe erlernt haben, wenn ihn gleich erst gegen Ende seines Lebens der gelehrte Leontius Pilatus mit dem Vater der griechischen Dichtkunst genauer bekannt machte. Spuren einer Reise nach Calabrien finden sich [3]); ältere Biographen lassen Boccaccio bis nach Sicilien reisen, um das Griechische zu erlernen. Sicher fehlte es in Neapel selbst nicht an Gelegenheit dazu, und der Eifer für diese Studien, den Boccaccio mit Petrarca theilte, ist nicht das geringste seiner Verdienste. Daß in jener bücherarmen Zeit, wer irgend nach Kenntnissen strebte, suchen mußte, sich selber in den Besitz von Handschriften zu setzen, bedarf keiner Erwähnung. Boccaccio's beschränkte Mittel erlaubten ihm dies nur in geringem Maße, doch wissen wir durch seinen Schüler Benvenuto von Imola [4]),

1) Vermuthlich rührt der Brief aus dem Jahre 1339 her, denn er bezieht sich, was Ciampi nicht erkannt hat, auf die Fehde der della Marra und des Niccolò dei Gatti in Barletta. Vgl. Dom. de Gravina bei Muratori, Script. XII, 551.

2) Zanobi da Strada, den später auf Acciajuoli's Fürwort von Karl IV. gekrönten Dichter, preist Boccaccio in dem ersten Briefe an ihn (1350) überschwenglich; sehr verschieden lautet sein späteres Urtheil in einem Briefe von 1373. Baldelli, Rime di M. Boccacci, S. XLII, XLIII.

3) Baldelli, S. 255, 256.

4) Im Commentar zu Dante's Paradies, XXII, 74. Muratori, Antiq., I, 1296 (ital. Ausg. des Benvenuto, Imola 1856, III, 398).

daß er bis nach Monte-Cassino reiste, um Manuscripte zu ermitteln, und nach dem Briefe an den Priore de' Santi-Apostoli (1363) besaß er eine Anzahl von Handschriften, welche die Aufmerksamkeit der Kundigen auf sich zog. Daß er dem Varro „De lingua latina", den auch Petrarca in seiner Jugend gesehen hatte, eifrig nachforschte, erfahren wir aus dem schon erwähnten Briefe an Zanobi da Strada (1350) und noch in späten Jahren (1369?) sehen wir ihn in Ravenna mit dem Aufsuchen von Manuscripten eifrig beschäftigt.[1]) Wo indeß Boccaccio nicht zu kaufen vermochte, da machte er sich durch seinen Fleiß zu eigen, was ihm von den benutzten Büchern das Wichtigste schien. Solche Auszüge aus den Sammlungen des Paolo von Perugia dienten ihm, wie er selbst erzählt, als reichhaltiges Material zu der „Genealogie der Götter".[2]) Ein ähnliches Excerptenheft (Zibaldone) scheint das zu sein, das Ciampi vor einiger Zeit in der Magliabecchiani'schen Bibliothek aufgefunden hat.

Als Mittelpunkt der gelehrten Bestrebungen in Neapel wird von verschiedenen Seiten der florentiner Kaufmann Niccola Acciajuoli geschildert, der durch die Freundschaft der Katharina von Tarent, die sich den lateinischen Kaisertitel beilegte, von Stufe zu Stufe stieg, und, nachdem das ungarische Unwetter verzogen war, zum Großseneschall des Reichs ernannt ward. Auch Boccaccio stand zu ihm in näherer Beziehung, wie der Brief von 1341 (richtiger 1342), die gemeinsame Flucht, und noch in späten

1) Ciampi, Monum., S. 493—506. Auch den übersetzten Homer (vgl. S. XXXII, Anm. 2) und den Augustinus schenkte er dem Petrarca. Vgl. dessen Epist. variae 22. Baseler Ausg., S. 100. Genfer Ausg. der Briefe IX, 3. Der darauf folgende erwähnt das Geschenk eigenhändiger Excerpte aus Schriften Varro's und Cicero's.

2) Monum., S. 1—147. Vgl. Mazzuchelli, S. 1324. Na. 59, 60. Baldelli, S. 127, 28. Ciampi, Mon., S. 211—16, 252 fg.

Jahren die Zueignung des Buchs von den berühmten Frauen an Niccola's Gemahlin Andrea d'Altavilla beweist. Schon frühe scheint indeß dies Verhältniß getrübt zu sein. Ein mit Absicht räthselhaft geschriebener[1]) und von dem Herausgeber[2]) gar nicht verstandener Brief, der sicher aus sehr früher Zeit datirt und ein wunderliches Gemisch barbarischen Lateins und vermuthlich jüngst erlernter griechischer Brocken bietet, schilt den unbenannten Empfänger wegen eines Verraths, den er an dem Schreiber geübt, und besonders weil er dem Acciajuoli[3]) ein ihm anvertrautes Geheimniß mitgetheilt habe. Ein gleichfalls von Ciampi[4]) herausgegebener Brief an Zanobi da Strada, der seit 1352 unter Acciajuoli's Mäcenat in Neapel weilte (vom April 1353), enthält bittere Klagen über die geringschätzige Kargheit des ehrgeizigen Höflings, der neben Jagdhunden und Spaßmachern auch eine Anzahl Gelehrte fütterte, damit sie seine Thaten beschrieben und seine Großmuth in alle Welt verkündeten, und läßt abschreckende Blicke in ein den menschlichen Gefühlen verschlossenes Herz thun.

Wenn wir Boccaccio von der Mitte des Jahrhunderts an mit kurzen Unterbrechungen in Florenz heimisch finden so ist es keineswegs die Vorliebe für den Wohnort seines Vaters, welche ihn hier festhält. Schon in der „Fiammetta" sagt die Geliebte, um so geringern Grund habe er, sie zu verlassen, als er, wie sie wohl wisse, gegen seine Vaterstadt

---

1) „Catagraphavi obscure."
2) Ciampi, Monum., S. 277—81.
3) „Aeripedi." Aes ist Stahl, Acciajo. Vgl. indeß De Sade, Mém. pour la vie de Fr. Petrarque. Deutsche Uebers. (Lemgo 1778), III, 544. Die Indiscretion bezog sich auf einen belliger Quiritium. Unter jenen von Ciampi gedruckten Briefen ist einer (S. 283) mit der Anrede: Mavortis miles ex (sic) trenue, vermuthlich an einen Colonnesen in Avignon. Der Schreiber bewirbt sich darin um die Gunst des Empfängers. Vielleicht geschah dies hinter Acciajuoli's Rücken, dem der in jenem andern Briefe Angeredete das Geheimniß verrieth.
4) Monum., S. 72—81.

entschiedene Abneigung hege. In dem ebenerwähnten Briefe an Zanobi da Strada lobt er ein Strafgedicht dieses letztern gegen die Florentiner und schilt diese selber wegen ihrer Habsucht und ihres verweichlichenden Luxus so sehr, daß er sich in Zukunft nicht mehr von Florenz, sondern von Certaldo zu benennen verspricht.

Im Herbst 1350 berührte Petrarca, auf seiner Reise zum Jubiläum nach Rom, seine Heimat Florenz. Boccaccio sandte ihm lateinische Verse entgegen und empfing ihn mit dem Ausdruck der Bewunderung, die er seit dem neapolitanischen Schauspiele, neun Jahre zuvor, für ihn hegte. Hier begann eine Freundschaft, die nur der Tod löste, und die, besonders auf Boccaccio's Seite, ein fast rührendes Gepräge hingebender Innigkeit trägt. Nur den Schüler Petrarca's, nicht seinen Genossen, nennt er sich, und wo immer die Anforderung zu einem gelehrten Werke an ihn ergeht, da wünscht er die Aufgabe, welcher er sich nicht gewachsen fühlt, von dem kundigern Freunde gelöst.[1] Die kaufmännische Thätigkeit, die begonnenen Studien hatte er verlassen, den Zorn des Vaters sich zugezogen, nur um allein der Poesie zu leben. Dante war ihm das hohe, unerreichbare Vorbild gewesen; aber unter Dante die nächste Stelle, die war das Ziel seines Strebens gewesen.[2] Da fielen ihm Petrarca's Sonette und Canzonen in die Hände, und, schnell überzeugt, daß er nichts diesen Kunstwerken Gleichendes zu schaffen vermöge, warf er die Frucht mehrjährigen Fleißes ins Feuer und wollte noch in späten Jahren es nicht zulassen, daß Petrarca ihn einen Dichter nenne.[3] Petrarca nimmt diese überschwenglichen Huldigungen mit ebenso viel Selbstbewußtsein als Freundlichkeit auf, ist aber im übrigen

1) Vgl. die Einleitung zu der „Genealogie der Götter" und zu dem Buche über die Berge u. s. w.

2) Sonett 68 in Baldelli's Sammlung der „Rime".

3) Petrarca, Epist. sen., V, 3, S. 793—796 der baseler Ausg. Genfer Ausg. der Epist. Fam., IX, 5.

ein wohlgesinnter und zur That bereiter Freund. Wiederholt fordert er den mit steten Geldverlegenheiten Kämpfenden auf, ganz zu ihm zu ziehen, und eine die Sorgen um Rückzahlung tadelnde Aeußerung Petrarca's zeigt uns, daß er dem Boccaccio auch nicht unbeträchtliche Darlehne gemacht hatte.[1]) Im April 1351 ging Boccaccio nach Padua, um Petrarca, dem die bei der Verbannung seines Vaters confiscirten Güter zurückgegeben waren[2]), nun im Namen des Staats um seine Rückkehr nach Florenz zu bitten. In einem ungedruckten Briefe[3]) schildert Boccaccio uns mit lebendigen Farben die schönen Tage, die er bei dem hochverehrten Freunde in wissenschaftlicher Thätigkeit und in begeisterten Gesprächen über Italiens alte Glorie und die Bestrebungen, das Vaterland aus seiner jetzigen Erniedrigung wieder zu erheben, verlebte. Die Hoffnung indeß, das Ziel seiner Gesandtschaft erreicht zu haben, erwies sich bald als ungegründet.[4]) Zwölf Jahre später[5]) finden wir Boccaccio noch einmal in Venedig bei seinem berühmten Gastfreunde, bei dem er drei glückliche Monate lang, der um jene Zeit Italien verheerenden Pest entrückt, in Studien und Erholung weilte.[6]) Hier fanden sich der venetianische Kanzler Benintendi de' Ravignani und der gelehrte Donato d'Albanzani[7]) aus Pratovecchio (Apennini-

---

1) Epist. sen., I, 4, S. 745.

2) Baldelli, S. 109.

3) Baldelli, S. 110.

5) Das Antwortschreiben Petrarca's steht Epist. var., 4. Baseler Ausg., S. 976.

5) Einen dritten Aufenthalt Boccaccio's bei Petrarca in Mailand (1358) erwähnt De Sade, Uebers. III, 572—574. Baldelli, S. 129, 130, versetzt ihn in das folgende Jahr. Von diesem Besuche handelt Boccaccio's funfzehnte Ekloge, Manni, S. 61, 62. Die Einladung Petrarca's steht Epist., IX, 5. Genfer Ausg.

6) Petrarca, Epist. sen., III, 1 (bald nach Boccaccio's Abreise vom 7. September datirt) und 2 (vom 20. desselben Monats).

7) Ihm widmete Boccaccio später seine Eklogen durch die sechzehnte derselben. Manni, S. 62.

gena) zu gemeinsamen Gesprächen und Gondelfahrten ein. Noch ein Fünfter nahm indeß an diesen Zusammenkünften theil, dessen Umgang den Freunden minder willkommen, aber desto lehrreicher war. Ein Calabrese, der sich Leontius Pilatus nannte und seine durch Barlaam aus Seminara erworbene Kunde der griechischen Literatur in der Levante vervollkommnet hatte, weilte um 1360 in Venedig. Boccaccio, dem es für die eigenen Lebensbedürfnisse so oft am Nöthigsten gebrach, eilte, von glühender Begeisterung für das classische Alterthum getrieben, dorthin und bewog den aufgeblasenen und durchaus unliebenswürdigen Mann, mit ihm nach Florenz zu kommen, wo er ihn jahrelang in seiner dürftigen Wohnung beherbergte. Endlich gelang es seinen oft wiederholten Bitten, dem habsüchtigen Griechen ein Jahrgeld von der Republik zu erwirken und ihn zu bewegen, daß er öffentliche Vorlesungen über Homer hielt. Wenige wohnten ihnen bei. Boccaccio aber ließ nicht ab, bis er von Leontius eine vollständige Uebersetzung der Homerischen Gedichte, ja selbst einiger platonischer Schriften erlangt hatte. [1]) Um diese Zeit schrieb Boccaccio im Namen Homer's einen seltsamen Brief an Petrarca, voll Klagen über die Vergessenheit, der seine Gesänge zur Beute geworden seien, und über die Undankbarkeit seiner Nachahmer. Uns ist nur die Antwort des Petrarca (Mailand 9. October 1360) erhalten, und auch diese ist ungedruckt. [2]) Nicht lange glückte es Boccaccio, den unbeständigen und stets unbefriedigten Mann an Florenz zu knüpfen. Plötzlich verschwand er, und erst in Venedig bei dem Freunde sollte Boccaccio ihn wiedersehen. Auch Petrarca's Gastfreundschaft vermochte indeß Leontius nicht auf die Dauer zu fesseln. Bald nach

---

1) Baldelli, S. 135—144, 256—269. Vgl. Petrarca, Epist. sen., VI, 2.

2) De Sade, deutsche Uebersetz., III, 705. Baldelli, S. 258—260.

Boccaccio's Abreise wandte er sich nach Konstantinopel, durch den Vergleich mit dessen Herrlichkeiten er stets bemüht gewesen war, Italien herabzusetzen. Kaum dort angelangt, versank er in tiefes Elend und beschwor Petrarca, ihm die Rückkehr zu ihm zu gestatten. Zwar weigerte sich dieser, doch auch ungerufen schiffte sich der Grieche im Geleite weiterer Manuscripte (des Sophokles und Euripides) wieder ein; im Adriatischen Meere indeß entlud ein schweres Gewitter sich über dem Schiffe, und ein Blitzstrahl (oder ein Meteorstein?) tödtete von allen, die sich darauf befanden, den einen Leontius. Nachricht von diesem allen gibt Petrarca dem Freunde Boccaccio in mehreren Briefen.[1])

Mehrfach klagt Petrarca, daß Glück und Freude mit dem Freunde von ihm geschieden seien[2]); bis zum Tode aber besprachen sich beide in ausführlichem Briefwechsel über die Dinge, die ihnen jedesmal zumeist am Herzen lagen. Bald vertraut Petrarca dem Freunde das lange und sorgsam geheim gehaltene Alter[3]), bald gesteht er seine Freude, das vielgefürchtete dreiundsechzigste Jahr überstanden zu haben[4]), bald weist er den guten Rath, in seinen alten Tagen sich Ruhe zu gönnen, nicht ohne Empfindlichkeit zurück[5]), bald beschwert er sich in langen Declamationen über die ihm entzogene Anerkennung und dankt dann ziemlich vornehm, und als ob die ganze Sache ihm gleichgültig sei, für die von Boccaccio verfaßte Apologie[6]), bald endlich beantwortet und widerlegt er des Freundes herbe Klagen über das karge Los, das ihm zu Theil geworden.[7])

1) Epist. sen., III, 5. V, 4. in f. VI, 1.
2) Ebendaselbst, III, 1. XIV, 8.
3) Ebendaselbst, VIII, 1 (vom 20 Juli 1366).
4) Ebendaselbst, VIII, 8 (vom selben Tage 1367).
5) Ebendaselbst, XVI, 1. 2. Vgl. De Sade, Uebers., III, 885, 886, 898. Der Brief ist vermuthlich aus Petrarca's letztem Lebensjahre.
6) Ebendaselbst, II, 1. XIV, 8. Baldelli, S. 210.
7) Ebendaselbst. . . . .

Von Boccaccio's Briefen an Petrarca sind uns leider die meisten verloren gegangen [1]); nach dem aber, was wir davon wissen, waren es im Gegensatz zu den eiteln Selbstbesprechungen dieses letztern fast immer höhere Interessen, oder fremde Angelegenheiten, von denen sie handelten. Eine merkwürdige Mittheilung solcher Art werden wir noch zu erwähnen haben (S. XLII). Höchsten Preises werth ist aber der edle Muth, mit dem er es wagte, zwar in wohlverstandener Würdigung der Eigenthümlichkeit dessen, an den er schrieb, unter vielfachen und höchsten Lobpreisungen, ja unter Entschuldigungen, aber doch mit dem Bewußtsein der Heiligkeit der Sache, für die er stritt, dem Petrarca Dante's „Göttliche Komödie" (angeblich in eigenhändiger Abschrift) [2]) mit dem Bemerken zu übersenden, daß die vornehme Geringschätzung, mit welcher der Sänger des „Canzoniere" bisher dies höchste italienische Gedicht ignorirt habe, ihm allgemein als unwürdige Misgunst gedeutet werde. [3]) Petrarca's Antwort ist frostig und geschraubt und verräth alles andere eher, als Bereitwilligkeit, die maßlosen Verdienste des Vaters der italienischen Poesie, des vollendetsten Organs der mittelalterlichen Geistesentwickelung, anzuerkennen.

Zu den heimischen Verhältnissen Boccaccio's zurückkehrend, haben wir mehrerer Gesandtschaften zu gedenken, mit denen ihn die Republik betraute. Im Jahre 1352 wurde er, um gegen den Mailänder Giovanni Visconti Hülfe zu suchen,

---

1) Einen Brief von 1366 (?) theilt De Sade, Uebers. III, 811—814, mit. Boccaccio hatte Petrarca in Venedig besuchen wollen, aber nur dessen Schwiegersohn gefunden. Vgl. Baldelli, S. 192, 193.

2) Daß die Vaticanische HS. Nr. 3199 eine solche sei, kann nur ein Unkundiger behaupten.

3) Boccaccio's Brief ist uns verloren. Die begleitenden Verse sind oft gedruckt, z. B. bei Manni, S. 25, 26. Die Antwort Petrarca's steht nicht in der baseler Ausg. der Werke, wohl aber in der (genfer) Octavausg. der Briefe (1601), XII, 12, S. 445—451.

an den Markgrafen von Brandenburg gesandt.[1] Die italienischen Schriftsteller nennen den bairischen Ludwig; doch kann der Zeit nach nur dessen Bruder, der Römer, gemeint sein, dem seit dem Luckauer Vertrage (24. December 1351) die Mark bereits abgetreten war. Spiker[2]) hat nachzuweisen gesucht, daß Berlin das Ziel dieser Sendung gewesen sein müsse; jedenfalls war der Eindruck, den unsere Heimat auf den Dichter des „Dekameron" gemacht hat, kein besonders günstiger, denn einige Jahre später findet er es unerhört, daß Petrarca habe daran denken können, sich von den italienischen Wirren nach Deutschland zurückzuziehen.[3]) — Daß er entweder auf dieser Reise oder bei dem Römerzuge Karl's IV. diesen Kaiser gesprochen hat, ergibt sich aus dem Briefe an Francesco Nelli. — Nach einem ungedruckten Briefe, dessen Inhalt Baldelli[4]) mittheilt, reiste Boccaccio im Sommer 1353 über Forli zu Bernardino Polenta, der damals über Ravenna herrschte, von wo er Petrarca sein unmuthiges Erstaunen ausdrückte, daß dieser sich in den Dienst des verhaßten mailänder Erzbischofs (Visconti) begeben. Vermuthlich ist uns auch Petrarca's entschuldigende Antwort erhalten.[5])

Mehrere Gesandtschaften an die noch in Avignon weilenden Päpste wurden in den folgenden Jahren Boccaccio aufgetragen. Im Jahre 1354 sollte er erforschen, welches Sinnes Innocenz VI. in Betreff der Römerfahrt Karl's IV. sei.[6]) Was auch der Ausgang dieser Sendung gewesen

---

Ausführlich erläutert ist sie von Dionisi, Preparazione istorica alla n. ed. di Dante II, 3—28. Er vermuthet (S. 15), daß der Brief um 1360 geschrieben sei. De Sade setzt ihn 1363, Uebersetz. III, 574—583. Vgl. Baldelli, S. 130—135.

1) Manni, S. 37, 38. Mazzuchelli, S. 1326. Na. 73, 74. Baldelli, S. 112, 113.

2) Nach mündlicher Mittheilung.

3) Petrarca, Epist. sen., I, 4.

4) S. 114—118.

5) Epist. sen., VI, 2.

6) Manni, S. 38. Baldelli, S. 118—120.

sein möge, so hatte sie für Florenz geringen Erfolg, da die Stadt sich nach hochfahrenden Worten durchaus dem Willen des Kaisers fügte. [1])

Am 20. August 1365 begab Boccaccio sich abermals im Auftrage der Republik nach Avignon, diesmal um die Gunst Urban's V., der Florenz einen großen Theil der Schuld an dem Fortbestehen des Unwesens der Condottieribanden beimaß [2]), wiederzugewinnen. Seine nahe Verbindung mit Petrarca bereitete Boccaccio bei manchen, namentlich bei dem Patriarchen Philipp von Cabassolles, freundlichen Empfang. [3]) Seine Gesandtschaftsberichte sahen noch die Verfasser des Wörterbuchs der Crusca in dem Archiv der Riformagioni; gegenwärtig sind sie verloren. [4]) Gegen Ende des Jahres kehrte er über Genua [5]) zurück, von wo er dem damals in Pavia weilenden Petrarca schrieb. [6]) Auch eine Nachricht über die Tagegelder, die Boccaccio während dieser Gesandtschaft bezog, ist auf uns gekommen; sie betrugen zwei Goldgülden täglich.

Ein drittes mal reiste Boccaccio im November 1367 zum Papst, und zwar wieder zu Urban V.; diesmal aber nicht nach Avignon, sondern nach Rom, wohin dieser Kirchenfürst sich das Jahr zuvor, freilich nur auf kurze Zeit, begeben hatte. [7])

Noch sind mehrere Besuche zu erwähnen, die Boccaccio

---

1) Darüber spottet Boccaccio selbst in der siebenten und neunten seiner Eklogen. Vgl. die Erläuterungen bei Manni, S. 59.

2) Vgl. Baldelli, S. 124.

3) Petrarca, Epist. sen., V, 1.

4) „Tavola", der neuesten, nicht fortgesetzten, Ausg. des „Vocabolario", S. 33.

5) Vgl. Boccaccio's Erläuterung zu seiner dreizehnten Ekloge, in dem Briefe an den Maestro Martino da Signa bei Manni, S. 61.

6) Petrarca, Epist. sen., a. a. O.

7) Manni, S. 40. Mazzuchelli, S. 1326, Na. 77—81. Baldelli, S. 190—192. Diese Schriftsteller lassen Boccaccio auf seiner Rückkehr von dieser Reise nach Genua kommen. Wie irrig dies aber ist, ergibt sich daraus, daß Urban seit dem 16. Oct. in Rom weilte.

in Neapel machte. Nach dem von Ciampi herausgegebenen Briefe an Zanobi da Strada (1353) muß er seit 1349 noch einmal dort gewesen sein, vermuthlich 1352. Er erwähnt, mit Zanobi lange keine Briefe gewechselt zu haben, und erinnert ihn an Aeußerungen Acciajuoli's; Zanobi war aber erst seit 1352 in Neapel.[1]) Er erklärt, solange das Glück des Großseneschall anhalten werde, nicht mehr nach Neapel kommen zu wollen.[2]) Dennoch besitzen wir einen äußerst langen, Venedig, 28. Juni (1363) datirten Brief Boccaccio's an Francesco Nelli, den Prior von Santi-Apostoli (den Simonides des Petrarca), der nach Zanobi's Beförderung zum päpstlichen Geheimschreiber 1361 in Acciajuoli's Dienste getreten war, erfüllt von bittern Klagen über die Wortbrüchigkeit, die der Schreiber, nachdem Acciajuoli ihn nach Neapel berufen, dort von ihm erfahren habe, und über die ungastliche Bewirthung und das geringschätzige Betragen, durch welches jener nach wenig Monaten veranlaßt worden sei, die ihm von den Jugendjahren her liebe Stadt zu verlassen.[3]) Um eine solche Inconsequenz nicht annehmen zu müssen, hat Ciampi den ganzen Brief für untergeschoben erklärt[4]) und in der Fehde, die sich hierüber entspann, selbst seine Gegner überzeugt.[5]) Dennoch ist die Echtheit des Briefes als völlig unzweifelhaft zu betrachten, und nur zuzugestehen, daß nicht das Original, sondern eine italienische Uebersetzung auf uns gekommen ist.[6]) Der Hergang ist im wesentlichen so zu denken: Im Mai 1362

1) De Sade, deutsche Uebersetz., III, 253. Mehus, Ambr. Camald., S. CXCII. Ciampi, Monum., S. 32, vermuthet, Acciajuoli habe den Zanobi an Boccaccio's Platz berufen.

2) „Immotum sedet animo, nunquam felicitate Magni sui florente, me regnum Ausonicum revisurum."

3) Ciampi, Monum., S. 153—209.

4) Ebendaselbst, S. 538—576, 581—589.

5) Gamba, Serie de' testi di l. Ed. IV, S. 59, Nr. 115.

6) So vermuthete schon Salvini, vgl. Ciampi, a. a. O., S. 566 fg., 485, 486.

(in quello dì, che il nostro re Lodovico morì — 26 Mai) nahm der Priore de' Santi-Apostoli in Messina[1]) Gelegenheit, dem Großseneschall von der drückenden Lage Boccaccio's (bei dem gerade damals Leontius herbergte) zu sprechen, Acciajuoli schrieb einen eigenhändigen Brief voll guter Verheißungen, um Boccaccio zu sich zu laden. Nelli begleitete denselben mit seinen eigenen Bitten. Boccaccio, den frühere Erfahrungen mistrauisch gemacht hatten, stellte seine Bedingungen und kam erst, als diese bewilligt waren, im November.[2]) Weder den ersten Willkommen, noch die fernere Aufnahme fand er seinen Erwartungen, ja den bestimmten Zusagen entsprechend[3]), und Boccaccio zog nach einiger Zeit zu seinem Freunde und Landsmann Mainardo de' Cavalcanti.[4]) Noch einmal wurde er an den Meerbusen von Bajä zu Acciajuoli mit dem Bemerken, daß er seine Manuscripte mitbringen möge, beschieden; aber auch hier erlangte er nur durch die vermittelnde Theilnahme eines besuchenden Neapolitaners ein menschliches Lager und wurde endlich mit seinen Schätzen allein am wüsten Strande zurückgelassen. In Neapel suchte sich Boc-

---

1) Dort verweilte er damals: De Sade Uebers., III, 671.

2) Der Brief sagt: l'aere fresca, e stante pestilenzia. Daß gerade 1362 und 1363 die Pest mit erneuerter Heftigkeit wüthete, was Ciampi ganz übersehen hat, ergibt sich aus Matteo Villani, XI, 57, und besonders aus Petrarca's sehr lehrreichem Briefe. Epist. sen., III, 1.

3) Im Gegensatze zu der erniedrigenden Bewirthung Acciajuoli's gedenkt Boccaccio des Wohllebens, das er in seiner Jugend mit Jünglingen von Stande zu Neapel geführt. Ciampi, S. 559—562, findet darin einen Widerspruch mit den frühern Schilderungen seiner Armuth, vgl. Anm. 1, S. XIX. Gewiß konnte er aber, besonders nachdem er mit dem Vater ganz gebrochen, vorübergehend Mangel leiden, und dann wieder an dem Glanze von Johannens Hofe theilnehmen.

4) Ihm widmete er später das Buch von den unglücklichen Berühmten. S. den Widmungsbrief bei Baldelli, S. 388—391, vgl. S. 160 fg.

caccio, da Mainardo abgereist war, andere Herberge bei einem dürftigen Kaufmann, verabschiedete sich bei dem Seneschall und reiste ohne Florenz zu berühren nach Venedig zu Petrarca (Silvano, wie er ihn auch sonst nennt; Baldelli, S. 116, 117). Am 22. April 1363 sandte ihm Nelli einen begütigenden, aber zugleich vorwurfsvollen Brief nach, in dem er ihn einen Mann von Glas nannte und ihn zurückzukehren bat. Die Antwort darauf ist der Gegenstand des Streits. — Nun finden alle darin vorkommenden geschichtlichen Daten anderweitig volle Bestätigung. So sehen wir namentlich aus dem schon erwähnten, von Ciampi übersehenen Briefe Petrarca's, daß Boccaccio von einem längern Aufenthalt in Neapel kommend, Juni bis August 1363 in Venedig bei ihm zubrachte; wir wissen ferner, daß Boccaccio mit Recht sagen konnte [1]), daß er sich wohl erinnere, wie vor etwa 30 Jahren Acciajuoli als kleiner Kaufmann, von einem einzigen Diener begleitet, nach Neapel gekommen sei. Auch ist die ganze Schilderung, so ungünstig sie auch von sonstigen Lobpreisungen absticht, schwerlich ungerecht: in ebendiesem Jahre hatte der von Acciajuoli vielgepriesene und wegen seines universellen Ansehens gewiß auch gefürchtete Petrarca Anlaß, sich gegen ihn zu beschweren, daß er ihm keine seiner vielen Versprechungen erfüllt habe. [2]) War indeß Boc-

---

1) S. 182.

2) Epist. sen., III, 3. „Dolebis, quod, nescio quibus aliis curis, fortasse majoribus, nescio an et pulchrioribus, distractus, nihil unquam pro me feceris, quum potueris semper, et saepe promiseris." Später heißt es noch, er habe sein Versprechen interposita jurisjurandi religione bekräftigt, und Petrarca besitze darüber chirographum non unum, tuis scriptum digitis; nicht nur sei alles unerfüllt geblieben, sondern auf Petrarca's Bitte habe Acciajuoli ne unicum quidem verbum, justum, honorificum, teque dignum, et tuis in labiis et in auribus audientium honestissime soniturum (vermuthlich beim Papste) für ihn, illi tuo electo et dilecto,

caccio, wie auch sein Briefwechsel mit Petrarca ergibt, empfindlich und leicht gereizt, so dürfen wir auch die eigenthümliche, nicht eben würdige Stellung nicht außer Augen lassen, welche die Literaten jener Zeit, besonders die ärmern, den Machthabern gegenüber einnahmen. Aus den trivialen Späßen der Jongleurs war die moderne Poesie herangewachsen, und diejenigen, an deren Höfen sie Schutz fand, konnten diesen Ursprung noch nicht vergessen. Cangrande della Scala fand Dante's tiefsinnige Worte langweilig im Vergleich mit dem Geschwätz eines herumziehenden Spaßmachers, und die plumpste Schmeichelei war die Bezahlung, ohne die das kümmerliche Gnadenbrot nicht gewährt ward. An dieser ließ selbst ein Petrarca es mitunter nicht fehlen, nur war er geschickt genug, dem Dinge einen vornehmern Mantel umzuhängen. In der That liegen diese Zustände uns nicht gar so fern. Noch ist wenig mehr als ein Jahrhundert verstrichen, seit die Hofnarren Gundling, Graben zum Stein und Morgenstern Leibniz' Stuhl einnehmen durften.

Francesco Nelli, welchem selber Boccaccio in jenem Briefe schwere Vorwürfe gemacht hatte, überlebte dessen Empfang nicht lange. Schon am 7. September hatte Petrarca an Boccaccio zu melden, daß die Pest ihn hinweggerafft habe. Drei Jahre später (25. October 1366) starb auch Acciajuoli.

Noch einmal kehrt Boccaccio, durch einen Unmuth, dessen Ursachen wir nicht kennen, aus der Heimat vertrieben [1]), im Herbste 1372 nach Neapel zurück. Mainardo de' Cavalcanti, Ugo da San-Severino und andere Freunde empfingen ihn liebevoll; selbst die nun auch betagte und vielgeprüfte Königin Johanna suchte ihn dauernd an Neapel zu fesseln [2]); doch blieb seine äußere Lage dabei

---

einlegen wollen. Ego te bis requisivi; utinam vel negasses cito, vel implesses, sero licet, aut saltem lentius promisisses. Ecce nunc tertiae, et ultimae preces meae.

1) Baldelli, S. 197.

2) Ungedruckte Briefe bei Baldelli, S. 196.

fortwährend drückend. An den sicilischen Logotheten Jakob Pizinghe mußte er schreiben [1]), so schwer es ihm Alter und Corpulenz gemacht haben, sei er doch außer Stande gewesen sich zu dem öftern Besuche des Minoriten Ubertino, der auf der Höhe des Vomero wohnte, ein Pferd zu miethen. Im Frühjahr kehrte er nach Toscana zurück.

Diese ganze Zeit (seit 1363) hatte er indeß, mit Ausnahme der erwähnten Reisen, und der Zeit wo er (1367) das Amt eines Offiziale del Magistrato della condotta degli Stipendiarj bekleidete [2]), vermuthlich nicht in Florenz, sondern in Certaldo, der Heimat seines Vaters, zugebracht, mit literarischen Arbeiten, namentlich der „Genealogia Deorum", dem Buche „De montibus, sylvis, fontibus et lacubus", ferner „De claris mulieribus" und „De casibus virorum et foeminarum illustrium", sowie mit den 16 Eklogen eifrig beschäftigt. Diesem Zurückziehen von dem störenden Getreibe der Stadt war aber ein anderes merkwürdiges Ereigniß vorhergegangen. Am 29. Mai 1361 starb in der Kartause zu Siena ein frommer Einsiedler, namens Pietro Petroni, der später selig gesprochen wurde. Vor seinem Tode hieß er seinen Gefährten Gioachino Ciani, sich mit geheimen Aufträgen zu mehreren namhaften Männern der Zeit begeben, um sie von ihrem weltlichen Treiben abzuziehen. Auch Petrarca war von der Zahl. Einer der ersten aber, die Ciani heimsuchte, war Boccaccio. Nach dem gleichzeitigen Berichte des später ebenfalls seliggesprochenen Giovanni Colombini [3]) verkündete er diesem, wie Christus dem Petroni auf dem Sterbebette erschienen sei und ihm Boccaccio's verborgenste Geheimnisse und dessen zukünftige Schicksale offenbart habe. Nur wenig Jahre habe er noch zu leben; drum möge er in sich gehen und bei Zeiten seinen, der Sinnenlust fröhnenden,

---

1) Baldelli, Rime di Boccaccio, S. XXXVI.
2) Mazzuchelli, S. 1326, Na. 80.
3) Manni, S. 85—87.

Wandel und die Schriften, die den Samen der Sünde verstreut, durch aufrichtige Reue büßen.[1]) Wesentlich aber sei dazu, daß er den poetischen Studien entsage und einem ganz andern Leben sich ergebe[2]); wo nicht, möge er erwarten, daß ein schleuniger Tod zugleich seinen profanen Studien und der Möglichkeit seiner Rettung ein Ende mache. — Boccaccio ward durch diese drohenden Worte um so gewaltiger erschüttert, als Ciani ihm zu deren Beglaubigung von einem frühern Ereignisse genauen Bericht gab, von welchem, wie jener glaubte, niemand auf der Welt Kunde haben konnte. Auch diesmal schüttete er sein stürmisch bewegtes Herz gegen Petrarca aus, der ihm in einem ebenso salbungsvollen als gelehrten Briefe[3]) viel schöne Sachen von der richtigen Art, dem Tode entgegenzugehen, und von dem Nutzen der Studien und der Poesie schrieb. Es scheint indeß nicht, als ob damit der Eindruck jenes Besuches ausgetilgt sei. Wenn auch aus dem Verkaufe seiner Bibliothek, die Boccaccio dem Freunde angeboten hatte, nichts wurde, so gewinnt doch seine Thätigkeit als Schriftsteller, wie schon angedeutet worden, von nun an einen neuen Charakter, und es fehlt nicht an bestimmten Erklärungen, wie sehr er seine frühern Schriften verdamme.[4]) — Später finden wir ihn auf kurze Zeit (zu Ende des Jahres 1370) in dem Kartäuserkloster San-Stefano

---

1) Luxum coecosque simul errores, in quibus misere ad eam diem jacuerat, ad amatoria studia incumbendo detegit, indicatque pariter, quas peccandi occasiones mortalibus obtulerit, suis videlicet vulgatis lucubrationibus.... Quae adhuc scripta edidisti, instrumenta perinde diaboli sunt, ad instruendas et alliciendas in Venerem animas.

2) Poetica studia abjicias, et exitialem poeticen illam detestatus, quae tibi hactenus fuit impedimento, quominus verae virtutis cultorem te cunctis exhiberes, honestiorem ... disciplinam ineas.

3) Epist. Sen., I, 4.

4) Baldelli, S. 160—162.

in Calabrien, hoch auf dem Apennin zwischen Pizzo und Squillace, wo er indeß von dem Abte, seinem Freunde Niccolò di Montefalcone, höchst ungastlich aufgenommen ward, wie er in einem ungedruckten Briefe diesem vorwirft.[1]) Schon glaubte man, er habe das Ordensgewand der Kartäuser genommen[2]); war dies aber auch voreilig, so scheint er doch, wie besonders aus der erwirkten Dispensation wegen seiner unehelichen Geburt erhellt, geistliche Weihen erhalten zu haben.[3])

So große Pietät auch Boccaccio für den gelehrten Sänger der Laura hegte, so hatte dessen obenerwähnter Brief in keiner Art vermocht, seine Verehrung für Dante zu schmälern, die er schon um die Mitte des Jahrhunderts durch seine Lebensbeschreibung des Dichters bekundet. Wieder und immer wieder warf er den Florentinern die Schmach ihrer Undankbarkeit gegen den größten ihrer Mitbürger vor, und endlich, am 9. August 1373, wurde beschlossen, zu Gunsten derer, „die zu den Tugenden aufzustreben wünschten", einen Lehrstuhl für die Erklärung von Dante's „Göttlicher Komödie" zu errichten, „aus welcher auch die Nichtgelehrten unterwiesen werden könnten, sowol die Laster zu meiden und gute Sitten zu erwerben, als auch die Zierde der Beredsamkeit zu erlernen". Sonntags den 3. (es muß heißen den 23.) October begann Boccaccio, dem gegen ein Jahrgeld von 100 Goldgülden dieser ehrenvolle Auftrag ertheilt war, in der Kirche San-Stefano seine öffentlichen Erklärungen.[4]) Nicht allein aber mußte er Schmähungen und Spott erfahren,

---

1) Baldelli, S. 195, 196, 383.

2) Bottari's Vorrede zu den Novellen des Franco Sacchetti, Silvestrische Ausg. S. 19.

3) Baldelli, S. 164, 165, vergl. mit Mazzuchelli, S. 1327 No. 88.

4) Chronik des Monaldi in den Anmerk. der Deputati zum Dekameron, S. 39.

daß er es unternommen, das erhabene Gedicht dem großen Haufen zu erklären[1]), sondern schon nach etwa drei Monaten nöthigte ihn schwere Krankheit, seine Vorlesungen zu unterbrechen.[2]) Mannichfache Uebel verbanden sich mit demselben ekelhaften Ausschlage, an dem früher auch sein Freund Petrarca gelitten[3]), und ein ungedruckter Brief schildert in den grellsten Farben den unleidlichen Zustand, in dem er sich monatelang befand.[4]) Gewissensbisse quälten ihn und voller Schrecken sah er dem Tode entgegen; noch einmal indeß gab ihn entweder seine kräftige Natur, oder die Kunst des Arztes[5]) dem Leben zurück.

Außer der körperlichen Schwäche aber, welche die Krankheit zurückließ, und die ihn nie mehr verlassen sollte, drückte ein tiefer geistiger Schmerz während des kurzen Restes seines Lebens ihn nieder. In der Nacht vom 18. zum 19. Juli 1374 war Petrarca in Arquà am Schlage gestorben, und mit Recht schreibt Boccaccio in dem schon erwähnten Briefe an den Schwiegersohn des Verstorbenen: „er hat mich in dieser Welt, wie in einem Schiffe, das ohne Steuermann in einem unruhigen Meere umhergetrieben wird, zurückgelassen.“[6]) In seinem Testamente vom 4. April hatte Petrarca seinem Freunde 50 Goldgülden vermacht: „um sich ein Winterkleid zu seinen nächtlichen Studien zu kaufen.“[7]) Boccaccio nahm das Legat dank-

---

1) Seine Antwortssonette, in denen er selber sein Unternehmen fast bereut, finden sich in der Baldelli'schen Sammlung der Rime, Nr. VII—XI, S. 4—6; vgl. S. 178.

2) Vgl. den Brief an Franz von Brossano vom 3. November 1374 bei Mehus, Vita Ambr. Cam., S. CCVI.

3) Epist. sen., III, 4.

4) Baldelli, S. 199—201.

5) Daß er einen solchen in einer frühern Krankheit (1364) zugezogen, wurde ihm von dem bekannten Feinde der Aerzte, Petrarca (Epist. sen., V, 4), sehr verdacht.

6) De Sade, Uebers., III. 895.

7) De Sade, Uebers., III, 830, 831.

bar an, obwol er wünschte in den Umständen zu sein, daß er es ablehnen könnte.

Einen Entwurf zu seinem eigenen Testamente hatte Boccaccio schon am 21. August 1365 (italienisch) gemacht.[1]) Nach Petrarca's Tode (28. August 1374) ließ er es zu Florenz in der Kirche Santa-Felicità feierlich (lateinisch) durch einen Notar aufnehmen[2]). Zu Erben ernannte er seine Neffen, während der Nießbrauch dieses Vermögens deren Vater, seinem Bruder, bleiben sollte. An Legaten hinterließ er unter anderm dem Mönchskloster Santa-Maria di San-Sepolcro dal Poggetto (dalle Campora)[3]) bei Florenz „alle heiligen Reliquien, die er mit vielem Zeitaufwande und großer Mühe aus verschiedenen Theilen der Welt zusammengebracht", der Kirche San-Jacopo in Certaldo einige Kirchengeräthe, der Madonna Sandra, Frau des Francesco di Lapo Buonamichi[4]), ein Marienbild, und seiner Haushälterin Bruna, der Tochter des Ciango da Montemagno, Betten und Wäsche. Außerdem vermachte er seinem Beichtvater und Freunde Martino da Signa im Kloster San-Spirito[5]) seine ganze Bibliothek, jedoch so, daß nach dessen Tode die Bücher dem Kloster zufielen. — In der That wurde die gewiß sehr werthvolle Sammlung fast ein Jahrhundert lang in jenem Kloster verwahrt, und das Zimmer, in dem sie sich befand, von Niccolò Niccoli verziert; als aber in der Nacht vom 22. zum 23. März 1471 dem Galeazzo Visconti zu Ehren ein geistliches Schauspiel mit Feuerwerk aufgeführt

1) Ueber die Ausgaben vgl. Gamba, Serie de' testi, Nr. 234.

2) Manni, S. 113—117. Vgl. auch Ciampi, Monum., P. 581—184. Das Original, auf Pergament, findet sich jetzt bei den Brüdern Bichi-Borghesi in Siena und ist neuerdings buchstäblich treu abgedruckt worden (durch Gaetano Milanesi?) (Siena 1853 und 1855).

3) Manni, S. 121—123.

4) Manni, S. 125.

5) Manni, S. 123, 124.

wurde, ward mit dem ganzen Kloster auch Boccaccio's Bibliothek ein Raub der Flammen.[1])

Ob nach jener Krankheit Boccaccio seinen Wohnsitz noch einmal nach Florenz verlegt und die Vorträge über Dante fortgesetzt habe, scheint mir deshalb sehr zweifelhaft, weil in einer, dem Ende jener Vorträge (Inf., XVII, 17) ziemlich nahen, Stelle (Inf., XV, 118) ein Vers des Petrarca in einer Weise aufgeführt wird, die vorauszusetzen scheint, daß derselbe damals noch lebte. Jedenfalls leitete das Studium des größten Dichters der modernen Welt, sowie es den Knaben der Poesie zugeführt hatte, so den Greis in jene Welten hinüber, von denen Dante gesungen.

Am 21. December 1375 starb Boccaccio in Certaldo, der Heimat seiner Vorfahren und sein Leichnam wurde dort in der Mitte des Fußbodens der schon erwähnten Kirche des heiligen Jakobus und Philippus[2]) unter einer Marmorplatte mit der Grabschrift beigesetzt, die er selbst verfaßt hatte:

Hac sub mole jacent cineres ac ossa Johannis.
Mens sedet ante Deum, meritis ornata laborum
Mortalis vitae. Genitor Boccaccius illi,
Patria Certaldum, studium fuit alma poësis.

Eine Tafel an der Seitenwand der Kirche wiederholte diese Inschrift, verbunden mit 12 Versen des Coluccio Salutati, welche die lateinischen Werke Boccaccio's aufzählen und preisen, von den italienischen aber nur sagen:

. . . Te vulgo mille labores
Percelebrem faciunt.

Im Jahre 1503 schmückte der Podestà Lattanzio Tedaldi das Denkmal noch weiter aus und fügte ein marmornes Brustbild des Gefeierten, der das „Dekameron" in der Hand hält, hinzu. Da das toscanische Gesetz vom 19. März

1) Baldelli, S. 211, 212.

2) „La Canonica", Giuseppe de Poveda, Del sepolcro di M. Giov. Boccaccio (Colle 1827), S. 3.

1783 die Begräbnisse in den Kirchen verbot, so glaubte man auch das des Boccaccio mit vandalischem Gehorsam zerstören zu müssen. Die Marmorplatte wurde zertrümmert und die Gebeine des berühmten Novellendichters wurden wieder ans Licht gezogen. Auch eine bleierne (oder blecherne) Kapsel mit 15 (oder 13) Pergamenturkunden fand sich in dem Grabe, doch wußte keiner der Anwesenden die Schrift zu lesen. Der Pfarrer (Rettore di San-Jacopo) nahm Schädel und Pergamente an sich und wies sie noch lange der müßigen Neugier der Fremden vor; seit indeß 10 Jahre später der Geistliche in das obere Arnothal versetzt worden, weiß man nichts mehr von diesen Reliquien. Wenn Lord Byron sagt [1]):

. . . . . . even his tomb
Uptorn, must bear the hyaena bigot's wrong,
No more amidst the meaner dead find room,
Nor claim a passing sigh, because it told for
whom!

so irrt er vermuthlich in der Voraussetzung, daß der Haß des Klerus gegen den Verfasser des „Dekameron" an jener Entweihung theilgehabt habe; indeß haben jene Verse und die sehr lesenswerthen Erläuterungen, die der Dichter dazu gibt, in Italien eine lebhafte Polemik hervorgerufen. [2]) — Auch das Denkmal an der Wand der Kirche blieb nicht unverschont; seine Theile wurden auseinandergerissen und in einen Winkel verbannt.

Das jahrhundertelang fast verödete Certaldo, dem erst in neuerer Zeit die Eisenbahn von Empoli nach Siena wieder regern Verkehr zugeführt hat, beherrscht

1) Childe Harold, IV, 58.

2) Der Kanonikus Cateni griff Byron in zwei Sendschreiben Sopra la tomba di M. Giov. Boccaccio, 1825—26, an. Dagegen schrieb Giuseppe de Poveda, 1827 (vgl. d. Anm. 2, S. XLVI. Noch nahmen De Angelis und Rosellini an dem Streite theil. Vgl. auch Valery, Voyages histor. et littéraires en Italie, liv. X, chap. 9.

von der Höhe eines Tuffsteinhügels das Elsathal, dessen Anblick noch heute so freundlich und wohlthuend ist, als Boccaccio ihn vor nun bald fünf Jahrhunderten meisterhaft schilderte.[1]) Mehr als eines seiner mittelalterlichen Häuser ist zu Schutz und Trutz mit einem Wartthurme versehen. Eines derselben ist es, das Boccaccio von seinen Vorfahren überkommen, und in dem er jahrelang den Studien nachging. Cosmus II. ließ es durch eine Inschrift bezeichnen; im vorigen Jahrhundert ward es von einer Weberin bewohnt. Zufällig stieß eines Tages die alte Frau an eine übertünchte Blendnische: der verborgene Raum lag nun offen, und sie fand ein umfangreiches Packet Papiere. Denkt man daran, daß nach Boccaccio's eigener Erzählung die dreizehn Schlußgesänge der „Göttlichen Komödie" nach des Dichters Tode in ganz ähnlicher Weise gefunden wurden, so liegt die Vermuthung nahe, daß jene Papiere Bedeutendes enthalten haben mögen. Indeß hatte jene Alte in seltsamer Furcht daß Gottloses darin stehen könne, das ganze Packet dem Feuer übergeben! —

Vor einigen Decennien hat die kunstsinnige, im laufenden Jahre (1859) verstorbene, Marchesa Carlotta Lenzoni (geborene Medici) das Haus angekauft und ganz im Stile des 14. Jahrhunderts wiederherstellen und mit Hausgeräthe versehen lassen. Ein Frescobild von Benvenuti's geschickter Hand, welches Boccaccio schreiben darstellt, schmückt dessen Arbeitszimmer, und die alterthümlichen Schränke enthalten eine reiche, nur Boccaccio betreffende Bibliothek.[2]) Jetzt gehört dies Haus durch Vermächtniß dem florentiner Museum.

Noch lebt im Munde des Volks der Dichter, der sich nach diesem Städtchen zu nennen pflegte. Gleich Virgil hat ihn die Sage halb zum Zauberer gestaltet. Certal

1) Epistola a M. Pino de'Rossi, S. 26.

2) Rosellini in der florentiner Antologia, Nr. 59, S. 86 ; Valery, a. a. O.

nahe gegenüber liegt ein regelmäßig abgerundeter anmuthiger Hügel, der dem Volke Poggio del Boccaccio heißt.[1]) Allnächtlich, so wird erzählt, baute Boccaccio sich von Certaldo nach jenem Hügel, auf dessen Gipfel er einen reichen und dicht verwachsenen Garten besaß, eine luftige Brücke, und zauberte dort in sein umschränktes Gebiet die Geister vergangener Zeiten um sich her.

Verheirathet war Boccaccio nie. Außer der Ehe hatte er indeß Kinder. Den Tod einer im zarten Alter gestorbenen Tochter, Violante (dort Olympia genannt), beklagt er in der bedeutend später geschriebenen vierzehnten Ekloge. Noch wenig Jahre vor seinem Tode schildert er seine schmerzliche Bewegung bei dem Anblick von Petrarca's gleich alter Enkelin.[2]) Eine Stelle jenes Gedichts bezeichnet Neapel als den Wohnort des Kindes, und so liegt die Vermuthung nahe, daß es eine Frucht des verbotenen Umgangs mit Marien gewesen sei. Eine andere Stelle scheint auf noch früher verstorbene Geschwister hinzudeuten.[3])

Indem wir uns nunmehr zu einer Uebersicht von Boccaccio's Schriften wenden, fassen wir zuerst seine Eigenthümlichkeit als Schriftsteller und Gelehrter im allgemeinen ins Auge. Zwei verschiedene Richtungen des Geistes kämpfen im Mittelalter, besonders in dem spätern, um die Herrschaft. Auf der einen Seite Begeisterung für das eigene Gut der neuern romantisch-germanischen Welt, für den katholischen Glauben und die sich ihm anschließenden Heiligen- und Heldensagen, für Ritterthum und Minne;

1) Targioni Tozzetti, Reisen durch verschiedene Gegenden des Großherzogthums Toscana. Auszug von Jagemann (Leipzig 1787), II, 291—292.
2) De Sade, Uebersetzung, III, 813.
3) Manni, S. 61. Baldelli, S. 93 – 94.

auf der andern Seite Bewunderung für die formelle Meisterschaft des Alterthums, für den berechneten Sieg der Idee über den Stoff, für die starre Willenskraft der antiken Welt. War den germanischen Völkern die erste dieser Richtungen angestammt, so lag den romanischen der Rückblick auf die hohen Vorbilder der classischen Zeit von jeher nahe, und seit dem 12. Jahrhundert wandte ein immer größer werdender Theil der geistigen Thätigkeit sich der Wiederauffrischung des Besitzthums zu, das Rom und Griechenland errungen. In früherer Zeit wurden die antiken Namen und äußern Begebenheiten auf das naivste nur als Rahmen benutzt, um moderne Gesinnung und Anschauungsweise auszusprechen, wie wenn in einem alten Commentar der „Göttlichen Komödie" (Inf., XXVI, 62) Thetis den Achilles in ein Nonnenkloster bringt, dem Lykomedes vorsteht, oder wenn ein alter Chronist den Catilina am Morgen des Ausbruchs seiner Verschwörung in der Domkirche von Fiesole Messe hören und communiciren läßt. Es bedurfte Jahrhunderte langer Anstrengungen, um die modernen Völker zu lehren, in classischer Objectivität sich ihrer eigenen Natur zu entäußern, und die mühsamsten Versuche blieben unvollkommen genug. Um wie weit hatte nicht die Zeit des Polizian jene kindische Auffassung der antiken Welt im 13. Jahrhundert zurückgelassen, und dennoch konnten die Tragödien im siècle de Louis le grand nur geringschätzend auf einen Orfeo oder eine Sofonisbe zurückblicken, während wieder wir im Gedanken an die mit dem Galanteriedegen über das Theater von Versailles schreitenden frisirten griechischen Heroen ein Lächeln schwer zu unterdrücken vermögen. Die antike Bildung nur als eines der Elemente zu erkennen, aus deren wechselseitiger Durchdringung unser geistiges Eigenthum hervorgegangen ist, das vermochte nur Dante. Seine wenigen Vorgänger gehören noch, auf niederm Standpunkt, der romantischen Richtung an; seine Nachfolger verzehren sich in dem Bestreben, der Sprache und der Gesinnung nach Ri-

mer oder Griechen zu sein. Natürlich trägt dies letztere den Charakter der Unausführbarkeit an der Stirn und gewinnt dadurch im günstigsten Fall eine ergötzliche Färbung von Ironie; im ungünstigern streift es hart an das Lächerliche, wie wenn wir Petrarca alles Ernstes eine beträchtliche Anzahl von Briefen an die berühmtesten Männer des Alterthums schreiben sehen, oder wenn Cardinal Bembo als päpstlicher Geheimschreiber die Jungfrau Maria stets Diana, Christum Apollo und die Nonnen Vestalinnen nennt.

Stellen wir nun Petrarca und Boccaccio in dieser Beziehung zusammen, so ist das Ziel, wonach beide mit Bewußtsein streben, das gleiche. Dem erstern aber gelingt jene Entäußerung mittelalterlicher Sinnesart in viel höherm Maße, und so löst er die gestellte Aufgabe weit vollkommener. Die größtentheils in seiner Jugend entstandenen Gedichte des „Canzoniere" abgerechnet, die ihn wider seinen Willen unsterblich gemacht haben, hat er den bunten Blütenstaub der Romantik fast vollständig sich abgestreift; in den Sagen, welche das Volk bewahrt, erkennt er nur den Aberglauben des Pöbels, und die Romane von Artus und von Karl taugen ihm höchstens für die Spinnstube; er ist der entschiedene Rationalist seines Jahrhunderts. Boccaccio [1]) wäre sicher gern ebenso aufgeklärt; aber das frische Leben des Volks mit seiner ganzen Anschauungsweise rinnt zu mächtig in seinen Adern, und so sehr es ihm Ernst ist, uns Theseus und die Amazonen, oder die Helden vor Troja im richtigen Costüm zu schildern, und so angestrengt er auch zu dem Ende die ganze complicirte mythologische Maschinerie arbeiten läßt, so erkennen wir unter der Maske immer wieder bald einen toscanischen Ritter, bald ein Hoffräulein der Königin Johanna. Liegt nun schon hierin ein Anklang von Parodie, so führt das fernere Streben, jene Heroen möglichst edle Gesinnun-

1) Vgl. zu seiner Charakteristik überhaupt: F. Schlegel, Sammtliche Werke, X, 4 — 36.

gen nach dem Vorbilde des Livius in volltönenden Worten, künstlich gebauten Perioden und regelrecht gegliederten Gedanken aussprechen zu lassen, namentlich in den frühern Schriften, nicht selten zu falschem Pathos und ermüdendem Redeschwall. — Später spaltete sich Boccaccio's Thätigkeit in zwei Hälften: in den letzten Lebensjahren waren ihm die classischen Studien zur ausschließlich gelehrten Aufgabe, und er leistete in den lateinischen Werken, die aus ihnen hervorgingen, für seine Zeit Außerordentliches. Vorher aber hatte er es in einer geringen Anzahl von Schriften gewagt, in der durch jene unreifern Versuche durchgebildeten Muttersprache, der lebendigen Gegenwart entnommene Stoffe zu behandeln, ja selbst den Ansprüchen auf antike Redepracht fast ganz zu entsagen, und diese wenigen Schriften, auf welche er sicher geringere Mühe verwandt hat, sind es, um derentwillen er noch heute der erste Meister der italienischen Prosa genannt wird.

Die älteste unter Boccaccio's Schriften (unter denen hier zuerst die italienischen aufgeführt werden sollen) scheint der „Filocopo" [1]) zu sein, ein Roman in Prosa, in dem die alte schöne Geschichte von Flos und Blancflos [2]) für endlose Allegorien von Tugend und Liebe zum Träger dienen muß. Durch das unablässige Vermengen von Heidnischem und Christlichem, von Antikem und Modernem und durch den völligen Mangel an Individualisirung ist der Erzählung jeder historische Hintergrund geraubt, und die überschwenglich tugendhaften Reden mit ihren auseinander gerenkten Perioden langweilen den Leser aufs äußerste. Naiv sind einzelne Züge, z. B. wenn (Bd. 1, S. 63 der Ciccarelli'schen Ausgabe) die weisen Lehrer der beiden an

---

1) Baldelli, S. 27—30. Vgl. Gräffe, Die großen Sagenkreise des Mittelalters, S. 275—276. Ueber die Ausgaben Gamba's, Serie Nr. 198—199. Zur Charakteristik Schlegel, S. 13—17.

2) Ueber die Geschichte selbst vgl. Ferdinand Wolf, Ueber die französischen Heldengedichte, S. 13—72.

einem Tage geborenen und durch das Geschick füreinander bestimmten Kinder, diese, sobald sie die Buchstaben gelernt haben, „das heilige Buch des Ovid [1]) lesen lassen, in dem der große Dichter Unterricht ertheilt, wie die heiligen Feuer der Venus in den kalten Herzen mit Sorgsamkeit zu entzünden seien". „Filocopo" heißt das Buch, weil Flos, nachdem seine Mutter dem von der Universität Zurückgekehrten verrathen hat, Blanceflos sei nicht, wie man ihn glauben machen wollte, gestorben, auszieht, sie zu suchen, und zu dem Ende sich jenen Namen, als Bezeichnung aller der Mühen, die er willig auf sich nehmen will [2]), beilegt. „*Colos* in greco tanto in nostra lingua resulta, quanto *fatica*" (I, 354 der Moutier'schen Ausgabe); offenbar muß es κόπος heißen, doch findet man im fünften und sechsten Buche überall Filocolo. [3]) — Eine alte Ueberlieferung behauptet, Boccaccio habe diese seine Arbeit über alle spätern gestellt [4]); wäre sie begründet, so gäbe sie einen neuen Beweis für die oft gemachte Bemerkung, wie unsicher das Urtheil des Vaters über seine eigenen Kinder ist. — **Gabriel Rossetti**, ein Schriftsteller, der in bändereichen Werken mit vieler Belesenheit und großem Scharfsinn fast der gesammten Literatur des romanischen Mittelalters den Sinn von Geheimschriften gegenpäpstlicher religiöser und

1) Sehr verschieden lautet allerdings die Stelle in der neuen Moutier'schen Ausgabe (1829, S. 76), nämlich: „Il saltero e'l libro d'Ovidio", also den **Psalter** und das Buch des Ovid.

2) In der altfranzösischen Romanze aus dem 12. Jahrhundert bei Wolf, a. a. O., S. 71, nennt er sich: chante-pleure.

3) Nach Moutier's Zählung sind jene Bücher das vierte und fünfte. Dieser Herausgeber ändert mit dem zweiten Bande seltsamerweise die Seitenüberschriften des Werkes, das ihm im ersten Bande „Filocopo" geheißen hatte und nun den Namen „Filocolo" erhält. Wie übrigens Schlegel (den Rosenkranz, Handbuch der allgemeinen Geschichte der Poesie, II, 235, abschreibt) auf den Namen Filopono verfallen ist, weiß ich nicht zu errathen.

4) Mazzuchelli, S. 1345, Na. 234.

politischer Sekten untergelegt hat, findet auch im „Filocopo“ nichts als eine Schilderung der Initiationen in die sieben Grade einer den Tempelherren verwandten ghibellinisch-paterinischen Verbindung.[1]) Seine Deutungen sind um so weniger zu widerlegen, als er in einer oft bei ihm wiederkehrenden Weise, statt sie im einzelnen aufzustellen und zu begründen, sich darauf beschränkt, in den langen Auszügen, die er aus den fraglichen Schriften macht, die Worte, die nach seiner Ansicht den Schlüssel des Räthsels enthalten, mit ausgezeichneter Schrift drucken zu lassen und dann voraussetzt, daß jeder Leser sie in eben jenem Sinne verstehen werde. Erwähnen will ich nur, daß Rossetti noch außer der Schlußrede (in welcher Boccaccio die großen Schriftsteller, mit denen er sich nicht zu messen wagt, aufzählt, und unter ihnen Dante, dem sein Buch come picciolo servilore molto dee reverente seguire) in dem „Filocopo“ die wunderbarsten Anspielungen auf Dante, als auf das Haupt jener Sekte, entdeckt haben will. Zunächst ist ihm, wenn (I, 15) Quintius Lälius Africanus, um seine Ehe mit Julia Topazia durch Kinder gesegnet zu sehen, zu dem Heiligen betet, um dessenwillen Galizien besucht wird (Jakob von Compostella), dieser Heilige kein anderer als Dante. Wenn ferner Philenus, der später über seine Liebe zu Blancflos zu Grunde geht, aus Marmorina fliehend, durch Ravenna kommt[2]), so geschieht dies wieder einzig, weil Dante dort begraben liegt. Wenn endlich Blancflos (die, beiläufig gesagt, nach Rossetti die weiße Partei von Florenz — Biancoflorenza — ist) an einen Admiral von Alexandrien verkauft wird, und dieser sie in einen Thurm von hundert Kammern (II, 38) sperrt, so ist der Admiral abermals Dante und die hundert Kammern sind die hundert Gesänge der „Göttlichen Komödie“.

---

1) Sullo Spirito antipapale, che produsse la riforma, S. 183—204.
2) I, 289.

Ungefähr gleichzeitig mit dem „Filocopo" scheint die „Theseide"[1]) entstanden zu sein. Die seltsam componirte Fabel ist im wesentlichen folgende: Theseus besiegt die Amazonen und heirathet ihre Königin Hippolyte. Bei seiner Heimkehr vernimmt er die Niederlage, welche die Athenienser vor Theben erlitten. Er eilt, sie zu rächen, und nimmt Palämon und Archytas gefangen, welche von ihrem Kerker aus sich in Emilie, die Schwester der Hippolyte (nicht des Theseus, wie Schlegel sagt) verlieben. Auf Pirithous' Fürwort befreit Theseus den Archytas, doch kehrt dieser aus Liebe zu Emilien zurück, worauf er sich dem Diener des Palämon, Pamphilus, entdeckt. Palämon, von Eifersucht gequält, entflieht dem Gefängniß und trifft mit Archytas, um mit ihm zu kämpfen, zusammen. Theseus und Emilie trennen sie und bestimmen, daß ein feierliches Turnier über den Besitz der letztern entscheiden solle. Nicht nur der atheniensische Adel, sondern auch viel fahrende Ritter nehmen an diesem festlichen Kampfe theil, der nach allen Regeln der Courtoisie im Theater gehalten wird, und in den auch die Götter sich einmengen. Archytas bleibt Sieger; weil ihm aber bei der Heimkehr eine von Venus abgeschickte Furie in den Weg kommt, überstürzt sich sein Pferd und verletzt ihn. Das hindert nicht, daß die Verlobung mit Emilien in Freuden und großer Zärtlichkeit gefeiert wird. Nach einigen Tagen aber verkündigt der Arzt, daß Archytas nicht am Leben bleiben könne. Emilie pflegt ihn bis zum Tode und nimmt unter Thränen und Küssen rührenden Abschied; dann aber vermählt sie sich nach des Verstorbenen Geheiß mit nicht minderm Aufwand von Glück und Liebe dem Palämon. Es hat dies Gedicht lange für das erste gegolten, das in achtzeiligen Stanzen, einer Form, die später zur fast ausschließlichen für ähnliche Werke ward, geschrieben ist; neuerdings hat indeß

1) Baldelli, S. 30—35. Schlegel, a. a. O., S. 11—13. — Gräße, a. a. O., S. 433. — Gamba, Nr. 216 fg.

Lord Vernon eine in gleichem Versmaß geschriebene Episode aus der Sage von Geron dem adelichen, deren schon Crescimbeni gedenkt, herausgegeben („Il Febusso e Breusso", Florenz 1847), welche von den meisten für älter als die „Theseide" gehalten wird. Jedenfalls ist es völlig irrig, wenn Mazzuchelli [1]) behauptet, Boccaccio bezeichne sich in der 84. Stanze des 12. Gesanges selbst als den Erfinder der ottava rima, da jene Stelle nichts anderes sagt, als das Gedicht sei das erste, das in Italien von Kriegsthaten singe. [2]) — Die Behandlung leidet entschieden an den oben gerügten Fehlern der Jugendarbeiten Boccaccio's, doch sind die Verse leicht und angenehm, wenn auch mitunter etwas flüchtig und auch in der Sprache angemessener Würde mitunter ermangelnd. Einzelne Schilderungen, namentlich von Naturscenen, sind anmuthig und geschickt, und ein ausgezeichneter Schriftsteller der neuern Zeit [3]) hat dem ganzen Gedichte das größte, vielleicht ein zu hoch gesteigertes Lob gegeben. — Im 16. Jahrhundert wurde die „Theseide" in gereimte neugriechische Verse übersetzt. [4])

Der „Ameto" [5]), dessen Scene Boccaccio, der inzwischen von Neapel nach Florenz heimgekehrt war, in das Mugnonethal am Fuß des Hügels von Fiesole verlegte, schildert einen Jäger (nicht Hirten, wie Schlegel sagt), ein rohes Kind der Natur, der durch Liebe und Bewunderung für Schönheit und Tugend zum Höchsten hingeführt wird.

---

1) S. 1332, Nr. 124.

2) Ueber den Ursprung der Octaven vgl. Baldelli, S. 33, Nr. 2, und Ginguené, Storia della letteratura italiana. Uebersetzt von Perotti, III, 248. Blanc, Italienische Grammatik, S. 783—786.

3) Panizzi, An essay on the romantic narrative poetry of Italians. London 1830, S. 159—190.

4) Θησέος καὶ γάμου τῆς Ἐμήλιας (Venedig 1529), 4.

5) Auch „Ninfale d'Ameto" genannt. Schlegel, S. 17—25. Gamba, Nr. 200—202. Baldelli, S. 49—52.

An Allegorien ist auch dies Idyll nur allzu reich[1]), doch sind die frostigen Fictionen in lebenswarmen Gestalten und Geschichten verkörpert. Die Prosa ist gehaltener und klangvoller als im „Filocopo", und die eingestreuten 19 Capitoli in Terzinen bekunden eine größere Herrschaft über die Sprache als die Verse der „Theseide".

Die „Amorosa visione"[2]), ein Gedicht in Terzinen, in dem die Anfangsbuchstaben der Verse zwei Sonette an Maria und eine Art Ballate an den Leser bilden, führt in wohlklingenden, sorgfältig behandelten Versen den Autor zum Tempel des menschlichen Glücks, wo er in einzelnen Visionen den Triumph der Weisheit, des Ruhms, des Reichthums, des Glücks und endlich der Liebe sieht, was ihm zu einer Schilderung der schönsten Florentinerinnen und Neapolitanerinnen seiner Zeit Gelegenheit gibt. Bemerkenswerth ist in diesem Gedichte das mit den Farben glühender Begeisterung geschilderte Zusammentreffen mit Dante.[3])

Die „Fiammetta"[4]) schildert in tönender, zuweilen gekünstelter und überladener Prosa das Verlangen und den Schmerz des liebenden Weibes über die Trennung von dem Geliebten. Schlegel bezeichnet diese kleine Schrift als das Bedeutendste unter Boccaccio's Werken, dem gegenüber alle andern nur für Annäherungen und Vorbereitungen gelten könnten (S. 32). Ohne indeß den kunstreichen Bau dieser wohllautenden Rede zu verkennen, kann ich nicht umhin, zugleich in ihr eine, an das Zeitalter der Antonine erinnernde, oft preciöse Rhetorik zu finden.

---

1) Rossetti, a. a. O., S. 207—209, findet in ihnen wieder die Mysterien der Aufnahme unter die Albigenser.

2) Baldelli, S. 61—64. Schlegel, S. 20—21. Gamba, Nr. 224—25.

3) Auch hier findet Rossetti, S. 205—207, Anspielungen auf die Geheimbünde.

4) Baldelli, S. 35—38. Schlegel, S. 8—11. Gamba, Nr. 195—197.

Ein zweites Gedicht in achtzeiligen Stanzen, „Filostrato“[1]), ist bestimmt, an dem Exempel der unbeständigen Chryseis (Griseida, daraus bei Shakspeare Cressida) und der Verzweiflung des Troilus Fiammetten die unheilvollen Wirkungen der Treulosigkeit zu zeigen. Die Octaven sind leicht und gefällig, nicht ohne Anflug Ariostischen Scherzes; die Erzählung ist behaglich und breit, mitunter in einem Tone, der den Glauben an absichtliche Ironie fast gewaltsam aufdrängt. Der Name Philostratus soll nach der Widmung an Fiammetten, wunderlich genug, einen Mann bedeuten, der von der Liebe bis zu völliger Machtlosigkeit überwunden ist.

In gleichem Versmaß, aber in vielleicht noch elegantern Octaven gedichtet, ist das „Ninfale Fiesolano“.[2]) Africus, der Sohn eines Landmanns im Thal unter Fiesole, sieht unter den der Diana geweihten Nymphen, die ewige Keuschheit gelobt haben, die Mensola und folgt, von ihr unbemerkt, ihr oft in Liebe nach. Endlich mischt er sich auf den Rath der Venus in Frauenkleidung unter die Schar der jagenden Nymphen. Später ladet die Hitze des Tages zum Bade, und als die übrigen Nymphen, wie sie gewahr werden, daß Africus ein Mann sei, entfliehen, gelingt es ihm, Mensola zu halten, und endlich sogar, sie zur Liebe zu bewegen. Sie verspricht, am nächsten Tage zurückzukehren, wird aber von Scham und Reue zurückgehalten, weshalb Africus verzweifelnd sich den Tod gibt. Mensola gebiert ein Knäblein, das Pruneus genannt wird; Diana aber entdeckt ihre Schande und verwandelt die Fliehende in das Bächlein, das noch heute ihren Namen führt. Pruneus indeß erwächst zur Freude seiner Großältern, und als Atalan und Elektra (lange vor

---

1) Baldelli, S. 58—61. Schlegel, S. 8—11. Grässe, S. 130. Gamba, Nr. 221—223.

2) Baldelli, S. 64—65. Schlegel, S. 21—23. Gamba, Nr. 226—228.

dem trojanischen Kriege) mit ihrem Astrologen Apollonius ins Land kommen, um Fiesole zu gründen, wird Bruneus ihr Seneschall und baut die Domkirche von Majano. — Die ersten zwei Zeilen einer Strophe (274) stimmen so ganz mit einem Sonette Petrarca's („Benedetto sia'l giorno e'l mese e l'anno") überein, daß nothwendig der eine von diesen zwei Freunden den andern abgeschrieben haben muß; — doch wol Boccaccio den Dichter von Vaucluse. — Schlegel (S. 35) hält dafür, daß Boccaccio in diesem Gedichte seine Eigenthümlichkeit am vollständigsten ausgesprochen habe.

Nur flüchtige Erwähnung verdient die schmuzige Schmähschrift „Il Corbaccio", auch „Labirinto d'Amore"[1]) genannt, in welcher Boccaccio (um 1355), freilich im erlesensten Italienisch, an einer Witwe, die seine brieflichen Liebeswerbungen, ohne seinen Namen zu wissen, willig aufgenommen, dann aber den in Jahren schon zu weit vorgeschrittenen Verehrer mit Spott zurückgewiesen, dadurch Rache nimmt, daß er den Geist ihres verstorbenen Mannes erscheinen und sich von diesem, nach vielem Schlimmen, das von den Frauen überhaupt gesagt wird, alle die nicht eben saubern Mysterien seiner Ehe berichten läßt. Die thatsächliche Grundlage ist offenbar dieselbe, die Boccaccio auch im „Dekameron" bearbeitet hat (achter Tag, siebente Geschichte), wo in dem „Gelehrten" der Verfasser selbst nicht zu verkennen ist. Doch ist das Verhältniß wol unbedenklich dahin aufzufassen, daß die breitere unter den beiden Bearbeitungen, also der Corbaccio, jünger ist. — Unerklärlich ist mir, wie Schlegel dazu gekommen sei, Corbaccio durch Geisel zu erklären. Baldelli sagt, die Witwe selbst solle mit diesem Worte bezeichnet werden; doch finde ich sie wol Drago, nicht aber Corbaccio genannt. Ich

---

1) Baldelli, S. 121 — 123. Schlegel, S. 22 — 23. Gamba, Nr. 203 — 206.

vermuthe, der Autor habe das Buch, als einen bösartigen mit dem Schnabel hackenden Raben, so nennen wollen.

Rühmend zu nennen ist dagegen der „Trostbrief an Messer Pino de Rossi“ [1]), der, als in die ghibellinische Verschwörung des Jahres 1360 verwickelt, exilirt worden war. Die männliche und edle Sprache, die in wohldurchdachter Ordnung zusammengestellte Reihe von Trostgründen, machen einen durchaus würdigen Eindruck, und das Ganze schließt friedlich und wohlthuend mit der anziehenden Schilderung des Landlebens in Certaldo.

Die übrigen Briefe Boccaccio's, lateinische und italienische, soweit sie gedruckt vorhanden, oder ihrem Inhalte nach bekannt geworden sind, namentlich auch der an Nelli, den Prior von Santi-Apostoli [2]), sind oben in der Biographie zum größten Theile erwähnt. Als Curiosität pflegt noch angeführt zu werden, daß wir einen Brief in neapolitanischer Mundart von Boccaccio besitzen; so oft derselbe aber auch unter denen des Boccaccio gedruckt ist, so genügt es, ihn einmal durchzusehen, um zu erkennen, daß er von einem Jeannet de la Roche aus Paris herrührt, und mit Boccaccio nur insofern zusammenhängt, als der Briefsteller den Adressaten, Francesco de' Bardi, auffordert, seinen Freund, den „Abbate“ Boccaccio, von übermäßigem Arbeiten abzumahnen, da derselbe nin juorno, ni notte etwas anderes thue als schreiben. Leider liegt ein beträchtlicher Theil echter Briefe noch ungedruckt in mehreren Bibliotheken, besonders in der von Siena; ein Mangel, den wir bei der Schilderung des Lebens schmerzlich empfunden haben.

Zwei glänzende Denkmale, die Boccaccio seiner Verehrung für Dante errichtet hat, mögen hier zusammen genannt werden, obwol sie zu sehr entlegenen Zeiten ent-

---

1) Baldelli, S. 146—150. Gamba, Nr. 211—213.
2) Baldelli, S. 168—170. Gamba, Nr. 214—215.

standen sind: das „Leben Dante's“[1]) und der „Commentar zu den ersten sechzehn Gesängen der göttlichen Komödie“.[2]) Ueber die Entstehungszeit des letztern, der nichts als Boccaccio's Heft zu seinen Vorträgen in San-Stefano ist, wurde schon oben das Nöthige beigebracht (Winter 1373 auf 1374); ungewiß ist dagegen das Jahr, in dem die „Vita di Dante“ geschrieben ward. Ein Zeugniß, das allerdings viel zu neu ist, um Autorität zu verdienen[3]), bezeichnet die Schrift als eine Jugendarbeit des Verfassers; doch ist die Sprache unverhältnißmäßig reifer als im „Filocopo“ und selbst im „Ameto“, auch ergibt sich aus zwei Stellen[4]) mit ziemlicher Sicherheit, daß Boccaccio, als er dies Büchlein schrieb, schon in Ravenna gewesen war. Baldelli[5]) vermuthet, allerdings auf nicht allzu sichern Grundlagen, daß diese Biographie um 1351 verfaßt sei. — Was den Inhalt anlangt, so wird uns hier eine hochwichtige, noch immer nicht ausgenutzte Quelle für das Leben des großen Dichters geboten, und dabei möchten die manchen Excurse und überschwenglichen Declamationen ruhig mit hingehen. Zu beklagen ist nur der gänzliche Mangel an Kritik, mit dem der Verfasser, Visionen und Allegorien zu geschweigen, offenbar häufig die zu berichtenden Thatsachen so modificirt, wie er es für den poetischen Effect zuträglich findet.[6]) Edel gehalten und von glühendem Eifer ist dagegen die Apostrophe an die Florentiner, daß sie Dante

1) Baldelli, S. 101 — 105. Schlegel, S. 23 — 24. Gamba, Nr. 207—210, und ausführlicher in der Vorrede seiner „Due illustri prose di M. Giovanni Boccaccio“ (Venedig 1825), S. XXVI fg.

2) Baldelli, S. 202 — 206. Gamba, Nr. 229—230.

3) Jak. Gaddi bei Mazzuchelli, S. 1323, Na. 55 in f.

4) S. 43 und 90 der Gamba'schen Ausgabe.

5) S. 378—379.

6) Aus solchen Gründen wird er zu Zeiten sogar gegen seinen eigenen Heroen ungerecht, z. B. wenn er S. 81 sagt: „Fra cotanta virtù .... trovò ampissimo luogo la lussuria.“ —

im Exil sterben ließen. Handschriften und Ausgaben enthalten diese Schrift in zwei völlig verschiedenen Redactionen, deren Verhältniß zueinander noch nicht aufgeklärt ist. Diejenige, die aus einer Bossi'schen Handschrift (zuerst Mailand 1809) herausgegeben ist, hat nur etwa zwei Drittheil des Umfangs der andern, in den Manuscripten häufigern, und enthält doch manche anscheinend echte Stücke, die in jener fehlen.

Der Commentar ist ein Werk mühsamen Fleißes, bei dem auch die ältern Erklärer zugezogen sind. Die sprachlichen Bemerkungen sind immer, die geschichtlichen häufig gut; außerdem wird von den Allegorien, am Ende eines jeden Gesanges, sehr ausführlich, aber oft mit gar willkürlichen Deutungen gehandelt, obwol Boccaccio sich gelegentlich gegen ein zu weit getriebenes Allegorisiren erklärt hatte. Die Sprache nimmt nur an einzelnen Stellen den Schwung früherer Zeiten wieder an; doch streift der Eifer einzelner Invectiven, z. B. über die florentinische Männertracht, nahe ans Lächerliche.

Unter dem Namen „Postille" ist ein die ganze „Göttliche Komödie" umfassender kurzer Commentar bis auf neuere Zeit vielfach dem Boccaccio zugeschrieben.[1]) Daß diese Angabe falsch sei, mußte jedem Kundigen längst einleuchten; Rigoli[2]) hat aber zum Ueberfluß vollständig nachgewiesen, daß dieser Postillator theils in Boccaccio's Todesjahr, theils noch nach demselben geschrieben hat. Herausgegeben ist die nicht sehr werthvolle Arbeit durch Lord Vernon (Florenz 1846). Einen abgeschlossenen Canzoniere, wie der des Petrarca ist, besitzen wir von Boccaccio nicht; doch finden sich einzelne Gedichte von ihm

---

Man sieht, der Certaldese wünschte seine eigene Leichtfertigkeit durch das Beispiel des göttlichen Dichters zu entschuldigen.

1) Vgl. Baldelli, a. a. O., S. 206—208, Nr. 1.

2) Lezione letta nell' adunanza il di 10 Marzo 1829 sopra un testo a penna .... falsamente attribuito al Boccaccio. — Vgl. Florentiner Anthologie, 1829, XXXV, 35—44.

zahlreich in Handschriften. Baldelli hat daraus seine Sammlung der „Rime“ [1]) zusammengestellt; außer einem Sonette jedoch noch ein Gedicht in achtzeiligen Stanzen („La Ruffianella“) wegen seines unsittlichen Inhalts ausgeschieden. Die große Mehrzahl dieser Gedichte empfiehlt sich durch ausgezeichnete Leichtigkeit, manche enthalten frische, anmuthige Schilderungen von Naturscenen oder Lebensereignissen; ferner haben sie das negative Verdienst, frei zu sein von den gesuchten Antithesen und epigrammatischen Spitzen des Petrarca und seiner Nachahmer. Dagegen ist die Sprache nicht selten vernachlässigt und oft ermangelt auch der Gedanke gehöriger Anordnung.

Der neueste Herausgeber aller italienischen Werke Boccaccio's, der verdienstliche Ignazio Moutier [2]), hat im 14. Bande ein bisher ungedrucktes Gedicht: „La caccia di Diana“, bekannt gemacht, welches auch schon von andern Boccaccio beigelegt war. [3])

Noch ist ein kleines Büchlein, „Urbano“ [4]), zu erwähnen, das die Abenteuer eines natürlichen Sohnes des Kaisers Friedrich Barbarossa erzählt und häufig unter Boccaccio's Namen gedruckt ist. Schon die Urheber des „Dizionario della Crusca“ zweifelten indeß an der Echtheit, und obwol Ginguené [5]) noch in neuern Zeiten sie verfochten hat, kann es jetzt für ausgemacht gelten, daß Giovanni Buonsignori di Città di Castello der wahre Verfasser ist. [6])

Unter Boccaccio's lateinischen Schriften ist bei weitem die bedeutendste die „Genealogia Deorum“ [7]),

1) Livorno 1802.
2) Florenz 1827—34, 17 Bde., 8.
3) Mazzuchelli, S. 1367, Nr. XXXIV.
4) Gamba, Nr. 1053.
5) Storia della letterat. ital. Uebers. von Perotti, III, 264.
6) Ueber Geta und Birria vgl. Baldelli, Rime, S. 171—175.
7) Mazzuchelli, S. 1336—38. Manni, S. 68—70. Baldelli, S. 176—179.

welche er für den Titularkönig Hugo von Cypern und Jerusalem, der um jene Zeit Senator und Capitano von Rom war, auf Bitten des Donninus von Parma, der in dessen Diensten stand, und als Boccaccio später in Ravenna weilte, auf fernere Mahnung des Bechino Bellincioni, verfaßte. Der Reichthum an Kenntnissen, den der Verfasser in diesem umfangreichen Werke niedergelegt hat, ist für jene Zeit und bei der geringen Bekanntschaft mit griechischer Literatur wahrhaft erstaunenswerth, und bleibt es nicht minder, wenn man sich auch daran erinnert, daß die schon von Paolo da Perugia (der auch den oft angeführten Pseudo-Theodontius zu verantworten hat) gesammelten Materialien benutzt werden konnten. Geschrieben scheint das Buch zu Anfang des siebenten Jahrzehnds in jenem Jahrhundert, da in der Schlußschrift Bellincioni, von dem nach Manni [1]) bis in jenes Decennium Nachrichten vorhanden sind, als lebend genannt wird. Indeß hielt der Verfasser jahrelang mit seiner Arbeit an sich, und nach einem ungedruckten Briefe, von dem Baldelli [2]) berichtet, wurde sie erst im Winter 1372 auf 1373 bekannt. Das Buch hat eine außerordentliche Verbreitung genossen und wurde noch im 16. und 17. Jahrhundert sowol im Original als in Betussi's italienischer Uebersetzung häufig gedruckt.

Eine Art Anhang zu der „Genealogie der Götter“ bildet das Büchlein „De montibus, sylvis, fontibus, fluminibus, stagnis, seu paludibus et de diversis nominibus maris“, in dem nach alphabetischer Ordnung über die in dem größern Werke vorkommenden geographischen Bezeichnungen Auskunft ertheilt wird.

Die Schrift „De claris mulieribus“ [3]) handelt nicht nur von den berühmten, sondern auch von den berüchtigten

---

1) S. 69.
2) S. 285—286.
3) Baldelli, S. 179—182.

Frauen, und macht es sich zum Geschäft, die übeln Lehren, welche Boccaccio in seinen frühern Werken den Frauen ertheilt hatte, durch bessere zu ersetzen.

Verwandt damit ist das Buch „De casibus virorum et foeminarum illustrium“ [1]), welches von den Unglücksfällen handelt, welche berühmte Personen erlitten, und dadurch Petrarca's bekannte Schrift „De viris illustribus“ gewissermaßen ergänzt. Beide Schriften sandte er im Jahre 1374 an Mainardo Cavalcanti; in beiden kommt die Geschichte der Päpstin Johanna vor, und gewiß mit Unrecht ist sie neuerdings für ein späteres Einschiebsel gehalten. [2])

Der Werth der sechzehn Eklogen [3]) Boccaccio's, über deren Inhalt größtentheils schon oben berichtet ward, ist seltsam überschätzt worden. Wir würden wenig von ihnen verstehen können, hätte der Dichter sie nicht in dem Briefe an Martino da Signa selbst erläutert.

Das „Compendium romanae historiae“, das Boccaccio beigelegt ist, könnte leicht der von Ciampi aufgefundene Auszug aus der Geschichte des Paulinus Venetus sein. [4])

Von dem „Dekameron“, als dem Hauptgegenstande unserer Aufgabe, zu handeln, haben wir, mit Beiseitesetzung der historischen Reihenfolge, bis zum Schlusse dieser Untersuchung verspart.

Unsicher ist zunächst die Zeit der Entstehung. Das Werk beginnt mit der beredten und schwerlich je zu viel gepriesenen Schilderung der Pest, die nach Matteo Vil-

1) Baldelli, S. 182—184.
2) Ciampi, Monum., S. 529.
3) Baldelli, S. 184—185.
4) Ciampi, a. a. O., S. 4 fg.

lani[1]) vom April bis zum September 1348 ungefähr drei Fünftel der Bevölkerung von Florenz hinwegraffte. Jedenfalls also muß es später geschrieben sein. Aus einer Stelle des „Commentars zur Göttlichen Komödie" (Gesang VI, Moutier'sche Ausg., S. 105) ergibt sich, daß Boccaccio beim Ausbruch der Pest nicht in Florenz war. Vermuthlich kam er mit Ludwig von Tarent während die Seuche noch anhielt dorthin, und sammelte die Eindrücke, die er wenigstens zum Theil als Augenzeuge schildert (S. 7 der Einleitung in gegenwärtiger Uebersetzung). Ferner erhellt aus der Einleitung des vierten Tags, daß die drei ersten Giornaten damals schon selbständig verbreitet und Gegenstand ungünstiger Beurtheilung geworden waren.[2]) Man möchte vermuthen, daß die übrigen sieben Tage ebenfalls in zwei Hälften (etwa Tag vier bis sieben, und Tag acht bis zehn) in Umlauf gesetzt seien; doch findet sich davon keine Spur. Am Schluß des ganzen Buchs (S. 302) nennt Boccaccio seine Arbeit eine langwierige; es ist also nicht zu bezweifeln, daß das „Dekameron" erst mehrere Jahre nach 1348 vollendet sein kann. Die neuern Schriftsteller nehmen das Jahr 1353 an und citiren Salviati[3]) dafür als Gewährsmann; dieser sagt aber nur, wenn es anders wahr sei, daß das Dekameron im Jahre 1353 vollendet worden, sei der Brief an Pino dei Rossi um sieben bis acht Jahre jünger. So bleibt denn jene Angabe nur eine annähernde. Ein ebenfalls nur hypothetisches, jedoch übereinstimmendes Ergebniß gewährt die S. LIX in Betreff des „Corbaccio"

---

1) „Cronica", I, 2.

2) Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß Boccaccio diese drei Giornaten dem Francesco dei Bardi mit dem S. XXIV erwähnten Briefe schon 1349 zusandte. Das übersandte Buch nennt Boccaccio in dem Briefe ausdrücklich ein heiteres und leichtes, das den Empfänger nach ernstern Geschäften zerstreuen sollte.

3) Avvertimenti della lingua, II, 12.

gemachte Bemerkung, der zufolge, wenn anders Baldelli diese kleine Schrift mit Recht in das Jahr 1355 setzt, das „Dekameron" früher beendet sein muß.

Als Anlaß der Arbeit erwähnt Boccaccio in dem Briefe an Mainardo Cavalcanti [1]), er habe majore coactus imperio geschrieben. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist an einen Befehl der Königin Johanna zu denken, an deren Hofe die Mehrzahl dieser Geschichten vermuthlich schon früher erzählt worden war.

Die sieben Mädchen und die drei Jünglinge, die der Pest entfliehend in anmuthig ländlicher Einsamkeit sich diese hundert Geschichten erzählen, als historische Personen zu ermitteln, ist mehrfach versucht worden; entschieden aber wol mit Unrecht. Allerdings kommt ein Theil dieser fingirten Namen schon in Boccaccio's frühern Schriften vor („Fiammetta", „Pamfilo", „Filostrato", „Dioneo"); aber schon in diesen wechselte der Verfasser mit der ihnen beigelegten Bedeutung, wie er denn sich selber bald Pamfilo, bald Dioneo u. s. w. nennt, während umgekehrt in der „Theseide" Pamfilo der Name eines Dieners ist. Ueberhaupt dürfte nur der Charakter des Dioneo als ein fest ausgeprägter zu erkennen sein. Sowie aber Boccaccio die im „Dekameron" redenden Personen bereits in frühern Schriften uns theilweise vorgeführt hat, so ist auch die ganze Anlage, unter den Genossen eines heitern Kreises wechselnder, ein gemeinsames Ziel verfolgender Erzählungen von dem Verfasser schon im „Filocopo" und „Ameto", obwol mit unvollkommenem Erfolg, versucht worden. Einzelne Geschichten sind sogar, wie bereits hervorgehoben ward, dem „Filocopo" mit dem „Dekameron" gemeinsam.

Wenn in den meisterhaften Naturschilderungen, die wie ein reich geschmückter Rahmen zwischen den Erzählungen zu Anfang und zu Ende der einzelnen Tage sich hinziehen,

---

1) Tiraboschi, Storia della letteratura italiana Ed. Molini, (Florenz 1807), V, 560.

der heitere Charakter des Florenz zunächst umgebenden Hügellandes nicht zu verkennen ist, so haben die Bewohner jenes glücklichen Thals es auch an sorgsamen Untersuchungen nicht fehlen lassen, um die geschilderten Scenen in der Wirklichkeit speciell nachzuweisen. Außerhalb der Porta a Pinti, kaum zwei Miglien von der Stadt entfernt, liegt der Poggio Gherardi, der vermuthliche Schauplatz der zwei ersten Giornaten (vier Tage, Mittwoch bis Sonnabend). Wer dagegen von dem San-Gallothor ausgehend den Weg nach Fiesole einschlägt, trifft kurze Zeit, nachdem er aus dem Mugnonethal aufzusteigen begonnen, in der Gegend, wo links im Thal die Badia sichtbar wird, auf einem Vorhügel behaglich ausgebreitet, über bedeutenden Substructionen eine palastähnliche Villa. Dies ist die Villa Schifanoja, oder Tre visi, nach ihren Besitzern Villa Palmieri genannt [1]), wohin die heitere Gesellschaft, wie die Einleitung der dritten Giornata schildert, am Montag morgens zog, und wo sie volle zehn Tage (bis zum Mittwoch morgens) verweilte. Dort endlich, wo dem fiesolaner Berge gegenüber der Affrico in die Thalebne mündet (unter dem Claustro della Doccia), erkennt man das am Schlusse der sechsten Giornata so anmuthig beschriebene Frauenthal. [2])

In Handschriften und Ausgaben trägt das Werk einen doppelten Titel an der Spitze: „Dekameron", von der Zahl der Tage, an deren jedem zehn Geschichten erzählt werden, und „principe Galeotto". Auch bei Dante (Inf., V, 137) kommt das Wort Galeotto in dem Sinne von Kuppler vor; offenbar weil in der Geschichte des Lancelot vom See Galealt es ist, auf dessen Bitte die Königin Ginevra dem Lancelot ihre Liebe zugewendet und ihn küßt. Vermuthlich also wählte Boccaccio diesen Beinamen

1) Vgl. die nicht sehr getreue Abbildung bei Baldelli zu S. 75.

2) Vgl. die Abbildung bei Baldelli, zu S. 284.

seines Werks, um anzudeuten, er sehe voraus, daß ebenso wie Paolo Malatesta, als er mit Francesca von Rimini die Schilderung der Liebe von Lancelot und Ginevra las, den Muth gewann, seine Francesca, obwol zitternd, zu küssen, auch in Zukunft das „Dekameron" noch häufig schüchterne Liebeswünsche werde zur kecken That werden lassen. — Anscheinend im Widerspruch mit einem solchen Titel, sogar einem doppelten, steht es, wenn Boccaccio im Eingang der vierten Giornata sagt, er habe das Buch senza titolo (ohne weitere Bezeichnung) geschrieben, und es hat daher nicht an solchen gefehlt, welche Dekameron und principe Galeotto für willkürliche Zusätze der Abschreiber gehalten haben.[1]) Die Deputati meinen, das senza titolo solle nur so viel heißen, als: der Verfasser habe dem Buche seinen Namen nicht vorangestellt, und dem pflichtet Fiacchi[2]) bei. Da indeß Boccaccio am Ende der „Genalogie der Götter", nachdem er von der Zueignung des Buchs an den König Hugo von Cypern gesprochen hat, sagt: „Stant et alia opuscula, ex quibus nullum est ullo hujusmodi titulo insignitum, praeter bucolicum carmen, quod ut sibi intitularem petiit Donatus Apenninigena", so hat Salviati[3]) nebst andern daraus geschlossen: senza titolo solle nur so viel heißen, als niemand dedicirt. Zur Unterstützung dieser Ansicht ist noch zu erwähnen, daß in der „Vita di Dante" Boccaccio intitolare für dediciren gebraucht. — In dem „Commentar zur Göttlichen Komödie" (Inf, IV., 90) sagt Boccaccio, eine Schrift des Ovid werde von einigen liber Amorum und von andern Sine titulo genannt (wie denn in der That alte Ausgaben der „Amores", z. B. Rom, 1471, „De sine titulo" überschrieben sind), auch ließen beide Na-

---

1) Fiacchi, Osservazioni sul Decamerone (Florenz 1821), S. 73.

2) a. a. O., S. 68.

3) Avvertimenti, I, 13.

men sich rechtfertigen: *sine titulo*, perciocchè d'alcuna materia continuata, dalla quale si possa intitolare, non favella; ma alquanti versi d'una, ed alquanti d'un' ultra, e così possiam dir di pezzi, dicendo procede. Aus dieser Stelle hat Dionisi[1]) mit vieler Wahrscheinlichkeit geschlossen, senza titulo solle so viel heißen, als mannichfaltigen Inhalts. — In dem früher (S. XIX) erwähnten Briefe an einen Miles Mavortis sagt Boccaccio (wenn jener Brief anders echt ist), er sei von Unwissenheit umnachtet, roh, träge und ungestaltet sine titulo vivens; was kaum anders verstanden werden kann, als, ohne einen bestimmten höhern Zweck zu verfolgen. Hierdurch scheint Dionisi's Ansicht, der auch Colombo beigetreten ist, bestätigt zu werden, daß der Verfasser mit jener Bezeichnung nur habe sagen wollen, die hundert Geschichten des „Dekameron" seien, wie zufällig, ohne eine gemeinsame Aufgabe zu verfolgen, aneinandergereiht. — Verschweigen will ich indeß nicht, daß ich, besonders auf Anlaß einer zweiten Stelle des Dante-Commentars (Inf., IV, in f., S. 332 der Moutier'schen Ausgabe) vorübergehend daran gedacht habe, Boccaccio möge Amores und sine titulo für synonym gehalten und sein Werk statt: Buch der Liebesgeschichten, als Euphemismus mit senza titolo bezeichnet haben.

Von dem Eingange des „Dekameron", von der berühmten Beschreibung der florentiner Pest, hat man oft behauptet, daß er im wesentlichen aus frühern Schriftstellern entlehnt sei. Namentlich ist in dieser Hinsicht Thucydides genannt worden. Daß in jeder Schilderung einer Pestseuche ähnliche Scenen wiederkehren müssen, versteht sich von selbst, und eine solche Verwandtschaft kann gewiß nicht für einen Beweis der Nachahmung gelten. In der That ist aber die Anlage des ganzen Gemäldes bei Thucydides und bei Boccaccio so durchaus verschieden

---

1) Blandimenti funebri, S. 99—100.

(wie denn namentlich die psychologische Seite bei dem Italiener unverhältnißmäßig mehr hervortritt als bei dem Griechen), ja selbst die Krankheitsphänomene, die beide Schriftsteller schildern, sind so unähnlich, daß man versucht wird, zu zweifeln, ob die jene Nachahmung behaupten wirklich die Geschichte des peloponnesischen Kriegs gelesen haben. Mir ist es im ganzen nur bei drei Stellen gelungen, eine gewisse Aehnlichkeit zu entdecken: Thucyd., II, 50 mit den Worten der Einleitung (S. 6): „Dabei schien es, als ob zur Heilung" u. s. w.; ferner die zweite Hälfte des 51. Kapitels mit den Worten der Einleitung (S. 7): „Diese Seuche gewann" u. s. w. und (S. 10): „Obgleich nun" u. s. w.; endlich das Kapitel 53 mit S. 8 der Einleitung: „Andere aber waren der entgegengesetzten Meinung" u. s. w. Nicht nur sind aber alle diese Parallelen sehr entfernte und offenbar zufällige, sondern es kann als unzweifelhaft gelten, daß Boccaccio den Thucydides überall nicht gekannt hat. — Bekanntlich ahmte Lucrez am Ende seines sechsten Buchs den attischen Geschichtschreiber nach, nicht ohne jedoch einzelne Züge und Ausschmückungen hinzuzufügen. In den letzten siebzig Versen des Römers finden sich nun allerdings kleine Einzelheiten, die es mir nicht unglaublich machen, daß Boccaccio ihn gekannt und im Gedanken gehabt habe.

Aehnlicher Streit ist über die Originalität der einzelnen Novellen geführt worden. Seltsam genug sehen wir aus der Einleitung zur vierten Giornata und aus Boccaccio's Schlußschrift, daß man beim ersten Erscheinen des Buches dem Verfasser zum Vorwurf machte, jene Geschichten seien nicht wahrhafte, sondern von ihm erfundene oder doch umgestaltete; während man neuerdings ihn deshalb getadelt hat, daß er den Inhalt seiner Erzählungen nicht selbst erfunden, sondern frühern Quellen entlehnt habe. So interessant es nun sein kann, eine vielverbreitete Geschichte durch alle die Umbildungen zu verfolgen, die sie von Land zu Land und von einem zum andern

Jahrhundert im Munde der sie Wiederholenden erfährt, so hätte auf eine solche Uebertragung doch niemals ein Tadel gegründet werden sollen. Unter den unzählbaren Sammlern von Erzählungen, die seit dem ersten Beginn der Literatur und in allen Welttheilen ihre Leser ergötzt haben, macht schwerlich einer darauf Anspruch, den ganzen Vorrath seiner Geschichten selbst erfunden zu haben. Gerade die Erzählung geht ihrem Wesen nach von Mund zu Munde und wächst und vervollständigt sich bei fortschreitender Ueberlieferung. Wer alsdann die Begebenheiten zuerst zu einem wohl zusammenhängenden und abgeschlossenen Ganzen gerundet hat, wer der ursprünglich dürftigen Anekdote lebensfrische Gestalten als Träger untergelegt und sie mit wohlthuender, angemessener Rede bekleidet hat, der gilt mit vollem Recht als Eigenthümer.

Es ist aber nicht einmal wahr, daß Boccaccio einen beträchtlichen Theil seines Materials aus frühern Erzählungen entlehnt habe. Soll von einer Novelle nicht schon um deswillen fremder Ursprung behauptet werden, weil dieser oder jener in sie verwobene einzelne Zug auch anderwärts vorkommt (z. B. die Kriegslist mit der engen Kerbe der Pfeile, in der zweiten Geschichte des fünften Tages, bei Boso da Gubbio oder Giovanni Villani, VIII, 35), so ist die Zahl derjenigen, die in das „Dekameron" aus andern Quellen übertragen sind, gering. Der Ursprung einiger Geschichten läßt sich bis in den Orient, ja bis nach Indien verfolgen; natürlich waren sie indeß an Boccaccio nicht nur aus der zweiten Hand, sondern durch eine ganze Kette von Vermittelungen gekommen. Häufig ist sogar dieselbe, ursprünglich orientalische, Geschichte auf mehr als einem Wege nach dem Westen gedrungen, sodaß es in solchem Falle schwer sein kann, zu entscheiden, in welcher Gestalt sie zu Boccaccio's Kunde gelangte.

Wenigstens von einer Novelle (VII, 8) finden sich die Grundzüge schon in dem sanskritischen „Pantschatantra" oder

dem Auszuge daraus: „Hitôpadesa". Bekanntlich wurde diese Fabelsammlung unter dem Namen des Bidpai schon frühe ins Persische, und aus diesem bald darauf unter dem Titel „Kalilah va Dimnah" ins Arabische übersetzt. Sowol die griechische Uebersetzung des Simeon Sethus aus dem letztern (1100), als die lateinische Version, welche Johannes von Capua 1262 nach einer hebräischen Uebersetzung des indischen Originals (vom Rabbi Joel) machte, waren im Occident verbreitet. Auch war die spanische Bearbeitung des arabischen Textes (1251) ins Italienische übertragen und Stücke daraus, wie namentlich das hier in Rede stehende, in französischen Fabliaux bearbeitet. [1])

Eine andere Novelle derselben Giornata (die sechste) stammt aus dem „Dolopathos" des sogenannten Syntipas, der wieder durch syrische Vermittelung aus Indien gebracht ist. Syntipas ist aber bekanntlich die Quelle des weit verbreiteten Buches von den „Sieben weisen Meistern", das nach der ersten lateinischen Bearbeitung von Dam Jehans de Hauteselve als Volksbuch fast in alle neuern Sprachen überging [2]), obwol gerade diese Geschichte in den occidentalischen Bearbeitungen der „Sieben weisen Meister" fehlt. [3]) Dagegen steht sie in der „Disciplina clericalis" des Petrus Alphonsi [4]), der, wie wir wissen, fast ausschließlich aus morgenländischen Quellen schöpfte, und dessen Buch in der altfranzösischen Uebersetzung „Chastoiement d'un père à son fils" [5]) im Westen weit verbreitet war.

---

1) Görres, Teutsche Volksbücher, S. 163—73. Val. Schmidt, Anmerk. zum Straparola, S. 308. Rosenkranz, Allgemeine Geschichte der Poesie, I, 72—74. Edéléstand du Méril, Histoire de la poésie Scandinave, S. 354. Göttinger gelehrte Anzeigen von 1830, S. 1700—720, von 1843, S. 721.

2) Görres, a. a. O., S. 154—63.

3) Val. Schmidt, zu Petrus Alphonsi, S. 127 u. 128.

4) Ausg. von Schmidt, S. 49—50.

5) Val. Schmidt, a. a. O., S. 17—24.

Aus eben diesem Werke scheint eine zweite Novelle (VII, 4) entlehnt[1]), wenn Boccaccio sie nicht unmittelbar aus den „Sieben weisen Meistern" genommen hat.[2]) Endlich findet sich noch eine dritte Geschichte von orientalischem Ursprunge (X, 8) bei Petrus Alphonsi[3]) wieder; doch konnte Boccaccio sie ebensowol auch aus den „Gesta Romanorum" entlehnt haben.[4])

Aus den „Gesta Romanorum" können noch zwei andere Novellen geschöpft sein, nämlich I, 3, und X, 1. Die erste[5]) indeß (von drei Ringen) findet sich schon bei zwei ältern Italienern: dem „Avventuroso Ciciliano" des Bosone da Gubbio[6]) und dem sogenannten „Novellino"[7]) oder „Cento novelle antiche" aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts[8]), die zweite dagegen, oder wenigstens ihr einigermaßen Verwandtes außer in den „Gesta Romanorum" (Kap. 109) noch in des Johannes Damascenus vielverbreiteter Geschichte von „Barlaam und Josaphat", und in dem „Speculum historiale" des Vincentius Bellovacensis.[9])

Ebenfalls im „Barlaam und Josaphat" findet sich die kleine, in die Einleitung der vierten Giornata verwobene Geschichte[10]), welche aber auch in den „Cento novelle antiche" wiederkehrt (Nov. 14); Vincentius Bellovacensis

1) Ausg. von Schmidt, S. 54, 55.

2) Val. Schmidt, S. 135. 136.

3) S. 36—38. Vergl. S. 98—101 und Val. Schmidt, Beiträge, S. 110—112. Gräße, Märchen und Legendenbuch, II, 277.

4) Die Aehnlichkeit zwischen VIII, 10, und Kap. 16 der Disciplina ist nur eine ganz entfernte.

5) Gesta Romanorum, übersetzt von Gräße, Kap. 89.

6) Ausg. von Nott, S. 347.

7) Novelle 73 der mailänder Ausg. von 1825.

8) Vergl. Lami, Appendice all' illustrazione istorica del Mann. (Mailand 1820), S. 12, 13.

9) Val. Schmidt, Beiträge, S. 100—102.

10) Derselbe, S. 27—29.

dagegen bietet noch (aus der Chronik des Helinandus) die als achte Novelle, in dem fünften Tage aufgenommene Erzählung. [1])

Von allen diesen Geschichten unzweifelhaften, oder mehr oder weniger wahrscheinlichen orientalischen Ursprungs hat die Vermittelung, durch welche sie an Boccaccio gelangt sein mögen, nachgewiesen werden können. Anders verhält es sich mit X, 5 (die schon im „Filocopo" vorkommt), für welche Du Méril [2]) indische, und VI, 4, und X, 3, für welche Schmidt [3]) arabische [4]), sowie VII, 9, für die er persische Abkunft nachgewiesen. [5])

Zwei Geschichten (V, 10, und X, 2) stammen, wahrscheinlich unmittelbar, aus Apulejus.

Dem bereits erwähnten Avventuroso Ciciliano (1311) ist ferner die zweite Geschichte des ersten Tages entlehnt [6]), während sich für X, 9, nicht füglich das Gleiche mit Lami [7]) behaupten läßt.

In den gleichfalls schon genannten „Novelle antiche" (Nov. 51) findet sich die Quelle von I, 9, und am Schluß der letzten Geschichte jenes Büchleins steht der zweiten Geschichte des dritten Tages Verwandtes.

Den französischen Quellen haben französische Schriftsteller, wie Ginguené [8]) mit ehrenwerther Aufrichtigkeit anerkennt, viel zu großes Gewicht beigelegt. Außer IV, 9, welcher Novelle die provençalische Biographie des Guillem von Cabestaing, die auch in Lais bearbeitet wurde, zum

---

1) Val. Schmidt, Beiträge, 44—60.
2) a. a. O., S. 358; vergl. Schmidt, Beiträge, S. 108.
3) Beiträge, S. 63, 103.
4) Irrig zählt Du Méril auch VI, 1 hierher.
5) a. a. O., S. 81—82. Nach Du Méril, S. 354 u. 55, kommt die Geschichte auch in einem Fabliau vor.
6) Ausg. von Nott, S. 349.
7) a. a. O., S. 14.
8) Storia della lett. ital., III, 274—278.

Grunde liegt[1]), und außer V, 4, die aus „Marie de France"[2]) stammt, lassen sich nach Du Méril nur III, 8; VII, 7; VIII, 1; VIII, 4; IX, 6, und IX, 10 (einigermaßen auch VI, 5) auf Fabliaux zurückführen. In welcher Gestalt dagegen die Geschichte der Griseldis (X, 10) in Frankreich verbreitet gewesen, bleibt auch nach den Mittheilungen von Du Méril noch zweifelhaft. — Bretonischen Ursprungs wäre nach Val. Schmidt[3]) die fünfte Geschichte des zehnten Tags.

Gewiß die Mehrzahl von Boccaccio's Novellen gründet sich, wie großentheils schon die lokale Färbung anzeigt, auf unmittelbare Ueberlieferungen, und wenigstens von IV, 6, ist die geschichtliche Wahrheit durch Manni[4]) nachgewiesen. Mehrere dieser einheimisch italienischen Geschichten führen bis auf die der florentiner Pest unmittelbar vorhergehende Zeit herab: so z. B. die den Calandrino betreffenden und die zehnte des achten Tags.

Die Forschungen über die Quellen des „Dekameron" sind von Manni, Lami, Valentin Schmidt und Edélestand du Méril in den mehrfach erwähnten Schriften mit vielem Fleiß angestellt; doch sind die Materialien ohne Zweifel noch lange nicht in gehörigem Umfange zugänglich und durchforscht, um die Untersuchung für beendigt halten zu können. Alle diese Schriftsteller haben zwei andere Aufgaben mit der von uns ausschließlich berücksichtigten verbunden: nämlich die Erläuterung der im „Dekameron" enthaltenen historischen Anspielungen und die Angabe der Schriftsteller, welche jene Geschichten später benutzt und umgearbeitet haben. Die erste dieser Aufgaben ist indeß nur als eine von den mehreren zu betrachten, welche ein (leider noch nicht geschriebener)

1) Diez, Leben und Werke der Troubadours, S. 77—90.
2) Oeuvres, I, 14 393.
3) Beiträge, S. 106—107.
4) Istoria, S. 293.

Kommentar unserer Novellensammlung zu verfolgen hätte, und die zweite ist nur durch ein gewisses Interesse der Curiosität mit dem „Dekameron“ verknüpft.

Sinnreiche Einfälle und anziehende Geschichten sich erzählen zu lassen, war von jeher eine Lieblingsunterhaltung der Müßigen. Die Schachs im Osten, die Signori im Westen hielten sich dazu eigene Erzähler, die im romanischen Mittelalter Jongleurs, giullari, uomini di corte heißen. Das niedere Volk kauert noch heute dort um das nächtliche Feuer der Wüste, hier auf den Lavafliesen des Molo von Neapel, um den Geschichten seiner Rhapsoden zu lauschen. Ursprünglich genügte eine trocken erzählte Anekdote, am liebsten auf bekannte, im Munde des Volkes lebende Personen bezogen. Bald knüpft sich an das bemerkenswerthe Ereigniß eine moralische Betrachtung, eine Lebensregel; die Geschichten werden zu belehrenden Beispielen. So schon im Orient und in den „Sieben weisen Meistern“, noch mehr aber in den allegorisch ausgedeuteten „Gesta Romanorum“ und in der „Disciplina clericalis“ des Petrus Alphonsi. Noch später wird die bloße Begebenheit zur Novelle, d. h. zum Kunstwerk, in dem wir nicht nur ein Bruchstück des Lebens in scharf gezeichneten Zügen wiedergegeben, sondern zugleich eine Ansicht, eine kecke Behauptung, vielleicht eine Grille des Verfassers durch Handlungen oder durch Worte verfochten sehen. Dieser letzte Schritt ist es nun, den in dem weiten Gebiete der Literatur zuerst Boccaccio gethan hat, und von ihm aus hat die moderne Novelle, bis auf die äußerste Höhe, die sie in Tieck erreicht, ihren weitern Weg genommen. Um zu ermessen, ein wie gewaltiger dieser Schritt war, genügt es, eine der Erzählungen, deren Quellen vor Boccaccio wir nachgewiesen, in dieser ältern Gestalt mit derjenigen zu vergleichen, die sie im „Dekameron“ gewonnen. Dort haben wir eine mehr oder minder gut erzählte Anekdote, hier ein abgerundetes Kunstwerk, in dem alle Theile wohl berechnet zu dem Gedanken hin-

leiten, für den das Ganze ein Ausdruck sein sollte. Die weise Oekonomie der erzählten Thatsachen und ihre treffliche Gruppirung erweckt unsere um so größere Bewunderung, je vertrauter wir mit dem Autor werden, und je mehr wir ihn mit der breiten Redseligkeit und den zerstreuenden Detailschilderungen der modernen vergleichen. Meisterhaft ist die dramatische Wahrheit der Reden fast aller im „Dekameron“ auftretenden Personen, wie sie in diesem Grade schwerlich einem der spätern italienischen Novellisten gelungen ist. Die köstliche Dummheit eines Calandrino, oder Ferondo, das frömmelnde Gewäsch des Bruder Puccio, die eitle Einfalt der Madonna Lisetta, die klösterliche Bornirtheit der Nonnen des Masetto, die Prahlereien der Madonna Fiordaliso und die edelmüthigen Phrasen der Jancofiore, die verschiedenen Abstufungen heuchlerischer Salbung in Chapelet, Rusticus, Bruder Alberto und Bruder Cipolla, die pedantische Jämmerlichkeit des Ricciardo da Chinzica und Messer Simone sind alle mit wahrhaft wunderbarer Menschenkenntniß und mit einer Herrschaft über die Sprache gezeichnet, wie sie seit Boccaccio keinem zweiten in Italien zu Gebote gestanden. An andern Stellen, wie im Tedaldo, im Gentil de' Carisendi, oder in Titus und Gisippus, erhebt sich die Sprache zu wahrhaft rednerischem Schwunge: obwol auch nicht gerade selten das Bestreben nach Wohlredenheit, wie in des Verfassers frühern Schriften, in falsche Rhetorik ausartet, und einigemal sogar die kunstreich verschlungenen Perioden, in ihre eigenen Verwickelungen gefangen, den Weg nicht mehr zum Ziele zu finden wissen. Häufiger noch zeigt es sich, daß die flüchtig weiter eilende Feder ein Wort, auf dem die frühern Theile des Satzes zu ruhen bestimmt waren, einzufügen vergessen, oder daß sie ein anderes, welches zuvor schon seinen Platz gefunden, zum Ueberflusse wiederholt.[1])

---

1) Vergl. überhaupt Fr. v. Schlegel, Werke, IX, 21, 22, 32 fg.

Wenn im Obigen versucht ist, das „Dekameron" nach seinen eigentlichen Verdiensten zu bezeichnen, so darf nicht verschwiegen werden, daß es keineswegs ausschließlich, ja nicht einmal vorzugsweise diese sind, um derentwillen man sich gewöhnt hat, die hundert Novellen des Boccaccio als eines der bedeutendsten Werke der italienischen Literatur zu bezeichnen. Drei Eigenschaften sind es hauptsächlich, welchen das „Dekameron" seine fast beispiellose Verbreitung zu verdanken hat: seine Wichtigkeit für Constituirung des italienischen Sprachkanon, die heftigen Invectiven gegen die Geistlichen, besonders gegen die Mönche, und die nicht unbedeutende Zahl schlüpfriger Geschichten, die es enthält.

In der ersten Beziehung haben schon andere, namentlich Foscolo[1]), es arge Verkehrtheit genannt, wenn im 16. Jahrhundert der Municipalpatriotismus der Florentiner und die Pedanterei einiger Grammatikenschreiber die gesammte italienische Prosa unter das Joch des ausschließenden Wortvorraths und der allein mustergebenden Redeweisen des „Dekameron" zu zwängen versuchten, sodaß der ernste Geschichtschreiber, oder der öffentliche Redner von Calandrino und Ferondo die Sprache borgen sollten. Jene Fesseln können in Italien jetzt als in weiterm Umfange gesprengt gelten, sodaß ausführlicher davon zu reden unnöthig, für den Ausländer sogar vielleicht ungeziemend wäre.

Die Geiselhiebe dagegen, mit denen die keck gewordene Novelle unter Boccaccio's Händen den Klerus jener Zeit überschüttet, sind auf der einen Seite dem „Dekameron" zur Quelle ausschweifenden Lobes geworden und haben ihm auf der andern die gefährlichsten Verfolgungen zugezogen. Inmitten des protestantischen Deutschland wird es schwerlich einer Rechtfertigung dieser Angriffe auf

---

1) In dem „Discorso sul testo del Decamerone" vor der Pickering'schen Ausgabe, besonders S. XIX fg. u. S. LXXVII fg.

die im spätern Mittelalter vielfach tief gesunkene Geistlichkeit bedürfen. Wie sehr sie entartet war, weiß, wer immer auch nur mit einzelnen der wahrheitliebenden, edlern Schriftsteller jener Zeit genauer bekannt ist. Ein italienischer Geistlicher des vorigen Jahrhunderts hat selber die Mühe übernommen, nachzuweisen, wie genau Boccaccio's Beschuldigungen mit anderweitigen Zeugnissen zusammentreffen.[1]) Also dachte die Kirche aber nicht um die Zeit der Reactionen, welche durch die Reformation hervorgerufen waren. Die Väter des Concils zu Trento hielten dafür, daß schwere Beschuldigungen gegen die Geistlichkeit, begründet oder nicht, indem sie dieser die Achtung des Volkes raubten, zugleich dem Glauben selbst Gefahr brächten, und sie nahmen das „Dekameron" in die Zahl der verbotenen Bücher auf, jedoch mit dem beschränkenden Beisatz: bis es werde gereinigt sein (Boccatii Decades, sive novellae centum, quamdiu expurgatae non prodierint). Durch dies Verbot geriethen diejenigen in eigene Verlegenheit, die in dem obenangedeuteten Sinne die Gesetze der italienischen Sprache festzustellen bemüht waren: nur aus einem Buche sollte der zu verwendende Wortschatz geschöpft, nur die Schreibart dieses einen nachgeahmt werden; dies eine aber durfte niemand lesen, wenn er nicht den Strafen der Inquisition verfallen wollte. Die florentiner Sprachforscher, welche eben damals ihr berühmtes Wörterbuch vorzubereiten anfingen, erwirkten das Fürwort des Großherzogs Cosmus zuerst bei Pius V. und dann bei dem etwas weniger strengen Gregor XIII. Die Sache wurde mit einer diplomatischen Wichtigkeit betrieben, die sich bei einem Buche leichtfertiger Geschichten fast komisch ausnimmt. Der Magister sacri palatii sandte 1571 ein Exemplar des „Dekameron" von

---

1) Giovanni Bottari, Lezioni sopra il Decamerone (2 Bde. Florenz 1818).

Rom nach Florenz, in dem alle Stellen bemerkt waren, welche ausgemerzt oder umgestaltet werden müßten. In Florenz ernannte der Großherzog auf Vorschlag der Akademie, welche später den Namen der Crusca annahm, eine Deputation, bestehend aus Vincenzo Borghini, Antonio Benivieni, Agnolo Guicciardini und Bastiano Antinori. Alle Stellen, in denen auf Geistliche ein ungünstiges Licht fiele, sollten getilgt, oder dadurch unschädlich gemacht werden, daß die Mönche in Kaufleute, Soldaten, Zauberer, die Nonnen in ledige Mädchen verwandelt würden und dergleichen. Es ist unglaublich, welche Albernheiten in solcher Weise zu Stande gekommen sind. So ist z. B. in der zehnten Geschichte des dritten Tages alles gestrichen, was auf die Worte: „und richtete an ihn dieselbe Frage, die sie schon an die andern gethan hatte" bis: „geschah es, daß in Capsa ein Feuer auskam", folgt, wodurch denn die Geschichte in der That eine mehr als orientalische Einfachheit erhalten hat. Der Magister sacri palatii, mit dem verhandelt werden mußte, war ein Spanier, namens Thomas Manrique, und des Italienischen nicht allzu kundig, so fand er denn mitunter Scrupel, wo auch nicht der kleinste Grund dazu vorlag.[1]) Besonderes Bedenken erweckte die sechste Geschichte des ersten Tages; sie hatte keinen Sinn, wenn man den Mönchen andere Personen unterstellte. So mußte sie denn wegbleiben, und es wurde ernsthaft darüber verhandelt, ob man nicht neunundneunzig Geschichten füglich als hundert bezeichnen könne. Wohl zu bemerken ist aber, daß bei diesem ganzen, seltsamen Unternehmen die Sittlichkeit auch nicht im mindesten in Betracht kam. Die Schilderungen der Unkeuschheit und des

---

1) Z. B. wollte er den Ausdruck „bellezze eterne del cielo" gestrichen wissen, weil der Himmel nicht von Ewigkeit her, sondern geschaffen sei; er verwechselte also eterno und perpetuo

Ehebruchs ließ Monsignor Manrique unangefochten, nur Mönche sollten es nicht sein, welche darin handelten. — So entstand die Ausgabe der Deputati (Florenz, Giunti, 1573). Weder dem einen, noch dem andern Theile genügte indeß diese Säuberung. Die Sprachfreunde und diejenigen, welche das „Dekameron" zu ihrem Ergötzen lasen, vermißten viele der schönsten Stellen; die römischen Rigoristen dagegen fanden, daß immer noch viel zu viel mit durchgeschlüpft sei. Diesen letztern Antrieben gehorsam, unternahm der berüchtigte Widersacher Tasso's, Cavalier Salviati, eine neue, noch viel willkürlichere Umarbeitung, die mit dem vollen Beifalle Roms 1582 in zwei Auflagen erschien, aber allgemein als unberufene Verunstaltung des „Dekameron" verworfen ward. Ungefähr in dem gleichen Sinne und mit noch minderm Beifall verfuhr Luigi Grotto, der sogenannte Cieco d'Adria (Venedig, Zoppini 1588). Fast ein Jahrhundert lang erschien keine unverstümmelte Ausgabe des „Dekameron"; dann wagte man sich, zuerst in Holland und England, mit einzelnen Abdrücken hervor; noch später setzte man in Italien selbst sich über das Verbot hinweg, und gegenwärtig liefert jedes Jahr ein ganzes oder halbes Dutzend Ausgaben unter den Augen der Kirche, welche zu dem Misbrauche, den sie nicht mehr zu hindern vermag, ein Auge zudrückt.

Die schlüpfrigen Erzählungen, deren das „Dekameron" leider eine nicht geringe Anzahl enthält, haben dem Buche von jeher viele Leser zugeführt. Wie hart schon Pietro Petroni den Verfasser darüber durch Ciani tadelte, und welche Vorwürfe Boccaccio sich in späten Jahren selbst über den lüsternen Inhalt dieser Arbeit machte[1]), ist be-

1) „Nosti, quot ibi sint minus decentia et adversantia honestati, quot Veneris infaustae aculei, quot in scelus impellentia etiam si sint ferrea pectora, a quibus, etsi non ad incestuosum actum illustres impellentur foeminae, et potissime quibus sacer pudor frontibus insidet, subeunt

reits erwähnt worden. Noch strenger haben andere geurtheilt [1]), und es ist schwerlich zu leugnen, daß diese, die Sinne kitzelnden Geschichten schon für manchen vom nachtheiligsten Einflusse gewesen sind. Alle die zahlreichen Schriftsteller, die, besonders in Frankreich und theilweis auch in Italien, planmäßig daran gearbeitet, junge Gemüther durch sittenlose Schilderungen zu vergiften, haben aus dem „Dekameron", als einer willkommenen Fundgrube, reichlich geschöpft, und manche von unsern Novellen hat, mit den grellsten Farben frech ausgemalt, in der obscönen Literatur die Runde gemacht.

Aeußerst fern liegt mir gewiß eine Apologie der Unzucht; nothwendig scheint es aber, dem Dekameron die richtige Stellung anzuweisen, durch die es alsdann vielleicht sich als minder strafbar erweisen dürfte. Die unerlaubte Geschlechtsliebe, besonders der Ehebruch, hat offenbar neben dem verbrecherischen ein komisches Element, und aus der Vereinigung von Lust und Angst, von hochfliegender Leidenschaft und feigem Schuldbewußtsein entwickeln sich die lächerlichsten Antithesen, und der ausbündigste Scharfsinn muß aufgeboten werden, um das zwiefache Schande zugleich scheuende Vergehen vor Entdeckung zu schützen. So kehrt denn dies Element, wenn es nicht durch die Sitte gewaltsam zurückgedrängt wird, überall wieder, wo die Aufgabe verfolgt wird, Beispiele von komischen Verflechtungen der Ereignisse und von schlau gefundenen Aus-

---

tamen tacito passu aestus illecebrae, et impudicas animas obscoena concupiscentiae tabe nonnunquam inficiunt irritantque." Brief an Mainardo de' Cavalcanti.

1) J. B. Bonifazio Vanozzi bei Mazzuchelli, S. 1335, Nr. 149: „Chi potesse contare, quante puttane ha fatto il Decameron del Boccaccio, rimarrebbe stupido e senza senso... Per conto delle materie e delle cose narrate da esso in quel suo Novelliere, non si può dire, quanto e quale sia stato e perseveri tuttavia il danno che se ne sente."

wegen aus schlimmer Verlegenheit zu erzählen; ebenso wie im „Dekameron" und seinen Nachfolgern, in den ältern französischen Fabliaux und Contes.[1]) Es ist dies Element für diese Gattung von Literatur ein wesentliches, und man kann es kaum völlig verbannen wollen, ohne dieser Gattung zugleich die reichlichste Lebensader abzuschneiden. In einer zwiefachen Weise kann nun aber dasselbe von dem Erzähler verarbeitet werden: entweder so, daß es nur um seines lächerlichen Effects willen auf die Scene gebracht wird, gerade wie jede sonstige Verwickelung, Schlauheit und dergleichen; oder so, daß der Schriftsteller bei diesem Element um seiner selbst willen, weil es ein unzüchtiges ist, wollüstig ausmalend verweilt. Offenbar ist nur die letzte Behandlung die frivole zu nennen. Wir begegnen demselben Gegensatz auch in der bildenden Kunst, nur daß wir in dieser nachsichtiger zu sein gewohnt sind. Wir werden, wo der an sich nicht frivole Gegenstand das Nackte fordert, dem Maler das Recht zugestehen, es mit aller Meisterschaft uns darzustellen, sollte seine Darstellung auch geeignet sein, sinnlich zu erregen; die Sinnenlust als solche, wie in der Io und Leda Correggio's, oder in der Danaë Titian's, werden wir aber nie als einen würdigen Gegenstand der Kunst anerkennen, und nur um der Trefflichkeit der Technik willen solche Abirrung entschuldigen können. — Es darf nun behauptet werden, daß Boccaccio, fast ohne Ausnahme, das Unzüchtige nur als nothwendigen Baustein benutzt, um die komische Situation, auf die es ihm eben ankommt, aufzubauen, und daß er ebendeshalb oft gar unfein mit derben unverhüllten Worten gleich das Ding beim rechten Namen nennt; während seine frivolern Nachahmer der Sünde einen lüstern kokettirenden Schleier umwerfen und mit Vorliebe dabei verweilen,

---

1) Rosenkranz, Geschichte der Poesie, II, 92—93.

ihn immer nach einer andern Seite zu lüften. In weit höherm Grade unsittlich als jene einzelnen verfänglichen Situationen finde ich die mehrfachen Versuche, die Unkeuschheit, ja den Ehebruch durch Sophismen zu rechtfertigen, wie z. B. im Tedaldo. Theils aber ist es allerdings die, von Tieck im weitesten Umfange verfolgte, Aufgabe der Novelle, Paradoxes, ja völlig Verkehrtes nach den verschiedensten Richtungen hin scharfsinnig zu verfechten, theils liegen jene Verkettungen von Trugschlüssen gerade unserer Denkweise gewiß zu fern, um von ihnen Gefahr besorgen zu können. Aehnliches gilt von der einzigen Novelle, wegen welcher man Boccaccio wol Mangel an Ehrfurcht für die christliche Religion vorgeworfen, für die Novelle von den drei Ringen, wie dies erst vor kurzem wieder im Gegensatze gegen Lessing's „Nathan" eine Stimme, die man keiner Parteilichkeit für Boccaccio zeihen wird, sehr gut ausgeführt hat.[1])

Zwischen dem Entstehen des „Dekameron" und den ersten gedruckten Ausgaben[2]) desselben ist wenig mehr als ein Jahrhundert verstrichen. Den vermuthlich ältesten Abdruck (um 1470) pflegt man nach den Schlußworten der Unterschrift des Buchdruckers: Deo gratias zu nennen. Die Valdarfer'sche Ausgabe von 1471 (Venedig) genießt bei den Bibliomanen ein von keiner andern typographischen Seltenheit erreichtes Ansehen. Der Marquis Blandford erkaufte ein vollständiges Exemplar von ihr in der Roxburgh'schen Auction im Jahre 1812 für 2260 Pfund Sterling. Dieser Kauf war es, der zu der Errichtung des Roxburghclubs Anlaß gab, indem die Bibliomanie

---

1) Evangelische Kirchenzeitung von 1856, Nr. 23, fg. K. Hase, Das geistliche Schauspiel, S. 249—274.

2) Vgl. Gamba, Serie dei testi, Nr. 166 fg.

ex professo betrieben ward. Schon sieben Jahre später kam indeß dasselbe Exemplar noch einmal unter den Hammer, und wurde von Lord Spencer für 918 Pfund erstanden. — Wie hätte selbst diese letzte Summe genügt, um den Geldverlegenheiten des armen Boccaccio für immer abzuhelfen! — Unter den ziemlich zahlreichen Ausgaben des 15. Jahrhunderts, die noch außer diesen beiden uns bekannt sind, verdient eine, vom 20. April 1482 bis zum 13. Mai 1483 aus der Druckerei von St. Jacopo di Ripoli hervorgegangene, als ein Curiosum Erwähnung. Jene Druckerei gehörte nämlich zu einem Nonnenkloster; die frommen Schwestern setzten, druckten, hefteten selbst, was ihnen von Buchhändlern aufgetragen ward, wie die noch erhaltenen Klosterrechnungen darüber Nachricht geben. Hier war nun der Besteller ein Ser Piero da Pescia, durch Vermittelung eines Giovannni di Nato, und die Auflage betrug 200 Exemplare.[1]) Mir scheint aber die Situation höchst komisch, wie ehrbare Nonnen in ihrem Ordensgewande, hier die Novelle des Masetto von Lamporecchio setzen, dort die Abdrücke der Geschichte von der Aebtissin mit dem seltsamen Psalterium auf dem Kopfe, nach Druckfehlern spähend, eifrig corrigiren.

Bei der Kürze der Zeit, während welcher es handschriftlicher Vervielfältigung des „Dekameron" bedurfte, und bei der beträchtlichen Anzahl von gedruckten Ausgaben, die schnell aufeinander folgten, möchte man vermuthen, daß der uns überlieferte Text jenes Buches hinlänglich gesichert sei. Das ist jedoch nur in minderm Maße der Fall; vielmehr gehören die Handschriften und noch mehr die alten Drucke des „Dekameron" zu den größten Seltenheiten. Der Grund davon liegt zum Theil in einer merkwürdigen Carnevalsscene, die sich in den Jahren 1496

---

1) Vinc. Follini, Lezione sopra due edizioni del sec. XV (Florenz 1831).

und 1497 zu Florenz zutrug. Der Geschichtschreiber Nardi[1]) erzählt, Fra Domenico da Pescia, der Genosse des Savonarola, habe um jene Zeit, wiewol gelehrter Bildung ermangelnd, mit solcher Frömmigkeit und Salbung gepredigt, daß er in der kurzen Zeit vom Advent bis zum Carneval die Florentiner überredet, alle schlüpfrigen und unsittlichen Bücher und alles Bildwerk oder Gemälde aus ihren Häusern zu schaffen, das geeignet wäre, sinnliche Gedanken zu erwecken. „Zu diesem Ende beauftragte er Kinder, unter der Leitung von Obern, die aus ihrer Mitte gewählt waren, viertelsweise in die Häuser der Bürger zu gehen und demüthig und sanft von einem jeden das Anathema (denn so nannten sie alle dergleichen unanständige Dinge), als von Gott und von den Kirchengesetzen verflucht, zu erfordern. Wurde ihnen darauf dergleichen verabfolgt, so segneten sie das Haus mit einem eigenen, gar erbaulichen Spruche, den ihnen Fra Girolamo zu dem Ende verfaßt hatte. So brachten sie denn in kurzer Zeit eine erstaunliche Menge ungeziemender Bilder, falsche Locken, allerhand Putzsachen und Wohlgerüche, Bretspiele von erlesener Schönheit, Spielkarten und Würfel, vielerlei musikalische Instrumente, Exemplare von den Werken des Boccaccio und dem „Morgante maggiore" sowie Traum- und Zauberbücher zusammen. Alle diese Gegenstände wurden am Carnevalstage auf einem großen Gerüste ausgestellt, das auf dem Domplatze errichtet war. Von einer breiten Unterlage erhob sich dies Gerüst im allmählicher Verjüngung gleich einer Pyramide, auf deren Stufen alle jene Sachen, mit Reisig und andern brennbaren Stoffen abwechselnd, angeordnet waren. Zu diesem Feste strömte das Volk in Scharen, ohne sich für dies Jahr um die sonst gewohnten Carnevalslustbarkeiten zu kümmern. Die

1) Istorie f. 34 der Originalausg. (Lyon 1582). Vgl. f. 43.

Kinder aber hörten am Morgen in der Domkirche eine feierliche Engelsmesse und zogen am Nachmittage von den einzelnen Vierteln, in denen sie sich unter ihren Obern versammelt hatten, weiß gekleidet, mit Olivenkränzen auf dem Haupte und rothen Kreuzlein in den Händen, erst nach der St. Marcuskirche und dann nach dem Domplatze, wo sie in der Loge der städtischen Obrigkeiten Platz nahmen. Dabei sangen sie fortwährend lateinische Psalmen oder italienische Kirchenlieder, bis endlich die vier Obern mit brennenden Fackeln herabstiegen und jenes Gerüste anzündeten, welches alsdann mit seinem gesammten Inhalte bei dem Schmettern der Trompeten niederbrannte." [1])

So waren denn schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts correcte Exemplare selten geworden, und obwol Nicolò Delfino[2]) sich um die Berichtigung des Buchs Verdienste erwarb, und aus den berühmten Druckereien des Giunta[3]) und Aldo[4]) neue Ausgaben hervorgingen, lag der Text noch sehr im Argen. Da verbanden sich sieben ausgezeichnete junge Florentiner (Bernardo Segni, Antonio degli Alberti, Francesco Guidetti, Schiatta Bagnesi, Pier Vettori, Ant. Francini und Bartol. dei Cavalcanti) zu einer sorgfältigen Berichtigung des „Dekameron", und die Frucht ihrer Arbeit war die berühmte Giuntiner Ausgabe von 1527 (die sogenannte Ventisettana). [5]) Die Mehrzahl der übrigen, im 16. Jahrhundert erschienenen

---

1) Vgl. Rudelbach, Hieron. Savonarola und seine Zeit, S. 177. Meier, Girol. Savonarola, S. 123.

2) Venedig 1516.

3) Florenz 1516.

4) Venedig 1522.

5) Gute Exemplare pflegen nicht unter 30 Louisdor verkauft zu werden. Die zu Venedig 1729 von Pasinelli gefertigte Nachbildung ist nicht selten.

Ausgaben: von Ant. Brucioli[1]), von Lod. Dolce[2]), von Franc. Sansovino[3]), von Girol. Ruscelli[4]), von Franc. Giuntini[5]), von Nic. Alunno[6]) u. s. w., ist lediglich als Handelsspeculation zu betrachten, und die in ihnen gemachten Veränderungen des Textes sind fast ohne Ausnahme Entstellungen.

Erst die durch den oben erwähnten Beschluß des Tridentiner Concils hervorgerufene Nothwendigkeit, das „Dekameron“ umzuarbeiten, wurde Anlaß einer weitern Berichtigung des Textes. Baccio Baldini, der Leibarzt des Großherzogs Cosimo, hatte eine Handschrift wieder aufgefunden, die vermuthlich vor der Revolution von 1494 bereits der Familie Medici gehört hatte, auch wol bei der Ausgabe von 1527, wenngleich nicht regelmäßig, benutzt, seitdem aber verloren war. Es war diese Handschrift am 13. August 1384 durch Francesco (den Sohn des Amaretto) Mannelli, der 1357 geboren und angeblich ein Taufpathe Boccaccio's war, beendet worden. Darüber, daß dieser äußerst einsichtige Schreiber seinem Original die größte Autorität beilegte, und daß er es mit der gewissenhaftesten Sorgfalt copirte, kann kein Zweifel obwalten. Daß es indeß, wie die Deputati und die meisten Spätern angenommen haben, Boccaccio's eigenhändige Urschrift gewesen sei, ist bloße, nicht eben wahrscheinliche Vermuthung. Dieses Manuscript nun legten die vier Obengenannten (S. LXXXI) ihrer Berichtigung zum Grunde, verglichen aber daneben noch eine große Anzahl von Handschriften und einige ältere

1) Venedig 1538 und öfter.
2) Venedig 1541 und öfter. Dolce selbst tadelte in jeder seiner spätern Ausgaben die frühern.
3) Venedig 1549.
4) Venedig 1552.
5) Lyon 1555.
6) Venedig 1557.

Drucke. Die Erwägungen, welche sie bei der Verarbeitung dieser Materialien geleitet hatten, legten die Deputati in ausführlichen „Annotazioni" nieder, die zu dem Besten gehören, was über italienische Philologie jemals geschrieben ist. So entstand die Ausgabe von 1573, die allen Anforderungen genügt haben würde, wenn nicht die von Rom gebotenen Verstümmelungen sie entstellt hätten. Wie neun Jahre später Salviati nicht nur noch mehr vom „Dekameron" hinwegschnitt, sondern auch mit dem stehen gebliebenen Texte auf das willkürlichste umsprang, ist schon erwähnt worden. Dabei ging er von der verkehrten Annahme aus, Boccaccio habe zwei voneinander abweichende Manuscripte hinterlassen, zwischen deren Lesarten uns zu wählen freistehe. Zur Rechtfertigung seines Verfahrens sollten die zwei Bände „Avvertimenti" dienen, die bei den italienischen Sprachforschern höchstes Ansehen genießen, in der That aber eine Ausgeburt pedantischer, auf unsichern Grundlagen aufgebauter Silbenstecherei sind.

Die nächsten, für das „Dekameron" sehr unfruchtbaren 180 Jahre ließen diese Arbeiten der gelehrten Florentiner unberücksichtigt und strebten nur nach Herstellung eines unverstümmelten Textes, den man aus der Ventisettana zu entlehnen pflegte. Den Anfang machte die zierliche Elzevir'sche Ausgabe von 1665, die mehrmals nachgemacht wurde. Es folgten der Rolli'sche Abdruck der Giuntiner Ausgabe (London, Edlin 1725) und die schon erwähnte Venezianer Contrefaçon[1]) derselben (1729 gedruckt von Pasinello). Die schlechte Ausgabe von Ciccarelli (Neapel, angeblich Amsterdam 1718) verdient

1) Die Kennzeichen zu wissen, an denen man Original und Nachahmung unterscheiden kann, gehört zu dem ABC der Bibliomanen. Gleich am Anfange des Registers hat das Original Cento novella, die Contrefaçon aber novelle u. s. w.

aus keinem andern Grunde Erwähnung, als weil die Crusca in der vierten Ausgabe des „Vocabulario" sich ihrer bedient hat.

Später wandte sich die Aufmerksamkeit aufs neue der Mannelli'schen Handschrift zu. Der Marchese Pier Ant. Guadagni ließ, besonders mit Bandini's Hülfe, zu Lucca 1761 einen buchstäblichen Abdruck dieses Manuscripts [1]) veranstalten, dem er eine höchst gewissenhafte Vergleichung der Ventisettana beifügte. Seit dieser Zeit sind alle nennenswerthen Ausgaben [2]) auf Guadagni's Arbeit unmittelbar oder zur zweiten Hand gebaut, und es ist stets als das größte Verdienst betrachtet worden, sich so nahe als möglich an den Mannelli'schen Text anzuschließen. Besonders treu haben dies Poggiali (Livorno, angeblich London 1789—90), Ferrario (Milano, Classici 1803) [3]) und Vitarelli (Venedig 1811) gethan. Die vorzüglichste unter den neuern Ausgaben ist indeß die des Abbate Michele Colombo (8 Bde., Parma 1818,

---

1) Daß jemand die Treue dieses Abdrucks weiterer Prüfung unterworfen hätte, ist mir allerdings nicht bekannt. Eine Ungenauigkeit läßt sich erkennen, auch ohne die Handschrift selbst zu vergleichen. Nach S. 373 hieße es in der Schlußschrift: ad honorem egregi simacu spinjs, was völlig sinnlos ist. Vergleicht man indeß das im Kupferstich beigefügte Facsimile, so scheint egregiae et immacul(atae) V(ir)ginis gelesen werden zu müssen. Es folgen noch die Worte: et beneplacitum et mandatum, die freilich mit der heiligen Jungfrau nicht zusammenzubringen sind. Ich denke mir, daß Mannelli die Handschrift für den Verkauf fertigte und sich vorbehielt, den Namen des Käufers am Schlusse so einzutragen, als ob dieser die Anfertigung bestellt hätte. Diese Eintragung unterblieb dann aus was immer für einem Grunde.

2) Nur wegen der Anmerkungen, nicht in Ansehung des Textes haben die beiden Ausgaben von Martinelli (London 1758 und 1762) einiges Interesse.

3) In dieser Ausgabe und in der des Fanfani sind die Annotazioni der Deputati wieder abgedruckt.

sowol durch ihre ausgezeichnete Correctheit, als durch die sprachlichen Anmerkungen, die der Herausgeber theils seinen Vorgängern (Ruscelli, Rolli, Martinelli) entlehnt, theils und hauptsächlich selbst hinzugefügt hat.[1]) Die noch neuern Herausgeber (Molini, Florenz 1820 und 1827; Ugo Foscolo, 3 Bde., London 1825, und der Abdruck davon im „Parnasso Italiano continuato", Leipzig 1833 u. s. w.) haben nur das Verdienst, die gleiche Richtung mit größerer oder geringerer Sorgfalt verfolgt zu haben. Am nächsten an Colombo schließt sich der Abdruck in der Moutier'schen Ausgabe von Boccaccio's sämmtlichen Werken an (Florenz 1827); leider sind indeß weder die Anmerkungen vollständig aufgenommen, noch ist der Text ein irgend correcter zu nennen. Die Leistungen von Del Rio haben dagegen ihren Werth mehr für die Worterklärung, als für die Berichtigung des Textes.

Sollte für die letztere, die allerdings an manchen Stellen als Bedürfniß erscheint, noch irgend Erhebliches gethan werden, so käme es auf die Voruntersuchung an, ob sich annehmen lasse, daß uns von Boccaccio's Originalmanuscript noch andere Spuren, als durch Francesco Mannelli, erhalten seien. Wir wissen, daß die gesammte Büchersammlung des Verfassers durch Vermächtniß an das Kloster Santo Spirito kam, und da eine Clausel des Testaments ausdrücklich verlangt, daß jene Manuscripte, selbst zum Abschreiben, frei zugänglich bleiben sollen, so liegt es nahe, zu vermuthen, daß auch andern Handschriften, oder daß alten Drucken eine solche Benutzung zum Grunde liege. Allerdings aber erscheint es als zweifelhaft, ob unter den nach Santo Spirito gekommenen Büchern sich überall ein Manuscript des „Dekameron" befunden.

---

1) Diese Ausgabe ist der gegenwärtigen Uebersetzung zum Grunde gelegt.

Wie große Gewissensbisse sich Boccaccio in spätern Jahren über die unzüchtigen und gegen die Geistlichkeit gehässigen Stellen des Buchs machte, haben wir oben berichtet, und derjenige, der dies Legat zuerst empfangen sollte, war Boccaccio's Beichtvater! Hatte nicht vielleicht der Verfasser in einer Aufwallung der Reue seine Originalhandschrift verbrannt, oder sie doch von den Büchern ausgeschlossen, die Beichtvater und Kloster erhalten sollten? — Dennoch vermuthe ich das Gegentheil, das bei so vielfachen ähnlichen Inconsequenzen der Zeit uns nicht füglich überraschen kann. Bemerkenswerth ist nämlich in dieser Hinsicht, daß unter den ältern Ausgaben gerade die beiden ersten, vor dem Brande von Santo Spirito entstandenen, nach Buonamici's[1]) Untersuchungen, den correctesten, mit dem Mannelli'schen genau verwandten Text bieten. Diese Spur dürfte nun, wie mich dünkt, zu verfolgen und zu ermitteln sein, ob jene ältesten Ausgaben nicht eine erhebliche Zahl von Berichtigungen zu geben vermöchten.

Diesen, meiner Ueberzeugung nach allein richtigen Weg, bei allem Gewicht, das man dem Mannelli'schen Texte beilegt, ihm doch nicht alleinige Geltung zuzuschreiben, hat mit vieler Einsicht und kritischem Takt die neueste Ausgabe von Pietro Fanfani (Florenz 1857) befolgt. Materialiensammlungen, die Fanfani fleißig benutzt, hatte der Abbate Masini hinterlassen. Eigene Thätigkeit hat sie wesentlich ergänzt. So sind denn an schwierigen Stellen außer der Deo gratias-Ausgabe mehrere florentiner Handschriften und je zwei Manuscripte der pariser und modeneser Bibliothek zu Rathe gezogen. Die Anmerkungen beschränken sich aber nicht auf die Texteskritik: die hohe

---

1) Lettera (London 1725), Replica (Paris 1729). Probevergleichungen der Deo gratias-Ausgabe habe ich vor einigen Jahren in der Magliabecchiana zu Florenz angestellt und allerdings bestätigt gefunden, daß dieselbe, jener Verwandtschaft ungeachtet vielfach richtigere Lesearten hat, als Mannelli's Manuscript.

philologische Durchbildung des Herausgebers, an welcher ihn wol keiner seiner Landsleute übertreffen möchte, hat ihn in den Stand gesetzt, gar manche zweifelhafte Stelle richtiger, oder wenigstens sicherer zu deuten, als von einem seiner Vorgänger geschehen war.

Uebersetzt ist das „Dekameron" in die verschiedensten Sprachen. Von manchen Novellen haben wir lateinische Bearbeitungen. Bemerkenswerth ist darunter die der Griseldis von Petrarca in doppelter Beziehung. Einmal ist sie von einem Schreiben an Boccaccio begleitet, in dem Laura's gelehrter Verehrer dem Freunde mit sehr vornehmem Wohlwollen schreibt, er habe das Buch der hundert Geschichten zufällig zu sehen bekommen und natürlich nur Zeit gehabt, ganz wenig darin zu lesen, aber einiges recht hübsch gefunden und anderes mit der damaligen Jugend des Verfassers entschuldigt. Zweitens hat Petrarca, in dem Glauben, die mangelhafte Arbeit des Verfassers wesentlich zu bessern, sich eine Menge von Veränderungen erlaubt, die in überraschendem Maße beweisen, wie sehr es ihm an dem richtigen Takte für Oekonomie und Ton einer solchen Erzählung fehlte.

Französische und englische Uebersetzungen waren nach Sacchetti's Bericht schon im dritten Viertel des 14. Jahrhunderts verbreitet.

Unter den erstern ist die verbreitetste die des königlichen Raths und Kriegsschatzmeisters Antoine Mason[1]), die durch ihre große Genauigkeit mir auch bei meiner Arbeit nicht selten von Nutzen gewesen ist. Mason wurde getadelt, daß er die Nacktheiten des Boccaccio unverschleiert wiedergegeben.[2]) Dennoch durfte er es wagen, das Buch

---

1) Mazzuchelli, S. 1353, zählt von 1543—1694 achtzehn Ausgaben auf.

2) Die Bemerkung Mazzuchelli's, daß in den Ausgaben von 1552 an die verfänglichen Stellen gemildert seien, finde ich an der von 1558, die ich besitze, nicht bestätigt.

der Schwester Franz I., der Königin Margaretha von Navarra, in deren Auftrage er die Uebersetzung unternommen, zuzueignen. Freilich enthalten die berühmten eigenen „Contes et nouvelles" dieser Fürstin Geschichten, die den stärksten des Boccaccio wenig nachgeben. Die zahlreichen neuern Uebertragungen in beide genannte Sprachen sind, soweit ich sie kenne, und ich besitze deren mehrere, so liederliche Fabrikarbeit, daß sie der Erwähnung nicht werth sind.

Ohne bei den Uebersetzungen in andere Sprachen zu verweilen, möge erwähnt werden, daß das „Dekameron" schon frühe mehrfach ins Deutsche übertragen ward. Eine Uebersetzung erschien Luzern 1470, eine zweite mit 87 Holzschnitten unter dem Titel: „Cento Novella", Augsburg bei Sorg, 1490 (später Strasburg 1509, 1535, 1540 und 1547, bei Knobloch, desgleichen Augsburg [Messerschmidt] 1561). Als verschieden von ihnen bezeichnet Val. Schmidt [1]) sowol die Strasburg 1561, als die Frankfurt (Feierabend) 1583 gedruckte. Eine fünfte wäre nach Mazzuchelli (S. 1354) Frankfurt (bei Egenolf Emmele) 1601 und 1625 und (bei Schönwetter) 1646 herausgekommen. Alle diese Arbeiten kenne ich indeß nicht aus eigener Anschauung. Unter den neuern ist die von Soltau gewiß mit dem meisten Fleiß und mit der größten Sprachkenntniß gemacht. [2]) Außerdem sind mir die Uebersetzungen von Schaum, von Röder [3]), von Ortlepp und von einem Ungenannten (München, bei Michaelis) bekannt geworden und häufig verglichen, wenn

---

1) Beiträge, S. XIII und 115.

2) Ein ausführlicheres Urtheil habe ich in der Vorrede zur ersten Ausgabe dieses Buches, S. VII—IX, ausgesprochen.

3) In der Ankündigung heißt es: „Das Dekameron wurde zwar schon in einigen Uebersetzungen dem deutschen Publikum in die Hände gegeben; noch nie aber in einer vollständigen wort- und sinngetreuen, wie hier geschieht."

auch meist nur wegen der Curiositäten, an denen es nicht darin fehlt.

Die Aufgabe, welche ich mir bei meiner Arbeit gestellt habe, ist dieselbe, die Schleiermacher[1]) so meisterhaft vorgezeichnet und in ihren Schwierigkeiten und unübersteigbaren Schranken charakterisirt hat: der Leser sollte durch die Uebersetzung soviel als möglich denselben Eindruck erhalten, den auf den Uebersetzer (dessen genügende Vorbereitung und Umsicht vorausgesetzt) das Original machte. Der Leser sollte also in der deutschen Rede den Laut der fremden Sprache, und zwar die eigenthümliche Tonart derselben durchklingen hören, die gerade dieser Schriftsteller angeschlagen. Wie leicht ein solches Bestreben zur Schwerfälligkeit führen, ja unverständlich machen kann, ist weder zu verkennen, noch fehlt es in dieser Hinsicht an warnenden Beispielen. Sollte diese Gefahr vermieden werden, so durfte ich einzelne Abweichungen von der Strenge jenes Princips, wie auch Schleiermacher sie zuläßt, nicht scheuen. Der Uebersetzer mußte „die Kenntniß der fremden Welt des Verfassers, die er bei dem Leser nicht voraussetzen kann, auf die kürzeste, zweckmäßigste Weise suppliren und überall die größere Leichtigkeit und Natürlichkeit des Originals durchleuchten lassen". Hierher gehört die Vertauschung italienischer Witzworte und sprichwörtlicher Reden mit deutschen. — Nur dazu habe ich mich durchaus nicht entschließen können, bei der Uebersetzung zu entfernen, was keuschen Ohren unserer Tage verletzend ist. Bei Boccaccio's Eigenthümlichkeit, der das Unanständige nicht um sein selbst willen lüstern ausmalt, sondern nur mit aufnimmt, um dadurch zur Pointe der Erzählung zu gelangen, hätte ich fürchten müssen, ähnliche Albernheiten zu Stande zu bringen, wie die Deputati in der Geschichte von Alibech und Rustico. — Sint ut sunt, aut non sint. — Ob ich

---

1) Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens.

unter solchen Umständen nicht besser gethan hätte, das Buch unübersetzt zu lassen? — Da bereits zehn deutsche Uebersetzungen im Umlaufe sind, so wäre es dadurch gewiß der Kunde deutscher Leser nicht entzogen. Sicher aber ist der Eindruck des Buchs ein günstigerer, wenn der Leser durchgängig gewahr wird, das Ziel des Bearbeiters sei ein ernsteres, ich möchte sagen, wissenschaftliches gewesen, als wenn er sieht, daß es nur darauf ankam, seine Lachlust oder Lüsternheit durch das Nacherzählen schlüpfriger Geschichten anzuregen.

Chronologische Uebersicht

über Boccaccio's Leben.

1313. Boccaccio wird geboren.
1324 oder 25. Kommt zu einem Kaufmann in die Lehre.
1330 oder 31. Geht nach Neapel, um kanonisches Recht zu studiren.
1336 oder 37. Widmet sich der Poesie.
1338 10. oder 11. April (?). Sieht Maria zum ersten mal.
1339. Datirt mehrere Briefe: apud busta Maronis.
1339, 40. Schreibt den „Filocopo“ und die „Theseide“.
1341—42 (zwischen dem 15. April 1341 und 28. August 1342). Kehrt nach Florenz zurück.
1342—44. Schreibt den „Ameto“ und die „Amorosa visione“.
1345. Ist wieder in Neapel.
—— (?). Schreibt die „Fiammetta“ und den „Filostrato“.
1346 (?). Schreibt das „Ninfale Fiesolano“.
1348. Geht mit Ludwig von Tarent nach Toscana, wohin er jedoch erst im Verlauf der Pestseuche gelangt.
—— Beginnt das „Dekameron“.
1349 (15. Mai). Sendet von Neapel die drei ersten Tage des „Dekameron“ an Francesco de' Bardi (?).
1350 (26. Januar). Ist in Florenz.
—— Geht zu Francesco Ordelaffi nach Forlì.

1350 (im Herbst). Empfängt Petrarca in Florenz.
—— (30. December). Erhält von der Republik einen Auftrag nach Ravenna.
1351 (April). Wird an Petrarca nach Padua gesandt.
—— (?). Schreibt das Leben Dante's.
1352. Wird an den Markgrafen Ludwig von Brandenburg gesandt.
—— (?). Ist wieder in Neapel.
1353 (im Sommer). Geht über Forlì nach Ravenna zu Bernardino Polenta.
—— (?). Beendigt das „Dekameron".
1354. Wird an Innocenz VI. nach Avignon gesandt.
1355 (?). Schreibt den „Corbaccio".
1359. Geht zu Petrarca nach Mailand.
1360. Führt den Leontius von Venedig nach Florenz.
—— Wohnt von nun an vorzugsweise in Certaldo.
1361. Wird von Gioachino Ciani besucht.
1362 (November). Geht wieder nach Neapel.
1363 (Frühjahr). Verläßt Neapel.
—— (Juni—August). Weilt bei Petrarca in Venedig.
—— Beginnt die „Genealogia Deorum".
—— Zwischen 1363 und 1370 entstehen die Schriften über die Berge u. s. w., über berühmte Frauen und über die Unfälle ausgezeichneter Personen.
1365 (20. August). Wird an Urban V. nach Avignon gesandt. Berührt Genua.
—— (21. August). Macht sein erstes Testament.
1366 (?). Geht vergeblich nach Venedig, um Petrarca zu besuchen.
1367. Ist Offiziale del Magistrato degli Stipendiarj.
—— (November). Wird an Urban V. nach Rom geschickt.
1370 (December). Geht nach dem Karthäuserkloster San Stefano in Calabrien.
1372 (Herbst). Geht nochmals nach Neapel.
1373 (Frühjahr). Kehrt zurück.
—— Die „Genealogia Deorum" wird verbreitet.

1373 (23. October). Fängt seine Vorträge über Dante's „Göttliche Komödie" in Florenz an.
1374 (Januar oder Februar). Erkrankt und zieht wieder nach Certaldo.
—— (19. Juli). Petrarca stirbt.
—— (28. August). Macht sein zweites Testament.
1375 (21. December). Stirbt.

(Vermuthlicher) Widmungsbrief der drei ersten Tage des Dekameron an Francesco di Messer Alessandro de' Bardi, florentinischen Kaufmann zu Gaëta.

Da die menschlichen Kräfte, wenn ihnen nicht hin und wieder durch einige Erholung aufgeholfen wird, in anhaltender Thätigkeit, welcher auch wir Aermste uns gar häufig, mehr als uns lieb ist, unterziehen, auszudauern nicht vermögen, vielmehr derselben erliegen, so gestatten die Weisen nicht nur, sondern sie rathen sogar, daß wir, ermüdet und übernommen von der Arbeit, dieselbe zu Zeiten durch geziemende Erheiterung unterbrechen.

Darum erachtete selbst Sokrates, der doch bei seinen Lebzeiten ein so ernster und vor andern begabter Erforscher göttlicher sowol als menschlicher Dinge war, es nicht für ungeziemend, seiner Seele von den Betrachtungen der tiefsten Geheimnisse der Natur Rast zu gönnen und mit seinen kleinen Kindern, ebenso wie sie es thaten, auf dem Steckenpferde im Hause umherzureiten; denn, wie kindisch dieser Zeitvertreib auch war, so gewährte er doch der Uebermüdung des Geistes willkommene Erholung. Auch Cornelius Scipio und Lälius, zwei leuchtende Gestirne des römischen Ruhmes, deren einem vollständig, dem andern wenigstens theilweise das Verdienst beschieden war, den Uebermuth Karthagos durch Klugheit und Kraft zu Boden zu werfen, auch sie schämten sich nicht, wenn man sie am Strande von Gaëta die kleinen Steinchen und Muscheln, welche die Meereswellen ans Land gespült hatten, auflesen und sich

gleich Kindern gemeinsam daran ergötzen sah, nachdem sie erst kurz zuvor sich von den vielen und mühseligen Arbeiten erhoben hatten, denen sie sich unterzogen, um zu ersinnen und anzuordnen, was zum Heile des Gemeinwesens vorzugsweise geeignet war.

So wirst denn auch du, deiner großen Tugend ungeachtet, da du, wie wir vernommen, mit gar mancherlei, zum Theil widerwärtigen Geschäften von verschiedenen Seiten überhäuft bist, in geziemendem Ergötzen, das die ermüdeten Lebensgeister wieder aufzurichten taugt, verständigerweise einige Erquickung suchen müssen. Vielleicht hast du die Mittel zu wohlthuender Zerstreuung, welche dich erheiterte ohne dich anzustrengen, an dem Orte deines jetzigen Aufenthalts nicht in genügendem Maße zur Hand. Darum senden wir mit dem gegenwärtigen Briefe dir einen kleinen und leichten Zeitvertrieb, der aber doch wol vermögen wird, die verdrießlichen Gedanken dir einmal zu zerstreuen, und bitten dich in geziemendster Höflichkeit, daß du jenes Büchlein mit derselben Gesinnung lesen mögest, mit der wir es zu unserm eigenen Ergötzen für dich geschrieben haben.

Von Neapel, den 15. Mai 1349.

Es beginnt das Buch, genannt Dekameron, und beigenannt der Hauptkuppler, in welchem hundert Geschichten enthalten sind, die von sieben Damen und drei jungen Männern erzählt werden.

Vorrede.

Mitleiden mit den Betrübten ist ein gar menschliches Gefühl, das, wenn es gleich einem jeden wohl ansteht, doch vorzüglich von denjenigen gefordert wird, die schon des Trostes bedurft, und ihn bei andern gefunden haben. War unter diesen einer, dem Theilnahme noth that, dem sie willkommen war, und der sich durch sie erquickt fühlte, so bin ich gewiß ein solcher. Denn von meiner frühesten Jugend an bis zu dieser Zeit bin ich immer in erhabener und adelicher Liebe über die maßen und so sehr entbrannt, daß man, wollte ich davon erzählen, es vielleicht meinen niedrigen Umständen unangemessen finden dürfte, obgleich diejenigen, die der Liebe kundig sind und meine Geschichte kennen, mich deshalb loben und um vieles höher schätzen. Um dieser Liebe willen habe ich viel gelitten; nicht weil die geliebte Dame gegen mich grausam gewesen wäre, sondern wegen des übermäßigen Feuers, das ein ungeordnetes Verlangen in meinem Gemüthe entzündet, und mich an keinem vernünftigen Ziele befriedigt verweilen, mich vielmehr häufig größern Kummer, als nöthig gewesen wäre, empfinden ließ. In dieser Trübsal gewährten mir die ergötzlichen Erzählungen eines Freundes und seine angemessenen Tröstungen so viel Erfrischung, daß ich der festen

Meinung bin, um ihretwillen allein sei ich am Leben geblieben. Wie es aber dem gefallen hat, der, während er selber unendlich ist, allen Dingen auf der Welt das unabänderliche Gesetz, ein Ende zu haben, ertheilt hat, so verringerte auch meine Liebe, die so überschwenglich glühend gewesen war, daß weder die Kraft des eigenen Entschlusses oder fremden Raths, noch die Furcht vor Schande, noch endlich die drohende mit ihr verknüpfte Gefahr vermocht hatten sie zu zerstören oder wankend zu machen, sich mit der Zeit und allmählich solcher Weise in sich selbst, daß ich gegenwärtig fühle, sie hat nichts als die Freudigkeit in meiner Seele zurückgelassen, welche zu empfinden pflegt, wer sich auf seiner Fahrt nicht allzuweit in ihre finstern Meere wagt. So sehe ich denn, daß sie, die mir eine Marter zu sein pflegte, nun, wo aller Kummer hinweggenommen, mir nur als ein Wohlbehagen geblieben ist. Obgleich aber die Qualen verschwunden sind, so ist doch das Andenken an die Wohlthaten nicht entflohen, die ich einst von denen empfing, die um der Zuneigung willen, die sie zu mir hatten, mich ungern leiden sahen. Auch wird mich dies Andenken, wie ich hoffe, nicht eher, als im Tode verlassen. Da nun die Dankbarkeit nach meinem Dafürhalten vor allen andern Tugenden vorzügliches Lob, sowie ihr Gegentheil Tadel verdient, so habe ich, um nicht undankbar zu erscheinen, bei mir beschlossen, nun, da ich mich frei fühle, nach meinen geringen Kräften, wenn nicht denen, die mir halfen, da sie wegen ihres eigenen Verstandes oder guten Glücks dessen vielleicht nicht bedürfen, doch andern, denen es noth thut, zur Vergeltung dessen, was ich empfing, einige Erleichterung zu gewähren. Und, obgleich, was ich beitrage, um die Bedürftigen aufzuheitern oder zu trösten, wie wir es nennen wollen, nicht viel bedeuten will und kann, so bedünkt mich doch, man müsse es am liebsten darbieten, wo die Noth am größten ist, weil es dort am meisten Nutzen stiften und auch am werthesten gehalten werden wird. Wer wird

wol leugnen, daß es zweckmäßiger ist, diesen Trost, wie wenig oder wie viel er bedeuten mag, den holden Damen als den Männern zu schenken? Sie tragen mit Furcht und Scham die liebevollen Flammen im zarten Busen verborgen, und wie viel größere Gewalt, als offenbare, die geheimen Gluten haben, das wissen die, welche es erfahren. Außerdem verweilen die Frauen die meiste Zeit abhängig von dem Willen, Gefallen und Befehle ihrer Väter, Mütter, Brüder und Männer, auf den kleinen Bezirk ihrer Gemächer beschränkt, und unmöglich ist es, daß sie immer heiter seien, während sie den ganzen Tag fast müßig sitzen und im selben Augenblick wollend und nichtwollend widerstreitende Gedanken in sich beherbergen. Erzeugt sich nun in ihrem Gemüthe aus den feurigen Wünschen ihres Herzens eine gewisse Schwermuth, so muß diese zu ihrer großen Qual darin verweilen, bis neue Gespräche sie wieder vertreiben, wobei ich noch nicht einmal erwähne, daß die Frauen weit weniger Kraft haben als die Männer, was ihnen widerfährt zu ertragen. Daher können wir auch deutlich sehen, daß die Leidenschaften der Männer kein gleiches Schicksal haben. Befällt sie einige Schwermuth oder trübe Nachdenklichkeit, so haben sie viele Mittel, jene zu mildern oder zu vertreiben; denn, sobald sie es wünschen, bieten sich ihnen Spaziergänge, Neuigkeiten, die sie hören oder besehen können, Vogelstellen, Jagd, Fischerei, Reiten, Spiele und Handelsgeschäfte dar. Ein jedes dieser Dinge vermag wenigstens für einige Zeit ganz oder zum Theil den Geist zu beschäftigen und vom betrübenden Gegenstande abzuziehen, und inzwischen findet sich entweder auf die eine oder andere Weise ein Trostgrund, oder der Schmerz wird geringer. Damit also durch mich die Unbilligkeit des Glücks theilweise wieder gut gemacht werde, welches, wo die Kraft, wie bei den zarten Frauen, am geringsten ist, auch mit seinen Gaben am geizigsten zu sein pflegt, denke ich zur Hülfe und Ausflucht der Liebenden, denn den Uebrigen

genügen Spindel, Nadel und Haspel, hundert Geschichten, Fabeln, Parabeln oder wirkliche Begebenheiten, wie wir sie nennen wollen, mitzutheilen, die zur verderblichen Zeit der letzten Pest von sieben Damen und drei jungen Männern erzählt wurden, und noch einige Liedlein beizufügen, die eben jene Damen zu ihrer Lust gesungen haben. In diesen Geschichten wird man lustige und betrübte Liebesereignisse und andere abenteuerliche Begebenheiten kennen lernen, die sowol in neuen als alten Zeiten sich zugetragen haben und jenen Frauen, welche diese Geschichten lesen, mit den spaßhaften Dingen, die darin vorkommen, gleich viel Vergnügen, als guten Rath gewähren und sie unterrichten werden, was sie fliehen und was wieder erstreben sollen. Mich dünkt, dies alles könne nicht geschehen, ohne daß die üble Laune zum Weichen gebracht werde. Geschieht aber das, und Gott gebe, daß es geschehe, so mögen die Leser Amor ihren Dank sagen, der mich von seinen Fesseln befreit und mir erlaubt hat, auf ihr Vergnügen bedacht zu sein.

Es beginnt:

Der erste Tag des Dekameron,

an dem nach der Auseinandersetzung des Autors, aus welchem Grunde es geschah, daß die hernachbezeichneten Personen zusammen kamen, um sich einander zu erzählen, unter Pampinea's Regiment von dem gesprochen wird, was ein jeder am liebsten hat.

So oft ich, o holde Damen, in meinen Gedanken betrachte, wie ihr von Natur so mitleidig seid, erkenne ich auch, daß in eurer Meinung gegenwärtiges Werk einen betrübten und bittern Anfang haben wird, da es die schmerzliche Erwähnung jener verderblichen Pestseuche an

seiner Stirn trägt, die vor kurzem einen jeden, der sie sah oder sonst kennen lernte, in Trauer versetzt hat. Doch wünsche ich, daß ihr euch deshalb nicht vom Weiterlesen in dem Glauben abschrecken lasset, ihr werdet immer zwischen Seufzern und Thränen lesend hindurchgehen müssen. Dieser schreckensreiche Anfang soll euch nicht anders sein, wie den Wanderern ein steiler und rauher Berg, jenseit dessen eine schöne und anmuthige Ebene liegt, die ihnen um so wohlgefälliger scheint, je größer die Anstrengung des Hinauf= und Herabsteigens war. Und wie der Schmerz sich an das Uebermaß der Lust anreiht, so wird auch das Elend von der hinzutretenden Freude beschlossen. Dieser kurzen Trauer — kurz nenne ich sie, weil sie in wenig Zeilen enthalten ist — folgen alsbald die Lust und die Süßigkeit, die ich euch oben versprochen habe und die man nach einem solchen Anfange, ohne ausdrückliche Versicherung, vielleicht nicht erwarten würde. In der That, hätte ich füglich vermocht, euch auf einem andern und minder rauhen Wege als diesem dahin zu führen, wohin ich es wünsche, so hätte ich es gern gethan. Weil aber ohne diese Erwähnung nicht berichtet werden konnte, warum geschah, was weiterhin zu lesen ist, entschließe ich mich gewissermaßen nothgedrungen zu dieser Beschreibung.

Ich sage also, daß die Jahre von der heilbringenden Menschwerdung des Sohnes Gottes schon bis zur Zahl eintausend dreihundert und achtundvierzig angewachsen waren, als das tödtliche Pestübel in die herrliche Stadt Florenz, die vor allen andern in Italien schön ist, gelangte, nachdem es einige Jahre früher in den Morgenlanden, entweder durch Einwirkung der Himmelskörper, oder als eine, im gerechten Zorne über unsern sündlichen Wandel, von Gott den Menschen herabgesandte Strafe begonnen, dort eine unzählbare Menge Lebendiger getödtet hatte und, ohne anzuhalten, von Ort zu Ort sich verbreitend, nach den abendländischen Gegenden jammerbringend vorgeschritten war. Gegen dies Uebel half keine menschliche Klugheit

oder Vorkehrung, obgleich man es daran nicht fehlen und die Stadt durch eigens dazu ernannte Beamte von aller Unsauberkeit reinigen ließ, auch jedem Kranken den Eintritt verwehrte und über die Bewahrung der Gesundheit viel Rathschläge hielt. Ebenso wenig nützten die demüthigen Gebete, die von den Frommen nicht ein, sondern viele male in feierlichen Bittgängen und auf andere Weise Gott vorgetragen wurden. Ungefähr zu Anfang des Frühjahrs im vorhingenannten Jahre begann die Krankheit schrecklich und auf wunderbare Weise ihre verheerenden Wirkungen zu zeigen. Dabei war aber nicht, wie im Orient, das Nasenbluten ein offenbares Zeichen unvermeidlichen Todes, sondern es kamen zu Anfang der Krankheit, gleichmäßig bei Männern wie bei Frauen, an den Weichen oder in den Achselhöhlen gewisse Geschwulste zum Vorschein, die manchmal so groß wie ein gewöhnlicher Apfel, manchmal wie ein Ei wurden, bei den einen sich in größerer, bei den andern in geringerer Anzahl zeigten und schlechtweg Pestbeulen genannt wurden. Von den genannten Theilen des Körpers aus verbreiteten sich diese tödlichen Pestbeulen in kurzer Zeit ohne Unterschied über alle andern. Später aber gewann die Krankheit eine neue Gestalt, und viele bekamen auf den Armen, den Lenden und allen übrigen Theilen des Körpers schwarze und bräunliche Flecke, die bei einigen groß und sparsam, bei andern aber klein und dicht waren. Und, sowie früher die Pestbeule ein sicheres Zeichen unvermeidlichen Todes gewesen und bei manchen noch war, so waren es nun diese Flecke für alle, bei denen sie sich zeigten. Dabei schien es, als ob zur Heilung dieses Uebels kein ärztlicher Rath und die Kraft keiner Arzenei wirksam oder förderlich wäre. Sei es, daß die Art dieser Seuche es nicht zuließ, oder daß die Unwissenheit der Aerzte (deren Anzahl in dieser Zeit, außer den wissenschaftlich gebildeten, an Männern und Weibern, die nie den geringsten ärztlichen Unterricht genossen hatten, übermäßig groß ge-

worden war), der Krankheit rechten Grund zu erkennen und daher auch ein gehöriges Heilmittel ihr entgegenzustellen nicht vermochte; genug, die wenigsten genasen, und fast alle starben innerhalb dreier Tage nach dem Erscheinen der beschriebenen Zeichen; der eine ein wenig früher, der andere etwas später, die meisten aber ohne alles Fieber oder sonstige Zufälle.

Diese Seuche gewann um so größere Kraft, da sie durch den Verkehr von denen, die an ihr krankten, auf die Gesunden überging, wie das Feuer trockene oder brennbare Stoffe ergreift, wenn sie ihm nahe gebracht werden. Ja so weit erstreckte sich dies Uebel, daß nicht allein der Umgang die Gesunden ansteckte und den Keim des gemeinsamen Todes in sie legte, sondern schon die Berührung der Kleider oder anderer Dinge, die ein Kranker gebraucht oder angefaßt hatte, schien die Krankheit dem Berührenden mitzutheilen. Unglaublich scheint, was ich jetzt zu sagen habe, und wäre es nicht von den Augen vieler, sowie von meinen eigenen wahrgenommen, so würde ich mich nicht getrauen, es zu glauben, hätte ich es auch von glaubwürdigen Leuten gehört. Ich sage nämlich, daß die ansteckende Kraft dieser Seuche mit solcher Gewalt von einem auf den andern überging, daß sie nicht allein vom Menschen dem Menschen mitgetheilt ward, sondern daß auch, was viel mehr sagen will, häufig und unverkennbar andere Thiere, außer dem Menschengeschlechte, wenn sie Dinge berührten, die einem an der Pest Leidenden oder daran Gestorbenen gehört hatten, vom Krankheitsstoffe behaftet wurden und in kurzem an diesem Uebel starben. Von dieser Erscheinung habe ich außer andern malen insbesondere eines Tages mit eigenen Augen, wie ich schon oben erwähnte, das Beispiel gesehen, daß zwei Schweine die Lumpen eines armen Mannes, der an dieser Seuche gestorben war und die man auf die öffentliche Straße geworfen hatte, dort fanden, und nach der Art dieser Thiere anfangs mit dem Rüssel lange durchwühlten, und

dann mit den Zähnen ergriffen und hin und wieder schüttelten, nach kurzer Zeit aber, nach einigem Zucken, als hätten sie Gift genommen, auf die zu ihrem Unheil von ihnen erfaßten Lumpen todt zu Boden fielen.

Aus diesen und vielen andern ähnlichen und schlimmern Ereignissen entstand ein allgemeiner Schrecken und mancherlei Vorkehrung derer, die noch am Leben waren, welche fast alle zu ein und demselben grausamen Ziele hinstrebten, die Kranken nämlich, und was zu ihnen gehörte, zu vermeiden und zu fliehen, in der Hoffnung, auf solche Weise sich selber zu retten. Einige waren nun der Meinung, durch ein mäßiges Leben und durch Enthaltsamkeit von allem Ueberflusse vermöge man besonders diesem Uebel zu widerstehen. Diese thaten sich in kleinern Kreisen zusammen und lebten, getrennt von den Uebrigen, verschlossen in Häusern, in welchen kein Kranker sich befand, beieinander. Hier genossen sie die feinsten Speisen und die ausgewähltesten Weine mit großer Mäßigkeit und ergötzten sich, jede Ausschweifung vermeidend, mit Musik und andern Vergnügungen, die ihnen zu Gebote standen, ohne sich dabei von jemand sprechen zu lassen und um Krankheit oder Tod außer ihrer Wohnung irgend zu bekümmern. Andere aber waren der entgegengesetzten Meinung zugethan, und versicherten, viel zu trinken, gut zu leben, mit Gesang und Scherz umherzugehen, in allen Dingen, soweit es sich thun ließe, seine Lust zu befriedigen, und über jedes Ereigniß zu lachen und zu spaßen, sei das sicherste Heilmittel für ein solches Uebel. Diese verwirklichten denn auch ihre Reden nach Kräften; sie gingen bei Nacht wie bei Tag bald in dieses, bald in jenes Weinhaus, tranken ohne Maß und Ziel, und thaten dies alles in fremden Häusern noch weit ärger, ohne dabei nach etwas anderm zu fragen, als ob dort zu finden sei, was ihnen zu Lust und Vergnügen dienen konnte. Dies wurde ihnen auch leicht; denn als wäre sein Tod gewiß, so hatte ein jeder sich und alles, was ihm gehörte, aufgegeben.

Dadurch waren die meisten Häuser herrenlos geworden, und der Fremde bediente sich ihrer, wenn er sie zufällig betrat, ganz wie es der Herr selbst gethan haben würde. Wie sehr aber auch die, welche also dachten, ihrem viehischen Vorhaben nachgingen, so vermieden sie doch auf das sorglichste, den Kranken zu begegnen. In solchem Jammer und solcher Betrübniß der Stadt war auch das ehrwürdige Ansehen der menschlichen wie der göttlichen Gesetze fast ganz gesunken und zerstört; denn ihre Diener und Vollstrecker waren gleich den übrigen Einwohnern alle krank oder todt, oder hatten mindestens so wenig Leute behalten, daß sie keiner ihrer Amtsverrichtungen mehr vorzustehen vermochten. Darum konnte sich denn ein jeder erlauben, was er immer wollte. Viele andere indeß schlugen einen Mittelweg zwischen den beiden obengenannten ein und beschränkten sich weder im Gebrauch der Nahrungsmittel so sehr, wie die ersten, noch hielten sie im Trinken und andern Ausschweifungen so wenig Maß, als die zweiten. Vielmehr bedienten sie sich der Speise und des Trankes zur Genüge und schlossen sich auch nicht ein, sondern gingen umher und hielten Blumen, oder duftende Kräuter, oder sonstige Wohlgerüche verschiedener Art in den Händen und rochen häufig daran, überzeugt, es sei besonders heilsam, durch solchen Duft das Gehirn zu erquicken; denn die ganze Luft schien von den Ausdünstungen der todten Körper, von den Krankheiten und Arzeneien stinkend und beklemmend. Einige aber waren grausamer gesinnt, obgleich sie vermuthlich sicherer gingen und sagten, kein Mittel sei gegen die Seuchen so wirksam und zuverlässig, als vor ihnen zu fliehen. In dieser Ueberzeugung verließen viele, Männer wie Weiber, ohne durch irgendeine Rücksicht sich halten zu lassen, allein auf die eigene Rettung bedacht, ihre Vaterstadt, ihre Wohnungen, ihre Verwandten und ihr Vermögen, und flüchteten sich auf ihren eignen oder gar auf einen fremden Landsitz; als ob der Zorn Gottes, der durch diese Seuche die Ruchlosigkeit

der Menschen bestrafen wollte, sie nicht überall gleichmäßig erreichte, sondern nur diejenigen vernichtete, die sich innerhalb der Mauern dieser Stadt betreten ließen, oder als ob niemand mehr in der Stadt verweilen solle und deren letzte Stunde gekommen sei.

Obgleich nun diese verschieden Gesonnenen nicht alle starben, so kamen sie doch auch nicht alle davon, sondern viele von den Anhängern einer jeden Meinung erkrankten, wo sie sich auch befanden, und verschmachteten fast ganz verlassen, wie sie das Beispiel dazu, so lange sie gesund waren, denen, die gesund blieben, selber gegeben hatten. Ich schweige davon, daß ein Mitbürger den andern vermied, daß der Nachbar fast nie den Nachbar pflegte und daß die Verwandten selten oder nie einander besuchten; aber mit solchem Schrecken hatte dieses Elend die Brust der Männer wie der Weiber erfüllt, daß ein Bruder den andern im Stiche ließ, der Oheim seinen Neffen, die Schwester den Bruder und oft die Frau den Mann, ja was das Erschrecklichste ist und kaum glaublich scheint, Väter und Mütter weigerten sich, ihre Kinder zu besuchen und zu warten, als wären es nicht die ihrigen. In dieser allgemeinen Entfremdung blieb den Männern und Frauen, die erkrankten, und ihre Zahl war unermeßlich, keine Hülfe, außer dem Mitleiden der wenigen Freunde, die sie nicht verließen, oder dem Geize der Diener, die sich vom großen und übermäßigen Lohne zum Dienen bewegen ließen. Aber auch der letztern waren nicht viele zu finden, und die sich noch dazu hergaben, waren Männer oder Weiber von geringer Einsicht, die meistens auch zu solchen Dienstleistungen gar kein Geschick hatten und kaum etwas anderes thaten, als daß sie den Kranken dies oder jenes darreichten, was sie gerade verlangten, oder zusahen, wenn sie starben. Dennoch gereichte ihnen oft ihr Gewinn bei solchem Dienste zum Verderben. Daraus, daß die Kranken von ihren Nachbarn, Verwandten und Freunden verlassen wurden und nicht leicht Diener finden konnten,

entstand der Gebrauch, dessen gleichen man nie vorher gehört hatte, daß nämlich Damen, wie vornehm, gesittet und schön sie auch waren, wenn sie erkrankten, sich durchaus nicht scheueten, von Männern, mochten diese jung oder alt sein, sich bedienen zu lassen und ihnen, ganz als ob es Frauenzimmer wären, sobald die Bedürfnisse der Krankheit es erforderten, ohne alle Scham jeden Theil ihres Körpers zu entblößen. Vielleicht hat diese Gewohnheit bei manchen, die wieder genasen, in späterer Zeit einigen Mangel an Keuschheit veranlaßt. Außerdem starben aber auch viele, die vermuthlich, hätte man ihnen Hülfe gebracht, am Leben geblieben wären.

So war denn, theils wegen Entbehrung der nöthigen Dienste, theils wegen Heftigkeit der Seuche, die Zahl der täglich und nächtlich in der Stadt Gestorbenen so groß, daß man sich entsetzte, wenn man sie erfuhr, geschweige denn, wenn man das Elend selbst mit ansah. Daraus entstand aber auch fast unvermeidlich unter denen, die am Leben blieben, manche Unregelmäßigkeit, die den frühern Gebräuchen der Bürger widersprach. So war es Sitte, und wir sehen sie noch heute befolgen, daß die Nachbarinnen und Verwandtinnen nach jemandes Tode mit denen, die dem Verstorbenen am nächsten angehört hatten, im Hause des letztern zusammenkamen und klagten; auf der andern Seite versammelten sich die männlichen Mitglieder seiner Familie, und Nachbarn und andere Bürger in Menge vor seiner Thür; auch kam die Geistlichkeit, je nach den Umständen des Verstorbenen, dazu, und dann wurde die Leiche auf den Schultern seiner Genossen bei angezündeten Wachskerzen mit Gesang und andern Begräbnißfeierlichkeiten zu der Kirche getragen, die jener noch vor seinem Tode sich ausgewählt hatte. Als indeß die Heftigkeit der Seuche zu steigen begann, hörten diese Gebräuche alle oder großentheils auf, und andere erzeugten sich an deren Stelle. Denn nicht allein starben die meisten, ohne daß viele Weiber zusammengekommen wären, sondern gar

manche verließen dies Leben ohne die Gegenwart eines einzigen Zeugen, und nur wenigen wurden die mitleidigen Klagen und die bittern Thränen ihrer Angehörigen gewährt. Statt dieser hörte man meistens geselliges Lachen, Scherze und Gespött; eine Weise, welche die Frauen, die weibliches Mitleid größtentheils verleugneten, um sich gegen die Krankheit zu verwahren, meisterlich gelernt hatten. Selten waren diejenigen, deren Körper von mehr als zehn oder zwölf Nachbarn zur Kirche begleitet wurden. Dabei trugen nicht achtbare und befreundete Bürger die Bahre, sondern eine Art Todtengräber, die sich aus dem geringen Volke zusammengefunden hatten und Pestknechte genannt wurden, gingen eilfertig mit dem Sarge und vier oder sechs Geistlichen nicht in die vom Verstorbenen vor dem Tode bestimmte, sondern in die nächste beste Kirche, manchmal mit ein wenig Licht, manchmal aber auch ohne das. Hier thaten die Geistlichen mit Hülfe der Pestknechte den Todten, ohne sich zu langen Feierlichkeiten Zeit zu nehmen, in die erste Gruft, welche sie offen fanden.

Die Lage des gemeinen Mannes, und wol auch der meisten vom Mittelstande, gewährte einen noch viel elendern Anblick. Sie wurden großentheils von Hoffnung oder Armuth in ihren Häusern zurückgehalten und verkehrten mit den Nachbarn, weshalb sie denn täglich zu Tausenden erkrankten und bei gänzlichem Mangel an Pflege und Hülfe rettungslos starben. Viele waren, die bei Tag oder Nacht auf öffentlicher Straße verschieden, viele, die ihren Geist in den Häusern aufgaben und ihren Nachbarn nicht eher, als durch den Gestank, der aus ihren faulenden Leichen aufstieg, Kunde von ihrem Tode gaben. So war von den einen wie von den andern alles voll; denn überall starben Menschen. Dann befolgten die Nachbarn meistens die gleiche Weise, zu welcher sie ebenso sehr aus Furcht, daß die Fäulniß der Leichname ihnen schaden werde, als aus Mitleiden für die Verstorbenen bewogen wurden. Sie schleppten nämlich entweder

selbst, oder mit Hülfe einiger Träger, wenn sie deren bekommen konnten, die Körper der Verstorbenen aus ihren Wohnungen und legten sie vor den Thüren nieder. Hier würde, wer besonders am Morgen durch die Stadt gegangen wäre, der Leichen unzählige liegen gesehen haben. Dann ließen sie Bahren kommen, und manche waren, die, in Ermangelung deren, ihre Todten auf ein bloßes Bret legten. Auch geschah es, daß auf einer Bahre zwei oder drei davongetragen wurden, und nicht ein, sondern viele male hätte man zählen können, wo dieselbe Bahre die Leichen des Mannes und der Frau, oder zweier und dreier Brüder, oder des Vaters und seines Kindes trug. Oft ereignete sich es auch, daß, wenn ein paar Geistliche vor einem mit dem Kreuze hergingen, sich gleich drei oder vier Bahren mit anschlossen, und die Priester, die einen Todten begraben zu sollen glaubten, nun deren sechs, acht, und zuweilen noch mehrere hatten. Dabei wurden dann die Gestorbenen mit keiner Thräne, Kerze oder Begleitung geehrt, vielmehr war es so weit gekommen, daß man sich nicht mehr darum kümmerte, wenn Menschen starben, als man es jetzt um den Tod einer Ziege thun würde. Dadurch sah man denn gar deutlich, daß ein geduldiges Ertragen der Ereignisse, welches der gewöhnliche Lauf der Welt durch kleines und seltenes Unglück auch den Weisen nicht zu lehren vermocht hatte, jetzt durch die Größe des Elends auch den Einfältigen mitgetheilt war. Da für die große Menge Leichen, die, wie gesagt, in jede Kirche täglich und fast stündlich zusammengetragen wurden, der geweihte Boden nicht zureichte, besonders wenn man nach alter Sitte jedem Todten eine besondere Grabstätte hätte einräumen wollen, so machte man, statt der kirchlichen Gottesäcker, weil diese bereits überfüllt waren, sehr tiefe Gruben und warf die neu Hinzukommenden in diese zu Hunderten. Hier wurden die Leichen aufgehäuft, wie die Waaren in einem Schiffe, und von Schicht zu Schicht mit ein wenig

Erde bedeckt, bis die Grube zuletzt bis an den Rand hin voll war.

Um indeß all unser Elend, das in der Stadt uns betroffen hat, nicht weiter in seinen Einzelheiten zu verfolgen, sage ich, daß, während so feindliches Geschick in ihr hauste, die umliegende Landschaft deshalb nicht um das mindeste mehr verschont blieb. Ich schweige von den Flecken, die in kleinerm Maßstabe gleichen Anblick, wie die Stadt, gewährten; aber auf den zerstreuten Landgütern und Mauerhöfen starben die armen, unglücklichen Landleute mit den ihrigen ohne allen ärztlichen Beistand und ohne Pflege eines Dieners auf Straßen und Feldern, wie in ihren Häusern, ohne Unterschied bei Tag und bei Nacht, nicht wie Menschen, sondern fast wie das Vieh. Darum wurden auch sie, gleich den Städtern, in ihren Sitten ausschweifend; sie bekümmerten sich um keine ihrer Sachen oder Angelegenheiten, sie dachten nicht daran, die Früchte ihres frühern Schweißes, ihrer Ländereien und ihres Viehstandes für die Zukunft zu pflegen und zu vermehren, sondern bemühten mit allem Scharfsinn sich allein, die vorhandenen zu verzehren, als erwarteten sie den Tod an demselben Tage, bis zu dem sie gelangt waren. Daher geschah es denn, daß Ochsen, Esel, Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, ja selbst Hunde, die dem Menschen doch am treuesten sind, von den Häusern, denen sie zugehörten, vertrieben, nach Gefallen auf den Feldern umherliefen, wo das Getreide verlassen stand und weder eingeerntet, noch auch geschnitten ward. Manche unter diesen kehrten, ohne irgend von einem Hirten angetrieben zu werden, als ob sie mit Vernunft begabt wären, nachdem sie den Tag über Nahrung gesucht hatten, gesättigt am Abend zu ihren Häusern zurück.

Was kann ich Stärkeres sagen, wenn ich mich nun vom Lande wieder zur Stadt zurück wende, als daß die Härte des Himmels, und vielleicht auch die der Menschen so groß war, daß man mit Gewißheit glaubt, vom März

bis zum nächsten Julius seien, theils von der Gewalt dieser bösartigen Krankheit, und theils wegen des Mangels an Hülfe, den manche der Kranken leiden mußten, weil die Gesunden aus Furcht vor Ansteckung sie in ihrer Noth verließen, über hunderttausend Menschen innerhalb der Mauern von Florenz dem Leben entrissen; während man vor diesem verheerenden Ereigniß der Stadt vielleicht kaum so viel Einwohner zugeschrieben haben würde! Ach, wie viele große Paläste, wie viel schöne Häuser und vornehme Wohnungen, die einst voll glänzender Dienerschaft, voll edler Herren und Damen gewesen waren, standen jetzt bis auf den geringsten Stallknecht leer! Wie viel denkwürdige Geschlechter blieben ohne Stammhalter, wie viele umfassende Verlassenschaften und berühmte Reichthümer ohne Erben! Wie viel rüstige Männer, schöne Frauen und blühende Jünglinge, die, anderer zu geschweigen, selbst Galen, Hippokrates und Aeskulap für durchaus gesund gehalten haben würden, aßen noch am Morgen mit ihren Verwandten, Gespielen und Freunden, um denselben Abend in jener Welt mit ihren Vorfahren Nachtmahl zu halten!

Es schmerzt mich selbst, so lange bei so großem Elend zu verweilen. Deshalb will ich nun die Erzählung aller der Ereignisse auslassen, die ich schicklich übergehen zu können glaube, und sage statt dessen, daß, während unter diesen Umständen unsere Stadt von Bewohnern fast verlassen stand, es, wie ich später von einer glaubwürdigen Person gehört habe, sich zutrug, daß sieben junge Damen, die einander sämmtlich als Freundinnen, Verwandte oder Nachbarinnen verbunden waren, sich eines Dienstags morgens in der ehrwürdigen Kirche Santa-Maria novella, die eben beinahe von niemand besucht war, trafen, nachdem sie in Trauerkleidern, wie sie für eine solche Zeit sich gehörten, dem Gottesdienste beigewohnt hatten. Keine von ihnen hatte das achtundzwanzigste Jahr überschritten, keine zählte deren weniger als achtzehn; eine jede war ver-

ständig, eine jede schön von Gestalt, von reinen Sitten und von anständiger Munterkeit; auch würde ich ihre wahren Namen nennen, hielte nicht ein guter Grund mich davon ab. Ich wünsche nämlich nicht, daß eine von ihnen um der Geschichten willen, die sie damals erzählt und angehört, und die ich in der Folge mittheilen werde, sich in Zukunft zu schämen habe, wie doch geschehen könnte, da die Sitten, welche um jene Zeit aus den oben erwähnten Gründen nicht nur ihrem, sondern auch viel reiferm Alter zu Erlustigungen die größte Freiheit ließen, inzwischen um vieles eingeschränkt worden sind; ebenso wenig möchte ich den Neidischen, welche immer bereit sind, löblichen Lebenswandel zu verleumden, Gelegenheit geben, durch üble Nachrede in irgendeiner Hinsicht den guten Ruf dieser ehrenwerthen Damen zu schmälern. Um indeß ohne Verwirrung unterscheiden zu können, was eine jede von ihnen sprach, denke ich ihnen fernerhin Namen beizulegen, die den Eigenschaften einer jeden vollständig oder theilweise entsprechen. Und so wollen wir denn die erste und im Alter am meisten vorgerückte, Pampinea nennen, die zweite Fiammetta, Philomela die dritte, die vierte Emilia, dann soll die fünfte Lauretta heißen, die sechste Neiphile und die letzte mag nicht ohne Grund Elise genannt werden.

Diese nun waren, nicht von irgendeinem Vorhaben dazu bestimmt, sondern von ungefähr an demselben Platze der Kirche zusammengekommen, wo sie bald das Vaterunserbeten aufgaben, sich fast im Kreise niedersetzten und nach einigen Seufzern untereinander von den schlimmen Zeiten viel und mancherlei zu reden begannen. Als dies eine Weile gewährt hatte, begann Pampinea, wie die andern schwiegen, also zu reden: „Liebe Mädchen, ihr werdet so gut als ich gehört haben, daß es niemand Schande bringt, auf gebührende Weise seines Rechts sich zu bedienen. Natürliches Recht eines jeden, der auf Erden geboren ward, ist es aber, sein Leben, soviel er ver-

mag, zu pflegen, zu erhalten und zu vertheidigen. Dies ist auch so anerkannt wahr, daß schon manche Leute andere Menschen getödtet haben, nur um das eigene Leben zu retten, ohne daß man es ihnen irgend zum Verbrechen hätte anrechnen können. Erlauben nun die Gesetze, denen es obliegt, darüber zu wachen, daß ein jeder recht lebe, solche Handlungen, wie viel mehr muß es uns und jedem andern freistehen, ohne daß wir dadurch irgendjemand zu nahe träten, alle Mittel, die wir kennen, zur Erhaltung unsers Lebens zu ergreifen. Indem ich jetzt unser Betragen an diesem Morgen, sowie an vielen andern vergangenen Tagen aufmerksam betrachte und bedenke, worüber und wie wir uns miteinander zu besprechen pflegen, so fühle ich, und gewiß, ihr könnt es ebenso wol fühlen, daß eine jede unter uns für sich selbst fürchtet. Auch wundere ich mich darüber keineswegs, wol aber darüber, daß, während wir alle weiblicher Aengstlichkeit theilhaftig sind, wir dennoch für unsere wohlbegründete gemeinsame Furcht den Schutz nicht suchen, der uns zu Gebote stände. Wir verweilen uns, meinem Bedünken nach, hier nicht anders, als wollten oder müßten wir Zeugniß darüber ablegen, wie viel Leichen hierher zum Begraben gebracht werden, oder ob die, welche hier im Kloster wohnen, und deren Zahl fast auf nichts zusammengeschmolzen ist, ihre Horen zur gehörigen Zeit singen, oder als dächten wir, durch unsere Trauerkleider einem jeden, der uns antrifft, anzuzeigen, wie groß und wie vielfach unser Elend sei. Verlassen wir aber diesen Ort, so sehen wir entweder Leichen und Kranke vorübertragen, oder wir begegnen denen, die einst um ihrer Verbrechen willen von der öffentlichen Rechtsbehörde zum Exil verdammt wurden und nun, jener gleichsam zum Trotz, weil sie die Vollstrecker der Gesetze todt oder krank wissen, mit lästigem Ungestüm durch die Straßen ziehen; oder wir sehen endlich die Hefen unserer Stadt, von unserm Blute erhitzt, unter dem Namen Pestknechte zu unserm Unglück überallhin reiten oder

gehen, während sie in schamlosen Liedern unser Unglück uns vorwarfen. Auch hören wir nie etwas anderes, als «die und die sind todt, jene andern liegen im Sterben», und außerdem würden wir, wären noch Leute vorhanden, die es thun könnten, nichts als schmerzliches Weinen vernehmen. Kehren wir endlich in unsere Wohnungen zurück; ich weiß nicht, ob ihr gleiches Schicksal mit mir theilt, aber ich fürchte mich, wenn ich von einer zahlreichen Familie niemand mehr als meine Magd antreffe; alle Haare sträuben sich mir zu Berge, und wo ich gehe und stehe glaube ich nur die Schatten meiner Verstorbenen nicht mit den gewohnten Zügen zu erblicken, sondern ich erschrecke vor ihrem fürchterlichen, ich weiß nicht wodurch so sehr entstellten Aussehen. Aus allen diesen Gründen fühle ich mich hier und anderwärts und zu Hause unglücklich, und das um so mehr, da es mir unmöglich scheint, daß irgendjemand, der noch Blut in seinen Adern hat und anderswohin zu gehn im Stande ist, außer uns hier geblieben sei. Auch habe ich gehört, daß, wenn noch einzelne hier sind, diese allein und in Gesellschaft, ohne zwischen anständigen und unanständigen Frauen einigen Unterschied zu machen, sobald die Lust sie dazu antreibt, mit einer jeden bei Tage und bei Nacht vornehmen, was ihnen am meisten Vergnügen gewährt. Und nicht allein die freien Leute, sondern auch die, welche in den Klöstern eingeschlossen sind, haben unter dem Vorwande, was den andern nicht verwehrt werden könne, müsse auch ihnen freistehen, die Gesetze des Gehorsams über den Haufen geworfen, sich den fleischlichen Lüsten ergeben und sind, in der Hoffnung, so dem Tode zu entgehen, ausschweifend und schamlos geworden.

Verhält es sich aber also, und, daß es sich so verhält, ist offenbar, was thun wir denn hier? Worauf warten und was träumen wir? Warum sind wir saumseliger und träger, unsere Gesundheit zu schützen, als alle unsere übrigen Mitbürger? Halten wir uns denn weniger

werth als die andern, oder denken wir, unsere Seele sei mit stärkern Banden an den Körper geknüpft, als die der übrigen es ist, und wir haben deshalb um nichts uns zu bekümmern, das unsere Gesundheit zu erschüttern vermöchte? Wir irren, wir betrügen uns; wie thöricht sind wir, wenn wir also wähnen! So oft wir uns daran erinnern, wie viele und wie kräftige Jünglinge und Mädchen von dieser grausamen Seuche hingerafft sind, erkennen wir den offenbarsten Beweis davon.

Um also nicht aus Trägheit oder Sorglosigkeit dem Unglück zu erliegen, dem, wenn wir wollten, wir vielleicht auf irgendeine Weise entgehen könnten, dächte ich, wiewol ich nicht weiß, ob ihr dieselbe Meinung als ich habt, es wäre am besten, wir entflöhen, so wie wir sind, wie so viele vor uns es gethan haben und noch thun, dieser Stadt und verweilten, die bösen Beispiele anderer wie den Tod verabscheuend, mit Anstand in unsern Besitzungen auf dem Lande, deren eine jede von uns in Menge hat, wo wir uns dann Freude, Lust und Vergnügen, soviel wir könnten, zu verschaffen suchten, ohne die Grenzen der Vernunft irgend zu überschreiten. Dort hört man die Vöglein singen, dort sieht man Hügel und Ebenen grünen, dort die Felder voller Getreide Wellen schlagen wie das Meer, dort erblickt man wol tausenderlei Bäume und der Himmel selbst zeigt sich dort offenbarer, der, wie erzürnt er auch gegen uns ist, doch den Anblick seiner ewigen Schönheiten, welcher um vieles erfreulicher ist als der der Mauern dieser Stadt, uns nicht entzieht. Außerdem ist die Luft dort frischer und der Vorrath an den Dingen, die man zum Lebensunterhalt bedarf, in jetziger Zeit dort größer, und geringer die Zahl der Unannehmlichkeiten. Denn obgleich die Landleute dort sterben, wie hier die Städter, so ist doch der üble Eindruck, der dadurch gemacht wird, um so geringer, als dort die Häuser und die Bewohner sparsamer verstreut sind, wie in der Stadt. Hier verlassen wir auf der andern Seite,

wie mich dünkt, niemand; vielmehr können wir umgekehrt uns verlassen nennen, da die unserigen entweder sterbend, oder dem Tode entfliehend, uns, als ob wir ihnen nicht zugehörten, in so großem Elend allein gelassen. Kein Tadel also kann auf uns fallen, wenn wir diesen Vorschlag annehmen; wol aber können uns Schmerz, Leiden und vielleicht der Tod betreffen, wenn wir ihn nicht befolgen. Beliebt es euch nun, so denke ich, es sei wohlgethan, wenn wir unsere Dienerinnen abrufen und uns die nöthigen Sachen nachbringen lassen; dann aber, heute hier und morgen dort, unter den Ergötzungen und Lustbarkeiten, welche die gegenwärtige Zeit uns bieten kann, verweilend, in diesem Leben so lange fortfahren, bis wir, wenn der Tod uns nicht zuvor erreicht, gewahr werden, daß der Himmel diese Leiden zu enden beschließe. Dabei will ich euch noch daran erinnern, daß ein ehrbares Entfernen uns nicht minder anstehen kann, als vielen der andern ein ehrloses Verweilen."

Die übrigen Damen lobten nicht allein, als sie Pampineen gehört, ihren Vorschlag, sondern hatten, voller Verlangen, ihn zu befolgen, schon mehrfach einzeln unter sich über die Art der Ausführung sich zu besprechen angefangen, als sollten sie, sobald sie von dort sich erhöben, auf der Stelle den Weg antreten. Philomela indeß, die sehr verständig war, sagte: „Mädchen, obgleich, was Pampinea sagt, sehr wohlgesprochen ist, so müssen wir doch die Sache nicht so übereilen, als ihr es zu thun willens scheint. Bedenket, daß wir alle Weiber sind, und keine unter uns ist noch so kindisch, daß sie nicht wüßte, wie übel Frauen allein berathen sind und wie schlecht wir ohne die Fürsorge eines Mannes uns anzustellen wissen. Wir sind veränderlich, eigensinnig, voller Verdacht, kleinmüthig und furchtsam, und aus allen diesen Gründen fürchte ich gar sehr, wenn wir niemand anders als uns selbst zum Führer nehmen, wird diese Gesellschaft sich früher und zu größerer Unehre für uns

auflösen, als sie es thun sollte. Darum ist es denn gut, daß wir, noch ehe wir anfangen, Vorsorge treffen." — Darauf sagte Elise. „Wahrlich, die Männer sind das Haupt der Weiber und ohne ihre Anordnung gedeihet selten eine unserer Unternehmungen zu löblichem Ende. Wie sollen wir diese Männer aber finden? Jede von uns weiß, daß die meisten ihrer Angehörigen todt sind und die andern, die noch am Leben geblieben, fliehen, ohne daß wir wüßten, wo sie sich befinden, der eine hier-, der andere dorthin, in verschiedener Gesellschaft das gleiche Uebel, dem auch wir zu entfliehen suchen. Fremde aufzufordern, würde sich nicht ziemen; denn, wenn wir unserm Heile nachgehen wollen, müssen wir uns so einzurichten wissen, daß wir nicht Verdruß und Schande ernten, wo wir Freude und Ruhe zu gewinnen suchten."

Während diese Gespräche noch unter den Damen geführt wurden, traten unvermuthet drei junge Männer in die Kirche, unter denen indeß der jüngste kein geringeres Alter als fünfundzwanzig Jahre hatte, und in deren Herzen weder die Widerwärtigkeiten jener Zeit, noch der Verlust der Freunde und Verwandten, noch endlich die Furcht für ihr eigenes Leben die Liebe zu vertilgen oder abzukühlen vermocht hatte. Der erste unter ihnen hieß Pamphilus, Philostratus der zweite und Dioneus der dritte, von denen ein jeder gar unterhaltend und gebildet war. Diese suchten nun, zu ihrem größten Trost in so gewaltiger Erschütterung aller Dinge, ihre Damen zu sehen, die zufällig alle drei unter den genannten sieben sich befanden, wie denn auch der eine und der andere unter ihnen mit einigen der übrigen Mädchen durch Verwandtschaft verbunden war. Sie erblickten die Damen nicht so bald, als diese auch sie gewahr wurden, weshalb Pampinea lächelnd anhub: „Sehet, das Glück ist unserm Beginnen günstig und führt uns verständige und wackere Jünglinge zu, die gern unsere Führer und Diener sein werden, wenn wir nicht verschmähen wollen, sie zu die-

sem Amte anzunehmen." Neiphile aber wurde bei dieser Rede im ganzen Gesichte purpurroth vor Scham, denn sie wußte, daß einer der jungen Männer sie liebte, und sagte: „Pampinea, bei Gott, bedenke, was du sprichst. Ich weiß gewiß von keinem unter jenen, welcher es auch sei, irgendetwas anderes als lauter Gutes zu sagen; auch halte ich sie zu weit größern Dingen, als dieses ist, geschickt, und glaube gleichfalls, sie würden nicht allein uns, sondern auch viel Schönern und Würdigern, als wir es sind, gute und anständige Gesellschaft leisten. Weil es aber offenkundig ist, daß sie in einige, die sich unter uns befinden, verliebt sind, so fürchte ich, Tadel und Schande könnte uns ohne ihre und unsere Schuld daraus erwachsen, wenn wir sie mit uns nähmen." Philomela antwortete darauf: „Das hat nichts zu bedeuten; so lange ich sittsam lebe und mein Gewissen mir keine Vorwürfe macht, gilt es mir gleich, was man von mir redet; denn Gott und die Wahrheit werden zu meinem Schutze die Waffen ergreifen. Wären sie nur schon bereit, mit uns zu gehen, so könnten wir wahrlich, wie Pampinea sagte, uns rühmen, das Glück begünstige unsere Unternehmung." Als die übrigen Mädchen diese Worte der Philomela vernommen hatten, beruhigten sie sich nicht allein, sondern sie verlangten mit allgemeiner Uebereinstimmung, daß jene gerufen, die Plane der Mädchen ihnen mitgetheilt und sie um die Gefälligkeit, ihnen Gesellschaft zu leisten, ersucht würden. Zu dem Ende erhob sich Pampinea ohne weitere Worte und ging auf die Jünglinge zu, mit deren einem sie verwandt war, grüßte die im Anschaun der Mädchen Verweilenden mit heiterm Gesichte und bat sie im Namen aller, nachdem sie ihr Vorhaben zuvor auseinandergesetzt, daß sie sich entschließen möchten, mit reinen und brüderlichen Gesinnungen ihnen Gesellschaft zu leisten. Die Jünglinge glaubten anfangs, man wolle ihrer spotten; als sie aber sahen, die Dame rede im Ernst, antworteten sie freudig, sie seien bereit. Dann verabredeten

sie, ohne die Ausführung ferner aufzuschieben, noch ehe sie die Kirche verließen, was zum Behuf ihrer Abreise noch besorgt werden müsse.

Als sie nun in gehöriger Ordnung alles bereiten und an den Ort, wohin zu gehen sie zunächst beabsichtigten, hatten senden lassen, machten sich am andern Morgen, das heißt am Mittwoch, die Damen mit einigen ihrer Dienerinnen, und die drei Jünglinge mit dreien ihrer Leute bei Tagesanbruch auf den Weg. Sie verließen die Stadt, waren aber noch nicht mehr als zwei kleine Miglien weit von ihr entfernt, als sie schon an dem Orte anlangten, den sie fürs erste verabredet hatten. Es war derselbe auf einem kleinen Hügel gelegen, nach allen Richtungen von unsern Landstraßen ein wenig entfernt, und bewachsen mit mancherlei Gesträuchen und Pflanzen, die alle grünbelaubt und anmuthig zu sehen waren. Auf dem Gipfel dieser Anhöhe stand ein Palast mit einem schönen und großen Hofraum in der Mitte, reich an offenen Gängen, Sälen und Zimmern, die sowol insgesammt als jedes für sich betrachtet ausnehmend schön und durch den Schmuck heiterer Malereien ansehnlich waren. Rings umher lagen Wiesen und reizende Gärten mit Brunnen des kühlsten Wassers und Gewölben, die reich an köstlichen Weinen waren, sodaß sie eher für erfahrene Trinker als für mäßige, sittsame Mädchen geeignet schienen. Das Innere des Palastes fand die eintretende Gesellschaft zu ihrem nicht geringen Vergnügen reinlich ausgekehrt, die Betten gemacht, und alles voll der Blumen, welche die Jahreszeit mit sich brachte, und den Fußboden mit Binsen belegt. Als sie, kaum angekommen, sich niedergelassen hatten, sagte Dioneus, der vorzugsweise vor allen andern ein ergötzlicher junger Mann war und einen Vorrath von witzigen Einfällen besaß: „Damen, mehr euer Verstand als unser Entschluß hat uns hierher geführt. Was ihr mit euren Kümmernissen anzufangen meint, weiß ich nicht; die meinigen habe ich jenseit des Stadtthors zurückgelassen,

als ich vor kurzem mit euch hindurchgegangen bin. Deshalb entschließt euch denn insgesammt, entweder mit mir zu scherzen, zu lachen und zu singen, soweit es indeß für euren Anstand sich geziemt, oder verabschiedet mich, daß ich wieder meinen Sorgen nachgehe und in die geplagte Stadt zurückkehre." Ihm antwortete Pampinea, nicht minder fröhlich, als hätte auch sie bereits alle die ihrigen verscheucht: „Dioneus, sehr wohl hast du gesprochen; in Lust und Freuden müssen wir leben, denn aus keinem andern Grunde sind wir dem Jammer entflohen. Weil aber alles, was kein Maß und Ziel hat, nicht lange sich erhalten kann, so meine ich, welche ich die Reden, aus denen eine so schöne Gesellschaft hervorgegangen ist, begonnen habe, es sei nothwendig, daß wir übereinkommen, einen Oberherrn zu erwählen, dem wir dann als unserm Gebieter gehorchen und Ehre erweisen, und dem die Sorge, unser heiteres Leben anzuordnen, allein überlassen bleibt. Damit indeß ein jeder von uns zugleich die Last dieser Pflichten und das Vergnügen des Vorranges empfinde, und damit keiner leer ausgehend einen andern in dieser oder in jener Hinsicht beneiden könne, sage ich, Ehre und Beschwerde solle einem jeden für einen Tag zugetheilt werden. Wer unter uns der erste sein soll, das werde durch unsere gemeinschaftliche Wahl entschieden. In Zukunft aber mögen um die Abendstunde der oder die nachfolgen, die dem oder der belieben werden, welchen an jenem Tage die Herrschaft zugestanden haben wird. Wer nun auf solche Weise regiert, der möge während der Dauer seiner Herrschaft nach Willkür über Zeit, Ort und Einrichtung unseres Lebens verfügen und bestimmen."

Auf das beifälligste nahm die Gesellschaft diese Worte auf und wählte sie zuerst einstimmig zur Königin des ersten Tages. Philomele aber lief eilig nach einem Lorberstrauche; denn oft genug hatte sie sagen gehört, wie ehrenwerth dessen Zweige seien, und wie vieler Ehre der würdig sein müsse, der mit ihnen bekränzt zu werden

verdiene. So brach sie denn einige Reiser von ihm ab und krönte Pampineen mit dem daraus geflochtenen stattlichen Kranze, der von diesem Tage an, so lange die Gesellschaft beisammen blieb, für einen jeden als sichtbares Zeichen der königlichen Macht und Herrlichkeit diente.

Pampinea, die nun Königin war, gebot jedermann Stillschweigen und sagte, als alle aufmerkten und die Diener der drei jungen Männer, nebst den vier Dienerinnen der Mädchen auf ihren Befehl erschienen waren: „Um euch allen zum Anfang eine Probe zu geben, auf welchem Wege wir, vom Guten zum Bessern fortschreitend, unsere Gesellschaft in Anstand und Vergnügen, und ohne daß unser guter Ruf darunter leidet, so lange aufrecht erhalten können, als es uns gefallen wird, ernenne ich zuvörderst Parmenus, den Diener des Dioneus, zu meinem Seneschall; ihm übertrage ich Sorge und Aufsicht über die ganze Dienerschaft, über Küche und Keller. Syriscus, des Pamphilus Diener, sei unter des Parmenus Oberbefehl unser Rechnungsführer und Schatzmeister. Tyndarus mag Philostratus, seinem Herrn, und den beiden andern Männern im Zimmer aufwarten, wenn deren Diener durch ihre neuen Pflichten daran gehindert sind. Meine Mysia und Philomelens Lycisca können ausschließlich den Küchendienst besorgen und die Speisen, wie Parmenus es ihnen auftragen wird, sorgfältig bereiten. Der Chimera und Stratilia, den Dienerinnen der Lauretta und Fiammetta, bleibe es überlassen, die Stuben von uns Mädchen in Ordnung zu halten und für die Sauberkeit der Gesellschaftszimmer Sorge zu tragen. Alle aber insgemein sollen sich auf unsern ausdrücklichen Befehl und bei dem Verluste unserer Gunst wol hüten, uns, wo immer sie hingehen, wo sie auch herkommen, was sie sehen oder hören mögen, andere als gute Nachrichten von außen herzubringen.“

Kaum hatte Pampinea diese Befehle, die allgemeinen Beifall fanden, in der Kürze ertheilt, als sie munter auf-

stand und sagte: „Hier gibt es Gärten und frische Wiesen, hier sind der freundlichen Plätze die Menge. So möge denn ein jeder nach Gefallen lustwandeln gehen, sich aber, wenn die dritte Morgenstunde schlägt, hier wieder einfinden, damit wir noch im Kühlen speisen können."

So gingen denn die jungen Männer, wie die neue Königin also die muntere Gesellschaft entlassen hatte, in ergötzlichen Gesprächen mit den schönen Mädchen langsamen Schritts in dem Garten einher, wanden sich bunte Kränze aus mancherlei Blumen und sangen Lieder der Liebe. Inzwischen war die Zeit, welche die Königin ihnen gewährt hatte, verstrichen, und sie kehrten nach dem Hause zurück, wo sie fanden, wie rühmlich Parmenus sein Amt bereits angetreten hatte. In einem Saale des Erdgeschosses waren die Tafeln mit schneeweißem Linnen gedeckt, Trinkgläser, die gleich Silber glänzten, standen umher und alles war mit Ginsterblumen zierlich aufgeputzt. Das Wasser zum Händewaschen ward auf Geheiß der Königin herumgereicht, und dann setzten sich alle in der von Parmenus bestimmten Ordnung. Leckere Speisen wurden aufgetragen und der Tisch mit köstlichen Weinen besetzt, worauf die drei Diener, ohne viel Worte zu verlieren, den Tafeldienst verrichteten. Die gute Bereitung und Anordnung der Mahlzeit erheiterte jeden, und gefällige Scherze und gemeinsame Heiterkeit würzten die Gerichte.

Die Mädchen und nicht minder die jungen Männer verstanden sich sämmtlich auf den Ringeltanz. Einige unter ihnen besaßen aber besondere Geschicklichkeit in Spiel und Gesang. Darum ließ die Königin, als die Tische abgeräumt waren, musikalische Instrumente herbeibringen; Dioneus nahm auf ihren Befehl die Laute, Fiammetta eine Geige, und sie fingen anmuthig miteinander einen Tanz zu spielen an. Die Königin schickte die Diener zum Essen und tanzte dann mit den andern Damen und den zwei jungen Männern nach dieser Musik im langsamen Zeitmaße einen Ringeltanz. Dem Tanze folgten

anmuthige und muntere Lieder, und in solcher Abwechselung vergnügte sich die Gesellschaft so lange, bis die Königin glaubte, es sei zur Mittagsruhe Zeit. Darauf entließ sie alle; die Jünglinge fanden ihre Zimmer von denen der Mädchen getrennt, mit feingedeckten Betten versehen und mit Blumen nicht weniger als der Speisesaal geschmückt; die Mädchen ebenso die ihrigen. Worauf die einen und die andern sich entkleideten und schlafen legten.

Die dritte Nachmittagsstunde hatte noch nicht lange geschlagen, als die Königin aufstand und die andern Damen, desgleichen die jungen Männer wecken ließ, weil das lange Schlafen bei Tage, wie sie versicherte, der Gesundheit nachtheilig sei. Als alle beisammen waren, suchten sie sich einen Rasenplatz aus, der gar hohes und frisches Gras hatte, der Sonne unzugänglich war und eben von einem sanften Lüftchen gekühlt ward. Hier setzten sie sich nach der Königin Geheiß auf dem Rasen in die Runde und sie begann zu sprechen: „Ihr seht, die Sonne steht noch hoch, die Hitze ist drückend, und nur das Geschrei der Heuschrecken von den Olivenbäumen her unterbricht die schwüle Stille. So wäre es denn offenbare Thorheit, jetzt ausgehen zu wollen. Hier ist es, wie ihr seht, kühl und angenehm zu weilen; auch sind Bret- und Schachspiele zur Hand, und jeder kann hier seinem Vergnügen, wie es ihm am besten dünkt, nachgehen. Wolltet ihr jedoch in diesem Stücke meinem Rathe folgen, so möchten wir nicht mit Spielen, welche immer dem einen Theile verhältnißmäßig größern Verdruß gewähren als dem andern, oder gar dem Zuschauer Vergnügen, sondern mit Geschichtchen uns diese heißen Tagesstunden vertreiben, da, wenn deren einer erzählt, die ganze Gesellschaft, die ihm zuhört, sich daran ergötzen kann. Noch ehe wir alle an die Reihe gekommen sein werden, eine Geschichte zu erzählen, wird die Sonne sich gesenkt und die Hitze nachgelassen haben, und dann können wir lustwandeln gehn, wohin es euch gefallen wird. Seid ihr

nun mit dem zufrieden, was ich euch vorgeschlagen habe, so wollen wir danach thun; doch will ich hierin ganz eurer Meinung folgen; gefällt euch also mein Vorschlag nicht, so mag bis Abend ein jeder vornehmen, zu was er Lust hat." Die Mädchen erklärten sich, einstimmig mit den Männern, für das Erzählen. „Wohl", sagte die Königin, „da ihr denn wollt, möge für diesen ersten Tag noch ein jeder Geschichten von beliebigem Inhalte erzählen." Darauf wandte sie sich zu Pamphilus, der zu ihrer Rechten saß, und forderte ihn freundlich auf, mit einer Geschichte aus seinem Vorrathe den Anfang zu machen. Pamphilus aber hub, als er kaum den Befehl vernommen, während Alle aufmerkten, also zu reden an:

Erste Geschichte.

Herr Chapelet täuscht einen heiligen Pater durch falsche Beichte und stirbt. Trotz des schlechten Lebens, das er geführt, kommt er nach seinem Tode in den Ruf der Heiligkeit und wird Sanct Chapelet genannt.

Es gehört sich, ihr lieben Damen, ein jedes Ding, das der Mensch unternimmt, mit dem heiligen und wunderbaren Namen dessen zu beginnen, der alle Dinge geschaffen hat. Darum denke ich denn, der ich als der erste bei unsern Erzählungen den Anfang machen soll, von einer jener wunderbaren Fügungen anzuheben, deren Kunde unser Vertrauen auf ihn, als auf den Unwandelbaren, bestärken und uns lehren wird, seinen Namen immerdar zu preisen. Es liegt am Tage, daß die weltlichen Dinge, sowie sie insgesammt vergänglich und sterblich, so auch nach innen und außen reich an Leiden, Qual

und Mühe sind und unzähligen Gefahren unterliegen, welchen wir, die wir mitten unter ihnen leben und selber einen Theil von ihnen ausmachen, weder widerstehen, noch sie abwehren könnten, wenn Gott uns nicht durch seine besondere Gnade die nöthige Kraft und Fürsorge liehe. Von dieser Gnade haben wir uns nun keineswegs einzubilden, daß sie um irgendeines Verdienstes willen, das wir hätten, über uns komme, vielmehr geht sie nur von seiner eignen Huld aus und wird den Bitten derer gewährt, die einst wie wir sterblich waren, jetzt aber, weil sie, solange sie lebten, seinem Gefallen Folge geleistet, im Himmel mit ihm der ewigen Seligkeit genießen. An diese letzten, als an Fürsprecher, die unsere Schwäche und Gebrechlichkeit aus eigener Erfahrung kennen, richten wir vorzugsweise unser Verlangen nach den Gegenständen unserer Wünsche, welches wir vielleicht nicht wagen würden, unserm höchsten Richter gegenüber laut werden zu lassen. Um so überschwenglichere Gnade haben wir aber in ihm zu erkennen, da es wol manchmal geschehen mag, daß wir, deren sterbliches Auge auf keine Weise in das Geheimniß des göttlichen Willens eindringen kann, durch falsches Dafürhalten irre geleitet, *den* zu unserm Vertreter vor der Majestät Gottes erwählen, den er von seinem Angesicht verbannt hat, und daß, dessenungeachtet er, vor dem nichts verborgen ist, mehr auf die reine Gesinnung des Bittenden, als auf dessen Unwissenheit oder auf des Angerufenen Verdammung sieht und das Gebet ebenso erhört, als ob der vermeintliche Fürsprecher die Seligkeit *seiner* Anschauung genösse. Daß sich dem also verhalte, wird aus der Geschichte, die ich euch erzählen will, offenbar hervorgehen. *Offenbar* sage ich, nur nach menschlichem Dafürhalten, da Gottes Rathschlüsse uns verborgen bleiben.

Es wird uns nämlich berichtet, daß Musciatto Franzesi, als er von einem reichen und angesehenen Kaufherrn zum Edelmanne geworden war und nun mit dem Bruder des Königs von Frankreich, dem von Papst Bonifaz her-

beigerufenen und unterstützten Karl Ohneland nach Toscana ziehen sollte, sich entschloß, die Besorgung seiner Angelegenheiten, welche, wie es bei Kaufleuten der Fall zu sein pflegt, durch vielfache Verzettelung äußerst verwickelt geworden waren, mehreren Bevollmächtigten zu übertragen. Für alles fand er Rath, nur blieb er ungewiß, wo er jemand auftreiben wollte, der geschickt wäre, die Schulden einzuziehn, die er bei einigen Burgundern ausstehen hatte. Der Grund seines Bedenkens lag darin, daß ihm wohlbekannt war, wie wortbrüchiges, händelsüchtiges und abscheuliches Volk die Burgunder sind, und daß er sich auf niemand besinnen konnte, der abgefeimt genug gewesen wäre, um ihrer Bösartigkeit mit Erfolg das Widerspiel zu halten. Als er in solchem Zweifel lange hin und her gesonnen hatte, fiel ihm ein gewisser Ciapperello von Prato ein, der sein Haus in Paris oft zu besuchen pflegte. Die Franzosen, die den Namen Ciapperello nicht verstanden und der Meinung waren, er wolle soviel sagen, als chapeau, was in ihrer Landessprache Kranz bedeutet, nannten diesen Mann, der klein von Gestalt und gar sehr geschniegelt war, seiner Kleinheit halber nicht Chapeau, sondern Chapelet, unter welchem Namen er denn überall bekannt war, während nur wenige wußten, daß er Ciapperello heiße.

Das Leben, das dieser Chapelet führte, war folgendermaßen beschaffen. In seinem Berufe als Notar hielt er es für eine große Schande, wenn eins der von ihm angefertigten Instrumente, obgleich er deren wenige machte, anders als gefälscht befunden worden wäre. Solcher falschen Urkunden aber machte er soviel man nur wollte, und dergleichen lieber umsonst, als rechtmäßige für schwere Bezahlung. Falsches Zeugniß legte er auf Verlangen und von freien Stücken besonders gern ab, und da in Frankreich die Eidschwüre um jene Zeit in höchstem Ansehen standen, ihm aber auf einen Meineid nichts ankam, gewann er unrechtmäßiger Weise alle Processe, in denen er

die Wahrheit nach seinem Gewissen zu beschwören berufen ward. Ausnehmendes Wohlgefallen fand er, und großen Fleiß wandte er daran, unter Freunden, Verwandten oder was sonst immer für Leuten Unfrieden und Feindschaft anzuzetteln, und je größeres Unglück daraus entstand, desto mehr freute er sich. Wurde er aufgefordert, jemand umbringen zu helfen oder an einer andern Schandthat theilzunehmen, so weigerte er sich niemals und war der erste auf dem Platz. Oft war er auch bereit, mit eigenen Händen zu morden und zu verwunden. In seiner beispiellosen Heftigkeit lästerte er Gott und alle Heiligen um jeder Kleinigkeit willen auf das gräßlichste. In der Kirche ließ er sich niemals antreffen und verspottete alle christlichen Sacramente mit den verruchtesten Worten. Desto besser war er dafür in den Schenken und andern Sündenhäusern einheimisch. Weiber hatte er so lieb, wie der Hund den Knüttel; in dem umgekehrten Laster aber schwelgte er ärger als der heilloseste Sünder. Aus Rauben und Stehlen hätte er sich ebenso wenig ein Gewissen gemacht, als ein Heiliger daraus, Almosen zu geben. Er fraß und soff in solchem Uebermaße, daß er mehrmals knapp mit dem Leben davon kam. Spielen und im Spiele Betrügen trieb er wie ein Handwerk. Doch, wozu so viel Worte? Genug, er war der schändlichste Mensch, der vielleicht je geboren ward, und schon seit langer Zeit konnten nur die Macht und das Ansehen des Herrn Musciatto ihm bei seinen Verbrechen durchhelfen; sodaß weder die Einzelnen, die er häufig, noch die Gerichte, die er fortwährend beleidigte, Hand an ihn legten.

Dieser Ciapperello also war es, den Herr Musciatto, welcher seinen Lebenswandel auf das genaueste kannte, jetzt als den rechten Mann, um der burgundischen Bosheit die Spitze zu bieten, auserkor. So ließ er ihn denn rufen und sprach zu ihm: „Chapelet, ich stehe, wie du weißt, im Begriff, ganz von hier wegzuziehen, und da ich unter andern noch mit einer Anzahl Burgunder zu thun habe,

so kenne ich niemand, dem ich mich besser, als dir, anvertrauen könnte, um von so betügerischem Volke mein Geld einzutreiben. Du hast jetzt nichts zu thun, und, willst du diese Angelegenheit übernehmen, so verspreche ich dir, dich mit den Gerichten auszusöhnen und dir an dem, was du mir einkassirst, einen Antheil zu lassen, daß du zufrieden sein kannst.“ Herr Chapelet, der müßig ging, auch an dem Zeitlichen keinen Ueberfluß hatte und nun den verlieren sollte, der lange Zeit sein Stab und seine Stütze gewesen war, sagte, ohne langes Besinnen und gewissermaßen nothgedrungen, ja, er sei gern bereit.

Nach gehöriger Verabredung und nach Empfang der Vollmacht des Herrn Musciatto und der Gnadenbriefe des Königs reiste Chapelet, als Herr Musciatto Paris verlassen, nach Burgund, wo beinahe niemand ihn kannte. Hier fing er, wider seine Natur, ganz freundlich und sanftmüthig an, seinen Auftrag auszuführen und die Schulden einzufordern, gleichsam als wollte er sich die Bosheit bis zuletzt aufsparen.

Inzwischen war Chapelet zu zweien Brüdern aus Florenz ins Haus gezogen, die Geld auf wucherliche Zinsen liehen und ihm, dem Herrn Musciatto zu Liebe, viel Ehre erwiesen. In deren Hause erkrankte er jetzt, und, obgleich ihm die beiden Brüder sogleich geschickte Aerzte rufen, ihn durch ihre Diener pflegen ließen und überhaupt alles thaten, was zu seiner Heilung förderlich sein konnte, so war doch jede Hülfe vergeblich. Der gute Mann, der nachgerade alt war und liederlich gelebt hatte, wurde nach Aussage der Aerzte täglich schlechter und schlechter, und es zeigte sich zum großen Leidwesen der Brüder gar bald, daß Chapelet an keiner andern Krankheit, als an der des nahen Todes, leide. Diese beiden nun fingen eines Tages, nicht weit von dem Zimmer, wo Chapelet krank lag, also untereinander zu reden an: „Was sollen wir mit dem Menschen anfangen?“ sagte der eine zum andern. „Wir sind auf allen Fall seinetwegen in einer sehr verdrießlichen Lage. Ihn jetzt, krank wie er ist, aus dem

Hause zu weisen, wäre gewiß unserm Rufe ebenso nachtheilig, als unüberlegt von unserer Seite; denn die Leute, die gesehen haben, wie wir ihn erst aufgenommen und für seine Pflege und Heilung gesorgt, würden überzeugt sein, daß er uns keinen Grund gegeben haben könne, ihn nun als einen Todtkranken aus unserm Hause zu thun. Auf der andern Seite aber ist er ein so gottloser Mensch gewesen, daß er weder wird beichten, noch Abendmahl oder letzte Oelung annehmen wollen, und stirbt er, ohne gebeichtet zu haben, so nimmt keine Kirche den Leichnam auf, und er wird wie ein todter Hund in die Grube geschmissen. Sollte er aber auch beichten, so sind seiner Sünden so viele und so verruchte, daß nichts dadurch gebessert wird; denn es wird sich weder Mönch noch Pfaffe finden, der ihn lossprechen könnte oder wollte, und, stirbt er ohne Absolution, so schmeißen sie ihn auch in die Grube. Kommt es aber so oder so, immer wird das ganze Volk, das ohnehin wegen unsers Gewerbes, das sie verabscheuen, äußerst schlecht auf uns zu sprechen ist und Lust genug haben mag, uns auszuplündern, offen gegen uns aufstehen und sagen: «Diese Hunde von Italienern, die man in der Kirche abweist, wollen wir nicht mehr bei uns leiden». Sie werden unser Haus stürmen und sich kein Gewissen daraus machen, uns nicht nur Hab und Gut zu nehmen, sondern gar leicht sich an unserm Leib und Leben vergreifen. So sind wir denn auf allen Fall bei Chapelet's Tode übel daran."

Herr Chapelet, der, wie gesagt, nahe an dem Orte lag, wo die beiden redeten, und, wie man es meistentheils bei Kranken findet, ein feines Gehör hatte, verstand alles, was sie über ihn sagten. Er ließ sie zu sich rufen und sagte ihnen: „Ich wünschte nicht, daß ihr euch wegen meiner irgend Gedanken machtet oder in Furcht wäret, daß euch jemand um meinetwillen kränken möchte. Ich habe gehört, was ihr über mich gesprochen habt, und bin wohl überzeugt, daß es kommen würde, wie ihr sagt,

wenn das geschähe, was ihr voraussetzet: aber es soll schon anders gehen. Ich habe bei meinen Lebzeiten unserm Herrgott soviel zu Leide gethan, daß jetzt, wo ich sterbe, ein Streich mehr auch keinen Unterschied machen wird. Darum schafft mir nur den erfahrensten und frömmsten Mönch herbei, den ihr zu finden wißt, und, habt ihr den, so laßt mich nur machen, ich werde eure und meine Angelegenheit schon so besorgen, daß alles gut sein soll und ihr Ursache habt, zufrieden zu sein."

Obgleich die beiden Brüder daraus noch keine besondere Hoffnung schöpften, so gingen sie doch in ein Mönchskloster und verlangten nach einem frommen und verständigen Manne, der einem Italiener, welcher bei ihnen krank liege, Beichte hören könnte. Man gab ihnen einen bejahrten Mönch mit, der ein heiliges, musterhaftes Leben führte, ein großer Schriftgelehrter und gar ehrwürdiger Mann war und bei allen Mitbürgern in besonderm und hohem Ansehen der Heiligkeit stand. Diesen brachten sie zu dem Kranken.

Als er in die Kammer, wo Chapelet lag, eingetreten war und sich an sein Bette gesetzt hatte, hub er freundlich an, ihm Muth zuzusprechen, und dann erst frug er ihn, wie lange es her sei, seit er das vorige mal gebeichtet habe. Chapelet, der sein Leben lang nicht gebeichtet hatte, antwortete ihm: „Ehrwürdiger Vater, sonst ist es meine Gewohnheit, alle Woche wenigstens ein mal zur Beichte zu gehen, die manchen male ungerechnet, wo ich öfter gehe; aber, ich muß es gestehen, jetzt, seitdem ich krank geworden, sind schon ein Tager achte vergangen, ohne daß ich gebeichtet hätte, so viel Schmerzen hat die Krankheit mir gemacht." „Mein Sohn", sagte darauf der Mönch, „daran hast du wohl gethan, und also magst du auch in Zukunft thun. Doch, da du so oft beichtest, so sehe ich wohl, ich werde wenig Mühe haben, dich zu fragen und deine Antworten anzuhören." Chapelet sprach: „Herr Pater, sagt das nicht; wie oft und wie vielmals ich auch zur Beichte gegangen bin, so habe ich mich doch

nie dazu entschließen können, anders, als insgesammt alle meine Sünden, auf die ich mich besinnen konnte, vom Tage meiner Geburt an bis zum Tage, wo ich beichtete, zu bekennen. Darum bitte ich Euch denn, bester Vater, daß Ihr mich ebenso genau über alles befragt, als ob ich nie gebeichtet hätte. Und schont mich nur ja nicht etwa, weil ich krank bin; denn ich will viel lieber dieses mein Fleisch plagen, als aus Schonung dafür irgendetwas thun, was meiner unsterblichen Seele, die mein Heiland mit seinem kostbaren Blute losgekauft hat, zum Verderben gereichen konnte." Diese Worte hatten den ganzen Beifall des heiligen Mannes und schienen ihm von einem gesammelten Gemüthe Zeugniß zu geben.

Nachdem er also diese Gewohnheit Chapelet's sehr gegen ihn gelobt hatte, fing er an, ihn zu befragen, ob er sich je in Wollust mit Weibern versündigt habe. Ihm antwortete Chapelet mit einem Seufzer: „Mein Vater, was das betrifft, so schäme ich mich, Euch die Wahrheit zu sagen; denn ich fürchte, sie könnte für Ruhmredigkeit gelten." Der heilige Pater sagte dagegen: „Rede nur ruhig; denn wer die Wahrheit spricht, sei es in der Beichte oder bei anderer Gelegenheit, der sündigt niemals." „Nun denn", erwiderte Chapelet, „weil Ihr mich darüber beruhigt, so will ich Euch nur sagen, ich bin noch ebenso rein und unbefleckt, wie ich aus dem Schoße meiner Mutter hervorgegangen bin." „Des möge Gott dich segnen", sagte der Mönch. „Wie wohl hast du daran gethan! Und um so verdienstlicher ist deine Keuschheit, da du, wenn du gewollt hättest, weit eher das Gegentheil thun konntest, als wir und alle andern, die von einer Ordensregel gebunden sind."

Sodann frug er, ob er je durch Schlemmerei sich Gottes Misfallen zugezogen habe. Mit einem lauten Seufzer antwortete Chapelet: allerdings und vielmals. Denn, während er sich gewöhnt habe, außer den vierzigtägigen Fasten, welche fromme Leute jährlich halten, auch allwöchentlich

wenigstens drei Tage lang mit Brot und Wasser zu fasten, so habe er das Wasser, vorzüglich wenn er von Gebeten oder Wallfahrten besonders angestrengt gewesen sei, mit derselben Lust und demselben Wohlgefallen getrunken, als nur der größte Säufer den Wein. Manchmal habe er sich auch Salat von grünem Kraute gewünscht, wie ihn die Bauerfrauen machen, wenn sie aufs Feld gehen, und das Essen habe ihm besser geschmeckt, als er meine, daß es einem schmecken dürfe, der aus Gottesfurcht faste, wie er es doch gethan habe. „Mein Sohn", sagte ihm darauf der Mönch, „das sind Sünden, welche die Natur mit sich bringt: die haben wenig zu bedeuten, und um ihretwillen möchte ich nicht, daß du dein Gewissen mehr, als Noth thut, beschwertest. Es geschieht jedem Menschen, wenn er auch noch so heilig ist, daß ihm nach langem Fasten das Essen gut schmeckt und nach großer Anstrengung das Trinken." „Ach, Herr Vater", antwortete Chapelet, „Ihr sprecht so, um mich zu beruhigen. Das solltet Ihr nicht thun. Euch ist ja bekannt, daß ich wohl weiß, alles, was man thut, um Gott zu dienen, soll man in ganz reiner Gesinnung und ohne einen Flecken der Lust thun, und wer dem zuwider handelt, der sündigt."

Höchlich zufrieden, sagte der Mönch: „Nun so freut es mich denn, daß du es so ansiehst, und ich lobe in diesem Stück dein ängstliches und sorgsames Gewissen. Aber sage mir, hast du dich durch Geiz vergangen und mehr verlangt, als du verlangen solltest, oder behalten, was du nicht behalten durftest?" „Ehrwürdiger Vater", erwiderte ihm Chapelet, „es sollte mir leid thun, wenn Ihr eine falsche Meinung von mir hättet, weil ich bei den Wucherern hier wohne. Ich habe keinen Theil an ihrem Handwerk; vielmehr bin ich zu ihnen gekommen, um ihnen ins Gewissen zu reden und sie von diesem abscheulichen Erwerbe abzubringen. Auch wäre mir das, wie ich glaube, gelungen, hätte mich Gott nicht so heimgesucht. Ich kann Euch aber sagen, daß mein Vater mir

ein schönes Vermögen hinterließ, von dem ich nach seinem Tode die größte Hälfte als Almosen vertheilte. Dann habe ich, um mich ernähren und den Armen Gottes beistehen zu können, meinen kleinen Handel getrieben und dabei allerdings den Erwerb im Auge gehabt; was ich aber erworben hatte, das habe ich immer mit den Armen zu gleichen Theilen getheilt, und meine Hälfte zu meiner Nothdurft verbraucht, die andere aber jenen geschenkt. Dafür hat mir aber auch mein Schöpfer beigestanden, daß meine Geschäfte täglich besser und besser gegangen sind."

„Daran hast du wohl gethan", sagte der Mönch. „Aber hast du dich etwa häufig erzürnt?" „Ja", sagte Herr Chapelet, „das habe ich freilich gar oft gethan. Und wer könnte sich wol dessen enthalten, wenn er die Menschen alle Tage die abscheulichsten Dinge treiben sieht, wenn er sieht, wie sie Gottes Gebote nicht halten und sein Gericht nicht fürchten? Wol zehnmal des Tages habe ich lieber todt als lebendig sein wollen, wenn ich sah, wie die jungen Leute den Eitelkeiten der Welt nachliefen, schworen und sich verschworen, in die Schenken, aber um die Kirche herumgingen und weit mehr auf den Wegen der Zeitlichkeit, als auf dem Wege Gottes wandelten." Darauf erwiderte der Mönch: „Mein Sohn, das ist ein edler Zorn, um dessentwillen ich für mein Theil dir keine Buße aufzulegen wüßte. Sage mir aber, wäre es vielleicht möglich, daß du dich irgendeinmal vom Zorne zu einem Morde, zu Schlägereien, oder zu Schimpfworten hättest verleiten lassen?" „Ach du meine Güte, Herr Vater", sagte Chapelet, „ich halte Euch für einen Mann Gottes; wie könnt Ihr doch solche Reden führen? Glaubt Ihr denn, ich bilde mir ein, daß, wenn mir nur der entfernteste Gedanke eingekommen wäre, irgendetwas von dem, was Ihr da genannt habt, zu thun, Gott mich so lange am Leben erhalten hätte? Dergleichen können ja nur Mörder und Straßenräuber thun; so oft ich solch einen gesehen, habe ich immer gesagt: Geh, und Gott bessere dich."

„Gott segne dich, mein Sohn“, sprach der Pater; „so sage mir denn, ob du jemals gegen irgendwen falsches Zeugniß abgelegt, ihm üble Nachrede gemacht, oder, wider Willen des Eigenthümers, dich mit fremdem Gute bereichert hast?“ „Ach ja, Herr Pater“, sagte Chapelet, „was die üble Nachrede betrifft, freilich ja. Denn einmal, da hatte ich einen Nachbar, der, ohne auf der Welt irgendeinen Anlaß zu haben, seine Frau in einem fort prügelte. Da hat mich denn das Mitleid mit dem armen Weibe, die er, so oft er sich besoffen hatte, so gottesjämmerlich zurichtete, einmal so gepackt, daß ich gegen ihre Verwandten recht auf ihn gescholten habe.“ „Wohl denn“, antwortete der Mönch; „nun sage mir aber, wie ich höre, so bist du ein Kaufmann gewesen; hast du niemals jemand nach Art der Kaufleute betrogen?“ „Ja wahrhaftig, Herr Pater“, sagte Herr Chapelet; „wie er hieß, das weiß ich aber nicht. Es war einer, der mir Geld brachte, was er mir für ein Stück Tuch, das ich ihm verkauft hatte, schuldig war. Nun that ich das Geld, ohne es zu zählen, in einen Kasten, und, reichlich einen Monat darauf, fand ich, daß es vier Heller mehr waren, als mir zukamen. Wol ein ganzes Jahr lang habe ich sie aufgehoben; weil ich aber den, dem sie gehörten, in der ganzen Zeit nicht mehr wieder sah', habe ich sie am Ende als Almosen verschenkt.“ „Das war eine Kleinigkeit“, sagte der Mönch, „und du hast recht daran gethan, sie anzuwenden, wie du thatest.“

Der fromme Mönch frug ihn noch außerdem nach mancherlei, worauf er immer in dieser Weise antwortete. So wollte denn jener schon zur Absolution schreiten, als Chapelet sprach: „Herr Pater, noch eine Sünde habe ich auf dem Gewissen, die ich Euch nicht gebeichtet.“ „Und die wäre?“ sagte der Mönch. „Ich entsinne mich, antwortete jener, „daß ich eines Sonnabends gegen Abend von meinem Diener das Haus kehren ließ und so für den Tag des Herrn die schuldige Ehrfurcht außer Augen setzte.“

„Mein Sohn“, erwiderte der Geistliche, „das hat weiter nichts zu bedeuten.“ „Sagt nicht, das habe nichts zu bedeuten“, entgegnete Chapelet; „den Sonntag soll man ehren; denn an diesem Tage war es, daß unser Heiland von den Todten auferstand.“ Darauf sagte der Mönch: „Und hast du sonst noch etwas zu beichten?“ „Ja, Herr Pater“, antwortete Chapelet. „Einmal, in Gedanken, habe ich in der Kirche ausgespuckt.“ Der Mönch fing an zu lächeln und sagte, „mein Sohn, das sind Dinge, die man sich nicht zu Herzen nehmen soll; wir sind Geistliche und spucken alle Tage in der Kirche aus.“ „Und thut daran sehr übel“, sprach Herr Chapelet; „denn nichts auf der Welt soll man so rein halten, als den Tempel des Herrn, in dem man dem Höchsten opfert.“

Um es kurz zu machen, Sünden von dieser Art beichtete er ihm noch eine Menge; dann fing er an zu seufzen und brach in einen Strom von Thränen aus, deren ihm, wenn er wollte, immer reichlich zu Gebote standen. „Was ist dir, mein Sohn?“ sagte der Geistliche. „Ach, Herr Pater“, erwiderte Chapelet, „eine Sünde habe ich noch auf dem Herzen, die habe ich nie gebeichtet, so schäme ich mich, sie zu sagen; wenn ich nur daran denke, so weine ich, wie Ihr mich jetzt weinen seht, und um dieser Sünde willen kann ich mir auch nicht denken, daß Gott Erbarmen mit mir haben wird.“ „Schäme dich, mein Sohn“, entgegnete der Mönch; „was redest du da? Wären alle Sünden, die von allen Menschen zusammen jemals begangen worden sind oder, so lange die Welt stehen wird, noch von den Menschen werden begangen werden, in einem einzigen Menschen vereinigt, und der wäre reuig und zerknirscht, wie ich sehe, daß du es bist, so ist Gottes Gnade und Barmherzigkeit so groß, daß er sie alle, sobald sie gebeichtet wären, freudig ihm vergeben würde; und so sage denn zuversichtlich, was du gethan hast.“ Darauf sprach Herr Chapelet, ohne vom Weinen abzulassen: „Ach, ehrwürdiger Vater, es ist eine gar zu schwere Sünde, und,

wenn es nicht auf Eure Fürbitte geschieht, so kann ich kaum glauben, daß Gott sie mir jemals vergeben sollte." Der Mönch antwortete ihm: „Sage nur zuversichtlich und ich verspreche dir, daß ich für dich zu Gott bitten will." Herr Chapelet weinte noch in einem fort und schwieg; der Mönch aber ermunterte ihn ferner, zu reden. Als nun Chapelet den Geistlichen eine lange Weile so mit Weinen hingehalten hatte, stieß er einen tiefen Seufzer aus und sprach: „Ehrwürdiger Vater, weil Ihr mir denn versprochen habt, Gott für mich zu bitten, so will ichs Euch sagen. Wißt denn, wie ich noch klein war, habe ich einmal meine Mutter geschimpft." Und kaum hatte er so gesprochen, so hub er von neuem bitterlich zu weinen an. „Mein Sohn", antwortete der Mönch, „dünkt dich denn das wirklich solch eine schwere Sünde? Lästern die Leute nicht etwa täglich ihren Herrgott? Und doch vergibt er gern einem jeden, der ihn gelästert zu haben bereut. Und du verzweifelst, für diesen Fehltritt Vergebung zu finden? Fasse Muth und weine nicht; denn gewißlich, wärest du einer von denen gewesen, die unsern Herrn an das Kreuz geschlagen haben, und wärest du so zerknirscht, als ich sehe, daß du bist, so würde er dir vergeben." Darauf sagte Chapelet: „Um Himmelswillen, Herr Vater, was sprecht Ihr da? Allzu sehr habe ich mich vergangen, und allzugroße Sünde war es, daß ich meine Herzensmutter schimpfte, die mich neun Monate lang Tag und Nacht im Leibe trug und mehr wie hundertmal mich auf dem Arme gehabt hat; und wenn Ihr nicht für mich betet, so wird mir's auch nicht verziehen werden."

Als der Mönch inne wurde, daß Chapelet weiter nichts zu sagen habe, ertheilte er ihm die Absolution und gab ihm in der festen Ueberzeugung den Segen, Chapelet, dessen Reden er für die lautere Wahrheit gehalten, sei ein frommer, gottseliger Mensch. Und wer möchte wol zweifeln, wenn er jemand auf dem Todbette also reden hörte. Nach dem allen sagte er: „Herr Chapelet, Ihr werdet

mit Gottes Hülfe bald wieder gesund sein; sollte es aber dennoch geschehen, daß Gott Eure gesegnete und zum Abschied von dieser Welt bereite Seele zu sich riefe, hättet Ihr alsdann etwas dawider, daß Euer Körper in unserm Kloster beerdigt würde?" „Durchaus nichts", entgegnete Chapelet; „vielmehr möchte ich sonst nirgends liegen, als eben bei Euch. Ihr habt mir ja versprochen, für mich zu beten, und auch ohne das habe ich von jeher besondere Ehrfurcht für Euern Orden gehabt. Und so bitte ich Euch, daß Ihr Christi wahrhaftigen Leib, den Ihr diesen Morgen auf dem Altare eingesegnet habt, mir zusendet, sobald Ihr in Euer Kloster zurückgekommen seid. Denn ich denke ihn, wenn Ihr es gestattet, obgleich unwürdig, zu genießen und dann die heilige letzte Oelung zu empfangen, damit ich, wenn ich als ein Sünder gelebt habe, wenigstens als Christ sterben möge." Der heilige Mann sagte, das sei wohl gesprochen, und er sei alles zufrieden. Das Sakrament solle dem Kranken sogleich gebracht werden. Und so geschah es.

Die beiden Brüder hatten sehr gefürchtet, Chapelet werde sie täuschen, und sich deshalb der Breterwand nahe gesetzt, welche die Kammer, in der der Kranke lag, von der anstoßenden trennte. Hier hatten sie die ganze Beichte behorcht und bequem verstanden, was Chapelet dem Mönche gesagt. Mehr als einmal reizten die Geschichten, die sie ihn beichten hörten, sie so sehr zum Lachen, daß wenig daran fehlte, so wären sie damit herausgeplatzt. Dann sagten sie aber wieder zueinander: „Himmel, welch ein Mensch ist das, den weder Alter, noch Krankheit, noch Furcht vor dem Tode, dem er sich nahe sieht, oder vor Gott, vor dessen Richterstuhl er in wenig Stunden zu stehen vermuthen muß, von seiner Verruchtheit haben abbringen und zu dem Entschlusse leiten können, anders zu sterben, als er gelebt hat." Indeß, sie hatten gehört, seine Leiche solle in der Kirche aufgenommen werden, und um das Uebrige kümmerten sie sich nicht. — Herr

Chapelet empfing bald darauf das Abendmahl; dann, als sein Befinden sich über die Maßen verschlechterte, die letzte Oelung und starb noch an dem Tage seiner musterhaften Beichte, bald nach der Vesper.

Die beiden Brüder besorgten aus dem Nachlaß des Verstorbenen ein anständiges Begräbniß und meldeten den Todesfall im Kloster, damit die Mönche, wie es gebräuchlich ist, die Nacht bei der Leiche wachten und den andern Morgen sie abzuholen kämen.

Der fromme Mönch, der ihm Beichte gehört hatte, besprach sich, als er seinen Tod vernahm, mit dem Prior des Klosters. Er ließ das Kapitel läuten und schilderte den hier versammelten Mönchen, welch ein frommer Mann Chapelet, seiner Beichte zufolge, gewesen sei. In der Hoffnung, daß Gott durch ihn noch große Wunder verrichten werde, überredete er sie, man müsse nothwendig diese Leiche mit besonderer Auszeichnung und Ehrfurcht empfangen. Der Prior und die übrigen Mönche pflichteten in ihrer Leichtgläubigkeit dieser Meinung bei, und so gingen sie denn sämmtlich noch spät am Abend in das Haus, wo Chapelet's Leiche war und hielten über diese eine große und feierliche Vigilie.

Am andern Morgen kamen sie alle, mit Chorhemd und Mäntelchen angethan, die Chorbücher in der Hand und die Kreuze voraus, den Leichnam mit Gesang zu holen. Dann trugen sie ihn unter Gepränge und großer Feierlichkeit in ihre Kirche, und Männer und Weiber, fast die ganze Einwohnerschaft des Städtchens, schlossen sich dem Zuge an. Als die Leiche in der Kirche niedergesetzt war, stieg der Geistliche, dem Chapelet gebeichtet hatte, auf die Kanzel und berichtete von des Verstorbenen frommem Leben, von seinen Fasten, seiner Keuschheit, seiner Einfalt, Unschuld und Heiligkeit die wunderbarsten Dinge. Unter andern erzählte er, was Herr Chapelet ihm unter Thränen als seine größte Sünde gebeichtet, und wie er kaum ihn zu überzeugen vermocht habe, daß Gott ihm

auch diese vergeben werde. Dann richtete er seine Vorwürfe an die Zuhörer und sprach: „Ihr aber, ihr von Gott Verdammten, ihr lästert um jedes Strohhalmes willen, der euch zwischen die Füße kommt, Gott, seine Mutter und alle Heiligen im Paradiese.“ Außerdem sagte er noch viel anderes von seiner Herzensgüte und Reinigkeit.

Mit einem Worte, seine Reden, denen die Gemeinde vollkommenen Glauben beimaß, bemächtigten sich in solchem Maße der frommen Herzen der ganzen Versammlung, daß alle, sobald der Gottesdienst geendigt war, sich untereinander stießen und drängteu, dem Todten Hände und Füße zu küssen. Die Kleider wurden ihm auf dem Leibe zerrissen; denn ein jeder hielt sich für glücklich, wenn er ein Stückchen davon tragen konnte. In der That mußten die Mönche den ganzen Tag über den Körper ausstehen lassen, daß ihn jedweder nach Gefallen beschauen konnte. Die folgende Nacht wurde er in einer Kapelle ehrenvoll in einem marmornen Sarge bestattet, und schon den Tag darauf fingen die Leute an, den Körper zu besuchen und zu verehren, Lampen anzuzünden und mit der Zeit dem Verstorbeuen Gelübde zu thun, und dann dem Versprechen gemäß wächserne Bilder aufzuhängen. Dieser Ruf der Heiligkeit und diese Verehrung wuchsen so sehr, daß nicht leicht jemand in irgendeiner Gefahr einen andern Heiligen anrief, als Sanct Chapelet, wie sie ihn nannten und noch heute nennen, und allgemein wird versichert, daß Gott durch ihn gar viele Wunder gethan habe und deren noch täglich an jedem thue, der die Fürsprache dieses Heiligen andächtig erbittet.

So lebte und starb Herr Ciapperello von Prato und ward ein Heiliger, wie ihr gehört habt. Daß es möglich ist, dieser Mensch sei wirklich im Anschauen Gottes selig, will ich allerdings nicht leugnen: denn so ruchlos und abscheulich sein Leben war, so kann er doch in den letzten Augenblicken seines Lebens so viel Reue empfunden haben, daß Gott sich vielleicht seiner erbarmt und ihn

in sein Reich aufgenommen hat. Weil uns aber dies verborgen bleibt, so rede ich nach dem, was uns offenbar ist, und sage, daß er vielmehr in den Händen des Teufels verdammt, als im Paradiese zu sein verdient. Verhält es sich aber also, so können wir deutlich erkennen, wie unermeßlich Gottes Gnade gegen uns ist, die nicht unsern Irrthum, sondern die Aufrichtigkeit unseres Glaubens betrachtet, wenn wir einen seiner Feinde, in der Meinung, er sei sein Freund, zum Mittler zwischen ihm und uns machen, und uns erhört, als hätten wir einen wahren Heiligen zu unserm Fürsprecher bei seiner Gnade uns erwählt. Und so empfehlen wir uns ihm denn, mit allem, was uns noth ist, in der festen Ueberzeugung, erhört zu werden, damit er uns in diesem allgemeinen Elend und in dieser so heitern Gesellschaft, im Lobe seines Namens, in dem wir sie begonnen, gesund und unversehrt erhalten möge. — Und damit schwieg er.

Zweite Geschichte.

Der Jude Abraham geht auf Antrieb des Jeannot von Sevigné nach Rom und kehrt, als er die Schlechtigkeit der Geistlichen dort kennen gelernt, nach Paris zurück, um Christ zu werden.

Die Geschichte des Pamphilus ward von den Damen im Ganzen gelobt, wie sie im einzelnen belacht worden war; nun aber, als sie bei steter Aufmerksamkeit der Zuhörer ihr Ende erreicht hatte, gebot die Königin der Neiphile, die ihr zunächst saß, daß sie mit einer neuen Geschichte in der angefangenen Weise der Unterhaltung fortfahre. Neiphile, nicht minder durch Anmuth des Betragens, als durch Schönheit der Gestalt reizend, antwortete, sie sei gern bereit, und begann folgendermaßen:

Pamphilus hat in seiner Erzählung gezeigt, wie Gott in seiner Huld unsere Irrthümer, an denen wir keine Schuld haben, uns nicht anrechnet, und ich denke in der meinigen ein Beispiel davon zu geben, wie eben diese göttliche Huld sich uns auf das untrüglichste durch die Langmuth offenbart, mit der sie die Fehler derjenigen erträgt, die vielmehr berufen wären, durch Wort und That von Gott zu zeugen. Solche Einsicht möge uns alsdann mit um so größerer Festigkeit unserm Glauben nachleben lassen.

In Paris, ihr lieben Mädchen, lebte, wie mir erzählt worden ist, vor Zeiten ein reicher Kaufherr und wackerer Mann, Jeannot von Sevigné genannt, der, seiner Redlichkeit unbeschadet, mit Tüchern einen großen Handel trieb. Dieser war auf das engste mit einem steinreichen Juden, Namens Abraham, befreundet, der gleichfalls Kaufmann und dabei ehrlich und unbescholten war. Wenn Jeannot nun den tadellosen Lebenswandel seines Freundes betrachtete, so ging es ihm sehr zu Herzen, daß ein so wackerer, verständiger und guter Mann, weil der wahre Glaube ihm fehlte, verdammt sein sollte. So bat er ihn denn als Freund, er möge den Irrthümern des jüdischen Glaubens entsagen und zu dem allein wahren christlichen übertreten, dessen Heiligkeit und Güte sich schon durch sein fortwährendes Wachsen und Gedeihen kund gäben, während das Judenthum immer mehr verfalle und seinem nahen Ende zueile. Der Jude erwiderte, daß er keinen Glauben, als allein den jüdischen, für gut und heilig halte: in dem sei er geboren, in dem denke er zu sterben, und davon werde nichts ihn jemals abbringen können. Jeannot ließ sich dadurch nicht abhalten, nach Verlauf einiger Tage auf denselben Gegenstand zurückkommen und ihm so gut, oder so schlecht, als die Mehrzahl der Kaufleute sich darauf verstehen wird, auseinanderzusetzen, daß, und warum der christliche Glaube besser ist als der jüdische. Sei es nun, daß die große Freundschaft für Jeannot ihn bewog, oder daß vielleicht Worte, die der heilige Geist dem unwissen-

den Manne in den Mund gelegt, ihn überzeugten, genug, obwol Abraham ein großer Gelehrter im jüdischen Gesetze war, fing er dennoch an, einigen Gefallen an Jeannot's Reden zu finden; indeß ließ seine Hartnäckigkeit ihn seinen Glauben noch immer nicht aufgeben.

Wie er nun in seiner Verstocktheit beharrte, Jeannot aber nie abließ, ihm zuzureden, sagte der Jude endlich, von den dringenden Bitten des andern bewogen: „Jeannot, du wünschest, ich soll ein Christ werden, und ich bin gesonnen, es zu thun, doch unter der Bedingung, daß ich zuvor nach Rom gehe, um den zu sehen, der, wie du versicherst, der Statthalter Gottes auf Erden ist, und um sein und seiner Brüder, der Cardinäle, Leben und Betragen kennen zu lernen. Finde ich dies alsdann so beschaffen, daß ich theils daraus und theils aus deinen Worten mich überzeugen kann, euer Glaube sei wirklich, sowie du dich bemüht hast, mir zu beweisen, besser als der meinige, dann werde ich thun, wie ich dir gesagt habe. Wäre dem aber nicht so, nun, dann will ich bleiben, wie ich bin.“

Als Jeannot diesen Entschluß hörte, ward er über die maßen betrübt und sprach bei sich selbst: „Nun habe ich alle die Mühe verloren, die ich für trefflich angewandt hielt, wenn ich meinen Freund bekehrte; denn geht er nach Rom an den Hof und sieht er dort das ruchlose Leben der Geistlichen, so wird er, weit entfernt, vom Juden ein Christ zu werden, selbst wenn er sich schon hätte taufen lassen, gewiß zum Judenthum zurückkehren.“ Zu Abraham aber sagte er: „Ach, lieber Freund, was willst du dir so viel und so große Kosten machen, als die Reise nach Rom erfordern würde? Ungerechnet, daß ein reicher Mann, wie du bist, mag er zu Wasser oder zu Lande reisen, immer in Gefahr ist. Denkst du denn, dich kann hier niemand taufen? Und wenn du ja noch einiges Bedenken über den Glauben hast, den ich dir verkündige, so gibt es ja nirgends größere Gelehrte, verständigere Männer, als eben hier, um dich über alles, was du willst

oder verlangst, genügend aufzuklären. Darum ist diese ganze Reise meiner Meinung nach vollkommen überflüssig. Denke dir, daß die hohe Geistlichkeit ebenso ist, wie du sie hier gesehen hast, und nur noch um so viel besser, als sie dem obersten Hirten näher steht. Willst du also meinem Rathe folgen, so versparst du dir diese Mühe auf ein ander mal zu einer Wallfahrt, und alsdann ist es leicht möglich, daß ich dich selber begleite.“ Der Jude antwortete ihm: „Jeannot, ich bin überzeugt, es verhält sich, wie du sagst; um es dir aber mit einem Worte zu sagen, ich bin, wenn du anders noch wünschest, daß ich nach deinen vielen Bitten thun soll, völlig entschlossen, zu reisen, und ohne das lasse ich mich niemals taufen.“ Als Jeannot sah, daß sein Wille feststehe, sagte er: „nun so reise mit Gott“; bei sich aber dachte er, Abraham werde, wenn er erst den römischen Hof gesehen habe, nie und nimmer ein Christ werden. Da es ihn aber weiter nichts anging, so ließ er ihn gewähren.

Der Jude stieg zu Pferde und beschleunigte seine Reise nach Rom, soviel er konnte. Am Ziele angelangt, ward er von seinen Glaubensgenossen auf das ehrenvollste empfangen; er aber begann, ohne über den Zweck seiner Reise jemand etwas zu sagen, mit aller Vorsicht das Leben des Papstes, der Cardinäle und der übrigen Prälaten und Hofleute zu beachten. — Was er, von nicht gewöhnlichem Scharfblick unterstützt, selber wahrnahm, und was er hier und da von andern erfuhr, überzeugte ihn nun bald, daß sie alle der Wollust, und zwar nicht allein der natürlichen, sondern der Sodomie fröhnten, ohne sich irgend Zaum und Zügel von Scham oder Schande anlegen zu lassen; sodaß in den wichtigsten Angelegenheiten der feilen Dirnen und der Knaben Fürwort nicht geringen Einfluß ausübte. Außerdem fand er an allen insgemein Schlemmer, Säufer, Trunkenbolde, und Geschöpfe, die nach Art der unvernünftigen Thiere, nächst der Wollust, mehr dem Bauche, als irgendetwas

andern gehorchten. Bei genauerer Betrachtung lernte er sie noch außerdem als so geizig und geldgierig kennen, daß sie mit Menschen-, ja mit Christenblut und mit den heiligsten Dingen, Opfern oder geistlichen Aemtern, oder welcher Art sie sonst sein mochten, um Geld abscheulichen Handel trieben. Aerger sah er dabei markten, und mehr Mäkler beschäftigt, als jemals in Paris beim Verkaufe der Tücher oder sonst irgendeiner Waare. Offenbare Bestechung hörte er Fürsprache, und unverschämte Gierigkeit Diäten nennen, als ob Gott nicht den bösen Willen im verworfenen Herzen, geschweige denn den wahren Sinn der Worte erkennte und nach Art der Menschen sich durch den Namen der Dinge täuschen ließe. Alles dies und noch manches andere, das ich besser verschweige, misfiel unserm Juden, der ein sittlicher und gesetzter Mann war, auf das äußerste, und da er genug gesehen zu haben glaubte, beschloß er, nach Paris zurückzukehren, und that also.

Sobald Jeannot seine Rückkehr erfahren hatte, besuchte er ihn, ohne einige Hoffnung, daß Abraham Christ werden würde, und beide freuten sich herzlich des Wiedersehens. Als er indeß einige Tage sich ausgeruht hatte, frug ihn Jeannot, was er nun von dem Heiligen Vater, von den Cardinälen und andern Hofleuten denke. Schnell antwortete der Jude: „Nichts Gutes denke ich von ihnen, und nichts Gutes haben sie von Gott zu hoffen. Und ich sage dir, ich müßte mich sehr getäuscht haben, aber ich habe dort an keinem Geistlichen eine Spur von Frömmigkeit, Andacht, guten Werken, musterhaftem Wandel oder anderm dergleichen bemerkt; wohl aber sah ich, wie Wollust, Geiz, Schlemmerei und mehr ähnliche und schlimmere Laster, wenn es anders schlimmere gibt, bei ihnen so beliebt waren, daß ich jene Stadt eher für eine Werkstätte des Teufels als Gottes halte. Auch scheint es mir, nach meinem Dafürhalten, daß sowol euer Oberhirt, als die übrigen alle nach seinem Beispiele ihren ganzen Scharfsinn und Sorgfalt und Mühe aufbieten, um die christliche Religion, de-

ren Grundpfeiler und Stützen sie zu sein berufen wären, gänzlich zu zerstören und von der Welt zu vertreiben. Da ich nun aber sehe, daß nicht geschieht, wohin jene arbeiten, sondern daß eure Religion sich vielmehr täglich weiter ausbreitet und glänzender und herrlicher erscheint, so muß ich wol zu erkennen glauben, daß der heilige Geist sie, als heilig und wahrhaftig, vor allen andern stützt und aufrecht erhält. Aus diesem Grunde sage ich dir jetzt, so wenig ich früher deinen Aufforderungen, ein Christ zu werden, Gehör gab, offen und deutlich, daß ich um nichts auf der Welt meinen Vorsatz, Christ zu werden, aufgeben möchte. Laß uns also schnell in die Kirche gehen, und mache, daß ich dort nach dem Gebrauche eures heiligen Glaubens die Taufe empfange." Jeannot, der einen ganz entgegengesetzten Schluß vermuthet hatte, war nun der froheste Mensch von der Welt. Sogleich ging er mit Abraham nach der Kirche Unserer lieben Frauen in Paris, und bat dort die Geistlichen, daß sie seinem Freund die Taufe ertheilen möchten. Kaum hatten diese seine Bitten vernommen, so waren sie schnell bereit, sie zu erfüllen, und Jeannot vertrat bei ihm Pathenstelle und nannte ihn Johannes. Dann ließ er ihn von tüchtigen Meistern in unserm Glauben unterrichten; Abraham aber lernte schnell und ward ein wackerer, tüchtiger Mann von frommem Wandel.

Dritte Geschichte.

Der Jude Melchisedech entgeht durch eine Geschichte von drei Ringen einer großen Gefahr, die Saladin ihm bereitet.

Als Neiphile schwieg und ihre Geschichte von allen gelobt worden war, fing Philomele, nach dem Wunsche der Königin, also zu reden an:

Die Erzählung der Neiphile erinnert mich an die gefährliche Lage, in der sich einst ein Jude befand; und, da von Gott und von der Wahrheit unsers Glaubens bereits in angemessener Weise gesprochen ist, es mithin nicht unziemlich erscheinen kann, wenn wir uns nun zu den Schicksalen und Handlungen der Menschen herablassen, so will ich euch jene Geschichte erzählen, die vielleicht eure Vorsicht vermehren wird, wenn ihr auf vorgelegte Fragen zu antworten habt. Ihr müßt nämlich wissen, liebreiche Freundinnen, daß, wie die Thorheit gar manchen aus seiner glücklichen Lage reißt und ihn in tiefes Elend stürzt, so den Weisen seine Klugheit aus großer Gefahr errettet und ihm vollkommene Ruhe und Sicherheit gewährt. Daß in der That der Unverstand oft vom Glücke zum Elend führt, das zeigen viele Beispiele, die wir gegenwärtig nicht zu erzählen gesonnen sind, weil deren täglich unter unsern Augen sich zutragen. Wie aber die Klugheit helfen kann, will ich versprochenermaßen in folgender kurzen Geschichte euch zeigen.

Saladin, dessen Tapferkeit so groß war, daß sie ihn nicht nur von einem geringen Manne zum Sultan von Babylon erhob, sondern ihm auch vielfache Siege über sarazenische und christliche Fürsten gewährte, hatte in zahlreichen Kriegen und in großartigem Aufwand seinen ganzen Schatz geleert, und wußte nun, wo neue und unerwartete Bedürfnisse wieder eine große Geldsumme erheischten, nicht, wo er sie so schnell, als er ihrer bedurfte, auftreiben sollte. Da erinnerte er sich eines reichen Juden, Namens Melchisedech, der in Alexandrien auf Wucher lieh und nach Saladin's Dafürhalten wol im Stande gewesen wäre, ihm zu dienen, aber so geizig war, daß er von freien Stücken es nie gethan haben würde. Gewalt wollte Saladin nicht brauchen; aber das Bedürfniß war dringend, und es stand bei ihm fest, auf eine oder die andere Art solle der Jude ihm helfen. So sann er denn nur auf einen Vorwand, unter einigem Schein von Recht ihn zwingen zu können.

Endlich ließ er ihn rufen, empfing ihn auf das freundlichste, hieß ihn neben sich sitzen und sprach alsdann: „Mein Freund, ich habe schon von vielen gehört, du seiest weise und habest besonders in göttlichen Dingen tiefe Einsicht; nun erführe ich gern von dir, welches unter den drei Gesetzen du für das wahre hältst, das jüdische, das sarazenische oder das christliche.“ Der Jude war in der That ein weiser Mann und erkannte wohl, daß Saladin ihm solcherlei Fragen nur vorlegte, um ihn in seinen Worten zu fangen; auch sah er, daß, welches von diesen Gesetzen er vor den andern loben möchte, Saladin immer seinen Zweck erreichte. So bot er denn schnell seinen ganzen Scharfsinn auf, um eine unverfängliche Antwort, wie sie ihm noth that, zu finden, und sagte dann, als ihm plötzlich eingefallen war, wie er sprechen sollte:

„Mein Gebieter, die Frage, die Ihr mir vorlegt, ist schön und tiefsinnig; soll ich aber meine Meinung darauf sagen, so muß ich Euch eine kleine Geschichte erzählen, die Ihr sogleich vernehmen sollt. Ich erinnere mich, oftmals gehört zu haben, daß vor Zeiten ein reicher und vornehmer Mann lebte, der vor allen andern auserlesenen Juwelen, die er in seinem Schatze verwahrte, einen wunderschönen und kostbaren Ring werth hielt. Um diesen seinem Werthe und seiner Schönheit nach zu ehren und ihn auf immer in dem Besitze seiner Nachkommen zu erhalten, ordnete er an, daß derjenige unter seinen Söhnen, der den Ring, als vom Vater ihm übergeben, würde vorzeigen können, für seinen Erben gelten und von allen den andern als der vornehmste geehrt werden solle. Der erste Empfänger des Ringes traf unter seinen Kindern ähnliche Verfügung und verfuhr dabei wie sein Vorfahre. Kurz der Ring ging von Hand zu Hand auf viele Nachkommen über. Endlich aber kam er in den Besitz eines Mannes, der drei Söhne hatte, die sämmtlich schön, tugendhaft und ihrem Vater unbedingt gehor-

sam, daher auch gleich zärtlich von ihm geliebt waren. Die Jünglinge kannten das Herkommen in Betreff des Ringes, und da ein jeder der Geehrteste unter den Seinigen zu werden wünschte, baten alle drei einzeln den Vater, der schon alt war, auf das inständigste um das Geschenk des Ringes. Der gute Mann liebte sie alle gleichmäßig und wußte selber keine Wahl unter ihnen zu treffen; so versprach er denn den Ring einem jeden und dachte auf ein Mittel, alle zu befriedigen. Zu dem Ende ließ er heimlich von einem geschickten Meister zwei andere Ringe verfertigen, die dem ersten so ähnlich waren, daß er selbst, der doch den Auftrag gegeben, den rechten kaum zu erkennen wußte. Als er auf dem Todbette lag, gab er heimlich jedem der Söhne einen von den Ringen. Nach des Vaters Tode nahm ein jeder Erbschaft und Vorrang für sich in Anspruch, und da einer dem andern das Recht dazu bestritt, zeigte der eine wie die andern, um die Forderung zu begründen, den Ring, den er erhalten hatte, vor. Da sich nun ergab, daß die Ringe einander so ähnlich waren, daß niemand, welcher der echte sei, erkennen konnte, blieb die Frage, welcher von ihnen des Vaters wahrer Erbe sei, unentschieden, und bleibt es noch heute.

So sage ich Euch denn, mein Gebieter, auch von den drei Gesetzen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben, und über die Ihr mich befraget. Jedes der Völker glaubt seine Erbschaft, sein wahres Gesetz und seine Gebote zu haben, damit es sie befolge. Wer es aber wirklich hat, darüber ist, wie über die Ringe, die Frage noch unentschieden."

Als Saladin erkannte, wie geschickt der Jude den Schlingen entgangen sei, die er ihm in den Weg gelegt hatte, entschloß er sich, ihm geradezu sein Bedürfniß zu gestehen. Dabei verschwieg er ihm nicht, was er zu thun gedacht habe, wenn jener ihm nicht mit so viel Geistesgegenwart geantwortet hätte. Der Jude diente Saladin mit allem, was dieser von ihm verlangte, und Saladin

erstattete jenem nicht nur das Darlehn vollkommen, sondern überhäufte ihn noch mit Geschenken, gab ihm Ehre und Ansehen unter denen, die ihm am nächsten standen, und behandelte ihn immerdar als seinen Freund.

Vierte Geschichte.

Ein Mönch befreit sich von einer schweren Strafe, die er verwirkt hat, dadurch, daß er seinem Abte dasselbe Vergehen, das er sich hatte zu Schulden kommen lassen, auf geschickte Weise vorhält.

Philomele war bereits am Ende ihrer Geschichte und schwieg, als Dioneus, der neben ihr saß, ohne von der Königin weitern Befehl zu erwarten, weil die bisher befolgte Ordnung ihm zeigte, die Reihe sei jetzt an ihm, also zu reden anfing:

Holdselige Damen, habe ich eure gemeinsame Absicht richtig verstanden, so befinden wir uns hier, um einander wechselseitig durch Erzählungen zu ergötzen. Darum denke ich, so lange jenem Zwecke nicht zuwider gehandelt wird, muß es, wie auch unsere Königin ausdrücklich bevorwortet hat, einem jeden erlaubt sein, zu erzählen, was er meint, das am meisten Vergnügen machen wird. Wir haben schon gehört, wie die guten Ermahnungen des Jeannot von Sevigné Abraham zur Seligkeit verhalfen und wie Melchisedech durch Geistesgegenwart seine Reichthümer vor den Nachstellungen Saladin's rettete, und so hoffe ich, ihr werdet mich nicht tadeln, wenn ich euch mit wenig Worten erzähle, auf wie schlaue Weise sich ein Mönch von schwerer Strafe befreite.

In der Lunigiana, einem nicht weit von hier entlegenen Landstrich, besaß ein Kloster vor Zeiten größere

Heiligkeit und mehr Mönche, als dies heute der Fall ist. Hier lebte unter andern ein junger Mönch, dessen Männlichkeit und Jugendfrische weder Nachtwachen noch Fasten zu bändigen vermochten. Als dieser eines Tags um die Mittagszeit, wo alle andern Mönche schliefen, bei der Kirche, die gar einsam gelegen war, umherging, trafen seine Augen auf eine ganz hübsche Bauerdirne, die einem der Feldarbeiter zugehören mochte und jetzt auf den Feldern Kräuter lesen ging. Nicht sobald hatte er sie gesehen, als die Lüsternheit ihm gewaltig zusetzte. Er machte sich an sie, fing mit ihr zu plaudern an, und ein Wort gab das andere, bis sie endlich miteinander einig wurden, und er, ohne von jemand bemerkt zu werden, sie auf seine Zelle führte. Während er nun, von allzugroßer Lust hingerissen, etwas unvorsichtig mit ihr scherzte, geschah es, daß der Abt, der inzwischen aufgestanden war und leise vor der Zelle unsers Mönchs vorüberging, das Geflüster dieser beiden vernahm. Um die Stimmen besser zu unterscheiden, näherte er sich behutsam der Zellenthür, und als er nun deutlich erkannte, daß innen ein Frauenzimmer sei, war er im Begriff, Einlaß zu fordern. Dann beschloß er aber, es anders damit zu halten und kehrte auf sein Zimmer zurück, um dort abzuwarten, bis der Mönch herauskommen würde.

Obgleich dieser inzwischen in dem Genusse des Mädchens das höchste Behagen gefunden, so hatte ihn doch die Angst niemals verlassen, und da es ihm vorgekommen war, als hörte er vom Schlafsaale her Fußtritte, so legte er das Auge an eine kleine Oeffnung der Thür und sah deutlich den Abt dastehen und ihn behorchen. Er begriff nun leicht, der Abt werde bemerkt haben, daß er das Mädchen bei sich habe, und da die schwere Strafe, die darauf stand, ihm nicht unbekannt war, betrübte er sich außermaßen. Ohne indeß dem Mädchen seine Besorgnisse zu zeigen, dachte er schnell hin und wieder, ob sich nicht irgendein Rettungsmittel noch finden ließe, und in der

That fiel ihm eine wohlersonnene List ein, die sicher zu dem gewünschten Ziele zu führen versprach. Er that nämlich, als habe er sich zur Genüge mit dem Mädchen unterhalten und sagte ihr: „Ich gehe, um auszukundschaften, wie ich dich ungesehen herausschaffen will. Halte dich also ruhig, bis ich wiederkomme.“ Dann schloß er seine Zelle zu, ging geradeswegs in das Zimmer des Abtes und sagte diesem, indem er, wie jeder Mönch, der ausging, zu thun pflegte, seinen Schlüssel ihm übergab, mit unbefangenem Gesichte: „Hochwürden, heute morgen konnte ich nicht alles Holz hereinbesorgen, das ich hatte schlagen lassen, und möchte nun mit Eurer Erlaubniß in den Wald gehen, um das übrige zu holen.“ In der Meinung, der Mönch wisse nicht, daß er von ihm belauscht worden sei, war der Abt zufrieden, daß es also kam; beurlaubte jenen willig und nahm den Schlüssel, um den Fehltritt, den der Mönch begangen, genau zu erforschen.

Sobald er sich allein sah, fing er zu überlegen an, ob er lieber in Gegenwart aller Mönche die Zelle des Gefallenen eröffnen und ihnen so das Verbrechen darlegen sollte, damit sie nicht etwa nachher, wenn er den Mönch bestrafte, sich über ihn beschweren könnten, oder ob er nicht vielleicht lieber sich vorher den Hergang der Sache von ihr berichten lassen wollte. Da fiel ihm aber ein, wie es leicht ein Frauenzimmer sein könnte, dem, oder dessen Vater er nachher die Schande, sie vor allen Mönchen zur Schau zu stellen, nicht gern angethan haben möchte, und darum entschloß er sich, erst zu sehen, wer es sei, und dann das Weitere zu überlegen. So ging er denn in aller Stille nach der Zelle, öffnete die Thür, trat ein und schloß hinter sich wieder zu. Wie die Dirne den Abt eintreten sah, wurde sie fast ohnmächtig und fing vor Scham und Furcht zu weinen an. Der hochwürdige Herr aber fühlte beim Anblick des Mädchens, die er hübsch und jung fand, so alt er auch war,

die fleischlichen Gelüste nicht minder lebhaft, als sein junger Mönch sie empfunden hatte. „Wahrhaftig", sprach er bei sich selber, „warum sollte ich mir nicht eine Lust machen, wenn ich sie haben kann, denn Aerger und Verdruß sind, wie ich meine, immer vorräthig, wenn man danach verlangt. Die hübsche Dirne hier ist im Kloster, ohne daß ein Mensch es weiß. Kann ichs dahin bringen, daß sie mir zu Willen ist, so weiß ich nicht, warum ichs lassen sollte. Wer wird es denn erfahren? Gewiß niemand. Und, heimliche Sünde büßt man geschwinde. Solche Gelegenheit gibt es nicht leicht wieder, und ich denke, es ist weise, das Glück wahrzunehmen, das unser Herrgott einem zuschickt." Unter diesen Gedanken hatte er den Entschluß, mit dem er gekommen war, völlig geändert und trat nun zu dem Mädchen, fing an, ihr freundlich zuzureden, und bat sie, daß sie nicht mehr weinen solle. So gab ein Wort das andere, und endlich kam es dazu, daß er ihr sein Verlangen geradezu gestand. Das Mädchen war weder von Diamant noch von Stahl und gab den Wünschen des Abtes schnell genug nach. Dieser umarmte und küßte sie erst einige male und legte sich dann mit ihr auf das Bettchen unseres Mönchs. War es nun vielleicht aus Rücksicht auf die hohe Würde, die schwer auf ihm lastete und auf das zarte Alter des Mädchens, oder fürchtete er vielleicht, ihr durch das Gewicht seines Körpers beschwerlich zu fallen, genug, er legte sich nicht auf sie, sondern ließ sie auf sich liegen und ergötzte sich solchergestalt mit ihr eine lange Weile.

Der Mönch, der sich gestellt hatte, als ob er in den Wald ginge, hatte sich inzwischen in den Schlafsaal versteckt und schöpfte, im festen Vertrauen auf das Gelingen seines Anschlags, neuen Muth, sowie er in seine Zelle den Abt ohne Begleitung eintreten sah. Als dieser gar die Thür hinter sich abschloß, zweifelte er nicht mehr, und schlich sich still aus seinem Versteck zu einer

Spalte, durch die er alles, was der Abt sagte und that, sah und hörte. Wie sich nun der Abt, seinem Bedünken nach, zur Genüge mit der Dirne unterhalten, schloß er sie wieder ein und kehrte zurück auf sein Zimmer. Nach einiger Zeit hörte er den jungen Mönch, und in der Meinung, dieser sei inzwischen aus dem Walde wiedergekommen, war er willens, ihn auf das nachdrücklichste zur Rede zu stellen und ins Gefängniß zu sperren, um alsdann die gewonnene Beute allein zu besitzen. So ließ er ihn denn rufen, schalt ihn mit strengen Worten und erzürntem Gesicht und kündigte ihm seine Einkerkerung an. Der Mönch indeß antwortete ihm auf der Stelle: „Hochwürdiger Herr, seit zu kurzer Zeit bin ich in den Orden des heiligen Benedict getreten, um dessen Eigenthümlichkeiten schon alle zu kennen. In der That hattet Ihr mich darin, daß die Mönche sich ebenso, wie Fasten und Nachtwachen, auch die Weiber aufbürden müssen, noch nicht unterwiesen. Da Ihr mir dies nun gewiesen habt, so verspreche ich Euch, wenn Ihr diesmal mir vergebt, nie wieder zu fehlen, sondern immer zu thun, wie ich Euch habe thun sehen." Der Abt, der ein verständiger Mann war, erkannte schnell, daß jener sich nicht nur besser, als er, auf die Sache verstanden, sondern auch alles, was er gethan, beobachtet habe. Darum scheute er sich denn, im Bewußtsein des gleichen Vergehens, dem Mönche etwas anzuthun, das doch der eine gleich dem andern verdient hatte. Er vergab ihm also und befahl ihm Stillschweigen über alles, was er gesehen; dann aber schafften sie die Dirne vorsichtig aus dem Kloster, in welches beide sie vermuthlich noch oft zurückgeholt haben.

Fünfte Geschichte.

Die Markgräfin von Monferrat weist durch eine aus Hühnern bereitete Mahlzeit und durch ein paar feine Worte die thörichte Liebe des Königs von Frankreich von sich ab.

Die Mädchen, die dem Dioneus zuhörten, schämten sich anfangs ein wenig ob seiner Erzählung, wie die sittsame Röthe bekundete, die ihre Wangen überzog; allmählich indeß blickten sie bei steigender Aufmerksamkeit einander mit heimlichem Lächeln verstohlen an und unterdrückten kaum ein lautes Gelächter. Als die Geschichte zu Ende war, ließen sie ihn durch neckenden Tadel und Spott empfinden, daß solche Geschichten vor Damen zu erzählen ungeziemend sei; dann aber gebot die Königin, zu Fiammetten gewandt, die neben Dioneus auf dem Grase saß, dieser, in der Reihe fortzufahren. Fiammetta begann lächelnd und anmuthig:

Nicht allein, weil die Geschichten mich ergötzen, welche, wie die zuletzt erzählten, die Wirkung schneller und treffender Antworten schildern, sondern auch in der Ueberzeugung, daß es an Männern ebenso zu loben ist, wenn sie nur Damen höhern Standes als der ihrige zu lieben bestrebt sind, wie Frauen verständig handeln, wenn sie die Liebe zu einem höherstehenden Manne von ihrem Herzen entfernt zu halten sich bemühen, kommt es mir in den Sinn, da mich die Reihe des Erzählens trifft, euch, ihr schönen Mädchen, durch ein Beispiel zu zeigen, wie eine Edelfrau durch Wort und That sich vor solcher Gefahr zu schützen und den Mann, der sie gefährdete, umzustimmen wußte.

Der Markgraf von Monferrat, ein kühner und ritterlicher Mann und Bannerträger der Kirche, war in einem

der allgemeinen Heereszüge der Christen in das Morgenland mit über Meer gezogen. Einst war von seiner Tapferkeit am Hofe König Philipp's des Einäugigen, der eben damals im Begriff stand, Frankreich zu verlassen, um jenem Kreuzzuge sich anzuschließen, die Rede, und ein Ritter äußerte, es sei doch unter der Sonne kein schöneres Paar zu finden, als der Markgraf und seine Dame; denn, wie er unter allen Rittern wegen seiner adelichen Tugenden genannt werde, so sei die Dame vor allen Frauen schön und sittsam. Auf den König machten diese Worte solchen Eindruck, daß er, ohne je die Dame gesehen zu haben, sie sogleich inbrünstig zu lieben begann und nirgends anders als in Genua zu der erwähnten Ueberfahrt sich einzuschiffen beschloß, um auf der Landreise nach jenem Hafen schicklichen Vorwand zu einem Besuche bei der Markgräfin zu haben, wobei er hoffte, daß es ihm vielleicht in Abwesenheit des Gemahls gelingen werde, zum Ziele seiner Wünsche zu kommen. Wie er beschlossen hatte, so that er. Sein ganzes Gefolge schickte er voraus und machte sich im Geleite weniger Edelleute allein auf den Weg. Als er dem Gebiete des Markgrafen sich näherte, ließ er der Dame einen Tag zuvor ansagen, daß sie ihn am andern Mittag zum Essen erwarten möge. Die Dame, die verständig war und einen schärfern Blick hatte, als die meisten andern, erwiderte, daß es ihr eine besonders hohe Gnade sein werde, und daß sie ihn im voraus willkommen heiße. Dann aber bedachte sie im Stillen, was es sagen wolle, daß ein so mächtiger König in der Abwesenheit ihres Mannes sie zu besuchen komme; und sie irrte sich nicht, indem sie den Grund eines solchen Besuchs in dem Rufe von ihrer Schönheit gefunden zu haben glaubte. Nichtsdestoweniger, ihren feinen Sitten gemäß, ihn ehrenvoll aufzunehmen entschlossen, ließ sie diejenigen unter ihren Edelleuten, die nicht mit ihrem Gemahle gezogen waren, rufen und hieß ihnen, nachdem sie sich mit ihnen berathen hatte, alles

nöthige zu besorgen. Nur die Anordnung der Tafel und der Speisen behielt sie sich allein vor. Zu dem Ende ließ sie in der Eile alle Hühner, die in der Gegend zu finden waren, zusammenbringen und wies ihre Köche an, vielfache, nur aus diesen Hühnern bereitete Gerichte für die königliche Mahlzeit zu besorgen.

Am bestimmten Tage kam der König, und die Dame empfing ihn auf das festlichste und ehrenvollste. So groß die Meinung war, die er nach dem Worte des Ritters von der Dame gefaßt hatte, so schien sie ihm doch in der Wirklichkeit noch um vieles schöner, anmuthiger und sittsamer, und in Wohlgefallen und Bewunderung wuchs seine Leidenschaft für sie in eben dem Maße, als er seine gehegten Erwartungen übertroffen sah. Nachdem er einige Zeit in reichgeschmückten Gemächern, wie sie zu dem Empfange eines so mächtigen Königs sich ziemen, geruht hatte, setzten, als die Speisestunde herangekommen war, König und Gräfin sich an eine Tafel und die Uebrigen wurden nach ihrem Range an andern Tischen bewirthet. Die zahlreichen Schüsseln, die einander folgten, die leckern und erlesenen Weine, vor allem der entzündende Anblick der schönen Dame gewährten dem Könige großes Behagen. Als jedoch ein Gang nach dem andern aufgetragen wurde, fing der König einigermaßen sich zu verwundern an, als er bemerkte, daß alle Gerichte, ihrer Mannichfaltigkeit unerachtet, aus nichts als aus Hühnerfleisch bereitet waren. Obgleich der König nun wohl wußte, die Gegend, in der er sich befand, müsse an allerlei Wild reich sein, und obgleich seine vorgängige Anmeldung der Dame volle Zeit, um jagen zu lassen, gewährt haben mußte, so unterdrückte er doch seine lebhafte Verwunderung und wollte sie nur veranlassen, der Hühner wegen sich auszusprechen. „Dame“, sagte er, mit heiterm Gesichte zu ihr gewandt, „werden hier zu Lande nur Hühner, ohne Hahn, gebrütet?“ Die Dame, die den Sinn der Frage wohl verstand und der Meinung war,

daß Gott ihr nun nach ihrem Wunsche Anlaß geboten habe, ihre Gesinnung zu offenbaren, antwortete, den fragenden König unbefangen anblickend: „Nein, Sire; doch sind die Frauen, wenn Sitten und Kleidung auch in etwas abweichen, hier aus gleichem Stoffe geschaffen als anderswo."

Als der König diese Worte vernahm, begriff er wohl die Absicht der Hühnermahlzeit und der Rede verborgenen Sinn. Er sah ein, daß Worte, diese Dame zu überreden, nichts fruchten würden und daß Gewalt hier nicht am Platze sei, und so löschte er denn dies übelangefachte Feuer um seiner Ehre willen mit ebenso viel Weisheit wieder aus, als er es mit Uebereilung entzündet hatte. Aus Furcht vor ihren Antworten enthielt er sich aller weitern Anspielungen und endigte die Mahlzeit, ohne weitere Hoffnung zu nähren. Dann begab er sich, um durch schnelle Abreise des Besuches unreinen Grund zu verhüllen, nachdem er ihr für die genossene Ehre gedankt und sie ihn dem göttlichen Schutze empfohlen hatte, alsbald auf den Weg nach Genua.

Sechste Geschichte.

Ein Laie beschämt durch einen guten Einfall die Heuchelei der Mönche.

Emilie, die neben Fiammetten saß, fing, nachdem von allen die Sittsamkeit der Markgräfin und die scherzhafte Weise gelobt worden waren, wie sie den König von Frankreich gezüchtigt, dem Wunsche der Königin gemäß, kecklich also zu reden an:

So will ich euch denn auch den spaßhaften und treffenden Einfall nicht verschweigen, mit dem ein ehrlicher Laie sich einmal über einen geizigen Mönch lustig gemacht hat.

Vor nicht langer Zeit nämlich, ihr lieben Mädchen, war in unserer Stadt ein Minoritenmönch Inquisitor der ketzerischen Greuel, der, wie sehr er auch für heilig und dem christlichen Glauben inbrünstig ergeben zu gelten sich bestrebte, dennoch gleich der Mehrzahl seiner Genossen die Fülle der Geldbeutel mit nicht minderer Sorgfalt als den Mangel an Glauben aufspürte. In diesem seinen Eifer traf er einmal von ungefähr auf einen Ehrenmann, der mehr Geld als Vorsicht hatte und dem, nicht etwa aus Gottlosigkeit, sondern in aller Einfalt, vielleicht im Rausche oder in übertriebener Lustigkeit einmal die Aeußerung unter Freunden entschlüpft war, er habe einen Wein von solcher Güte, daß Christus selber davon trinken würde. Kaum war dem Inquisitor dies hinterbracht, so hing er dem ehrlichen Manne, in Erwägung seiner ansehnlichen Besitzungen und seines fetten Geldbeutels, auch schon cum gladiis et fustibus und mit dem größten Ungestüm einen bedenklichen Proceß an den Hals, der nicht sowol dem Uebelthäter seinen Unglauben benehmen als des Richters Hände mit Gold füllen sollte und füllte. Er ließ ihn vor sich rufen und frug ihn, ob es wahr sei, was er über ihn gehört habe. Der gute Mann antwortete: ja! und erzählte der Sache ganzen Hergang. Der fromme Inquisitor, der vor allen den heiligen Ludwig Goldbart verehrte, entgegnete: „Also zu einem Säufer, zu einem Auskundschafter guter Weine machst du den Herrn Christus, als wäre er ein Trunkenbold oder einer von euch versoffenen Schenkgesellen. Und nun möchtest du mit demüthigen Redensarten die Sache gern als unbedeutend darstellen. Das geht aber nicht so, wie du dir einbildest. Wollen wir nach Pflicht und Gewissen mit dir verfahren, so bist du dem Scheiterhaufen verfallen.“

Mit solchen und vielen ähnlichen Worten und mit erzürntem Gesicht setzte er dem armen Manne zu, als wäre dieser Epikur, der die Unsterblichkeit der Seele leugnete, selber. Auch gelang es ihm in kurzem, den Be-

schuldigten so in Angst zu bringen, daß dieser, um Barmherzigkeit von ihm zu erlangen, durch Vermittelung dienstfertiger Leute ihm die Hände ansehnlich mit dem Fette des heiligen Ludovicus Goldmund salben ließ, welches in pestilenzialischen Geizesübeln, besonders bei Bettelmönchen, die kein Geld anrühren dürfen, Wunder thut. Obgleich Galenus in seiner ganzen Medicin nirgends von dieser Salbe redet, so ist sie doch von ungemeiner Wirkung, die sie auch hier in solchem Maße bekundete, daß sie den angedrohten Scheiterhaufen mit einem Bußkreuz vertauschen half, das der fromme Inquisitor, als gelte es eine Kreuzfahrt über Meer, ihm zu größerer Schönheit der Flagge, gelb im schwarzen Felde gab. Ueberdies behielt er ihn, nach richtigem Empfange des Geldes, noch einige Tage bei sich und legte ihm während der Zeit als Buße auf, alle Morgen die Kreuzesmesse zu hören und sich um Mittag ihm vorzustellen, worauf er dann den Rest des Tages über frei sein sollte, zu thun, was ihm beliebe.

Unser Büßender that gewissenhaft, wie ihm geheißen war, und so geschah es denn, daß er eines Morgens unter andern in der Messe ein Evangelium hörte, in welchem folgende Worte gesungen wurden: „Ihr werdet es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben." Der ehrliche Mann merkte sich diese Worte auf das Genaueste, und als er, dem Befehle gemäß, am Mittag vor den Inquisitor kam, fand er diesen gerade bei Tische sitzen. Der Inquisitor frug ihn, ob er am Morgen die Messe gehört habe. „Ja, Herr", erwiderte jener sogleich. „Hast du dort", frug der Inquisitor, „nichts gehört, das dir Zweifel erregt, oder worüber du Auskunft wünschtest?" „Wahrlich", entgegnete der gute Mann, „ich bezweifle nichts von dem, was ich gehört habe, sondern glaube an alles, als an vollkommene Wahrheit. Wol aber habe ich etwas gehört, um dessenwillen ich Euch und andere Mönche von Herzen bedauert habe und noch bedauere, wenn ich mir bedenke, in was für einen traurigen Zu=

stand Ihr in jener Welt kommen werdet.“ Darauf sagte der Inquisitor: „Und was für eine Stelle war es denn, die solches Mitleid mit uns in dir erweckt hat?“ „Ach Herr“, sagte jener, „die Worte des Evangeliums waren es, worin es heißt: Ihr werdet es hundertfältig nehmen.“ „So steht allerdings geschrieben“, erwiderte der Inquisitor; „was veranlaßt dich aber, uns deshalb zu bedauern?“ „Das will ich Euch sagen“, antwortete der Büßende; „seit ich hier ins Kloster gekommen bin, habe ich gesehen, daß alle Tage einer Menge armer Leute manchmal ein, manchmal zwei große Kessel Suppe, die Ihr Euch entzieht, weil Ihr sie übrig habt, hinausgegeben werden. Sollt Ihr die nun alle dort jenseits hundertfältig wiederkriegen, so müßt Ihr ja nothwendig in all der Suppe ersaufen.“ Die ganze Tischgesellschaft des Inquisitors lachte laut auf; er aber fühlte wohl den beißenden Tadel der mönchischen Suppenheuchelei und wurde ganz betroffen. Hätte nicht schon der erste Proceß ihm Schande genug gebracht, so würde er dem ehrlichen Manne gern noch einen zweiten angehängt haben, daß er ihn und seine Gesellen in der Faulheit so zum besten gehabt. Nun hieß er ihm voll Aerger zu thun, was er wolle, und sich nicht mehr vor ihm sehen zu lassen.

Siebente Geschichte.

Bergamino beschämt auf feine Weise Cangrande della Scala wegen einer plötzlichen Anwandlung von Geiz, indem er ihm eine Geschichte von Primasseau und dem Abte von Clugny erzählt.

Die Königin und alle andern mußten über Emiliens spaßhafte Geschichte lachen und des Kreuzträgers komischen Einfall loben. Als aber die Gesellschaft ausgelacht und

ein jeder sich beruhigt hatte, fing Philostratus, den die Reihe des Erzählens traf, also zu reden an:

Lobenswerth ist es, ihr schönen Damen, wenn jemand ein festes und unveränderliches Ziel zu erreichen weiß; fast einem Wunder gleich zu achten ist aber die Geschicklichkeit des Schützen, der einen unerwarteten und plötzlich erscheinenden Gegenstand sogleich zu treffen vermag. Das lasterhafte und schmuzige Leben der Geistlichen ist in vielen Dingen ein so bestimmtes Anzeichen ihrer innern Schlechtigkeit, daß es zu Spott und Tadel einem jeden, der ihn nur immer suchen mag, leicht genug Anlaß gibt. Obgleich also jener gute Mann recht daran that, daß er dem Inquisitor die heuchlerische Wohlthätigkeit der Mönche vorhielt, die als Almosen vertheilen, was sie den Säuen geben oder auf die Straße werfen sollten, so scheint mir doch ein anderer, von dem ich euch, auf Anlaß der vorigen Geschichte, erzählen will, noch viel größeres Lob zu verdienen. Dieser nämlich beschämte den Herrn Cane della Scala, der sonst ein freigebiger Herr war, wegen einer völlig ungewohnten und plötzlichen Anwandlung von Geiz dadurch, daß er ihm eine scherzhafte Geschichte erzählte, in welcher er von fremden Personen berichtete, was er von sich und jenem Fürsten verstanden wissen wollte. Damit verhielt es sich nun also:

Herr Cane della Scala, in vielen Dingen ein Liebling des Glücks, war, wie der glänzendste Ruhm fast durch die ganze Welt von ihm berichtet, einer der angesehensten und freigebigsten Fürsten, welche seit Kaiser Friedrich II. in Italien gesehen worden waren. Dieser hatte beschlossen, in Verona ein Fest von wunderbarer Pracht zu geben, und schon waren dazu von verschiedenen Seiten Menschen in Menge, besonders aber solche herbeigekommen, die durch allerhand Geschicklichkeiten Höfe zu unterhalten im Stande sind, als er plötzlich, aus was immer für einem Grunde, seinen Willen änderte und die meisten der Gekommenen mit Geschenken verabschiedete.

Nur einer unter ihnen, Namens Bergamino, der im Reden so viel Gewandtheit und Anmuth besaß, als niemand, der ihn nicht gehört hatte, sich einzubilden vermochte, blieb, in der Hoffnung, daß es ihm mit der Zeit noch zum Vortheil gereichen werde, ohne Geschenke oder Urlaub erhalten zu haben, in Verona zurück. Herrn Cane aber war es in den Sinn gekommen, daß jedes Geschenk an Bergamino schlechter angewandt wäre, als was man ins Feuer wirft, und so achtete er ihn denn keines Wortes und keiner Botschaft werth. Als Bergamino nach einigen Tagen noch immer nicht an den Hof gerufen und keine Probe seiner Kunst von ihm begehrt worden war, zugleich aber die Zeche für ihn selbst, für Diener und Pferde immer mehr beim Gastwirth anwuchs, fing er an, betreten zu werden. Dennoch aber verweilte er, in der Meinung, daß jetzt zu reisen nicht gerathen sei.

Um bei dem Feste ehrenvoll erscheinen zu können, hatte er drei kostbare und schöne Anzüge mitgebracht, die von andern Fürsten ihm geschenkt waren; von diesen hatte er dem Wirthe, der bezahlt sein wollte, anfänglich einen gegeben; dann, nach längerm Aufenthalt, um den Wirth zufrieden zu stellen, den zweiten hinzufügen müssen, und nun war er entschlossen, sich die Sache noch so lange mit anzusehen, als der dritte, über den er bereits zu zehren angefangen, vorhalten würde, und dann abzureisen. Nun geschah es, daß, noch ehe das dritte Kleid aufgegessen war, er eines Tags, während Herr Cane bei Tische saß, diesem mit betrübtem Gesichte gegenüber stand. Als Herr Cane es bemerkte, sagte er, mehr um Bergamino zu kränken, als um etwa einen guten Einfall von ihm zu hören: „Bergamino, was fehlt dir, du siehst so verdrießlich aus; erzähle uns doch was.“ Bergamino begann darauf, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, folgende Geschichte, die für seine Lage so berechnet war, als hätte er lange Zeit darüber nachgedacht:

„Mein Gebieter, Ihr müßt wissen, daß Primasseau des Lateinischen besonders kundig war und mehr als irgendein

anderer im Dichten Fertigkeit besaß. Diese Eigenschaften machten ihn so berühmt, daß, wenn man ihn gleich nicht überall von Person kannte, doch schwerlich jemand zu finden war, der nicht dem Namen und dem Rufe nach gewußt hätte, wer Primasseau sei. Als er sich nun einst zu Paris in dürftigen Umständen befand, wie es ihm meistens zu geschehen pflegte, weil die Vermögenden seine Vorzüge selten zu würdigen wußten, geschah es, daß er von dem Abte von Clugny reden hörte, von dem man behaupten will, er habe, nächst dem Papste, von allen Prälaten in der Kirche Gottes das reichste Einkommen. Von diesem erzählte man ihm Wunder an Freigebigkeit, wie er immer Feste gäbe und wie niemand, der dorthin käme, wo er eben verweilte, Essen und Trinken je verweigert worden sei, nur vorausgesetzt, daß er den Abt, während er speiste, darum angesprochen habe. Als Primasseau, der an der Bekanntschaft ausgezeichneter Männer und hoher Herren besonderes Wohlgefallen fand, diese Nachrichten vernahm, beschloß er, hinzugehen, um die Freigebigkeit dieses Abtes mit eigenen Augen zu schauen, und frug daher, wie weit sein jetziger Aufenthalt von Paris entlegen sei. Man erwiderte ihm, er wohne jetzt auf einem seiner Güter, etwa sechs Miglien von der Stadt, und Primasseau dachte, wenn er des Morgens bei Zeiten aufbräche, bis zur Tafelzeit dort sein zu können.

„Da er keinen Begleiter finden konnte, ließ er sich den Weg beschreiben; doch fürchtete er, diesen unglücklicherweise verfehlen und vielleicht an einen Ort gerathen zu können, wo er sobald nichts zu essen fände. Um in solchem Falle nicht Hunger leiden zu müssen, beschloß er, drei Brote mit auf den Weg zu nehmen, denn Wasser, das er freilich nicht besonders gerne trank, dachte er wol über allzu finden. So steckte er die Brote zu sich, machte sich auf den Weg und traf diesen so gut, daß er noch vor Essenszeit dort ankam, wo der Abt wohnte. Wie er nun eintrat, sich überall umsah und die große Menge gedeckter

Tische gewahr ward, und die gewaltigen Zurüstungen in der Küche und was sonst alles zu dem Mittagsmahle bereitet wurde, da sagte er bei sich selbst, wahrlich, dieser Abt ist vollkommen so freigebig, als man mir erzählt hat. Eine Weile hatte er sich mit diesen Gegenständen beschäftigt, als des Abtes Seneschall, weil die Essensstunde gekommen war, das Wasser zum Händewaschen herumreichen ließ. Nachdem dieses geschehen war, setzten sich alle zu Tische, und dabei traf es sich von ungefähr, daß Primasseau den Platz genau der Thür gegenüber bekam, wo der Abt herauskommen mußte, um ins Speisezimmer einzutreten.

„An dem Hofe des Abtes war es Sitte, weder Brot noch Wein, noch sonst etwas Eßbares eher auf den Tisch zu stellen, als bis der Abt sich an der Tafel niedergelassen hatte. Darum ließ der Seneschall, wie die Tische gedeckt waren, dem Abte sagen, die Speisen wären bereit, sobald er befehlen würde. Der Abt ließ sich den Speisesaal öffnen, und, indem er gerade vor sich sah, war von ungefähr der erste Mensch, der ihm in die Augen fiel, Primasseau, den er nicht von Angesicht kannte und dessen Anzug schlecht genug aussah. Kaum hatte er ihn erblickt, so kam ihm plötzlich ein unwürdiger und ihm sonst völlig fremder Gedanke in den Sinn, daß er bei sich sagte: «Solchem Volke soll ich zu essen geben?» Und damit kehrte er um, ließ den Saal hinter sich zuschließen und frug seine Leute, die ihn begleiteten, ob keiner von ihnen den Unverschämten kenne, der der Thür seines Zimmers gegenüber sitze. Sie antworteten aber alle: nein.

„Primasseau, der schon eine gute Strecke Wegs zurückgelegt hatte und überhaupt nicht zu fasten gewohnt war, bekam solche Lust zu essen, daß er, als der Abt noch immer nicht wiederkommen wollte, eins der drei mitgebrachten Brote hervorholte und es zu verzehren anfing. Der Abt inzwischen befahl nach einer Weile einem seiner Leute, nachzusehen, ob unser Primasseau fortgegangen sei. «Nein Herr», antwortete der wiederkehrende Diener, «vielmehr

verzehrt er ein Stück Brot, das er sich mitgebracht haben muß.» «So mag er denn sein Brot essen, wenn er welches hat», sprach darauf der Abt, «denn das unserige wird er heute nicht kosten." Der Abt hätte es gern gesehen, wenn Primasseau von selbst gegangen wäre; denn ihn ausdrücklich gehen zu heißen, meinte er, zieme sich doch nicht. Als Primasseau indessen das erste Brot aufgezehrt hatte und der Abt noch ausblieb, begann er über dem zweiten zu essen. So ward dem Abte berichtet, der wieder hatte nachsehen lassen, ob er nicht fortgegangen sei.

„Endlich fing Primasseau, als der Abt noch immer nicht kam, das dritte Brot zu essen an, und als auch das dem Abte gemeldet ward, wurde dieser nachdenklich und sprach bei sich selbst: «Was ist mir denn heute neues in den Sinn gekommen? Woher dieser Geiz, woher der Aerger? Und wer hat ihn erregt? Schon seit Jahren speise ich von meinem Tische, wer immer gespeist sein will, ohne zwischen vornehm und gering, arm oder reich, Kaufmann und Betrüger zu unterscheiden. Oftmals habe ich ausgemachte Taugenichtse mein Essen verschlucken sehen, und niemals ist mir ein Gedanke von dem beigefallen, was sich heute beim Anblick dieses Menschen in mir geregt hat. Wahrlich, um eines gewöhnlichen Menschen willen hätte sich der Geiz meiner nicht so bemächtigen können. Und scheint er mir gleich einem Taugenichts ähnlich, so muß doch etwas besonderes an ihm sein, daß er mich so gegen die Höflichkeit zu verhärten im Stande war.»

„Nach diesem Selbstgespräch verlangte er zu wissen, wer es sei, und schämte sich sehr, als er hörte, es sei der ihm schon seit lange rühmlichst bekannte Primasseau, der nun gekommen sei, um selbst zu sehen, was er von des Abtes Freigebigkeit gehört hatte. Desto größere Ehre erwies er ihm nun, um das Versehen wieder gutzumachen. Nach dem Essen ließ er ihn mit edeln Stoffen reichlich bekleiden, wie es Primasseau's Verdiensten geziemte; dann schenkte er ihm noch Geld und einen Zelter

und überließ das Gehen und Verweilen seiner Willkür. Endlich kehrte Primasseau, erfreut über solche Gunst, nachdem er dem Abte auf das herzlichste gedankt hatte, zu Pferde nach Paris zurück, von wo er zu Fuße ausgegangen war."

Cangrande, der ein kluger Herr war, verstand ohne weitere Auslegung genau, was Bergamino sagen wollte, und erwiderte ihm lächelnd: „Bergamino, gar treffend hast du deine üble Laune, deine Geschicklichkeit, meinen Geiz und deine Wünsche bezeichnet. Und wahrlich noch niemals, außer jetzt in Bezug auf dich, hat der Geiz sich meiner bemeistert; aber ich will ihn mit dem Stocke vertreiben, den du selber angegeben hast." Wirklich ließ er den Wirth des Bergamino bezahlen, bekleidete diesen mit einem seiner köstlichen Gewänder, schenkte ihm Geld und Roß und stellte für diesmal Bleiben und Gehen in seine Willkür.

Achte Geschichte.

Guiglielmo Borsiere straft mit seiner Rede den Geiz des Herrn Ermino de' Grimaldi.

Als Bergamino's Schlauheit zur Genüge gelobt worden war, sah Lauretta, die dem Philostratus zunächst saß, daß es nun an ihr sei zu sprechen, und begann, ohne weitere Aufforderung zu erwarten, anmuthig so zu reden:

Die vorige Geschichte veranlaßt mich, ihr lieben Mädchen, euch zu erzählen, wie ein anderer, der ebenfalls davon lebte, daß er den hohen Herrschaften die Zeit vertrieb, die Geldgier eines reichen Kaufmanns mit gutem Erfolge strafte. Kommen nun gleich beide Geschichten ziemlich auf eins heraus, so denke ich, soll euch die mei-

nige um ihres günstigen Ausgangs willen nicht minder willkommen sein.

In Genua nämlich lebte vor geraumer Zeit ein Edelmann, Namens Ermino de' Grimaldi, der nach allgemeinem Dafürhalten an ausgedehnten Besitzungen und an baarem Vermögen den Reichthum der begütertsten Privatleute, von denen man zu jener Zeit in Italien wußte, um vieles übertraf. Wie aber seine Reichthümer die jedes andern Italieners weit hinter sich zurückließen, so that er es auch an Geiz und Filzigkeit dem ärgsten Filze und Geizhalse der ganzen Welt unmäßig zuvor; denn nicht allein verschloß er seinen Beutel, wenn es galt, andern eine Ehre zu erweisen, sondern auch in dem, was der Anstand der eigenen Person erfordert hätte, ließ er es (gegen die Gewohnheit der Genueser, die sich adelich zu kleiden pflegen), um Geld zu ersparen, an dem Nöthigsten fehlen und ebenso auch im Essen und Trinken. Aus diesem Grunde war ihm der Familienname der Grimaldi im Munde des Volks verdientermaßen ganz verloren gegangen, und alle nannten ihn nur Herrn Ermino den Geizhals.

Um die Zeit nun, als dieser das Seinige an sich hielt und vervielfältigte, geschah es, daß Guiglielmo Borsiere, ein lustiger Rath von feinen Sitten und geübter Zunge, der keineswegs den Leuten seines Standes glich, wie wir sie heutzutage sehen, nach Genua kam. Denn, zu großer Schande der verderbten und verdammungswürdigen Sitten derer, die sich gegenwärtig Herren und Edelleute nennen lassen und für solche gelten wollen, könnten unsere lustigen Räthe eher für Esel, die im Schmuze des gemeinen Gesindels, als für Leute gelten, die an Höfen groß geworden sind, und, während damals ihr Geschäft darin bestand, mit aller Anstrengung Frieden zu vermitteln, wo unter den Herren Haß oder Krieg entstanden war, Ehen, Verschwägerungen oder Freundschaften zu stiften, die Höfe zu ergötzen und gleich Vätern die Fehler der Bösgearteten

mit scharfem Tadel zu verfolgen, und dies alles um geringen Lohn; sind sie heutzutage nur bedacht, ihre Zeit damit zu verbringen, daß sie vom einen zum andern Gehässigkeiten herumtragen, Zwietrachten aussäen, Unanständiges und Schlechtes reden und, was schlimmer ist, vor den Leuten thun, Uebles, Beschämendes und Abscheuliches, mag es wahr sein oder nicht, hinter dem Rücken einander nachsagen und mit falschen Schmeicheleien die Gutgesinnten zu Gemeinheiten und Schlechtigkeiten zu verführen suchen. Von unsern ausgearteten und sittenlosen Fürsten aber wird der unter ihnen am höchsten gehalten und durch die größten Geschenke ermuntert, der die meisten Abscheulichkeiten sagt oder thut. Wahrlich gereicht das unserer Zeit zu großer und beständiger Schande und dient zu deutlichem Beweise, daß die Tugenden von der Erde gewichen sind und die beklagenswerthen Sterblichen auf den Hefen der Sünden gelassen haben.

Um aber auf das zurückzukommen, wovon ich ausgegangen bin und von wo gerechter Unwille mich weiter, als ich dachte, abgezogen hat, so sage ich, daß der genannte Guiglielmo von allen Edelleuten in Genua gern gesehen und mit Ehren überhäuft ward. Als er sich nun schon einige Zeit in der Stadt aufgehalten und mancherlei von dem Geize und den armseligen Gesinnungen des Herrn Ermino vernommen hatte, kam es ihm in den Sinn, diesen zu besuchen. Herrn Ermino waren die Talente des Guiglielmo Borsiere dem Rufe nach bekannt geworden, und da er trotz allem seinem Geize noch ein Fünkchen guter Sitte in sich trug, so empfing er ihn mit freundlichem Gesichte und höflichen Worten. Unter allerlei verschiedenen Gesprächen, die er mit ihm begann, führte er den Borsiere und einige Genueser, die eben bei ihm waren, in ein ihm zugehöriges neues Haus, das er ganz hübsch hatte einrichten lassen, und, nachdem er ihm alles gezeigt hatte, sagte er: „Ach, Herr Guiglielmo, Ihr habt so manches gehört und gesehen; könntet Ihr mir nicht et-

was rathen, was noch niemals da gewesen wäre, damit ichs in den Saal dieses Hauses malen lassen könnte?" Als Guiglielmo diese übelangebrachte Rede vernahm, erwiderte er: „Herr, etwas überall noch nie Dagewesenes traute ich mir wol nicht zu ersinnen, es wäre denn etwa ein abgemaltes Niesen, oder dergleichen; wollt Ihr aber, so will ich Euch etwas angeben, das, wie ich glaube, wenigstens bei Euch noch nicht gewesen ist." „Und was wäre das, ich bitte Euch?" entgegnete Herr Ermino, der sich auf die Antwort nicht versah, die er hernach bekam. Guiglielmo aber erwiderte schnell: „Laßt die adeliche Sitte malen." Diese Worte beschämten Herrn Ermino, als er sie kaum vernommen hatte, so sehr, daß er um ihretwillen seine Sinnesart fast zum Entgegengesetzten von dem veränderte, was sie bisher gewesen war, und also antwortete: „Ja, Herr Guiglielmo, ich will sie malen lassen, und zwar so, daß weder Ihr noch sonst jemand Grund haben soll, zu sagen, ich habe sie nicht gesehen und nicht gekannt." Und von solcher Wirkung waren Guiglielmo's Worte, daß er von dem Tage an der freigebigste und höflichste Edelmann ward, und der, welcher Fremden und Einheimischen am meisten Ehre erwies, von allen, die zu seiner Zeit in Genua lebten.

Neunte Geschichte.

Der König von Cypern wird durch den Spott einer Dame aus der Gascogne von einem schwachen zum kräftigen Fürsten.

Die Königin hatte ihren Befehl nur noch an Elisen zu richten, und diese begann, ohne ihn abzuwarten, mit freundlicher Miene also zu reden:

Schon oftmals, ihr jungen Mädchen, ist es geschehen, daß, wozu jemand mancherlei Tadel und häufige Strafen nicht bewegen konnten, ihn dazu ein einziges mit Absicht, vielleicht sogar nur zufällig gesagtes Wort bewog. Davon gab uns die Geschichte der Lauretta ein schlagendes Beispiel, und ich will euch das Gleiche in einer kurzen Erzählung darthun; denn gute Geschichten können uns immer förderlich sein, und so soll man ihnen aufmerksam zuhören, sei auch der Sprechende wer er wolle.

So sage ich denn, daß zu den Zeiten des ersten Königs von Cypern nach der Eroberung des gelobten Landes durch Gottfried von Bouillon eine Edeldame, die, von einer Pilgerfahrt nach dem Heiligen Grabe heimkehrend, Cypern besuchte, von ein paar ruchlosen Leuten auf empörende Weise beleidigt ward. Sie konnte sich ob dieses Frevels nicht zugute geben und war gesonnen, den König selbst anzurufen; doch einer ihrer Bekannten sagte ihr, sie werde sich nur vergebene Mühe machen; denn der König führe ein so kleinmüthiges und unwürdiges Leben, daß er, geschweige den, andern angethanen, Schimpf gerecht zu rächen, unzähligen, ihm selbst zugefügten mit schnöder Feigheit ertrage, sodaß, wer irgendeinen Verdruß gehabt habe, seinen Unmuth in Beleidigungen und Hohn gegen den König auslasse. Als die Dame dies vernahm, gab sie es auf, Rache zu erlangen, und wollte nur, um ihren Zorn einigermaßen zu befriedigen, diesen König wegen seiner niedrigen Gesinnung noch verspotten. Weinend trat sie vor ihn und sagte: „Herr, ich komme nicht zu dir, um Rache für die Beleidigung, die mir widerfahren ist, zu erlangen, sondern, statt aller Vergeltung für diese, bitte ich dich, mir zu sagen, wie du es anfängst, um die vielen Kränkungen, die man dir anthut, zu ertragen. Dann werde ich, von dir belehrt, die meinige geduldig hinnehmen, während ich sie jetzt, der Himmel weiß es, dir, weil du deren so gut zu ertragen weißt, gern abgäbe.“ Der König, der bis dahin

unthätig und träge gewesen war, fing, als wäre er vom Schlafe erwacht, damit an, den Schimpf, der dieser Dame angethan war, auf das nachdrücklichste zu rächen, und ward von dem Tage ein strenger Verfolger eines jeden, der gegen die Ehre seiner Krone das Mindeste sich zu Schulden kommen ließ.

Zehnte Geschichte.

Meister Alberto von Bologna beschämt auf feine Weise eine Dame, die ihn wegen seiner Liebe zu ihr beschämen wollte.

Elise schwieg, und des Erzählens letzte Pflicht blieb bei der Königin, die mit sicherer Stimme also zu reden begann:

Liebe Mädchen, wie in hellen Nächten die Sterne Zierden des Himmels sind, wie die Blumen im Frühjahr die der grünen Wiesen, so gereichen den guten Sitten und den heitern Gesprächen zierliche Witzworte zum Schmucke. Um ihrer Kürze willen schicken sie sich besser für uns Frauen, als für Männer; denn viel und lange zu reden ist, wenn es vermieden werden kann, für Frauen noch unziemlicher als für Männer. Heutzutage freilich ist zu unserer und aller Jetztlebenden allgemeiner Schande kaum ein einziges Frauenzimmer zu finden, das feinen Witz verstünde, oder, wenn es ihn ja versteht, darauf zu antworten wüßte. Denn den Scharfsinn, den in der Vorzeit der Frauen Geist offenbarte, haben die neuern auf den Putz ihres Körpers verwandt, und diejenige, welche sich mit den buntesten, von Streifen und Zierathen am meisten überladenen Zeuchen bekleidet sieht, meint, sie müsse den übrigen um vieles vorgezogen werden und sei höherer Ehren werth. Doch sie bedenkt nicht, daß, wenn jemand die Mühe des Aufladens übernehmen wollte, ein Esel hundertmal mehr solchen Putz tragen könnte, als sie, und

dennoch nicht mehr Ehre verdienen würde, als einem Esel gebührt. Wol schäme ich mich, dies auszusprechen; denn ich kann wider die andern nicht reden, ohne zugleich mich selbst zu tadeln. Diese geputzten, bemalten und bunten Weiber stehen entweder stumm und fühllos wie Steinbilder da, oder sie beantworten an sie gerichtete Fragen in solcher Weise, daß es ihnen besser wäre, sie hätten geschwiegen. Dabei wollen sie sich einreden, ihr Ungeschick, mit andern Mädchen oder gesitteten Männern zu reden, sei eine Folge ihrer Seelenreinheit und geben ihrer Einfalt den Namen der Sittsamkeit, als ob nur die Frau sittsam zu nennen wäre, die mit niemand als mit der Magd, der Wäscherin und der Bäckersfrau redet. Wäre dies, wie sie sich einbilden, die Absicht der Natur gewesen, so würde sie anderweitig ihrem leeren Geschwätze Grenzen gesetzt haben. Allerdings indeß soll man hierbei, wie in allen andern Dingen, Zeit und Ort, und mit wem man rede, im Auge haben; denn wol öfter ist es geschehen, daß ein Weib oder ein Mann, in der Meinung, durch scherzhafte Reden jemand in Verlegenheit zu setzen, weil sie ihre Kräfte denen des andern gegenüber nicht gehörig anschlugen, die Beschämung, die sie jenem zugedacht hatten, auf sich selbst zurückfallen sahen. Damit ihr euch nun davor zu hüten wisset, und damit überdies bei euch das Sprichwort nicht zutreffe, das in aller Welt Munde ist, „die Weiber ziehen in jedem Dinge den Kürzern", so soll diese letzte der heutigen Geschichten, die es an mir ist zu erzählen, in diesem Punkte euch zu witzigen dienen, und, wie ihr durch Adel der Gesinnung euch von den Uebrigen unterscheidet, so werdet ihr auch durch Feinheit der Sitten euch vor ihnen auszeichnen.

Noch nicht viele Jahre sind verstrichen, seit in Bologna ein trefflicher und fast in der ganzen Welt hochberühmter Arzt, mit Namen Meister Alberto lebte, ja vielleicht lebt er noch heute. Dieser war von so edelm Geiste, daß er noch in seinem hohen Alter von beinahe

siebzig Jahren, wo der Körper bereits fast alle natürliche Wärme verloren hatte, den liebevollen Flammen den Eingang in sein Herz nicht verweigerte, als er auf einem Feste eine wunderschöne Witwe sah, die, wie einige berichten, Madonna Margharita de' Ghisolieri hieß. In dem Wohlgefallen, das er an ihr fand, nahm er jene Glut nicht anders als ein Jüngling in die betagte Brust auf, sodaß er keine Nacht ruhig schlafen zu können glaubte, wenn er an dem vorhergegangenen Tage das anmuthige und zarte Gesicht der schönen Dame nicht gesehen hatte.

Aus diesem Grunde begann er sich bald zu Pferde und bald zu Fuße, je nachdem es sich fügte, vor dem Hause der Dame sehen zu lassen. Diese sowol als mehrere andere Frauen wurden auf solche Weise gewahr, was ihn veranlasse, häufig dort vorüberzukommen, und oftmals spotteten sie miteinander, daß ein an Jahren und Erfahrungen so reicher Mann verliebt sei, als ob nach ihrer Meinung die holde Leidenschaft der Liebe allein in den thörichten Herzen der Jünglinge und sonst nirgend Raum finden und dort verweilen könne.

Meister Alberto fuhr indeß fort, vor dem Hause der Dame vorüberzugehen, und so geschah es, daß an einem Feiertage, wo sie mit andern Frauen vor der Thür saß, sie alle miteinander sich vornahmen, den Meister Alberto, den sie schon von weitem hatten kommen sehen, zu verweilen und ehrenvoll aufzunehmen, dann aber ihn wegen dieser seiner Liebe zu schrauben. So thaten sie auch wirklich; als er kam, standen sie alle auf, luden ihn zu sich ein und führten ihn in einen kühlen Hof, wo sie ihn mit feinen Weinen und Backwerk bewirtheten. Zuletzt aber befragten sie ihn mit artigen und wohlgesetzten Worten, wie er sich in diese schöne Dame habe verlieben können, da er wisse, von wie vielen schönen, wohlgesitteten und adelichen jungen Männern sie geliebt werde.

Als der Meister sah, daß man auf feine Weise ihn aufziehe, nahm er eine heitere Miene an und sagte:

„Madonna, daß ich liebe und gerade Euch zum Gegenstand dieser Liebe erwählt habe, kann keinen Verständigen in Verwunderung setzen, denn Ihr verdient es. Und obgleich den bejahrten Leuten nach dem Gesetze der Natur die Kräfte entgehen, die zu den Uebungen der Liebe erforderlich sind, so fehlt es ihnen darum weder an dem guten Willen, noch an der Fähigkeit zu unterscheiden, was der Liebe würdig sei, vielmehr weiß das reife Alter dies um so viel besser zu erkennen, wie die Jugend, als es an Einsicht diese übertrifft. Die Hoffnung, um derentwillen ich in meinem Alter Euch zu lieben wage, die Ihr von vielen Jünglingen geliebt werdet, ist diese: schon öfter bin ich gegenwärtig gewesen, wenn Frauenzimmer zum Vesperbrot Wolfsbohnen und Lauch aßen. Ob nun gleich am ganzen Lauch nichts Gutes ist, so ist doch der Knopf daran noch das am wenigsten Widerwärtige und dem Munde Wohlgefälligste. Dennoch pflegt ihr alle, von verkehrter Lust geleitet, den Knopf in der Hand zu behalten und nur die Blätter zu essen, die nicht allein gar nichts werth sind, sondern abscheulich schmecken. Wäre es nun nicht möglich, Madonna, daß Ihr in der Wahl Eurer Liebhaber ebenso verführt? Und wenn Ihr es thätet, so würdet Ihr mich erwählen und alle übrigen von Euch weisen.“

Die Edeldame und ihre Gefährtinnen schämten sich ein wenig, dann aber sagte sie: „Meister, Ihr habt unser übermüthiges Beginnen treffend, aber freundlich, gezüchtigt. Glaubt aber, die Liebe eines so verständigen und ehrenwerthen Mannes, als Ihr seid, ist mir theuer. Deshalb gebietet, so weit sich das mit meinem guten Rufe verträgt, über mich, wie über Euer Eigenthnm.“ Der Meister und seine Begleiter erhoben sich, er dankte der Dame und ging, nachdem er sich ihr unter Lachen und Freude empfohlen hatte.

So wurde die Dame, weil sie nicht im Auge gehabt hatte, wen sie necke, besiegt, wo sie zu siegen glaubte;

wollt ihr nun vernünftig sein, so werdet ihr euch vor gleichem Misgriff hüten.

Schon hatte die Sonne sich gegen Westen geneigt und die Hitze größtentheils nachgelassen, als die Erzählungen der jungen Mädchen und der drei Jünglinge zu ihrem Ende gediehen waren. Da redete die Königin voller Anmuth also zu ihnen: „Nichts, ihr lieben Gefährtinnen, bleibt unter meinem Regimente für den heutigen Tag zu thun übrig, als euch eine neue Königin zu geben, welche nach ihrem Dafürhalten für den folgenden ihre und unsere Lebensweise zu geziemender Erheiterung bestimme. Obgleich man nun den Tag wol noch bis zum Einbruche der Nacht rechnen möchte, so finde ich doch für gut, weil niemand, dem nicht einige Zeit zur Vorbereitung bleibt, über die Zukunft gehörige Verfügungen treffen kann, und damit alles besorgt werden könne, was die Königin für morgen dienlich erachten wird, daß auch die folgenden Tage zur gegenwärtigen Stunde ihren Anfang nehmen. Demzufolge möge denn in der Ehrfurcht vor demjenigen, auf den alles Leben sich bezieht, und zur Beförderung unsers Vergnügens am folgenden Tage die verständige Philomela unser Reich regieren."

Mit diesen Worten erhob sie sich, nahm den Lorberkranz von ihrem Haupte und setzte ihn jener ehrerbietig auf. Dann begrüßte sie zuerst, nach ihr die übrigen Mädchen und zuletzt die Jünglinge Philomelen als Königin und boten ihr bereitwillig ihre Dienste an. Diese erröthete zwar ein wenig, als sie sich zur Königin gekrönt sah, dann aber faßte sie, der von Pampineen erst eben gesprochenen Worte eingedenk, um nicht blöde zu scheinen, Muth, bestätigte zuerst alle Aemter, die Pampinea ausgetheilt hatte, verfügte, was am andern Morgen und Abend an demselben Orte, wo sie eben verweilten, bereitet werden sollte, und fing hierauf also zu reden

an: „Geliebte Freundinnen, obgleich Pampinea ihrer Güte und nicht meinem Verdienste zufolge mich zu euer aller Königin ernannt hat, so bin ich doch nicht gesonnen, unsere Lebensweise allein nach meiner Meinung, sondern zugleich auch nach der eurigen anzuordnen. Damit ihr nun im voraus wisset, was, meiner Ansicht nach, zu thun sei, und alsdann nach eurem Gefallen abnehmen oder hinzufügen könnet, will ich mit wenig Worten meine Gedanken euch mittheilen.

Wenn ich mich in meinem Urtheil über das von Pampineen heute befolgte Verfahren nicht betrüge, so hat es sich als ergötzlich und empfehlenswerth bewiesen, und deshalb denke ich auch, solange es uns nicht durch öftere Wiederholung oder aus anderm Grunde langweilig geworden sein wird, nichts daran zu ändern. Nachdem wir also unsere angefangenen Beschäftigungen völlig geordnet haben werden, mögen wir uns von hier erheben, eine Weile lustwandeln und, wenn die Sonne sich zum Untergange neigen wird, in der Kühlung zu Abend essen; dann aber wird es nach einigen Liedern und anderer Lust sich gehören, daß man schlafen gehe. Morgen früh wollen wir aufstehen, wenn es noch frisch ist, und ebenfalls unserm Vergnügen nachgehen, wohin einen jeden seine Neigung führen wird. Zur gehörigen Zeit aber wollen wir, sowie wir heute gethan haben, zum Mittagbrote zurückkehren, alsdann tanzen und endlich, wenn unsere Mittagsruhe beendigt ist, werden wir, gleichfalls nach dem heutigen Beispiel, mit Erzählen fortfahren, das, wie mich dünkt, den wesentlichsten Bestandtheil unserer Freuden und Belehrungen ausmacht. Außerdem will ich auch, was Pampinea, weil sie spät zu ihrer Würde gewählt ward, nicht thun konnte, die Gegenstände unserer Erzählungen in bestimmte Grenzen einschließen und euch diese im voraus angeben, damit ein jeder Zeit habe, sich auf eine schöne Geschichte entsprechenden Inhalts zu besinnen. Wenn es euch nun gefällig ist, so mag es da-

mit so gehalten werden, daß, indem von Anbeginn der Welt an die Menschen vom Glücke durch die verschiedensten Zufälle geführt worden sind und bis an deren Ende es immerdar sein werden, jeder erzählen soll, wie Personen nach dem Kampfe mit Widerwärtigkeiten wider alles Hoffen zu fröhlichem Ende gediehen sind."

Damen und Männer lobten gleichmäßig diese Anordnungen und erklärten sich willig, sie zu befolgen. Dioneus allein sagte, als die andern bereits schwiegen: „Wie alle übrigen es schon ausgesprochen haben, so sage auch ich, Madonna, eure Verfügungen seien durchaus zweckmäßig und empfehlenswerth; doch bitte ich, daß mir eines als besondere Gunst gewährt und, solange unsere Gesellschaft bestehen wird, erhalten werde, daß ich nämlich durch die oben getroffene Verfügung nicht genöthigt werde, wider meinen Willen eine Geschichte über den aufgegebenen Gegenstand zu erzählen, sondern daß mir trotz derselben die Wahl völlig frei bleibe. Damit aber niemand glaube, ich erbitte mir diese Gunst, weil ich keinen Vorrath von Geschichten zur Hand habe, so bin ich im voraus erbötig, unter den Erzählenden immer der letzte zu sein."

Da die Königin ihn als einen muntern und unterhaltenden Menschen kannte und daher wohl errieth, er fordere dies nur, um die Gesellschaft, wenn sie des ernstern Redens müde wäre, mit einer Geschichte zum Lachen wieder zu erheitern, gewährte sie ihm unter Einwilligung der Uebrigen gern die gebetene Gunst. Dann erhob sie sich von ihrem Sitze und die Mädchen gingen langsamen Schrittes nach einem Bache des klarsten Wassers, das von einem Hügel in ein Thal, welches dichte Bäume beschatteten, zwischen Felsenstücken und grünen Kräutern niederfloß. Hier plätscherten sie mit bloßen Füßen und Armen im Wasser und trieben eine Zeit lang untereinander allerhand Scherze Als die Essenszeit sich nahete, kehrten sie zum Schlosse zurück und nahmen mit Behagen die Abendmahlzeit ein.

Nach Tische ließ die Königin musikalische Instrumente bringen und wollte, daß, von Lauretten aufgeführt, ein Tanz begonnen werde, und Emilie, unter Begleitung von Dioneus' Laute, ein Lied dazu singe. Laurette fing, diesem Befehl zufolge, sogleich den Tanz an und leitete ihn ferner, während Emilie mit ihrer zum Herzen dringenden Stimme folgendes Lied sang:

Von meiner Schönheit bin ich so gefangen,
  Daß neue Liebe nie
  Mich locken wird mit anderem Verlangen.
Wenn ich in eignes Anschaun mich versenke,
  Erblick' ich, was dem Geiste Ruh' verspricht.
  Was neu sich zuträgt, wessen ich gedenke,
  Beraubt mich so geliebter Wonne nicht;
  So weiß ich denn, es schaut mein Angesicht
  An fremden Reizen nie,
  Was mir im Herzen zündete Verlangen.
Bin ich, um solcher Seligkeit zu pflegen,
  Mein hohes Glück mir anzuschaun entbrannt,
  So flieht es nicht und kommt mir selbst entgegen. —
  In Worte wird die Süße nicht gebannt,
  Die es gewährt; es faßt sie der Verstand
  Sterblicher Wesen nie,
  Entzündet sie nicht ähnliches Verlangen.
Ich fühle stündlich wachsend mich entbrennen,
  Je mehr ich dorthin wende meinen Blick;
  Drum weih' ich mich nur ihm, will sein mich nennen.
  Zwar kostet' ich erst das versproch'ne Glück;
  Doch größ're Lust ist, hoff' ich, noch zurück,
  Sodaß auf Erden nie
  Empfunden ward so seliges Verlangen.

Dieses Tänzerlied, in das alle freudig eingestimmt hatten, gab durch seinen Inhalt einigen aus der Gesellschaft viel zu denken. Als es indeß geendet war und man noch ein paar andere Tänze hatte folgen lassen, war

bereits ein Theil der kurzen Nacht verstrichen. Deshalb gefiel es der Königin, den ersten Tag zu beschließen; sie ließ die Fackeln anzünden und gebot einem jeden, bis auf den andern Morgen sich zur Ruhe zu begeben. Alle kehrten auf ihre Zimmer zurück und thaten nach dem Befehle.

Es schließt des Dekameron erster Tag, und es beginnt

der zweite,

an welchem unter Philomelens Regiment von Personen geredet wird, die nach dem Kampfe mit mancher Widerwärtigkeit wider alles Hoffen zu fröhlichem Ende gediehen sind.

Schon überallhin hatte die Sonne mit ihren Strahlen den neuen Tag entsendet, und die Vögel gaben durch die fröhlichen Lieder, die sie auf den grünen Aesten sangen, auch den Ohren davon Kunde, als die Mädchen alle und die drei Jünglinge von ihrem Lager aufstanden, in den Garten gingen und sich geraume Zeit damit ergötzten, langsamen Schrittes auf dem thauigen Grase umherzuwandeln und sich schöne Kränze zu winden. Und wie sie am vergangenen Tage gethan hatten, so thaten sie auch heute; sie aßen noch in der Kühle zu Mittag und legten sich nach ein paar Tänzen zur Ruhe. Von dieser erhoben sie sich in der vierten Nachmittagsstunde, kamen, dem Willen ihrer Königin gemäß, auf dem grünen Rasenplatze zusammen und setzten sich um sie her. Die Schönheit ihrer Gestalt und die Anmuth ihrer Züge wurden durch den Lorberkranz, mit dem sie gekrönt war, noch gehoben; so schwieg sie einen Augenblick, faßte die ganze Gesellschaft ins Auge und hieß alsdann der Neiphile, die fernern Erzählungen mit der ihrigen zu eröffnen. Diese wich dem Antrage nicht aus und begann mit heiterer Stimme also zu reden:

Erste Geschichte.

Martellino stellt sich lahm und gibt vor, durch den Körper des heiligen Heinrich geheilt zu werden. Sein Betrug wird entdeckt; er wird geschlagen und eingekerkert, und ist in Gefahr gehangen zu werden; endlich aber kommt er los.

Schon öfters, ihr lieben Mädchen, hat es sich zugetragen, daß, wer über andere, besonders aber über sehr würdige Gegenstände spotten wollte, am Ende den Spott und zuweilen auch den Schaden für sich allein behielt. Um den Befehlen der Königin zu gehorchen und durch meine Geschichte die Lösung unserer Aufgabe zu beginnen, denke ich nun als Beispiel davon euch zu erzählen, was sich mit einem unserer Landsleute anfangs Unglückliches begab und wie es dann noch über sein Erwarten glücklich ablief.

Es ist noch nicht lange Zeit her, daß in Treviso ein Deutscher, Namens Heinrich, lebte, der in seiner Armuth einem jeden, der ihn darum ansprach, für Geld als Lastträger diente, aber dessenungeachtet bei allen für einen Menschen von frommem und tadellosem Lebenswandel galt. Demzufolge geschah es, daß, wie die Trevisaner berichten, mag es übrigens wahr sein oder nicht, in der Stunde seines Todes alle Glocken in der großen Kirche von Treviso, ohne von jemand angezogen zu werden, zu lauten anfingen. Allgemein galt dies für ein Wunder, Heinrich wurde ein Heiliger genannt, das Volk strömte aus der ganzen Stadt nach dem Hause, wo seine Leiche stand, und trug sie gleich einem heiligen Leichnam in die Domkirche. Lahme, Hinkende, Blinde und andere Kranke, an welchem Uebel oder Gebrechen sie immer leiden mochten, wurden

herbeigeführt, um durch die Berührung dieses Körpers wieder gesund zu werden.

Es traf sich, daß gerade während dieser Aufregung und dieses Zusammenlaufes drei unserer Landsleute in Treviso anlangten. Der eine hieß Stecchi, der andere Martellino und der dritte Marchese, Leute, welche die Höfe großer Herren besuchten und durch ihre Fertigkeit, Gesichter zu schneiden und jedem Menschen täuschend nachzuahmen, die Zuschauer ergötzten. Sie waren noch nie in Treviso gewesen und wunderten sich, die ganze Stadt in Bewegung zu sehen. Als man ihnen die Veranlassung mittheilte, bekamen sie Lust, sich das alles selbst anzusehen, und nachdem sie ihre Sachen im Wirthshause abgelegt hatten, sagte Marchese: „Wir wollen doch hingehen und uns den Heiligen ansehen; ich für mein Theil begreife aber noch nicht, wie wir durchkommen wollen; denn, wie ich gehört habe, steht der Platz voller Deutschen und anderm bewaffneten Volke, die der Herr, dem diese Stadt gehört, um Unruhen zu vermeiden, dort aufgestellt hat; überdies ist, wie man sagt, die Kirche so voller Leute, daß beinahe kein Mensch mehr hinein kann.“ Martellino, der ebenfalls Lust hatte, die Sache mit anzusehen, sagte darauf: „Das soll uns nicht hindern; ich will schon ein Mittel finden, bis an die Leiche zu kommen.“ „Und wie das?“ entgegnete Marchese. „Gib Acht“, sagte Martellino, „ich stelle mich, als wäre ich gelähmt; du von der einen und Stecchi von der andern Seite; ihr unterstützt mich, als ob ich nicht allein gehen könnte, und gebt zu erkennen, daß ihr mich dorthin führen wollt, damit der Heilige mich wieder gesund mache. Auf diese Weise wird uns keiner sehen ohne uns Platz zu machen und uns willig durchzulassen.“ Dem Marchese und dem Stecchi gefiel dieser Plan, und so verließen sie ungesäumt das Gasthaus und begaben sich selbdritt an einen abgelegenen Ort, wo Martellino sich Hände, Finger, Arme und Beine und überdies noch den Mund, die Augen und

das ganze Gesicht solchergestalt verrenkte, daß es greulich anzusehen war, und daß ihn niemand erblicken konnte, ohne zu behaupten, er sei wirklich am ganzen Leibe verkrüppelt und gelähmt.

Mit dem so Entstellten gingen Marchese und Stecchi, die ihn unterstützten, in großer anscheinender Frömmigkeit nach der Kirche zu und baten ganz demüthig einen jeden, der ihren Weg hinderte, um Gottes willen, ihnen Platz zu machen. Gern willfahrte man ihnen, und da sie aller Augen auf sich zogen und fast überall „macht Platz, macht Platz" gerufen wurde, gelangten sie in kurzem dahin, wo der Körper des heiligen Heinrich lag. Sogleich nahmen einige Edelleute, die hier Wache standen, den Martellino und legten ihn auf die heilige Leiche, damit er durch sie die Gnade der Gesundheit erlangen sollte. Alles Volk war aufmerksam, was mit ihm geschehen würde, und Martellino, der sich auf dergleichen trefflich verstand, stellte sich nach einer kleinen Weile erst, als ob ein Finger ihm wieder gerade würde, dann streckte er die Hand, dann den Arm aus, und zuletzt gewann der ganze Körper wieder die rechte Gestalt. Wie das Volk dies geschehen sah, brach es zum Lobe des heiligen Heinrich in solchen Lärm aus, daß man keinen Donner gehört haben würde.

Nun traf es sich aber, daß ein Florentiner ganz in der Nähe stand, der den Martellino recht gut kannte, doch seine Züge in der Entstellung, in welcher er hergeführt war, nicht herausgefunden hatte. Wie dieser ihn wieder gerade sah, erkannte er ihn sogleich, fing bei sich zu lachen an und sagte: „Nun den soll doch der Kukuk! hätte nicht jeder, der ihn kommen sah, schwören müssen, er sei wirklich ganz verkrüppelt?" Diese Worte hörten einige Trevisaner und fragten sogleich: „Wie, der wäre kein Krüppel gewesen?" „Gott behüte", sagte der Florentiner, „der war immer so gerade, wie einer von uns; wie ihr aber Gelegenheit gehabt habt, zu sehen, versteht er sich auf solche Narrheiten, sich zu verstellen, wie man's nur haben will, besser denn einer."

Als die Trevisaner das gehört hatten, war nichts weiter nöthig. Sie drängten sich mit Gewalt durch und riefen laut: „Haltet den Verräther fest, der Gott und seine Heiligen verspottet und, ohne lahm zu sein, um uns und unserm Heiligen einen Possen zu spielen, hergekommen ist, als wär' er lahm.“ Bei diesen Worten kriegten sie ihn zu packen, zogen ihn bei den Haaren von der Stelle herunter, wo er gelegen hatte, rissen ihm die Kleider vom Leibe und fingen an, ihn mit Fäusten zu schlagen und mit Füßen zu treten, und keiner glaubte ein ordentlicher Kerl zu sein, der nicht mit geholfen hätte. Martellino schrie um Gottes willen um Gnade und wehrte sich so gut er konnte; das half aber alles nichts; der Haufen kam ihm immer ärger auf den Leib.

Als Marchese und Stecchi dies sahen, sagten sie sich wol, wie schlimm die Sache stehe, und wagten, aus Furcht für sich selber, nicht, ihm beizustehen, sondern verlangten, wie die übrigen, laut seinen Tod, obgleich sie im Stillen auf ein Mittel sannen, ihn aus den Händen des Volks zu ziehen, das ohne den Ausweg, den Marchese schnell ergriff, ihn sicher umgebracht haben würde. Da nämlich die ganze Truppe der Stadtobrigkeit dort eben zur Stelle war, suchte Marchese, so schnell er konnte, den auf, der ihnen im Namen des Podestà vorstand, und sagte: „Um Gottes willen, helft mir, hier ist ein Spitzbube, der mir einen Geldbeutel mit wol hundert Goldgulden abgenommen hat. Ich bitte euch, nehmt ihn fest, damit ich wieder zu meinem Gelde komme.“ Sowie sie das gehört hatten, liefen sogleich ein Dutzend Lanzenknechte dahin, wo der unglückliche Martellino ohne Kamm gezaust wurde, entrissen ihn zerschlagen und zerstoßen dem Haufen, den sie mit der größten Mühe von der Welt durchbrochen hatten, und führten ihn auf das Stadthaus. Viele von denen, die sich von ihm beschimpft glaubten, gingen mit, und wie sie hörten, daß er als Beutelschneider gefangen sei, sagten sie, in der Meinung, keinen bessern

Grund finden zu können, um ihm ein schlimmes Ende zu bereiten, alle miteinander, er habe auch ihnen ihr Geld abgenommen.

Als der Richter des Podestà, der ein gestrenger Mann war, diese Beschuldigungen vernahm, führte er ihn sogleich beiseite und fing ihn zu befragen an. Martellino aber antwortete mit Späßen, als ob er die Verhaftung für nichts achtete. Darüber erzürnt, ließ der Richter ihn auf das Seil spannen und, um ihn zum Geständniß zu bringen und nachher hängen lassen zu können, ein paar mal recht tüchtig anziehen. Als Martellino wieder zu Boden gelassen ward und der Richter ihn fragte, ob, was jene wider ihn vorbrächten, wahr sei, antwortete er, da ihm das Leugnen doch nichts half: „Herr, ich bin bereit, die Wahrheit zu gestehen; laßt Euch aber von einem jeden, der mich beschuldigt, angeben, wann und wo ich ihm sein Geld genommen habe, dann werde ich Euch sagen, was ich gethan habe und was nicht.“ „Gut“, erwiderte der Richter, „ich bin's zufrieden.“ Nun ließ er einige rufen. Der eine versicherte, Martellino habe ihm vor acht Tagen den Geldbeutel gestohlen, ein anderer vor sechs, ein anderer vor vier Tagen, und wieder ein anderer an jenem Tage selbst.

Wie Martellino dies vernahm, sagte er: „Herr, nun seht, daß sie alle in ihren Hals hinein lügen! Wie sehr ich aber die Wahrheit sage, wird Euch daraus einleuchten, daß ich bis vor ein paar Stunden ebenso wenig jemals hier war, als ich nie in meinem Leben diese Stadt gesehen zu haben wünschte. Kaum angekommen, ging ich zu meinem Unglück, mir den heiligen Leichnam anzusehen, und bei der Gelegenheit bin ich so gezaust worden, wie Ihr mir es noch werdet ansehen können. Daß es sich wirklich so verhalte, werden Euch der Beamte, bei dem die Anmeldungen gemacht werden, das Fremdenbuch und mein Wirth bezeugen können. Findet Ihr nun, daß ich Euch die Wahrheit gesagt habe, so bitte ich Euch, mich

nicht nach dem Verlangen dieser Bösewichter zu martern und hinzurichten."

Während Martellino's Angelegenheiten also standen, hatten Marchese und Stecchi bereits vernommen, daß der Richter des Podestà strenge gegen ihn verfahren sei und ihn auf das Seil habe spannen lassen. Darum wurde ihnen gar bange und sie sagten zueinander: „Das haben wir übel angefangen, wir haben ihn aus der Pfanne geholt und ins Feuer geworfen." Und so liefen sie in großer Besorgniß umher und suchten ihren Wirth auf und erzählten ihm, wie alles zugegangen sei. Der führte sie lachend zu einem gewissen Sandro Agolanti, der damals in Treviso wohnte und bei dem Herrn der Stadt viel galt. Als der Wirth diesem alles der Reihe nach erzählt und gemeinschaftlich mit jenen ihn gebeten hatte, sich des Martellino anzunehmen, ging Sandro unter vielem Lachen zu dem Herrn und brachte es dahin, daß nach dem Martellino geschickt wurde. Die herrschaftlichen Boten fanden ihn noch im Hemde, voller Furcht und Zittern, vor dem Richter stehen; denn dieser wollte nicht allein nichts zu seiner Entschuldigung hören, sondern, weil er, aus einem zufällig gegen die Florentiner gefaßten Widerwillen, auf das bestimmteste gesonnen war, ihn aufhängen zu lassen, weigerte er sich auch hartnäckig, ihn an den Herrn herauszugeben, bis er zuletzt wider seinen Willen dazu gezwungen ward. Als Martellino dem Herrn gegenüberstand, erzählte er ihm alles nach der Ordnung und bat sich dann von ihm als höchste Gnade aus, daß er ihn gehen lasse; denn, bis er wieder in Florenz wäre, würde er noch immer den Strick an der Kehle zu fühlen glauben. Der Herr lachte über diese Begebenheit unmäßig und schenkte jedem von ihnen einen Anzug; sie aber kehrten, aus so großer Gefahr unverhofft gerettet, heil und gesund in ihre Heimat wieder zurück.

Zweite Geschichte.

Rinaldo von Asti kommt von Räubern ausgeplündert nach Castel Guiglielmo, wo er von einer Witwe beherbergt und für seinen Unfall schadlos gehalten wird, und dann unversehrt nach Hause zurückkehrt.

Ueber die Schicksale des Martellino, wie Neiphile sie erzählt hatte, lachten die Mädchen unsaglich; unter den Männern aber am meisten Philostratus, dem die Königin, weil er der Neiphile zunächst saß, nun ihr nachzufolgen befahl. Er begann ohne die mindeste Zögerung:

Schöne Damen, eine Geschichte, zusammengesetzt aus Frömmigkeit, Unglück und Liebe, kommt mir eben in den Sinn und will erzählt sein. Sie mit angehört zu haben, wird kaum anders als dienlich sein können, am meisten aber für die, welche in dem unsichern Reiche der Liebe reisen, wo, wer nicht das Vaterunser des heiligen Julianus gesprochen hat, wenn er auch ein gutes Bette bekommt, dennoch oft schlecht beherbergt ist.

Zu der Zeit des Markgrafen Azzo von Ferrara nämlich war ein Kaufmann, Namens Rinaldo von Asti, seiner Geschäfte wegen nach Bologna gekommen und kehrte nun, nachdem er sie beendigt hatte, wieder heim. Da geschah es, daß er, gegen Verona reitend und kaum über Ferrara hinausgekommen, auf eine Anzahl Menschen traf, die ihm Kaufleute zu sein schienen, in der That aber Wegelagerer waren und ein ruchloses Leben führten. Er war unvorsichtig genug, im Gespräche mit ihnen sich an sie anzuschließen; sie aber beschlossen, als sie gewahr wurden, er sei ein Kaufmann, in der Voraussetzung, daß er Geld bei sich haben werde, ihn bei der ersten Gelegenheit,

die sie ersehen würden, auszuplündern. Zu dem Ende, und damit er keinerlei Verdacht schöpfen sollte, redeten sie mit ihm, wie gesittete Leute von guter Herkunft, nur von anständigen und ehrbaren Dingen und stellten sich, soviel sie nur wußten und konnten, gegen ihn freundlich und bescheiden. Rinaldo dagegen, der mit einem berittenen Diener allein reiste, schätzte es sich zum großen Glücke, sie gefunden zu haben.

Wie es nun in den Gesprächen zu geschehen pflegt, so traf es sich, daß sie in der Unterhaltung, die sie während des Reitens führten, von einem Gegenstand auf den andern verfielen und unter andern auch auf die Gebete zu reden kamen, mit denen sich die Menschen an Gott wenden. Da sagte einer der Wegelagerer, deren drei waren, zu Rinaldo gewandt: „Und Ihr, werther Herr, was für ein Gebet pflegt denn Ihr unterwegs zu sagen?“ „In der That“, erwiderte Rinaldo, „ich bin in solchen Dingen einfältig und unerfahren, und weil ich nach alter Weise sachte fortlebe, habe ich nicht viel Gebete zur Hand und lasse den Groschen zwölf Pfennig gelten. Doch habe ich auf der Reise immer die Gewohnheit gehabt, des Morgens, wenn ich das Wirthshaus verlasse, ein Vaterunser und ein Avemaria für die Seele des Vaters und der Mutter des heiligen Julianus zu beten. Und dann bitte ich Gott und diesen Heiligen, mir für die nächste Nacht eine gute Herberge zu geben. Nun bin ich in meinem Leben schon oft genug unterwegs in großer Gefahr gewesen, bin aber immer noch glücklich davon gekommen und am Abend bei ordentlichen Leuten gut beherbergt worden; darum habe ich auch den festen Glauben, daß der heilige Julianus, dem zu Ehren ich jene Gebete spreche, mir diese Gnade von Gott ausgewirkt hat, und ich würde glauben, den Tag über eine schlechte Reise zu haben und den Abend kein gutes Unterkommen zu finden, hätte ich sie einmal des Morgens nicht gebetet.“

Darauf sagte der, welcher ihn gefragt hatte: „Habt Ihr denn auch heute Morgen dies Vaterunser gebetet?“ „Gewiß“, antwortete Rinaldo. Der andere aber, der schon wußte, was im Werke war, sprach bei sich selbst: „Du wirst's noch brauchen können, denn, wenn uns nichts dazwischen kommt, denke ich, sollst du doch wol eine schlechte Herberge haben.“ Dann sagte er laut: „Ich bin doch auch schon viel herumgereist, und, obgleich ich's wol oftmals habe loben hören, habe ich es niemals gebetet; dennoch hat sich's noch nie geschickt, daß ich andere als gute Herberge gehabt hätte, und heute Abend werdet Ihr ja noch sehen, wer besser herbergen wird, Ihr, da Ihr es gesagt habt, oder ich, da ich es nicht gethan habe. Freilich bediene ich mich statt dessen des dirupisti oder des intemerata, oder auch des de profundis, welche, wie meine Großmutter zu sagen pflegte, von ausnehmender Kraft sind.“

So sprachen sie im Weiterreiten von allerhand Dingen, und jene warteten Ort und Zeit ab, um ihren ruchlosen Vorsatz auszuführen. Als es nun schon spät geworden und sie über Castel Guiglielmo hinaus eben durch einen Fluß zu setzen hatten, fielen die drei, weil der Ort abgelegen und rings versteckt, auch die Nacht bereits hereingebrochen war, den Rinaldo an, plünderten ihn aus und sagten, als sie ihn zu Fuß und im Hemde zurückließen: „Nun geh und sieh zu, ob dein heiliger Julianus dir die Nacht eine gute Herberge geben wird. Unser Heiliger wird uns schon eine verschaffen.“ Damit setzten sie durch den Fluß und ritten weiter.

Als Rinaldo's Diener seinen Herrn überfallen sah, hatte er aus Feigheit nicht allein nichts gethan, um ihm beizustehen, sondern sogleich sein Pferd umgedreht und im schnellsten Laufe nicht eher angehalten, als bis er in Castel Guiglielmo angekommen war, wo er, ohne sich um sonst etwas zu bekümmern, da es schon spät war, ruhig einkehrte.

Rinaldo, der inzwischen barfuß und im Hemde, wie er war, bei der großen Kälte und bei anhaltendem Schnee

nicht wußte, was er machen sollte, fing, da die Nacht schon herangekommen war und er zitterte und mit den Zähnen klapperte, an, sich ringsumher nach einem Zufluchtsort umzusehen, wo er die Nacht zubringen könnte, ohne Frostes zu sterben. Da aber kurz vorher der Krieg in jenen Gegenden gehaust hatte, und alles verbrannt worden war, fand er keinen und lief deshalb, von der Kälte getrieben, in vollem Trabe nach Castel Guiglielmo, wo er, im Fall er nur noch in den Ort hinein könnte, durch Gottes Gnade Hülfe zu finden hoffte, wiewol ihm unbekannt war, ob sein Diener sich dort, oder wo sonst hin geflüchtet habe. Doch die dunkle Nacht überfiel ihn bereits etwa eine Miglie weit von dem Orte, und, wie er hinkam, waren die Thore verschlossen und die Zugbrücken aufgezogen. Trostlos und betrübt darüber sah er sich weinend nach einem Orte um, wo er sich, wenigstens ohne beschneit zu werden, niedersetzen könnte, und zum Glück fiel ihm ein Haus in die Augen, das über die Mauern des Fleckens ein wenig herausgebaut war, und er entschloß sich schnell, unter diesem Vorbau den Tag abzuwarten. Dort fand er eine Thür, an deren Schwelle er, obgleich sie verschlossen war, sich auf einiges verdorbenes Stroh, das er in der Nähe zusammengelesen hatte, niedersetzte, und sich bitterlich über den heiligen Julianus beklagte und meinte, das heiße dem Vertrauen, das er auf ihn gesetzt habe, schlecht entsprechen.

Der heilige Julianus aber hatte ihn nicht vergessen und bereitete ihm schnell eine gute Herberge. In jenem Orte nämlich wohnte eine junge Witwe von so schöner Gestalt, als nur irgend eine andere, die der Markgraf Azzo wie sein Leben liebte und auf ihren Wunsch hier unterhielt. Diese Witwe nun wohnte eben in jenem Hause, unter dessen Vorbau Rinaldo sich niedergesetzt hatte, und zufälligerweise war gerade den vorhergehenden Tag der Markgraf in der Absicht, die Nacht bei ihr zu schlafen, dorthin gekommen und hatte sich auf den Abend ein Bad

und eine treffliche Mahlzeit bestellt. Als indeß alles schon bereitet war und die Witwe nur noch auf die Ankunft des Markgrafen wartete, kam ein Diener an das Thor und brachte dem Markgrafen Nachrichten, um derenwillen er sogleich fortreiten mußte. So ließ er denn seiner Geliebten sagen, sie möge nicht auf ihn warten, und ritt weiter. Diese jedoch war damit ziemlich unzufrieden und entschloß sich endlich, da sie nichts besseres zu thun wußte, selbst in das für den Markgrafen bereitete Bad zu steigen, dann zu Abend zu essen und schlafen zu gehen.

Wirklich hatte sie das erstere bereits gethan. Dies Bad aber war ganz nahe an der Thür, an die sich Rinaldo außerhalb der Ringmauern anlehnte, und so konnte denn unsere Witwe von dort aus das Weinen und Beben des Rinaldo, der mit den Zähnen klapperte, wie ein Storch, genau vernehmen. Sie rief deshalb ihre Dienerin und sagte ihr: „Geh hinauf und sieh einmal nach, wer außerhalb der Mauer an unserer Thürschwelle ist und was er da macht.“ Die Magd ging hin und sah bei der Helle, die der Schnee verbreitete, den Rinaldo barfuß und im Hemde, und, wie schon erwähnt, am ganzen Leibe zitternd unten sitzen. Auf die Frage, wer er sei, antwortete dieser unter solchem Beben, daß er kaum die Worte vorbringen konnte, und fügte, so kurz als er konnte, hinzu, wie und weshalb er hierher gekommen sei; dann aber bat er sie flehentlich, wenn es möglich wäre, möchte sie ihn nicht vor Frost die Nacht über dort umkommen lassen.

Seine Erzählung erbarmte das Mädchen und sie berichtete alles ihrer Frau, zu der sie zurückkehrte. Auch diese fühlte Mitleiden, und da sie sich entsann, daß sie den Schlüssel der Thür habe, die zu Zeiten gedient hatte, den Markgrafen heimlich einzulassen, sagte sie: „Geh und mach ihm sachte auf. Das Abendessen steht ohnehin da, mit dem wir beide allein nicht fertig werden können, auch haben wir ja Platz genug, um ihn zu beherbergen.“

Die Dienerin lobte die mitleidige Gesinnung ihrer Gebieterin gar sehr, ging und machte ihm auf und führte ihn zu der Witwe herein. Als diese sah, wie er fast erfroren war, sagte sie ihm: „Guter Freund, steige in dies Bad, weil es noch warm ist.“ Rinaldo ließ sich das nicht zwei mal sagen, und fühlte sich durch die Wärme des Bades so gestärkt, daß er vom Tode zum Leben gekehrt zu sein glaubte. Inzwischen ließ ihm die Witwe die Kleider zurechtlegen, die ihr Mann kurz vor seinem Tode getragen hatte, und, wie er sie sich anzog, paßten sie ihm, als wären sie auf seinen Leib gemacht. Während er nun erwartete, was die Frau ihm befehlen werde, dankte er Gott und dem heiligen Julianus, daß sie ihm eine schlimme Nacht, wie er sie gefürchtet, erspart und ihm ein so gutes Unterkommen, als dies zu sein schien, zugeführt hätten.

Nachdem die Witwe eine Weile geruht, ging sie in einen Saal, wo sie ein großes Feuer hatte anzünden lassen, und fragte, wie es mit dem fremden Manne gehe. „Madonna“, antwortete die Dienerin, „er hat sich jetzt angezogen und ist ein hübscher Mann, und, wie es scheint, gar ordentlich und wohlerzogen.“ „Geh denn“, erwiderte die Witwe, „ruf ihn und sag ihm, er solle sich am Feuer zu wärmen kommen, und dann wird er zu Abend essen, denn ich weiß ja, daß er noch nicht gegessen hat.“ Als Rinaldo in den Saal eintrat und seine Wirthin sah, wurde er wohl gewahr, daß sie eine Frau von Stande sei, und so grüßte er sie ehrerbietig und dankte ihr für die erwiesene Wohlthat so sehr, als er es nur immer vermochte. Der Witwe aber schien er seinem Aussehen und seinen Worten nach ganz dem zu entsprechen, was ihre Dienerin von ihm gesagt hatte, und so empfing sie ihn freundlich, hieß ihn sich vertraulich neben sie ans Feuer setzen und befragte ihn wegen des Unfalls, der ihn hergeführt hatte. Jener erzählte ihr alles der Reihe nach, und, da die Witwe von Rinaldo's Diener gehört hatte, als er im Orte angekommen war, maß sie seinen Worten

vollkommenen Glauben bei, und sagte ihm, was sie über seinen Diener wußte und wie er diesen am andern Morgen leicht werde wiederfinden können.

Während der Zeit war angerichtet worden, und nachdem sich beide die Hände gewaschen hatten, setzte sich Rinaldo, auf der Dame Geheiß, mit ihr zu Tische. Er war groß und wohlgewachsen, von schönen und wohlgefälligen Gesichtszügen, von artigen und einnehmenden Sitten und in seinen besten Jahren. In unserer Witwe aber war, in der Meinung, daß der Markgraf die Nacht bei ihr zubringen sollte, das Begehrungsvermögen bereits erwacht, und so heftete sie denn oft die Augen auf Rinaldo, fand besonderes Behagen, ihn anzuschauen, und sah es endlich förmlich auf ihn ab. Demzufolge berieth sie sich nach dem Abendessen mit ihrer Dienerin, ob sie nicht, da der Markgraf sie getäuscht habe, sich die Gelegenheit zu Nutze machen solle, die das Glück ihr zugesandt. Die Dienerin, welche wohl merkte, wie groß die Lust ihrer Gebieterin sei, ermunterte sie nach Kräften, dieser nachzugeben. So kehrte denn die Dame zurück zum Feuer, wo sie den Rinaldo gelassen, sah ihn mit verliebten Augen an und sagte: „Nun, Rinaldo, warum so nachdenklich? Sind denn das Pferd und die paar Kleidungsstücke, die Ihr eingebüßt habt, so unersetzlich? Gebt Euch zufrieden, seid munter und denket, Ihr seid zu Hause. Ja, ich könnte Euch noch mehr sagen: in den Kleidern, die Ihr da anhabt, und die meinem verstorbenen Manne angehörten, kommt Ihr mir vor, wie er selbst, und mich hat heute Abend wol hundert mal die Lust angewandelt, Euch um den Hals zu fallen und Euch zu küssen; und, wahrhaftig, hätte ich nicht gefürchtet, Euch lästig zu fallen, so hätte ich's auch gethan.“ Als Rinaldo, der nicht auf den Kopf gefallen war, diese Worte hörte und sah, wie die Augen der jungen Witwe blitzten, ging er mit offenen Armen auf sie zu und sagte: „Madonna, wenn ich, in Erinnerung an den Zustand, aus dem Ihr mich befreien

ließet, Euch in alle Zukunft mein Leben werde zu danken haben, so wäre es wol sehr undankbar, wollte ich nicht alles zu thun mich bestreben, was Euch genehm sein kann. Folgt also immerhin Eurer Lust, mich zu umarmen und zu küssen; denn, was mich betrifft, so werde ich Euch wahrhaftig gern umarmen und noch lieber küssen.“ Weiter bedurfte es keiner Worte. Die Witwe, die vor liebevollem Verlangen ganz entbrannt war, warf sich augenblicklich in seine Arme, und nachdem sie ihn wol tausend mal gedrückt und geküßt hatte und ebenso oft von ihm geküßt worden war, standen sie miteinander auf und gingen in die Kammer, wo sie sich, ohne zu verweilen, niederlegten und, bevor der Morgen anbrach, ihren Wünschen volle und öfters wiederholte Befriedigung gewährten.

Als jedoch das Morgenroth zu dämmern anfing, erhoben sie sich auf den Wunsch der Witwe von ihrem Lager, und damit niemand errathen könne, was geschehen sei, gab sie ihm einige schlechte Kleidungsstücke zum Anziehen, füllte ihm den Beutel mit Geld und nachdem sie ihm gezeigt hatte, welchen Weg er einschlagen solle, um seinen Diener wiederzufinden, ließ sie ihn, mit der Bitte, das Geschehene zu verschweigen, zu derselben kleinen Thür hinaus, durch welche er hereingekommen war.

Sobald es heller Tag geworden und die Thore geöffnet waren, ging er, als ob er von weither käme, in den Ort hinein und suchte seinen Diener auf. Wie er sich nun wieder mit seinen Sachen, die in dem Mantelsacke geblieben waren, bekleidet hatte und eben auf das Pferd des Dieners steigen wollte, geschah es, wie durch ein göttliches Wunder, daß die drei Wegelagerer, die ihn am Abend vorher ausgeplündert hatten und wegen eines andern von ihnen begangenen Verbrechens bald darauf gefangen waren, in eben jenen Ort eingebracht wurden. So erhielt er denn infolge ihres eigenen Geständnisses sein Pferd, seine Kleidungsstücke und sein Geld wieder, und büßte nichts ein, als ein paar Kniebänder, von denen

die Räuber nicht wußten, was sie damit gemacht hätten. Voller Dank gegen Gott und den heiligen Julian stieg Rinaldo zu Pferde und kam heil und gesund zu Hause an; die drei Wegelagerer aber gaben schon am andern Tage den Winden Fußtritte.

Dritte Geschichte.

Drei Jünglinge bringen das ihrige durch und verarmen. Ein Neffe von ihnen kehrt hoffnungslos nach Hause zurück und trifft unterwegs mit einem Abte zusammen. Dieser entdeckt sich als Tochter des Königs von England, heirathet ihn und macht seine Ohme durch Ersatz des Verlorenen wieder wohlhabend.

Die Schicksale des Rinaldo von Asti waren von den Mädchen mit Verwunderung angehört worden; sie lobten seine Frömmigkeit und dankten Gott und dem heiligen Julianus, daß sie in seiner größten Noth seiner sich angenommen hatten. Doch hielten sie deshalb die Witwe, wenngleich sie darüber nur verstohlen sich äußerten, keinesweges für thöricht, daß sie das Glück, welches ihr Gott ins Haus gesandt, so gut zu benutzen gewußt hatte.

Während noch über die angenehme Nacht, welche ihr zu Theil geworden, mit Lachen gesprochen ward, fing Pampinea, die, als nächste Nachbarin des Philostratus, voraussetzte, daß die Reihe sie treffen werde, wie dies auch wirklich der Fall war, bei sich selbst an, darüber nachzudenken, was sie reden wollte, und sagte alsdann, nach dem Geheiß der Königin, unbefangen und fröhlich:

Je mehr man über die wechselnden Begebenheiten des Glücks redet, desto mehr bleibt dem Aufmerksamen darüber zu sagen, und daß sich dies also verhalte, wird niemand verwundern können, der vernünftig berücksichtigt,

wie alle die Gegenstände, die wir thörichterweise unser nennen, in des Glückes Händen liegen und demzufolge von ihm, nach seinem verborgenen Rathschlusse, ohne einigen Stillestand und ohne daß wir das regende Gesetz zu erkennen wüßten, von einem auf den andern übertragen werden. Ob sich dies nun gleich überall und alltäglich uns auf das eindringlichste offenbart und auch durch einige der vorigen Geschichten belegt worden ist, werde ich doch, weil nach dem Gefallen der Königin über diesen Gegenstand gesprochen werden soll, vielleicht nicht ohne Nutzen der Hörenden eine Geschichte zu den frühern hinzufügen, die, wie ich hoffe, Beifall finden wird.

Es war in unserer Stadt vor Zeiten ein Edelmann, der den Namen Herr Tedaldo führte und, wie einige vorgeben, zu der Familie der Lamberti, nach der Behauptung anderer aber zu der der Agolanti gehörte, obgleich die letzte Meinung wol mehr durch das Nadlergewerbe, das seine Söhne später betrieben und das bei den Agolanti immer einheimisch war und ist, als durch einen andern Grund veranlaßt ist. Doch ich lasse es dahingestellt, zu welcher von beiden Familien er gehörte, und sage nur, daß er zu seiner Zeit einer der reichsten Edelleute war und daß er drei Söhne hatte, von denen der erste Lamberto, der zweite Tedaldo und der dritte Agolante hieß. Bereits waren sie zu hübschen und ritterlichen Jünglingen herangewachsen, wiewol der älteste noch nicht sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, als der reiche Herr Tedaldo starb und ihnen, als seinen rechtmäßigen Erben, seine ganze liegende und fahrende Habe hinterließ. Wie diese sich an baarem Gelde und an Besitzungen so reich sahen, fingen sie, nur von ihrer eigenen Lust geleitet, ihr Geld ohne Maß und Schranken zu verthun an, hielten sich große Dienerschaft und auserlesene Pferde, Hunde und Falken, gaben fortwährend öffentliche Bankete, theilten Geschenke aus, hielten Waffenspiele und thaten mit einem Worte, nicht sowol was für Edelleute

sich geziemt, sondern was zu thun ihnen in ihren jugendlichen Sinn kam. Dies Leben hatten sie noch nicht lange geführt, als der von ihrem Vater ihnen hinterlassene Schatz sich zu vermindern anfing und sie genöthigt waren, um den begonnenen Aufwand, zu dem die bloßen Einkünfte nicht mehr genügten, fortführen zu können, ihre Besitzungen theilweise zu verkaufen und zu verpfänden. So büßten sie heute die eine und morgen die andere ein, und wurden es kaum eher gewahr, als bis ihnen fast gar nichts mehr übrig geblieben war; da öffnete die Armuth ihre Augen, welche der Reichthum verschlossen hatte. Lamberto rief eines Tages die beiden andern zu sich, erinnerte sie, welch ein ehrenvolles Leben ihr Vater und nachher sie selbst geführt hätten, wie ausgedehnt ihr Reichthum gewesen sei; dann schilderte er ihnen die Armuth, in die sie durch ihren ungeregelten Aufwand sich gestürzt, und ermahnte sie so nachdrücklich als er konnte, bevor ihre Dürftigkeit noch offenkundiger würde, gemeinschaftlich mit ihm das wenige, das ihnen geblieben war, zu verkaufen und in die Fremde zu gehen.

Und so thaten sie denn auch wirklich; sie verließen, ohne von jemand Urlaub zu nehmen, Florenz in aller Stille und ruhten nicht eher, als bis sie in England waren. Hier mietheten sie sich in London ein kleines Häuschen und fingen, bei der größten Sparsamkeit in ihren Ausgaben, auf argen Wucher Geld zu leihen an, wobei ihnen das Glück so günstig war, daß sie in wenig Jahren sich ein großes Vermögen erübrigten. Darauf reiste bald der eine, bald der andere von ihnen nach Florenz zurück; sie brachten ihre ehemaligen Besitzungen zum größern Theile wieder an sich, kauften noch viele andere dazu und verheiratheten sich in ihrer Heimat. Da sie aber immer noch fortfuhren, in England zu wuchern, schickten sie einen ihrer Neffen, Namens Alessandro, dorthin, um ihre Geschäfte zu besorgen.

Sie selbst blieben in Florenz und fingen, des Zu-

standes uneingedenk, in welchen sie früher ihr übertriebener Aufwand gestürzt hatte, und obgleich sie jetzt für Frau und Kinder mit zu sorgen hatten, verschwenderischer als je zu leben an, sodaß alle Kaufleute die größte Meinung von ihnen hegten und ihnen jede beliebige Summe anvertraut hätten. Einige Jahre lang half ihnen das Geld, welches Alessandro ihnen schickte, solchen Aufwand zu bestreiten; denn dieser borgte seit einiger Zeit vielen Edelleuten auf ihre Burgen und sonstigen Einkünfte und machte dabei die vortheilhaftesten Geschäfte.

Während jedoch die drei Brüder auf solche Weise verschwendeten und, wenn es ihnen an Gelde fehlte, in der festen Hoffnung auf die Sendungen aus England welches aufnahmen, geschah, was kein Mensch vermuthet hatte, daß in England ein Krieg zwischen dem Könige und einem seiner Söhne ausbrach, der die ganze Insel in zwei Parteien theilte, indem die eine es mit dem Vater und die andere mit dem Sohne hielt. Durch diesen Krieg wurden denn auch dem Alessandro alle Burgen der Barone, die ihm verpfändet waren, entrissen, und keine der andern Einkünfte gewährte ihm bessere Sicherheit. Da man jedoch von einem Tage zum andern auf den Frieden zwischen Vater und Sohn hoffte, infolge dessen auch dem Alessandro alles, sowol Zinsen als Kapital, hätte wieder erstattet werden müssen, verließ dieser die Insel nicht, und die drei Brüder, die in Florenz wohnten und ihren großen Aufwand in nichts beschränkten, borgten täglich mehr Geld auf. Als indeß die gehegten Hoffnungen im Verlauf mehrerer Jahre keinen Erfolg hatten, verloren jene drei nicht allein ihren Credit, sondern sie wurden auch auf Verlangen ihrer Gläubiger, die bezahlt sein wollten, gefangen gesetzt und mußten, da ihre Besitzungen nicht genügten, um die Schulden zu decken, wegen des Ueberrestes im Gefängnisse bleiben. Ihre Frauen aber und ihre kleinen Kinder suchten theils auf den Dörfern, theils hier und dort, in gar dürftigen Umständen, ihr

Unterkommen, ohne für die Zukunft etwas anderes als Noth und Elend erwarten zu können.

Alessandro hatte inzwischen in England mehrere Jahre lang vergebens auf den Frieden gewartet; als er aber noch immer keine Aussicht dazu sah und sein längeres Verweilen ihm nicht minder lebensgefährlich als unnütz zu sein schien, entschloß er sich, nach Italien zurückzukehren und machte sich ganz allein auf den Weg.

Da traf es sich nun, daß gerade zugleich mit ihm ein weißgekleideter Abt von Brüssel abreiste, dem viele Mönche Gesellschaft leisteten und zahlreiche Dienerschaft mit Saumrossen voranzog. Diesem folgten zwei Edelleute von altem und dem Könige verwandtem Stamme, zu denen Alessandro sich, als zu frühern Bekannten, gesellte und willig von ihnen aufgenommen ward. Im Weiterreiten fragte sie Alessandro mit geziemender Bescheidenheit, wer die Mönche wären, die mit so vieler Dienerschaft vorausritten, und wohin sie reisten. „Der vorderste", erwiderte einer der beiden Edelleute, „ist ein junger Vetter von uns, der kürzlich zum Abte einer der größten Abteien von England erwählt worden ist. Weil er aber jünger ist, als die Gesetze denen gestatten, welche diese Würde erlangen wollen, gehen wir jetzt mit ihm nach Rom, um den Heiligen Vater zu bitten, daß er ihn wegen seines ungenügenden Alters dispensire und dann in seiner Würde bestätige; doch darf davon noch nicht geredet werden." Unterwegs ritt der junge Abt bald vor und bald hinter seiner Dienerschaft, wie wir das täglich geschehen sehen, wenn große Herren über Land reisen, und so bemerkte er denn auch einmal den Alessandro, der zufällig in seine Nähe gekommen war.

Alessandro war ein junger Mann von schönem Wuchse und einnehmenden Gesichtszügen, und so wohlgesittet und unterhaltend, als man es nur sein kann. In der That gefiel er dem Abte im ersten Augenblicke auf eine so erstaunliche Weise, als ihm nie zuvor etwas anderes ge-

fallen hatte, und er rief ihn zu sich und fing freundlich mit ihm zu reden an, und frug ihn, wer er sei, woher er komme und wohin er gehe. Alessandro gab ihm auf seine Fragen volle Auskunft, eröffnete ihm unverholen seine ganze Lage und erbot sich, so gering auch seine Kräfte seien, zu jedem Dienste. Wie der Abt diese verständige und wohlgesetzte Antwort hörte, wie er Alessandro's feine Bildung im einzelnen genauer beobachtete und bei sich selbst erwog, daß jener, ungeachtet seines niedrigen Geschäfts, dennoch ein Edelmann sei, wurde sein Wohlgefallen an ihm immer lebhafter. Voller Mitleiden mit seinen Unglücksfällen ermunterte er ihn zutraulich und hieß ihm gute Hoffnung hegen; denn, wenn er nur ein wackerer Mann sei, werde Gott ihn noch an dieselbe Stelle, von welcher er ihn verstoßen habe, und auch noch höher setzen. Uebrigens bat er ihn, da seine Reise nach Toscana gerichtet sei und auch er ein gleiches Ziel habe, ihm unterwegs Gesellschaft zu leisten. Alessandro dankte ihm für so freundlichen Zuspruch und erklärte, zu allem bereit zu sein, was jener ihm befehlen würde.

Von neuen Empfindungen, die der Anblick Alessandro's in ihm geweckt hatte, innerlich bewegt, setzte der Abt seine Reise weiter fort, und nach einigen Tagen langte die Gesellschaft in einem Dorfe an, das mit Wirthshäusern gar spärlich versehen war. Da jedoch der Abt eben hier einkehren wollte, ließ ihn Alessandro in dem Hause eines Wirths absteigen, mit dem er von früherer Zeit her befreundet war, und sorgte dafür, daß ihm ein Zimmer zubereitet wurde, das unter allen im Hause noch am mindesten unbequem gelegen war. Alessandro war ohnehin eine Art von Haushofmeister des Abtes geworden, und in dieser Eigenschaft brachte er das übrige Gefolge, so gut er konnte, in den benachbarten Häusern unter, in denen er ebenfalls wohl bekannt war.

Als nun der Abt zu Abend gegessen und es schon so spät in der Nacht geworden war, daß alle Leute sich

niedergelegt hatten, frug Alessandro den Wirth, wo er selber schlafen könne. „Das weiß ich wirklich nicht", antwortete der Wirth, „du siehst, alles ist besetzt, und kannst dich überzeugen, daß meine Leute auf den Bänken schlafen müssen. In der Stube des Abts wären freilich noch einige Kornladen; da könnte ich dich hinführen und ein paar Betten darauf legen, und, wenn's dir recht wäre, könntest du die Nacht, so gut es gehen will, darauf schlafen." Alessandro entgegnete: „Wie soll ich jetzt noch in des Abtes Stube gehen, die überdies so klein ist, daß keiner seiner Mönche darin hat schlafen können? Hätt' ich's gewußt, ehe die Vorhänge zugezogen wurden, so hätt' ich auf den Kornkasten ein paar Mönche schlafen lassen und wäre selbst dahingegangen, wo die jetzt sind." Darauf sagte der Wirth: „Es ist doch nun aber einmal so, und du findest dort, wenn du willst, das beste Lager von der Welt. Der Abt schläft und die Vorhänge sind zugezogen; ich bringe dir in aller Stille ein Kissen und du schläfst da." Wie Alessandro sah, daß die Sache sich thun lasse, ohne dem Abte beschwerlich zu fallen, willigte er ein und legte sich, so leise als möglich, zurecht.

Der Abt aber schlief noch nicht, sondern hing seinem neuerregten Verlangen leidenschaftlich nach und hatte alles gehört, was Alessandro und der Wirth miteinander gesprochen und wo jener sich niedergelegt hatte. In seinem Innern darüber hocherfreut, sagte er bei sich selbst: „Gott hat mir Gelegenheit zur Erfüllung meiner Wünsche gegeben. Wenn ich sie vorübergehen lasse, wird auf lange Zeit eine ähnliche so leicht nicht wiederkommen." Entschlossen also sie zu nützen, rief er, sobald ihm alles im Hause still zu sein schien, den Alessandro mit leiser Stimme und hieß ihm, sich zu ihm ins Bett legen. Alessandro widerstrebte anfangs, dann aber entkleidete er sich und legte sich nieder. Sogleich schlang der Abt seinen Arm um ihn und umfaßte ihn auf die Weise, wie liebende Mädchen es ihren Geliebten zu thun pflegen. Alessandro

war darüber nicht wenig erstaunt und dachte, der Abt umarme ihn auf solche Weise von schändlicher Liebe getrieben. Dieser errieth indeß, entweder aus dem Benehmen des Alessandro oder aus eigener Vermuthung, sogleich den Verdacht des letztern, zog sich deshalb augenblicklich das Hemde aus, das er noch anhatte, ergriff die Hand des jungen Mannes, legte sie auf seine Brust und sagte: „Alessandro, verbanne deinen thörichten Wahn und erkenne hier, was ich bisher verbarg.“ Alessandro's Hand hatte inzwischen auf der Brust des Abtes zwei runde, feste und zarte Hügel entdeckt, die sich nicht anders anfühlen ließen, als seien sie von Elfenbein, und kaum hatte er diese gefunden und sogleich erkannt, sie sei ein Mädchen, so hatte er auch, ohne weitere Aufforderung abzuwarten, sie in den Arm genommen und wollte sie schon zu küssen anfangen, als sie ihn mit folgenden Worten unterbrach: „Ehe du mir näher kommst, höre erst, was ich dir sagen will. Ich bin, wie du dich überzeugt haben wirst, ein Weib und kein Mann; als Jungfrau habe ich meine Heimat verlassen und reiste in der Absicht zum Papst, daß er mich verheirathen sollte. Zu deinem Glücke, oder vielleicht zu meinem Unstern bin ich vor einigen Tagen, als ich dich zum ersten male sah, in solcher Liebe zu dir entbrannt, daß nie ein Weib heftiger einen Mann geliebt hat. Deshalb habe ich beschlossen, lieber dich als irgendeinen andern zum Manne zu nehmen. Willst du mich aber nicht zur Frau, so verlaß mich augenblicklich und kehre zu deiner Schlafstelle wieder zurück.“ Obgleich Alessandro sie nicht kannte, so schloß er doch, mit Rücksicht auf die Gesellschaft, in der sie reiste, sie müsse vermögend und von gutem Stande sein, und daß sie schön war, sah er selbst. So antwortete er denn, ohne sich eben lange zu besinnen: wenn es ihr gefällig sei, so sei es ihm höchst erwünscht. Darauf richtete sie sich im Bette auf, gab ihm einen Ring in die Hand und hieß ihm, sich vor einem Bilde, das dort hing, und auf welchem

unser Heiland abgebildet war, ihr zu verloben. Dann umarmten sie sich und ergötzten sich während des übrigen Theils der Nacht aneinander zu großer beiderseitiger Lust. Als der Tag heranbrach, und nachdem sich beide über ihr künftiges Betragen verabredet hatten, stand Alessandro auf und verließ die Stube, sowie er hereingekommen war, ohne daß jemand erfuhr, wo er die Nacht geschlafen hätte. Dann machte der Abt sich hochvergnügt mit seiner Gesellschaft wieder auf den Weg und nach einer Anzahl Tagereisen kamen sie endlich in Rom an.

Kaum hatten sie sich hier einige Tage lang ausgeruht, so wartete der Abt mit den beiden Edelleuten und mit Alessandro dem Papste auf und fing nach der geziemenden Begrüßung also zu reden an: „Heiliger Vater, Euch muß es besser als irgendeinem andern bekannt sein, daß, wer rechtlich und ehrbar leben will, soviel er kann, jeden Anlaß meiden muß, der ihn anders zu handeln verleiten könnte. Da ich nun gesonnen bin, auf die angegebene Weise zu leben, bin ich, um jener Regel vollkommen zu genügen in der Tracht, in der Ihr mich seht, von dem Hofe meines Vaters, des Königs von England, geflohen und habe einen großen Theil seiner Schätze mit mir genommen. Dieser wollte mich nämlich, so jung als ich bin, an den König von Schottland, einen steinalten Herrn, verheirathen; ich aber habe mich hierher auf den Weg gemacht, damit Eure Heiligkeit mich vermählen möge. Auch hat mich nicht sowol das Alter des Königs von Schottland zur Flucht bewogen, als die Furcht, ich könnte infolge meiner jugendlichen Schwäche, wenn ich an ihn verheirathet wäre, mich wider die göttlichen Gesetze und wider die Ehre des königlichen Blutes meines Vaters versündigen. Während ich nun in solcher Absicht hierher reiste, hat mir Gott, der allein vollkommen weiß, was einem jeden Noth thut, nach seiner Barmherzigkeit, wie ich glaube, den vor die Augen geführt, der nach seinem Willen mein Gemahl sein soll, und das ist dieser junge Mann (dabei

zeigte sie auf Alessandro), den Ihr hier an meiner Seite seht und dessen edle Sitten und wackeres Benehmen jeder noch so großen Dame würdig sind, wenn auch vielleicht der Adel seines Bluts dem des königlichen nachstehen muß. Ihn also habe ich mir auserlesen, ihn will ich zum Gemahle und nie werde ich einen andern nehmen, was auch mein Vater oder die Welt dazu sagen mögen. Dadurch ist in der That der Hauptgrund, um dessenwillen ich mich auf den Weg gemacht, erledigt worden; dennoch habe ich meine Reise vollenden wollen, theils um die heiligen und ehrwürdigen Oerter zu besuchen, von denen diese Stadt so voll ist, und um Eure Heiligkeit selbst zu sehen, theils aber auch, um die zwischen Alessandro und mir bisher allein im Angesichte Gottes geschlossene Ehe Euch und infolge dessen den übrigen Menschen zu offenbaren. So bitte ich Euch denn flehentlich, was Gott und mir gefallen hat, auch Euch genehm sein lassen zu wollen und Euern Segen uns zu ertheilen, auf daß wir mit ihm, als einem sichern Unterpfande der Billigung desjenigen, dessen Statthalter Ihr seid, zu Gottes und zu Eurer Ehre leben und endlich dereinst sterben können."

Alessandro erstaunte, als er vernahm, seine Gattin sei die Tochter des Königs von England, und innige, aber versteckte Freude erfüllte ihn. Mehr aber noch erstaunten die beiden Edelleute, und sie wurden darüber so unwillig, daß sie, wäre es anderwärts als dem Papste gegenüber gewesen, sich gegen den jungen Mann und vielleicht auch gegen die Dame thätlich vergangen haben würden. Auf der andern Seite erstaunte auch der Papst über die Tracht der Dame und über ihren Entschluß; da er jedoch einsah, daß das Geschehene nicht mehr rückgängig gemacht werden könne, beschloß er, ihrer Bitte zu willfahren. Vor allen Dingen beruhigte er die beiden Edelleute, deren Unwillen er bemerkt hatte, und stellte ihr gutes Vernehmen mit der Dame und mit Alessandro wieder her; dann ordnete er an, was ferner geschehen solle. Als hierauf

der von ihm festgesetzte Tag herangekommen war, berief er, in Gegenwart sämmtlicher Cardinäle und anderer ausgezeichneter Personen, die auf seine besondere Einladung zu einem glänzenden Feste erschienen waren, die Dame, welche in königlichem Schmucke so reizend und so anmuthig erschien, daß sie von allen verdientes Lob erwarb, und den Alessandro, der, ebenfalls königlich geschmückt, nicht für einen jungen Mann, der auf Wucherzinsen geliehen, sondern für einen königlichen Prinzen gehalten werden konnte, wie ihm denn in der That von den beiden Edelleuten viel Ehre erwiesen ward. Hier ließ der Papst das Eheverlöbniß aufs neue feierlich begehen und, nachdem die Hochzeit festlich und prachtvoll gefeiert war, verabschiedete er sie mit seinem Segen.

Alessandro wünschte, und die Dame willigte ein, daß die Rückreise von Rom über Florenz gemacht werde, wohin das Gerücht schon Kunde dieser Begebenheiten gebracht hatte. Von den Einwohnern mit höchsten Ehren aufgenommen, ließ die Dame, nachdem sie alle Gläubiger befriedigt hatte, die drei Brüder befreien und setzte sie und ihre Frauen in die ehemaligen Besitzungen wieder ein. Um dessentwillen von allen wohlgelitten, verließen Alessandro und seine Gemahlin Florenz, von wo sie den Agolante mitnahmen. In Paris angelangt, wurden sie von dem König ehrenvoll empfangen. Von dort aus reisten die beiden Edelleute nach England und vermochten soviel über den König, daß er der Tochter seine Liebe wieder zuwandte und sie und seinen Schwiegersohn mit großen Freuden bei sich empfing. Den letztern machte er bald darauf in besonders ehrenvoller Weise zum Ritter und schenkte ihm die Grafschaft Cornwallis. Dieser aber besaß ein so großes Geschick und gab sich so viel Mühe, daß es ihm gelang, Vater und Sohn wieder zu versöhnen. Daraus erwuchs der Insel ein großer Vortheil und Alessandro gewann die Liebe und das Wohlwollen des ganzen Volks. Agolante aber rettete alles vollständig, was die

Brüder in England zu fordern hatten, und kehrte überreich nach Florenz zurück, nachdem Graf Alessandro ihn zuvor zum Ritter gemacht hatte. Der Graf Alessandro führte mit seiner Dame ein glorreiches Leben und eroberte, wie einige sagen wollen, theils durch eigene List und Tapferkeit, theils durch die Hülfe des Schwiegervaters, Schottland und wurde als dessen König gekrönt.

Vierte Geschichte.

Landolfo Ruffolo verarmt und wird Korsar, dann geräth er in genuesische Gefangenschaft und leidet Schiffbruch. Er rettet sich auf einem Kasten voll köstlicher Edelsteine, wird in Korfu von einem armen Weibe beherbergt und kehrt reich in seine Heimat zurück.

Als Lauretta, die neben Pampineen saß, diese am rühmlichen Ende ihrer Geschichte sah, begann sie, ohne weitere Aufforderung abzuwarten, also zu reden:

Holdselige Mädchen, nach meinem Dafürhalten kann man die Macht des Glücks in nichts gewaltiger erkennen, als wenn jemand, wie wir das in Pampineens Geschichte an Alessandro haben geschehen sehen, vom tiefsten Elende zu königlicher Würde erhoben wird. Weil also wir alle, die wir ferner im Gebiete unserer Aufgabe zu erzählen haben, genöthigt sein werden, diesseit dieser Grenzen zu bleiben, so schäme ich mich nicht, eine Geschichte vorzutragen, die zwar noch größeres Unglück schildert, dafür aber freilich auch zu keinem so glänzenden Ziele gedeiht. Allerdings also wird sie von denen, die nur das letzte im Auge haben, mit minderer Aufmerksamkeit angehört werden; doch wird man mich entschuldigen, da ich, wie gesagt, nicht anders kann.

Man hält des Meeres Ufer von Reggio bis Gaeta mit für den anmuthigsten Theil von Italien; hier dehnt sich nicht weit von Salerno eine bergige Küste aus, die das weite Meer überschaut und von den Einwohnern die Küste von Amalfi genannt wird. Sie ist übersäet mit kleinen Städten, bedeckt von Gärten und Springbrunnen und, wie keine andere, voll von Leuten, die sich durch den Handel bedeutenden Reichthum erworben haben. Unter diesen Städten ist eine, Ravello genannt, die zwar noch heute wohlhabende Einwohner hat, doch vor Zeiten einen besaß, der überreich war und Landolfo Ruffolo hieß. Da ihm indeß seine Reichthümer noch nicht genügten und er sie zu verdoppeln trachtete, fehlte wenig daran, daß er nicht allein sie, sondern mit ihnen zugleich das eigene Leben eingebüßt hätte.

Er kaufte nämlich, wie Kaufleute das wol zu thun pflegen, auf Grund seiner Berechnungen ein besonders großes Schiff, befrachtete dies vollkommen für sein eigenes Geld und fuhr mit ihm nach Cypern. Hier aber fand er andere Schiffe, die mit derselben Art Waaren, die er gebracht hatte, eben dorthin gekommen waren, und mußte deshalb nicht allein, was er mitgeführt hatte, losschlagen, sondern, wollte er seine Ladung irgend verkaufen, sie fast umsonst weggeben, wodurch er sich fast zu Grunde richtete. Das Unglück, in kurzer Zeit von großem Reichthum zum armen Manne geworden zu sein, nahm er sich aber so zu Herzen, daß er beschloß, entweder zu sterben oder durch Räubereien seinen Verlust zu ersetzen, damit er, während er reich abgereist war, nicht arm nach Hause zurückkehre. Sobald er also zu seinem großen Schiffe einen Abnehmer gefunden, schaffte er sich mit dem Gelde, das er hieraus und aus dem Verkaufe seiner Waaren gelöst hatte, ein kleineres Korsarenfahrzeug an, rüstete dies mit allem aus, was zu solchen Unternehmungen dienlich ist, und begann sich fremdes Eigenthum, besonders aber das der Türken, zuzueignen. Das Glück begünstigte ihn bei diesem Hand-

werke mehr, als es bei dem Handel gethan hatte. Er plünderte und nahm im Verlauf eines Jahres so viel türkische Schiffe, daß er nicht allein ebenso viel, wie er als Kaufmann verloren, wiedergewonnen, sondern seinen damaligen Besitz noch um vieles vermehrt hatte. Der Schmerz über sein erstes Unglück indeß hatte ihn so sehr gewitzigt, daß er, um nicht einem zweiten zu unterliegen, mit sich selbst einig wurde, was er besitze, müsse ihm, ohne nach mehrerem Verlangen zu tragen, nun genügen.

So entschloß er sich denn, mit dem Erworbenen nach Hause zurückzukehren, und einmal gegen die Waaren mistrauisch gemacht, wollte er sich auch nicht darauf einlassen, sein Geld anderweitig anzulegen, sondern ruderte mit demselben Fahrzeug, das ihm zu seinem Gewinnste verholfen, geradeswegs nach Hause. Als er indeß schon im Archipel angelangt war, erhob sich eines Abends ein heftiger Sirocco, der nicht allein der Fahrt entgegen war, sondern auch das Meer so hoch trieb, daß Landolfo mit seinem kleinen Schiffe die offene See nicht halten konnte und genöthigt war, sich zum Schutze vor jenem Winde in einen Meerbusen zu flüchten, den eine kleine Insel bildete, um dort besseres Wetter abzuwarten.

In dieselbe Bucht flüchteten sich bald darauf mit genauer Noth zwei große genuesische Lastschiffe, die von Konstantinopel kamen und derselben Gefahr zu entgehen suchten, vor welcher Landolfo geflohen war. Als die Eigenthümer jener Schiffe das kleine Fahrzeug erblickten und erfuhren, wem es gehöre, beschlossen sie, über Landolfo's Reichthümer bereits durch den Ruf belehrt, ihrer geldgierigen und räuberischen Gesinnung zufolge sich es zuzueignen. Zum Entfliehen hatten sie ihm bereits den Weg abgeschnitten, und so setzten sie denn einige von ihrer Mannschaft ans Land und schickten diese, wohl bewaffnet und mit Armbrüsten versehen, an einen Platz, von wo aus sie allen auf Landolfo's Schiffe, die nicht erschossen sein wollten, das Landen verwehren konnten. Die Last-

schiffe aber ließen sie theils von den Booten ziehen, theils kam ihnen das Meer selbst zu Hülfe, sodaß sie bis ganz nahe zu dem Fahrzeuge Landolfo's gelangten und dies mit geringer Mühe und in kurzer Zeit wegnahmen, ohne von den Ruderſklaven, die sich darauf befanden, einen Mann zu verlieren und ohne einigen Widerstand zu finden. Den Landolfo selbst brachten sie auf eines ihrer Schiffe, plünderten sein kleines Fahrzeug völlig aus und versenkten es dann, während seinem ehemaligen Eigenthümer nichts als eine ärmliche Jacke blieb.

Den Tag darauf änderte sich der Wind; die Schiffe segelten gegen Westen und verfolgten während des ganzen Tages glücklich ihre Reise; gegen Abend aber erhob sich ein heftiger Sturm, das Meer ging hoch und die beiden Schiffe wurden voneinander getrennt. Von der Gewalt dieses Windes wurde dasjenige, auf welchem sich der arme unglückliche Landolfo befand, in der Nähe der Insel Cefalonia mit größter Heftigkeit auf eine Sandbank geschleudert, daß es nicht anders als ein Glas, das wider die Mauer geworfen wird, gänzlich voneinander ging und zerschellte. Waaren aller Art, Kasten und Breter bedeckten bereits schwimmend das ganze Meer, und so suchte denn, wie es in dergleichen Fällen zu geschehen pflegt, obgleich es finstere Nacht war, wer von den armen Schiffbrüchigen zu schwimmen wußte, einen von den Gegenständen zu ergreifen, die von ungefähr in seine Nähe kamen. Obgleich nun unser unglücklicher Landolfo Tags zuvor oftmals den Tod gerufen und ihn in seinen Gedanken der Heimkehr als Bettler vorgezogen hatte, so erschrak er doch vor ihm, als er ihn jetzt vor sich sah, und ergriff, gleich den andern, ein Bret, dessen er habhaft wurde, in der Hoffnung, daß Gott ihm vielleicht, wenn er sich eine Zeit lang vor dem Ertrinken schützen könnte, noch zur Rettung verhelfen werde. So hielt er sich die Nacht hindurch, so gut er konnte, reitend auf dem Brete, während die-

ses von Wind und Wellen bald hier und bald dorthin getrieben ward.

Als der Tag endlich angebrochen war und Landolfo sich in der Runde herumsah, erblickte er nichts anderes, als Wolken und Meer und eine Kiste, die zu seinem großen Schrecken ihm mehrmals so nahe kam, daß er fürchtete, sie möchte auf ihn stoßen und ihn verletzen, weshalb er sie auch jedesmal aus allen seinen Kräften, obwol diese gering waren, mit der Hand von sich stieß. Dessenungeachtet aber geschah es, daß ein Windknoten sich plötzlich in der Luft entwickelte, auf das Meer niederfuhr und die Kiste so gewaltig traf, daß sie, gegen das Bret geschleudert, auf dem Landolfo saß, dieses und mit ihm den Landolfo tief unter das Wasser stieß. Als hierauf dieser, dem die Furcht neue Kräfte lieh, schwimmend wieder emporkam, sah er sein Bret weit von sich hinweggerissen, sodaß er fürchten mußte, nicht mehr zu ihm gelangen zu können; er wandte sich also zu der Kiste, die ihm ziemlich nahe war, legte sich mit der Brust auf den Deckel derselben und hielt sie, soviel es gehen wollte, mit den Armen aufrecht. In dieser Stellung mußte er, von dem Meere bald hier- und bald dorthin geworfen, ohne Speise, denn wo hätte er sie hernehmen sollen, aber mit mehrerem Trunke, als er wol gewünscht hätte, ohne zu wissen, wo er sich befinde und ohne etwas anderes als Meer zu sehen, diesen ganzen Tag und die folgende Nacht aushalten.

Den Tag darauf endlich gelangte er durch Gottes Willen, oder durch die Kraft der Winde getrieben, vom Wasser durchweicht wie ein Schwamm, und die Ränder der Kiste nach Art der Leute, die im Begriff zu ertrinken sich an etwas anhalten, umklammernd, an das Ufer der Insel Korfu, wo zum Glück ein armes Weib ihr Küchengeschirr eben mit dem Sande und dem salzigen Seewasser wusch und blank machte. Als diese ihn der Küste nahe kommen sah und nicht vermochte, die menschliche Gestalt an ihm zu erkennen, floh sie anfangs schreiend

und erschrocken; er aber konnte nichts zu ihr sagen, denn er hatte die Sprache ganz und fast auch das Gesicht verloren. Dennoch warf ihn das Meer gegen das Land, und die Frau erkannte nun die Gestalt der Kiste; dann blickte sie aufmerksamer hin und ward zuerst die Arme gewahr, die über die Kiste reichten, fand alsdann das Gesicht heraus und errieth endlich die Wahrheit. Sein Zustand erregte ihr Mitleid, sie ging ein paar Schritte in das Meer hinein, das inzwischen sich beruhigt hatte, und zog ihn mit der Kiste bei den Haaren ans Land. Mit Mühe machte sie seine Hände von der Küste los, lud diese ihrer kleinen Tochter, die bei ihr war, auf den Kopf und trug ihn selbst, wie ein kleines Kind, nach dem Orte. Hier brachte sie ihn in ein Bad und rieb und wusch ihn so lange mit warmen Wasser, bis die entwichene Wärme und ein Theil der verlorenen Kräfte in den Körper wieder zurückkehrten. Als es ihr Zeit zu sein schien, nahm sie ihn wieder heraus, erquickte ihn mit etwas gutem Wein und Gebackenem und pflegte ihn nach ihrem Vermögen einige Tage lang so gut, daß er wieder Kräfte gewann und sich bewußt wurde, wo er sei.

Da glaubte die gute Frau, es sei nun an der Zeit, ihm die Kiste, die ihn gerettet, wiederzugeben und ihm zu sagen, daß er ferner für sich sorgen möge. So that sie denn auch, und Landolfo, der sich an die Kiste nicht mehr erinnerte, nahm sie dennoch an, als die gute Frau sie ihm brachte, und meinte, wenn sie auch noch so wenig werth wäre, könnte sie ihm doch auf einen oder den andern Tag seinen Unterhalt verschaffen. Als er sie aber sehr leicht fand, gab er diese Hoffnung fast wieder auf, bis er eines Tages, als seine Wirthin nicht zu Hause war, um zu sehen, was in jener enthalten sei, sie aufbrach und darin viele lose und gefaßte Edelsteine fand, deren hohen Werth er sogleich erkannte, da er dergleichen Dinge einigermaßen zu beurtheilen wußte. Da wurde er wieder froh und dankte Gott, daß er ihn noch nicht ganz

habe verlassen wollen. Weil er aber zwei mal in kurzer Zeit vom Schicksale so hart getroffen war, beschloß er, wegen eines dritten males besorgt, besonders vorsichtig zu Werke zu gehen, um diese Kostbarkeiten sicher in seine Heimat bringen zu können. Zu dem Ende wickelte er sie alle, so gut es gehen wollte, in einige Lumpen und sagte zu seiner Wirthin, einer Kiste bedürfe er nicht mehr; wenn sie ihm aber einen Gefallen thun wolle, so möge sie diese behalten und ihm dafür einen Sack schenken.

Die gute Frau war dazu gern bereit; er aber dankte ihr, so herzlich er nur wußte und konnte, für die erzeigte Wohlthat, sagte ihr Lebewohl und schiffte, seinen Sack über die Schultern gehängt, in einem Boote nach Brindisi hinüber. Von hier aus ging er, immerfort längs der Küste, bis Trani, wo er einige Tuchhändler fand, die seine Landsleute waren. Diesen erzählte er alle seine Schicksale, nur daß er ihnen nichts von der Kiste berichtete, worauf sie ihn fast um Gottes willen bekleideten und ihm noch überdies ein Pferd liehen und Begleitung verschafften, um nach Ravello, wohin er reisen zu wollen erklärte, zu gelangen.

Hier erst glaubte er sich sicher und öffnete, dankbar gegen Gott, der ihn so weit gebracht, seinen Sack und fand bei genauerer Untersuchung seines Inhalts, als er sie früher hatte anstellen können, sich im Besitze so vieler und so kostbarer Edelsteine, daß er, bei angemessenem und selbst bei wohlfeilem Verkaufe derselben, mehr als noch einmal so reich war, wie zur Zeit seiner Abreise. Als er Gelegenheit gefunden hatte, die Steine zu verkaufen, sandte er der guten Frau, die ihn aus dem Meere gezogen, zum Dank für die Wohlthaten, die sie ihm erwiesen, eine bedeutende Summe Geldes nach Korfu; ein Gleiches that er den Kaufleuten, die in Trani ihn bekleidet; den Rest aber behielt er für sich und lebte damit ehrenvoll bis an sein Ende, ohne sich weiter auf Handelsunternehmungen einzulassen.

Fünfte Geschichte.

Andreuccio von Perugia kommt nach Neapel, um Pferde zu kaufen, und geräth dreimal in einer Nacht in Lebensgefahr, welcher er jedoch jedesmal entgeht und mit einem Rubin in seine Heimat zurückkehrt.

„Bei den Edelsteinen, die Landolfo gefunden", begann Fiammetta, welche die Reihe des Erzählens traf, „ist mir eine Geschichte eingefallen, die kaum weniger Gefahren enthält, darin aber von derjenigen verschieden ist, die Lauretta uns erzählt hat, daß jene sich vielleicht während mehrerer Jahre, diese aber, wie ihr hören werdet, in dem Zeitraum einer einzigen Nacht zugetragen hat."

Es lebte, wie mir erzählt worden ist, in Perugia ein junger Pferdemäkler, Namens Andreuccio di Pietro, der auf die Nachricht, daß in Neapel ein guter Pferdemarkt sei, sich fünfhundert Goldgülden in die Tasche steckte und, ohne je zuvor in der Fremde gewesen zu sein, sich mit mehreren andern Kaufleuten nach jener Stadt auf den Weg machte. An einem Sonntag mit der Dämmerung dort eingetroffen, ging er, nach den Anweisungen, die sein Wirth ihm ertheilte, am andern Morgen auf den Markt, wo er zwar viel Pferde besah, an vielen Gefallen fand und um sie feilschte, dennoch aber über keines Handelseins werden konnte. Um indeß zu zeigen, daß er wirklich zu kaufen gedenke, zog er, unvorsichtig und erfahrungslos wie er war, zu wiederholten malen vor den Augen aller, die ab- und zugingen, seine Börse voll Gold heraus. Da traf es sich denn, daß, während er so marktete und seinen Geldbeutel sehen ließ, eine junge Sicilianerin, die zwar wunderschön, aber auch für geringes Geld bereit

war, jedermann zu Willen zu sein, von ihm ungesehen, vorüberging und seine Börse ins Auge faßte. Sogleich sagte sie bei sich selber: „Wie gut wär' ich daran, wenn das Geld mein wäre", und damit ging sie weiter. Nun hatte dies Mädchen eine Alte bei sich, die gleichfalls aus Sicilien war. Sowie diese den Andreuccio gewahr ward, ließ sie ihre Herrschaft weiter gehen und lief auf jenen zu, den sie auf das zärtlichste umarmte. Das Mädchen bemerkte dies und wartete, ohne ein Wort zu sagen, in einiger Entfernung das Ende jenes Gesprächs ab. Andreuccio hatte inzwischen sich zu der Alten umgewandt, sie erkannt und mit großer Freude begrüßt. Sie versprach ihm, zu ihm in sein Wirthshaus zu kommen, und ging dann nach kurzer Unterhaltung wieder weiter. Er aber fuhr zu feilschen fort, ohne jedoch für den Morgen etwas einzukaufen.

Das Mädchen, das zuerst Andreuccio's vollen Beutel und dann seine Bekanntschaft mit ihrer Alten gesehen hatte, trug sich mit dem Gedanken, ob sie nicht ein Mittel finden könnte, jenes Geld oder wenigstens einen Theil davon zu erlangen, und frug zu dem Ende die Alte vorsichtig aus, wer der Fremde sei, was er hier suche und woher sie ihn kenne. Diese erzählte ihr alles, was die Angelegenheiten des Andreuccio betraf, kaum minder genau, als er selbst es hätte thun können; denn sie hatte lange Zeit in Sicilien und dann in Perugia bei seinem Vater gedient. Ebenso gab sie über seine Wohnung und den Zweck seiner Reise ihr die nöthige Auskunft. Wie das Mädchen solchergestalt seine ganze Verwandtschaft und deren Namen hinreichend kennen gelernt hatte, baute sie auf diese Kenntniß eine sinnreiche Erfindung, durch welche sie ihren Zweck zu erreichen dachte. Zu dem Ende gab sie der Alten, sobald sie zu Hause gekommen war, Bestellungen für den ganzen Tag zu verrichten, damit sie nicht mehr zum Andreuccio gehen sollte, und schickte dann ein kleines Mädchen, das sie zu dergleichen Diensten gar

gut angelehrt hatte, gegen Abend in das Wirthshaus, wo Andreuccio wohnte. Die Kleine fand jenen zum Glück selber, wie er allein an der Thür stand, und frug ihn nach ihm selbst. Wie er ihr nun sagte, er sei es, zog sie ihn beiseite und sagte: „Herr, eine Edeldame aus dieser Stadt möchte, wenn es Euch gefällig wäre, gern mit Euch reden.“ Andreuccio dachte bei diesen Worten einen Augenblick nach, und da er sich für einen hübschen Burschen hielt, vermuthete er, die Edeldame werde in ihn verliebt sein, als ob es damals in Neapel keine andern hübschen Leute gegeben hätte. So antwortete er denn schnell, er sei bereit, und fragte nur, wo und wann jene Dame ihn sprechen wolle. „Herr“, erwiderte die Kleine, „wenn es Euch gefällig wäre zu kommen, so erwartet sie Euch schon in ihrer Wohnung.“ Andreuccio versetzte sogleich, ohne auch nur dem Wirthe ein Wort zu sagen: „So geh' denn voraus, ich werde dir folgen.“

Auf diese Weise führte die Kleine ihn in das Haus jenes Mädchens, welches in einer Straße, das finstere Loch benannt, gelegen war, deren Anständigkeit schon der Name errathen läßt. Andreuccio freilich wußte und ahnete davon nichts und trat, in der Meinung, an einen völlig ehrbaren Ort und zu einer liebenswürdigen Dame zu gehen, nach dem Vorgange der Kleinen unbefangen in das Haus ein. Da die Kleine ihrer Gebieterin bereits zugerufen hatte: „Hier kommt Andreuccio“, so trat diese, als er hinaufstieg, an das obere Ende der Treppe. Sie war noch ziemlich jung, schlank gewachsen und von schönem Gesicht, dabei vornehm gekleidet und geschmückt. Als Andreuccio ihr näher kam, ging sie ihm mit offenen Armen auf drei Stufen entgegen, schlang jene fest um ihn und verweilte, wie von ausbündiger Zärtlichkeit übermannt, einige Zeit in dieser Stellung, ohne ein Wort zu sagen. Dann küßte sie ihm weinend die Stirn und sagte mit gerührter Stimme: „O mein Andreuccio, sei

mir willkommen.“ Dieser war über so feurige Liebkosungen ziemlich verwundert und sagte ganz erstaunt: „Madonna, ich freue mich Eurer Bekanntschaft. Sie aber nahm ihn bei der Hand und führte ihn in ihren Saal hinauf, von wo sie, ohne ein Wort zu sprechen, mit ihm in ihre Stube ging, die von Rosen, Orangenblüten und andern Wohlgerüchen auf das köstlichste duftete. Hier sah Andreuccio ein Bette mit herrlichen Vorhängen, viele Kleider, die nach dem Landesgebrauch auf Rechen umherhingen, und andere schöne und kostbare Geräthe in Menge, um welcher Dinge willen er, als ein Neuling, nicht zweifeln zu dürfen glaubte, daß sie eine gar vornehme Dame sein müsse.

Als sie sich nun miteinander auf einen Kasten am Fuße ihres Bettes niedergesetzt hatten, fing sie also zu ihm zu sprechen an: „Andreuccio, ich weiß gewiß, daß, weil du mich nicht kennst und vielleicht niemals von mir reden gehört hast, du dich über die Liebkosungen, mit denen ich dich empfange, und über meine Thränen gleich sehr verwunderst; noch mehr aber möchtest du vielleicht über das erstaunen, was du jetzt hören wirst, daß ich nämlich deine Schwester bin. Ich sage dir aber, seit mir Gott die Gnade erzeigt hat, daß ich vor meinem Tode einen meiner Brüder zu sehen bekommen habe (und was gäb' ich nicht drum, euch alle zu sehen), werde ich beruhigt aus der Welt gehen. mag ich sterben, wann ich will. Doch von dem allen hast du vielleicht in deinem Leben nichts vernommen, und so will ich dich denn darüber belehren. Pietro, dein und mein Vater, lebte, wie du wol erfahren haben solltest, lange Zeit in Palermo und wurde und wird dort von allen, die ihn kannten, wegen seiner Herzensgüte und Liebenswürdigkeit sehr geliebt. Doch unter allen andern, die ihm noch so geneigt waren, liebte ihn meine Mutter, die von adelichem Geschlechte ist und damals verwitwet war, am meisten und wurde, ohne den Zorn ihres Vaters und ihrer Brüder

und ihre eigene Ehre zu achten, mit ihm so vertraut, daß ich auf die Welt kam und so geworden bin, wie du mich siehst. Dann aber traten Umstände ein, um derentwillen Pietro Palermo verließ und nach Perugia zurückkehrte, und so ließ er mich denn als ein kleines Kind mit meiner Mutter zurück und hat sich, so viel mir bekannt geworden ist, seit der Zeit weder um sie noch um mich bekümmert. Wäre er nicht mein Vater, so würde ich ihn wegen dieses Betragens auf das ernstlichste tadeln, wenn ich, der Liebe zu geschweigen, die er für mich als seine Tochter, welche ihm von keiner Magd und von keinem gemeinen Weibsbilde geboren, hätte hegen sollen, nur seine Undankbarkeit gegen meine Mutter bedenke, die allein von treuer Liebe bewogen, und selbst ohne zu wissen, wer er sei, sich und zugleich alles, was ihr gehörte, seinen Händen anvertraute. Doch, was hilft das? Was einmal versehen ist, besonders, wenn es vor langer Zeit geschah, ist viel leichter zu tadeln, als zu bessern. Genug, es war so. Er ließ mich als ein kleines Kind in Palermo zurück, und da bin ich denn ziemlich so weit herangewachsen, als du mich siehst, bis meine Mutter mich an einen Girgentiner, einen guten Mann von edlem Hause, verheirathete, der, meiner Mutter und mir zu Liebe, gleichfalls nach Palermo zog. Weil aber mein Mann sehr guelfisch gesinnt ist, so ließ er sich in geheime Verständnisse mit unserm König Karl ein. Ehe diese indeß noch zur Ausführung gebracht werden konnten, hatte König Friedrich schon Nachricht davon bekommen, und wie ich eben dachte, die erste Dame zu werden, die jemals auf jener Insel gelebt hat, mußten wir fliehen. So nahmen wir denn das wenige mit uns, das wir erlangen konnten, denn wenig war es in Vergleich mit dem vielen, das wir besessen hatten, ließen Herrschaften und Paläste zurück und flüchteten uns hierher, wo König Karl sich gegen uns so dankbar beweist, daß er uns einen Theil des Schadens vergütet, den wir um seinetwillen erlitten, und Landgüter

und Häuser in Menge geschenkt hat, wie er denn auch noch fortwährend meinem Manne, deinem Schwager, so große Einkünfte gewährt, als du zu sehen Gelegenheit haben wirst. Auf solche Weise bin ich denn hierher gekommen, wo ich es Gott und nicht dir verdanke, dich, geliebtester Bruder, gefunden zu haben." Und mit diesen Worten fing sie aufs neue an, ihn zu umarmen und küßte ihm unter Thränen auf das zärtlichste seine Stirn.

Wie Andreuccio diese Fabel so zusammenhängend und unbefangen von dem Mädchen vortragen hörte, der freilich niemals ein Wort auf den Lippen erstarb, noch die Zunge versagte, wie er sich ferner erinnerte, sein Vater sei wirklich in Palermo gewesen, und wie er dabei nach eigener Erfahrung die Sitten der Jugend erwog, die gern zu lieben geneigt ist, wie er endlich die Thränen der Rührung, die Umarmungen und die keuschen Küsse des Mädchens fühlte, maß er ihren Worten den vollkommensten Glauben bei und sagte, sobald sie schwieg: „Madonna, mein Erstaunen kann Euch nicht anders als natürlich erscheinen, wenn Ihr bedenken wollt, daß mein Vater, was immer der Grund davon gewesen sein mag, entweder von Eurer Mutter und von Euch überall nicht geredet hat, oder, wenn er es gethan haben sollte, mir wenigstens nichts davon zu Ohren gekommen ist; sodaß ich von Euch nicht mehr wußte, als wenn Ihr gar nicht auf der Welt wäret. Je mehr ich aber allein stand, und je weniger ich mich dessen versehen konnte, um desto lieber ist mir nun, in Euch eine Schwester gefunden zu haben. Und wahrlich, ich wüßte nicht, wie Ihr dem Vornehmsten anders als lieb und werth sein könntet; wie viel mehr also seid Ihr es mir, der ich ein geringer Handelsmann bin. Doch über eines bitte ich Euch, mir noch Aufschluß zu geben: wie habt Ihr erfahren, daß ich hier sei?" Darauf erwiderte sie: „Heute morgen erzählte mir es eine arme Frau, die bei mir ein- und auszugehen pflegt, weil sie, nach ihrer Versicherung, bei unserm gemeinschaftlichen

Vater in Palermo und Perugia lange Zeit gedient hat, und, hätte ich es nicht für ziemlicher gehalten, daß du zu mir in mein eigenes Haus kämest, als ich zu dir in ein fremdes, so wäre ich längst schon bei dir gewesen." Nun fing sie an, ihn auf das genaueste nach allen seinen Verwandten namentlich zu befragen, worauf ihr Andreuccio vollen Bescheid gab und um dessenwillen nur immer mehr glaubte, was ihm nicht zu glauben gesünder gewesen wäre.

Als diese Gespräche eine Weile gedauert hatten, und die Hitze fortwährend groß war, ließ das Mädchen griechischen Wein und Gebackenes bringen und Andreuccio zu trinken geben. Dazwischen war die Essenszeit herangekommen und Andreuccio wollte nach Hause gehen; sie aber gab es durchaus nicht zu, stellte sich höchlichst gekränkt darüber, umarmte ihn und sagte: „Ja, nun sehe ich wohl, wie wenig du dir aus mir Aermsten machst! Nicht für möglich sollte man es halten; du bist bei deiner Schwester, die du in deinem Leben noch nicht gesehen hast, und in ihrem eigenen Hause, wo du gleich bei deiner Ankunft hättest absteigen sollen, und nun willst du sie wieder verlassen, um ins Wirthshaus zum Essen zu gehen. Wenn auch mein Mann nicht zu Hause ist, so leid wie mir's thut, so werde ich doch wol, nach den schwachen Kräften einer Frau, dir einige Ehre zu erweisen wissen." Andreuccio wußte darauf weiter nichts zu erwidern und sagte: „Ich habe Euch so lieb, als man eine Schwester haben soll; wenn ich aber nicht nach Hause gehe, wird man mich den ganzen Abend zu Tische erwarten und mein Ausbleiben für eine Unhöflichkeit gelten." „Nun, gottlob", erwiderte sie dagegen, „habe ich denn niemand in meinem Hause, um sagen zu lassen, daß man nicht auf dich warten soll? Höflicher aber wäre es gegen mich, und im Grunde nur deine Schuldigkeit, wenn du deinen Gefährten sagen ließest, sie sollten hierher zum Abendessen kommen; dann könntet ihr nachher, wenn ihr anders wolltet, in Gesellschaft nach Hause gehen." Andreuccio

erwiderte, die Gefährten möchte er für den Abend nicht; da sie es aber einmal so haben wolle, solle sie nach Gefallen über ihn selbst verfügen. Darauf that sie, als ließe sie ins Wirthshaus sagen, daß man ihn nicht zum Essen erwarten möchte, und nach mancherlei andern Gesprächen setzten sie sich zu Tische, wo sie auf das glänzendste mit zahlreichen Schüsseln bedient wurden, und durch die List des Mädchens das Essen bis tief in die Nacht hinein sich ausdehnte.

Als sie endlich vom Tische aufgestanden waren und Andreuccio nach Hause gehen wollte, erklärte sie, daß sie das keineswegs zugeben werde. Neapel sei überhaupt nicht, am wenigsten aber für einen Fremden, der Ort, um nachts darin umherzugehen, und, wie sie habe sagen lassen, daß man ihn nicht zum Essen erwarten solle, habe sie ein Gleiches auch in Betreff des Nachtlagers gethan. Er glaubte nicht allein dies alles, sondern fand auch in seinem falschen Wahne an der Gesellschaft des Mädchens großen Gefallen und blieb. Auch nach Tische spann sie nicht ohne Absicht mancherlei Gespräche noch lange aus, und erst als ein bedeutender Theil der Nacht vorüber war, ließ sie Andreuccio mit einem kleinen Kinde, das ihm zeigen sollte, was er etwa brauchen könnte, in der Stube zurück und ging mit ihren Dienerinnen in ein anderes Zimmer.

Die Hitze war noch immer groß, und deshalb warf Andreuccio, sobald er sich allein sah, die Kleider ab, zog die Hosen aus und legte diese unter das Kopfkissen. Da nun aber die Anforderungen der Natur ihn nöthigten, sich der überflüssigen Last des Leibes zu entledigen, frug er das Kind, wo er das thun könne, und dieses zeigte ihm eine Thür auf der einen Seite des Zimmers und sagte: „Geht nur dort hinein.“ Andreuccio schritt unbefangen vorwärts, setzte aber unglücklicherweise den Fuß auf ein Bret, das auf der entgegengesetzten Seite losgegangen war, und fiel mit ihm zugleich hinab. So gnädig war ihm aber Gott, daß er sich, wie hoch er auch

hinunterfiel, doch im Fallen keinen Schaden that, obgleich er von dem Schmuze, der jenen Ort erfüllte, ganz bedeckt ward. Damit ihr aber das eben Gesagte, und was ich noch hinzuzufügen habe, besser verstehen möget, will ich euch näher bezeichnen, wie jener Ort beschaffen war. Es waren in einem engen Gäßchen auf zwei Balken, die man, wie wir unter ähnlichen Umständen es oft geschehen sehen, zwischen den gegenüberstehenden Häusern eingeklemmt hatte, einige Breter befestigt und auf diesen die Anstalt zum Sitzen angebracht. Eines dieser Breter war es nun, mit dem Andreuccio hinunterfiel. Zwar rief er aus der Tiefe des Gäßchens, erschrocken über seinen Unfall, nach dem Kinde, aber dieses war, sobald es ihn fallen gehört hatte, zu seiner Gebieterin geeilt und hatte dieser, was geschehen sei, erzählt. Sogleich lief das Mädchen in die Stube, um zu sehen, ob Andreuccio's Kleidungsstücke da seien, und sobald sie diese und mit ihnen den Geldbeutel, den er aus thörichter Besorgniß immer bei sich führte, gefunden und nun den Zweck erreicht sah, um dessenwillen sie, die Palermitanerin, sich zu der Schwester eines Peruginers gemacht und ihre Schlingen gelegt hatte, bekümmerte sie sich nicht mehr um jenen, sondern schloß die Thür eilends zu, aus welcher er herausgetreten war, als er fiel.

Andreuccio rief inzwischen, da ihm das Kind nicht antwortete, immer stärker, doch half es ihm nichts. Nun erst fing er an, bedenklich zu werden und allzuspät zu errathen, daß er betrogen worden sei. Er kletterte über die kleine Mauer, welche dies Gäßchen von der Straße trennte, ging an die Hausthür, die ihm noch wohl bekannt war, klopfte und rüttelte lange daran und rief hinauf, aber alles vergebens. Jetzt sah er sein Unglück klar ein und weinte und sagte: „Ach, Himmel, in wie kurzer Zeit habe ich eine Schwester und fünfhundert Goldgulden eingebüßt!“ In der Weise redete er noch weiter und fing dann wieder an, zu klopfen und zu rufen. So

machte er denn solch einen Lärm, daß viele der nächsten Nachbarn darüber erwachten, und als sie es nicht mehr aushalten konnten, aus dem Bette aufstanden. Inzwischen kam eine Magd des Mädchens ans Fenster und stellte sich ganz schläfrig und sagte höhnisch: „Wer pocht denn dort unten?“ „Kennst du mich denn nicht?“ sagte Andreuccio, „ich bin ja Andreuccio, der Bruder der Madonna Fiordaliso.“ Jene aber antwortete: „Guter Freund, wenn du zu viel getrunken hast, so geh und schlafe und komm morgen früh wieder. Ich weiß nicht, von was für einem Andreuccio du redest, noch was du sonst schwatzest; nun geh mit Frieden und sei so gut und laß uns schlafen.“ „Wie“, sagte Andreuccio, „du weißt nicht, wovon ich rede? Nun, wenn es mit den sicilianischen Verwandtschaften so steht, so gib mir wenigstens die Kleider wieder, die oben geblieben sind, und ich will gern gehen.“ Zur Antwort lachte ihm die Magd beinahe ins Gesicht und sagte: „Guter Freund, ich glaube, du redest im Traume“, und dies sagen und sich umdrehen und das Fenster zuschlagen, war eins.

Als dem Andreuccio nun gar kein Zweifel übrig blieb, daß er betrogen sei, ärgerte er sich so sehr, daß sein heftiger Zorn sich fast zur Wuth steigerte, und er beschloß, was er mit Gutem nicht erlangen konnte, mit Gewalt durchzusetzen. Zu dem Ende ergriff er einen großen Stein und fing an, mit viel heftigern Schlägen als zuvor, gewaltsam an die Thür zu schlagen. Darüber kamen mehrere der Nachbarn, die vorher schon erwacht und aufgestanden waren, in der Meinung, irgendein ungezogener Mensch wolle mit lügenhaften Worten das arme Frauenzimmer ärgern, aufgebracht über das Pochen, das er verführte, ans Fenster und schrien, nicht anders als alle Hunde von einer Gasse einen fremden Hund anbellen: „Das ist sehr ungeschliffen, um diese Stunde die armen Weiber mit solchem Geschwätze in ihrem eigenen Hause zu stören. Geh mit Gott, guter Freund, und sei so gut und laß uns schlafen, und wenn du was mit ihr zu thun hast, so

komm du morgen wieder; in der Nacht aber laß uns ungeschoren." Diese Worte mochten es sein, die einen Menschen, der drinnen im Hause war und, ohne daß Andreuccio ihn zuvor gesehen, bei dem Mädchen Kupplerdienste versah, dreist genug machten, daß er ans Fenster trat und mit einer gewaltigen, wilden und zornigen Stimme herunterrief: „Wer ist da?" Wie Andreuccio bei diesem Rufe in die Höhe blickte, begriff er leicht, so wenig er auch in der Dunkelheit erkennen konnte, daß mit dem nicht viel zu spaßen sei, solch einen gewaltigen schwarzen Bart hatte er herunterhängen, und dabei gähnte er und rieb sich die Augen, als ob er aus dem Bette und von tiefem Schlafe aufgestanden wäre. Darum antwortete er nicht ohne Furcht: „Ich bin ein Bruder von der Dame, die hier drinne wohnt." Jener aber wartete nicht ab, daß Andreuccio seine Antwort vollendete, sondern rief noch viel grimmiger als zuvor: „Ich weiß nicht, was mich abhält, daß ich nicht hinunterkomme und dich widerwärtigen, besoffenen Esel, der du sein mußt, daß du uns diese Nacht nicht schlafen läßt, so lange durchprügle, als du noch ein Glied rühren kannst", und mit den Worten drehte er sich herum und schlug das Fenster zu. Ein paar Nachbarn, die über diesen Menschen besser Bescheid wußten, sagten jenem nun ganz freundlich: „Um Himmels willen, guter Freund, geh mit Gott und laß dich hier nicht todt schlagen; es ist zu deinem Besten, wenn du gehst."

War Andreuccio zuerst über die Stimme und den Anblick des Menschen erschrocken, so bewog ihn jetzt das Zureden dieser Leute, die nur aus Mitleiden so zu sprechen schienen, noch mehr, und verdrießlich, wie ein Mensch es nur sein kann, und außer sich über das verlorene Geld ging er nach der Richtung, von wo er, ohne zu wissen wohin, am Abende zuvor der Kleinen gefolgt war, um sein Wirthshaus wieder aufzusuchen. Weil ihm aber selbst der Gestank, der von ihm ausging, unerträglich war, bog er, in der Absicht, sich nach dem Meere zu wenden und

sich dort zu baden, links in eine Straße ein, die Ruga Catalana genannt wird. Während er so dem höhern Theile der Stadt zugewandt war, sah er zwei Leute, mit einer Laterne in der Hand, ihm in einiger Entfernung entgegenkommen. In der Meinung, daß es vielleicht Häscher oder andere Leute sein möchten, die Böses im Schilde führten, verbarg er sich vor ihnen in ein wüstes Haus, das er in der Nähe sah. Jene aber folgten ihm in eben jenes Gebäude nicht anders auf dem Fuße nach, als wenn sie ausdrücklich dorthin zu gehen beschieden wären. Hier legte der eine von ihnen allerhand eiserne Werkzeuge, die er auf der Schulter hatte, nieder und fing an, sie mit dem andern zu besehen und mancherlei darüber mit ihm zu sprechen.

Während sie noch so redeten, sagte der eine: „Was das nur zu bedeuten haben muß, ich rieche den abscheulichsten Gestank, der mir in meinem Leben vorgekommen ist." Bei diesen Worten hob er die Laterne ein wenig in die Höhe, und da sahen sie denn beide den armen Andreuccio und riefen ganz erstaunt: „Wer da?" Andreuccio schwieg; sie aber hielten ihm das Licht näher ins Gesicht und frugen, was er so schmuzig, wie er sei, dort mache. Andreuccio erzählte ihnen nun alles, was ihm begegnet war, und sie erriethen leicht, wo es ihm so gegangen sein mochte, und sagten zueinander: „Das ist gewiß bei Scarabone Buttafuoco geschehen." Darauf sagte der eine zu Andreuccio: „Guter Freund, wenn du gleich dein Geld verloren hast, so kannst du dennoch Gott nicht genug dafür danken, daß du den Fall gethan und in das Haus nicht wieder hast hineinkommen können; denn halte dich überzeugt, daß, wenn du nicht gefallen wärest, man dich umgebracht hätte, sobald du eingeschlafen warst, und dann hättest du Geld und Leben zusammen eingebüßt. Was hilft dir es aber jetzt, darüber zu weinen? Ebenso leicht kannst du dir die Sterne vom Himmel herunterholen, als einen Kreuzer von dem Gelde. Todt geschlagen

aber kannst du werden, wenn er hört, daß du jemand ein Wort davon sagst." Nach diesen Worten besprachen sie sich eine Weile miteinander und sagten dann zu ihm: „Weißt du was, du dauerst uns, und willst du uns bei etwas helfen, das wir eben thun wollen, so denken wir, auf dein Theil soll wol noch viel mehr kommen, als was du eben eingebüßt hast." Andreuccio antwortete in der Verzweiflung, er sei zu allem bereit.

Nun war an eben jenem Tage der Erzbischof von Neapel, der Filippo Minutolo geheißen hatte, mit kostbaren Kleinodien geschmückt und mit einem Rubin am Finger begraben worden, der über fünfhundert Goldgülden werth war. Diese Leiche wollten jene berauben und theilten jetzt ihre Absicht dem Andreuccio mit. Andreuccio machte sich, mehr der Gewinnsucht als der Vernunft Gehör gebend, mit ihnen auf den Weg. Während sie aber in der Richtung nach der Hauptkirche weiter gingen, sagte der eine, dem der Gestank zu arg wurde, welchen Andreuccio verbreitete: „Könnten wir denn nicht Rath schaffen, daß sich der irgendwo ein bischen wüsche und nicht mehr so schrecklich stänke?" Darauf sagte der andere: „Wir sind hier dicht bei einem Brunnen, an dem gewöhnlich eine Rolle und ein großer Eimer zu hängen pflegen; da können wir hingehen und ihn waschen." Wie sie zu dem Brunnen kamen, fanden sie zwar den Strick, der Eimer aber war weggenommen. Da beschlossen sie denn, ihn an den Strick zu binden und in den Brunnen hinunterzulassen; unten sollte er sich waschen, und wenn er damit fertig wäre, an dem Stricke schütteln, damit sie ihn wieder heraufzögen. So thaten sie auch wirklich; als sie ihn aber kaum in den Brunnen hinuntergelassen hatten, kamen von ungefähr ein paar Häscher, die darüber, daß sie jemand bei der großen Hitze nachgelaufen waren, Durst bekommen hatten, an jenen Brunnen, um zu trinken. Sobald Andreuccio's neue Gesellen diese erblickten, liefen sie sogleich davon, ohne daß die Häscher, die kamen, um

ihren Durst zu löschen, sie gesehen hätten. Inzwischen hatte sich Andreuccio gewaschen und zog an dem Stricke, jene aber legten ihre Schilde, ihre Waffen und Röcke ab und fingen, in der Meinung, daß an dem Stricke der volle Eimer befestigt sei, emporzuwinden an. Wie Andreuccio dem Brunnenrande nahe war, ließ er den Strick los und faßte jenen mit beiden Händen; die Häscher aber erschraken darüber so sehr, daß sie, ohne ein Wort zu sagen, den Strick fahren ließen und so schnell sie nur konnten davon liefen. Andreuccio wußte sich das nicht zu erklären, und hätte er sich nicht so fest gehalten, so wäre er gewiß hinuntergestürzt und hätte sich vermuthlich stark beschädigt, wenn er anders mit dem Leben davongekommen wäre. So aber kletterte er heraus und erstaunte nur noch immer mehr, als er jene Waffen fand, von denen er wußte, daß seine Gesellen dergleichen nicht getragen hätten.

In solchen Zweifeln und Ungewißheit schalt er auf sein Schicksal und beschloß, ohne daß er von den Sachen etwas angerührt hätte, den Ort zu verlassen, obgleich er nicht wußte, wohin er gehen sollte. Unterwegs begegneten ihm indeß die beiden Gesellen, die eben zurückkamen, um ihn aus dem Brunnen zu ziehen, und nun, als sie seiner ansichtig wurden, verwundert ihn frugen, wie er herausgekommen sei. Andreuccio sagte ihnen, er wisse es selbst nicht, und erzählte ihnen der Reihe nach, was sich zugetragen und was er außerhalb des Brunnens gefunden habe. Dadurch erriethen jene lachend den Zusammenhang der Sache und sagten ihm, warum sie geflohen wären und wer es gewesen sei, der ihn heraufgezogen.

Da inzwischen Mitternacht herangekommen war, gingen sie, ohne mit weitern Gesprächen sich aufzuhalten, geradeswegs nach der Hauptkirche, öffneten mit geringer Mühe die Thüren, hoben, bei dem großen marmornen Denkmale angelangt, den Deckel desselben, so schwer er war, mit ihren Brecheisen weit genug in die Höhe, daß

ein Mann hineinkriechen konnte, und stützten ihn sodann auf einen eisernen Pflock. Darauf sagte der eine: „Wer soll denn aber nun hinein?“ „Ich nicht“, entgegnete der andere. „Ich mag auch nicht“, sagte der erste; „Andreuccio kann ja hineinkriechen.“ „Das werde ich wol bleiben lassen“, sagte dieser. „Wie“, antworteten die beiden; „du hast keine Lust hineinzugehen? Wahrhaftig, du sollst hinein, oder wir werden dir mit einer von diesen Eisenstangen soviel auf den Kopf geben, daß du todt liegen bleiben sollst.“ Andreuccio mußte nun aus lauter Furcht wol hineinkriechen; als er aber drinnen war, dachte er bei sich selbst: die haben mich hineingeschickt, um mich zu betrügen; denn, sobald ich ihnen alles hinausgegeben habe, und dann mühsam wieder aus dem Sarge krieche, werden sie hingehen, wohin sie Lust haben, und mir wird gar nichts übrig bleiben. So beschloß er denn, für sich selbst im voraus zu sorgen, und dachte dabei an den kostbaren Ring, von dem er reden gehört hatte. Diesen also zog er der Leiche des Erzbischofs, sowie er sie erreicht hatte, vom Finger nnd steckte ihn sich selber auf. Dann gab er jenen Bischofstab und Mütze und Handschuh, entkleidete die Leiche bis aufs Hemde, reichte ihnen alles heraus und sagte, weiter sei nichts da. Die andern versicherten, der Ring müsse da sein, und hießen ihn überall suchen, er aber gab vor, ihn nicht zu finden, stellte sich, als suche er ihn, und hielt sie eine Weile hin. Jene aber, die draußen geblieben, waren ebenso schlau als er, trieben ihn ferner zum Suchen an und zogen zu gelegener Zeit den Pflock weg, der den Deckel emporhielt, und entflohen dann, während jener in dem Grabmale eingeschlossen blieb.

Wie dem Andreuccio dabei zu Muthe wurde, kann sich ein jeder denken. Zwar versuchte er zu wiederholten malen, mit Kopf und Schultern den Deckel emporzuheben; doch war alle Mühe umsonst, und er fiel endlich, vom Schmerze übermannt, auf den todten Körper des

Erzbischofs ohnmächtig nieder, sodaß, wer beide in diesem Augenblicke gesehen hätte, schwerlich im Stande gewesen wäre zu erkennen, ob der Erzbischof oder er der mehr todte sei. Als er aber wieder zu sich kam, fing er bitterlich zu weinen an, indem ihm einleuchtete, daß für ihn keine andere Aussicht sei, als entweder, wenn niemand komme, um ihm das Grabmal zu eröffnen, dort vor Hunger und vor Gestank mitten unter den Würmern jener Leiche zu sterben, oder, wenn jemand dazu komme und ihn dort finde, als Dieb gehangen zu werden.

Während er noch gar trübsinnig solcherlei Gedanken nachhing, hörte er in der Kirche gehen und viele Leute miteinander reden, welche, wie er zu seinem Schrecken vermuthete, in derselben Absicht kamen, die ihn und seine Gefährten hergeführt hatte. Als aber jene das Grabmal eröffnet und aufgestützt hatten, stritten sie miteinander, wer hineinkriechen sollte, und keiner wollte. Endlich und nach langem Zanke sagte ein Pfaffe: „Was fürchtet ihr euch denn? Denkt ihr, er wird euch fressen? Die Todten beißen niemand. Ich will selber hinein.“ Und mit diesen Worten stützte er die Brust auf den Rand des Sarkophags und streckte, den Kopf nach außen gewandt, die Beine hinein, um sich dann hinunterzulassen. Als Andreuccio das sah, richtete er sich auf und faßte den Pfaffen bei einem Beine, als ob er ihn niederziehen wollte. Kaum aber fühlte das der Geistliche, so schrie er laut auf und sprang mit einem Satze aus dem Sarge. Darüber erschraken denn wieder die übrigen so sehr, daß sie davon liefen, als ob hunderttausend Teufel hinter ihnen drein wären. Wie Andreuccio das gewahr wurde, kroch er, froher, als er je gehofft hatte, sogleich aus dem Grabmale, das jene offen gelassen, heraus und verließ die Kirche auf demselben Wege, auf welchem er gekommen war. Inzwischen war der Morgen fast herangekommen, und Andreuccio gelangte, den Ring am Finger, an das Meeresufer und von da in sein Wirthshaus, wo seine

Gefährten und der Wirth die ganze Nacht über um seinerwillen in Angst gewesen waren. Er erzählte ihnen, was ihm begegnet war, und auf den Rath des Wirthes wurde für gut befunden, daß er Neapel sogleich verlassen sollte. So that er denn auch schleunig und kehrte nach Perugia zurück, nachdem er das seinige, statt Pferde zu kaufen, wie seine Absicht gewesen, in einem Ringe angelegt hatte.

Sechste Geschichte.

Madonna Beritola verliert ihre zwei Söhne, wird dann mit zwei kleinen Rehen auf einer Insel gefunden und geht nach Lunigiana. Hier tritt einer ihrer Söhne bei dem Landesherrn in Dienste, beschläft dessen Tochter und wird gefangen gesetzt. Inzwischen empört sich Sicilien gegen den König Karl, der Sohn wird von seiner Mutter erkannt und heirathet die Tochter seines Herrn; der Bruder findet sich ebenfalls wieder, und beide werden wieder vornehme Leute.

Die Damen und die jungen Männer hatten gleichmäßig über die Abenteuer des Andreuccio, die Fiammetta erzählt hatte, gelacht, und Emilie begann, als die Geschichte beendigt war, auf Befehl der Königin also:

Bitter und beschwerlich sind uns die mannichfachen Wechsel des Glücks, und wir können nicht von ihnen reden hören, ohne daß unsere Seelen von dem Schlummer, in den sie leicht bei seinen Gunstbezeigungen verfallen, erweckt werden. Deshalb meine ich auch, daß Glückliche sowol als Leidende gern solchen Erzählungen zuhören sollten, welche die ersten lehren, auf ihrer Hut zu sein und die letztern trösten. Und so will ich denn, so Erstaunliches auch von meinen Vorgängern gesagt worden ist, euch eine Geschichte erzählen, die nicht minder

wahr als rührend ist und in der die Leiden so groß und so anhaltend waren, daß ich, wenn ihnen gleich ein frohes Ende folgte, mir doch kaum einreden kann, jene seien von dem spätern Glück jemals völlig versüßt worden.

Wisset nämlich, liebe Mädchen, daß nach dem Tode Kaiser Friedrich II. Manfred zum König von Sicilien gekrönt ward und daß bei diesem ein Edelmann aus Neapel, Namens Arrighetto Capece, in hohem Ansehen stand, der mit Beritola Caracciola, einer schönen Neapolitanerin von guter Familie, verheirathet war. Während dem Arrighetto die Regierung der Insel von Manfred anvertraut war, erfuhr er, dieser sei zu Benevent vom König Karl besiegt und getödtet worden, und das ganze Königreich wende sich dem letztern zu. Da er nun in die unsichere Treue der Sicilianer geringes Vertrauen setzte und dem Feinde seines Fürsten nicht gehorchen wollte, schickte er sich zur Flucht an. Indeß bekamen die Sicilianer von seiner Absicht Kunde, setzten schleunig ihn und noch viel andere Freunde und Diener des Königs Manfred fest und übergaben diese und dann auch den Besitz der Insel dem König Karl.

Madonna Beritola, die in so großem Umsturze der Dinge nicht wußte, was aus Arrighetto geworden sei, ließ, wegen dessen, was sich bereits zugetragen, in fortwährender Furcht und besorgt, daß ihre Ehre gekränkt werden könnte, alles ihr Gehörige zurück und floh mit ihrem etwa achtjährigen Sohne Giuffredi auf einem Kahne schwanger nach Lipari, wo sie einen andern Knaben gebar und diesen Scacciato nannte. Darauf nahm sie eine Amme und bestieg mit allen ein kleines Schiff, um zu ihren Verwandten nach Neapel zurückzukehren. Doch ging es nicht nach ihrem Wunsche; das Fahrzeug, das nach Neapel bestimmt war, wurde von der Gewalt des Sturmes nach der Insel Ponza getrieben, wo die Schiffer in einen kleinen Meerbusen einliefen und günstigeres Wetter abwarteten. Frau Beritola stieg, gleich den übrigen, auf

der Insel ans Land und suchte sich einen einsamen und abgelegenen Platz aus, wo sie sich ganz allein niedersetzte und ihren Arrighetto beweinte. So that sie jeden Tag, und da geschah es denn, daß, als sie einmal ohne Wissen der Matrosen und andern Reisegefährten sich in ihre Klagen vertieft hatte, eine Galeere voll Korsaren jene überfiel und alle ohne Widerstand gefangen davonführte.

Als Frau Beritola ihr tägliches Wehklagen geendet hatte, kehrte sie nach ihrer Gewohnheit zum Ufer und, wie sie glaubte, zu ihren Kindern zurück, aber sie fand niemand. Anfangs wunderte sie sich darüber, dann aber ahnete sie plötzlich, was geschehen sein könne, blickte hinaus auf das Meer und sah die Galeere, die sich noch nicht weit entfernt hatte, ihr Schiffchen hinter sich herziehen. Da wurde es ihr denn nur allzuklar, daß sie zu dem Manne nun auch die Kinder verloren habe, und hier arm, allein und verlassen, ohne Hoffnung, jemand der ihrigen wiederzufinden, zurückgeblieben sei. Und so fiel sie, laut nach Mann und Kindern rufend, ohnmächtig am Ufer nieder. Da war aber niemand, der mit frischem Wasser oder andern Mitteln ihre entschwundenen Kräfte hätte zurückrufen können, und ihre Lebensgeister hatten alle Muße, wohin es ihnen gefiel, in der Irre umherzuschweifen. Als aber ihr unglücklicher Körper mit den Thränen und dem Wehklagen zugleich seine Kräfte wieder gewann, rief sie aufs neue lange nach ihren Kindern und suchte sie in jeder Höhle der Insel. Endlich aber mußte sie selbst einsehen, alle ihre Mühe sei umsonst, und als die Nacht herankam, begann sie, noch immer hoffend, ohne selbst zu wissen auf was, um sich bekümmert zu werden, verließ das Ufer und barg sich in der Höhle, wo sie zu weinen gewohnt war.

Nach einer unter Angst und unsaglichen Thränen verlebten Nacht fühlte sie am andern Morgen, als die Sonne schon seit mehr als drei Stunden am Himmel stand, da sie am vorhergehenden Abend nichts genossen,

sich vom Mangel genöthigt, nun mit Kräutern ihren Hunger zu mildern. Am Ende dieser kümmerlichen Mahlzeit hing sie weinend mancherlei Gedanken über ihr künftiges Leben nach, und während sie noch so fort sann, sah sie, ganz in ihrer Nähe, ein Reh in eine Höhle gehen und nach einiger Zeit wieder herauskommen und in den Wald laufen. Das machte Frau Beritola neugierig; sie stand auf und ging dort hinein, wo das Reh herausgekommen war, und fand zwei kleine Rehzicklein, die vielleicht erst an demselben Tage geworfen sein mochten. Die kleinen Thiere däuchten ihr so überaus niedlich und allerliebst, daß sie, weil ihr von der neulichen Niederkunft die Milch noch nicht ausgegangen war, diese zärtlich emporhob und an ihre Brust legte. Die Thierchen verschmähten diese Wohlthat nicht, sondern sogen, wie sie es an ihrer Mutter gethan haben würden, und machten auch in Zukunft zwischen dieser und der Dame keinen Unterschied. Der Edeldame dagegen war es nun zu Sinne, als habe sie an diesem wüsten Orte einige Gesellschaft gefunden; sie aß Kräuter und trank Wasser, weinte, so oft sie sich an Mann und Kinder und an ihr früheres Leben erinnerte, wurde allmählich mit dem Mutterthiere so vertraut wie mit den kleinen und beschloß, auf jener Insel zu leben und zu sterben.

So lebte die edle Frau, einem wilden Thiere gleich, mehrere Monate lang, bis es endlich geschah, daß ein pisanisches Schifflein ebenfalls wegen Unwetters an derselben Stelle landete, wo einst die Dame gelandet war, und mehrere Tage lang dort verweilte. Auf diesem Fahrzeuge befand sich ein adelicher Herr, Namens Markgraf Currado Malespini, mit seiner tugendhaften und frommen Gemahlin. Sie kamen von einer Wallfahrt, auf der sie alle heiligen Oerter des Landes Puglien besucht hatten, und kehrten nun in ihre Heimat zurück. Eines Tages machte sich der Markgraf, um die üble Laune zu vertreiben, mit seiner Gemahlin und einigen Dienern und Hun-

den nach dem Innern der Insel auf den Weg, wobei denn die Hunde Currado's nicht gar weit von dem Orte, wo Frau Beritola weilte, die zwei kleinen Rehe verfolgten, die inzwischen herangewachsen waren und grasend umherliefen; die Thiere flohen, von den Hunden gejagt, nirgend anders hin als in die Höhle, in der Frau Beritola sich befand. Diese aber erhob sich, als sie die Kleinen verfolgt sah, nahm einen Stock und verjagte die Hunde. Darüber kamen Currado und seine Gemahlin, die ihren Hunden nachgingen, hinzu und wunderten sich sehr, als sie Frau Beritola erblickten, die braun und hager und struppigen Haares geworden war; diese aber erstaunte noch mehr über jene. Currado mußte auf ihr Begehren die Hunde zurückrufen; aber erst nach vielen Bitten konnte sie bewogen werden, zu sagen, wer sie sei und was sie dort für ein Leben führe. Als sie nun ihre ganze Lage und die Schicksale, die sie betroffen, ihnen vollständig erzählt und auch ihren harten Vorsatz kund gethan hatte, weinte Currado vor Mitleid; denn er hatte Arrighetto Capece sehr gut gekannt. Dann suchte er sie mit vielen Worten von einem so grausamen Entschlusse zurückzubringen. Er bot ihr an, sie in ihre Heimat zurückzuführen, oder bei sich aufzunehmen, wo sie wie eine Schwester geehrt werden und so lange verweilen solle, bis Gott ihr ein günstigeres Schicksal bereiten werde. Da die Dame diesen Anerbietungen nicht nachgab, ließ Currado sie mit seiner Frau allein und trug dieser auf, daß sie etwas Speise bringen lassen und die Fremde, die ganz zerlumpt war, mit ihren Sachen bekleiden und auf alle Weise dahin wirken möge, daß sie mit ihnen komme.

Die Edelfrau weinte, als sie sich mit Frau Beritola allein sah, anfangs noch lange mit dieser über deren Misgeschick; dann ließ sie Kleider und Speisen herbeiholen und brachte jene nur mit der größten Mühe dahin, die einen anzunehmen und von den andern zu genießen. Endlich bewog sie Frau Beritola, da diese sich

weigerte, irgendwohin zu gehen, wo sie gekannt sei, mit ihnen nach Lunigiana zu reisen. Doch bedang sich Frau Beritola aus, daß die beiden Rehlein und deren Mutter, die inzwischen zurückgekommen war und zu nicht geringer Verwunderung der Edelfrau jene geliebkost hatte, sie begleiten dürften. Sobald nun wieder gutes Wetter ward, ging Frau Beritola mit Currado und seiner Gemahlin zu Schiffe, und mit ihnen wurden auch das Reh und die Kleinen eingeschifft, von denen der Name Cavriuola auf Frau Beritola, deren wahren Namen die übrigen nicht wußten, überging. Ein günstiger Wind brachte sie schnell zur Mündung der Magra, wo sie ausstiegen und sich nach den Schlössern des Currado begaben. Hier lebte dann Frau Beritola in Witwentracht, wie eine Untergebene der Gemahlin des Currado, ehrbar, bescheiden und gehorsam, und liebte ihre Rehe und sorgte für deren Futter.

Inzwischen waren die Korsaren, die in Ponza das Schiff geraubt hatten, auf welchem Frau Beritola gekommen, mit allen übrigen, bis auf sie, welche unbemerkt geblieben war, nach Genua gekommen. Hier war die Beute unter den Eigenthümern getheilt worden, und es hatte sich getroffen, daß unter mehreren andern Stücken die Amme der Frau Beritola mit den beiden Kindern einem Herrn Gasparrin D'Oria zugefallen war. Dieser schickte Amme und Kinder in sein Haus, um sie als geringe Diener zu den täglichen Geschäften zu gebrauchen. Lange weinte die Amme, ebenso sehr über den Verlust ihrer Gebieterin als über das traurige Los betrübt, zu dem sie mit den beiden Kindern herabgesunken war. Wie sie aber endlich einsah, daß ihre Thränen zu nichts führten, und sie Magd und jene Knechte wären und blieben, beruhigte sie sich, besonnen und verständig, wie sie ihrer Armuth ungeachtet war, zuerst soviel sie vermochte, und überlegte dann, daß den beiden Kindern, in dem Zustande, in welchen sie gerathen waren, ihr wahrer Name, wenn er bekannt würde, leicht einmal nachtheilig werden könnte.

Außerdem gab sie die Hoffnung nicht auf, ihr Schicksal werde sich, wann es auch sei, noch einmal ändern, und sie würden, wenn sie nur am Leben blieben, ihre alte Stellung wieder gewinnen können, und beschloß aus diesen Gründen, bis die gelegene Zeit kommen würde, niemand zu offenbaren, wer sie seien. Demzufolge sagte sie allen, von denen sie darum befragt ward, es seien ihre Kinder, und nannte den ältern nicht Giuffredi, sondern Giannotto von Procida, dem jüngern dagegen glaubte sie seinen Taufnamen lassen zu dürfen. Ferner machte sie dem Giuffredi mit großer Sorgfalt begreiflich, warum sie ihn anders benannt habe und welchen Gefahren er ausgesetzt sein könne, wenn er erkannt würde, und begnügte sich nicht damit, ihm dies einmal zu sagen, sondern schärfte ihm dieselben Lehren oft und vielmals ein. Auch fehlte es dem Kinde nicht an Fassungskraft, und es befolgte genau die Vorschriften der verständigen Amme. So lebten die beiden Knaben, schlecht bekleidet und noch schlechter beschuht, mit ihrer Amme mehrere Jahre lang geduldig in dem Hause des Herrn Gasparrino, wo sie zu den geringsten Diensten verwandt wurden.

Als indessen Giannotto sechzehn Jahre alt geworden und edlere Gesinnungen, als sie einem Diener geziemen, hegte, verließ er den Dienst des Herrn Gasparrino und schiffte sich, seiner niedrigen und knechtischen Lage überdrüssig, auf einer Galeere, die nach Alexandrien bestimmt war, ein. So besuchte er verschiedene Länder und konnte es darum doch nicht weiter bringen. Drei oder vier Jahre verstrichen, seit er Herrn Gasperrino verlassen hatte, und er wuchs inzwischen zu einem stattlichen und wohlgebildeten Manne heran; auch erfuhr er, sein Vater, den er todt geglaubt hatte, lebe noch im Kerker vom König Karl gefesselt und bewacht. Da gelangte er endlich auf seinen unsteten Irrfahrten, an seinem Glücke fast verzweifelnd, nach Lunigiana, und es mußte sich treffen, daß er sich eben bei Currado Malespina in Dienst that und durch

sein Geschick und gutes Benehmen sich dessen Zufriedenheit erwarb. Ob er nun gleich seine Mutter, die mit der Gemahlin des Currado zusammenwohnte, einige wenige male zu sehen bekam, so erkannte sie doch weder ihn, noch er jemals sie, so sehr hatte den einen und die andere das Alter, im Vergleich mit ihrem Aussehen zu der Zeit, wo sie sich zuletzt gesehen, verändert.

Während Giannotto in Currado's Diensten stand, kehrte eine Tochter des letztern, mit Namen Spina, die durch den Tod ihres Mannes, eines Niccolò von Grignano, zur Witwe geworden war, in das Haus ihres Vaters zurück. Sie war schön und liebenswürdig und so jung, daß sie wenig über sechszehn Jahre zählte, und da geschah es, daß sowol sie auf den Giannotto, als er auf sie ein Auge warf und beide sich auf das glühendste ineinander verliebten. Es blieb diese Liebe nicht lange unbefriedigt, und der vertraute Umgang beider hatte bereits mehrere Monate gedauert, ehe jemand etwas davon geahnet hatte. Doch wurden die Liebenden dadurch allzu sicher und benahmen sich unvorsichtiger, als es sich für solche Angelegenheiten ziemt. So entfernte sich denn eines Tages die junge Witwe mit Giannotto, während man in einem schönen und dicht verwachsenen Gebüsche lustwandeln ging, weit von der übrigen Gesellschaft, und wie beide den übrigen zur Genüge vorangeeilt zu sein glaubten, setzten sie sich an einer rings von Bäumen umschlossenen Stelle auf Kräuter und Blumen und gewährten einander die höchsten Freuden der Liebe. Ob sie nun gleich bereits eine lange Weile also geruht hatten, so ließ die Lust, die sie empfanden, sie dennoch diese Zeit für äußerst kurz halten, und so begab es sich, daß sie zuerst von Spina's Mutter und dann von Currado überrascht wurden.

Tiefgekränkt durch das, was er gesehen, ließ Currado, ohne ein Wort zu sagen, die beiden Schuldigen von dreien seiner Diener ergreifen und gebunden auf eine seiner Burgen führen, und hatte, von Zorn und Unmuth ganz über-

mannt, im Sinne, sie eines schmählichen Todes sterben zu lassen. Obgleich auch Spina's Mutter über den Fehltritt ihrer Tochter äußerst aufgebracht war und die grausamste Züchtigung derselben nicht für zu hart hielt, konnte sie dennoch das nicht ertragen, was, wie sie aus einigen Worten Currado's errieth, dieser mit den beiden zu thun gesonnen war. So folgte sie denn eilig dem erzürnten Gemahle nach und bat ihn, sich in seinem Alter nicht in der Uebereilung des Zornes zum Mörder seiner Tochter zu machen und seine Hände nicht mit dem Blute eines seiner Diener zu besudeln, sondern eine andere Art zu erdenken, wie er seinem Unmuthe genüge, wie z. B. wenn er beide gefangen setzen ließe, daß sie im Kerker und im Elend ihren begangenen Fehltritt beweinen könnten. Mit diesen und mit vielen andern Worten redete die fromme Dame ihm so lange zu, daß er den Vorsatz, sie zu tödten, fallen ließ und statt dessen befahl, ein jedes von ihnen solle an einem andern Orte eingekerkert, sorgsam bewacht und so lange bei wenig Speise und vielem Ungemach gehalten werden, bis er anders über sie verfügen würde. Was für ein Leben die beiden jungen Leute in der Gefangenschaft unter fortwährenden Thränen und bei längerm Fasten, als ihnen lieb war, führten, kann sich ein jeder denken.

Während nun Giannotto und Spina so traurige Tage verlebten, und schon ein Jahr verstrichen war, ohne daß Currado sich ihrer erbarmt hätte, geschah es, daß König Peter von Aragonien durch die Einverständnisse des Herrn Johann von Procida die Insel Sicilien aufwiegelte und dem König Karl entriß, worüber Currado, als eifriger Ghibelline, seine Freude durch Festlichkeiten bezeigte. Dadurch erfuhr auch Giannotto von einem der Leute, die ihn zu bewachen hatten, etwas von dem Ereigniß, und wie er es hörte, seufzte er laut auf und sagte: „Gerechter Gott, nun sind es vierzehn Jahre, daß ich in der Welt umherirre und auf nichts anderes warte, als eben darauf, und jetzt, wo es geschehen ist, muß ich im Gefängniß sitzen

und darf nicht hoffen, vor meinem Tode wieder herauszukommen.“ „Nun“, sagte der Gefangenwärter, „was geht denn dich an, was so große Könige thun? Was hattest du denn in Sicilien zu schaffen?“ Giannotto erwiderte ihm: „Mir ist, als wollte mein Herz zerspringen, wenn ich daran denke, was mein Vater dort zu sagen hatte; denn, so klein ich auch war, als ich von dort entfliehen mußte, so erinnere ich mich doch noch, gesehen zu haben, wie er zur Zeit des Königs Manfred über die ganze Insel zu befehlen hatte.“ „Und wer war denn dein Vater?“ entgegnete der Schließer. „Meinen Vater“, sagte jener, „brauche ich jetzt nicht mehr zu verhehlen, da die Gefahr, in die ich zu kommen fürchtete, wenn ich ihn entdeckte, mich nun ohne das betroffen hat. Er hieß und heißt, wenn er anders noch am Leben ist, Arrighetto Capece, und ich nenne mich nicht Giannotto, sondern Giuffredi und zweifle nicht, daß, wenn ich hier heraus und nach Sicilien kommen könnte, ich dort eine der höchsten Stellen einnehmen würde.“ Der Schließer ließ sich weiter auf nichts ein, sondern berichtete, sobald er Zeit dazu fand, das ganze Gespräch dem Currado. Zwar stellte sich dieser gegen den Gefangenwärter, als ob der Bericht ihm gleichgültig wäre, doch ging er sogleich zu Frau Beritola und frug sie freundlich, ob sie von Arrighetto einen Sohn, Namens Giuffredi, gehabt habe. Weinend antwortete die Dame, daß, wenn der älteste ihrer beiden Söhne noch am Leben wäre, er so heißen und etwa zweiundzwanzig Jahre alt sein würde.

Als Currado dies vernahm, überzeugte er sich, der Gefangene sei es wirklich, und es kam ihm der Gedanke ein, daß er, wenn es sich so verhalte, zu gleicher Zeit ein großes Werk der Barmherzigkeit thun und seine und seiner Tochter Schande tilgen könne, wenn er diese jenem zur Frau gäbe. Aus diesem Grunde ließ er den Giannotto heimlich zu sich rufen und befragte ihn genau über sein vergangenes Leben, und da er auch hierbei manche deut-

liche Beweise fand, daß jener wirklich Giuffredi, der Sohn des Arrighetto Capece sei, sagte er zu ihm: „Giannotto, du weißt selbst, welche, und eine wie schwere Beleidigung du mir in meiner eigenen Tochter angethan hast, während es dir, den ich freundlich und gut behandelte, als einem Diener geziemte, meine Ehre und die Ehre alles dessen, was mir gehört, immer aufrecht zu halten und zu befördern. Wahrlich, viele würden, wenn du ihnen gethan hättest, was du mir thatest, dich eines schmählichen Todes haben sterben lassen; doch gab mein Mitleiden das nicht zu. Weil du nun aber wirklich, sowie du mir sagst, eines edeln Vaters und einer edeln Mutter Sohn bist, so bin ich, wenn du anders willst, geneigt, deinen Leiden ein Ende zu machen, dich aus dem Elende der Gefangenschaft, in der du dich befindest, zu befreien, und deine und meine Ehre auf genügende Weise wieder herzustellen. Spina, zu der du eine liebevolle, obwol für dich und sie ungeziemende Neigung hegtest, ist, wie du weißt, Witwe, ihre Mitgift ist bedeutend und sicher; wie ihre Sitten, wer Vater und Mutter sind, ist dir bekannt, und in welcher Lage du selbst dich jetzt befindest, darüber schweige ich gänzlich. Dem allen zufolge bin ich nun, wenn es dir recht ist, bereit, Spina, welche unehrbarerweise dir Freundin war, zu deiner ehrbaren Frau zu machen, und dann magst du, wie mein eigener Sohn, hier am Orte mit mir und mit ihr so lange weilen, als es dir gefallen wird."

Allerdings hatte die Gefangenschaft Giannotto's Leib abgemagert, seine adelichen und mit der Geburt ihm vererbten Gesinnungen aber waren um nichts geschwächt worden, und ebenso unversehrt hatte sich in ihm auch die Liebe zu seiner Dame erhalten. Obgleich er also auf das lebhafteste das begehrte, was Currado ihm anbot, und obgleich er sich in dessen Gewalt befand, so milderte er um deshalb nichts von dem, was er nach seinem edeln Stolze sagen zu müssen glaubte. „Currado", erwiderte

er, „ich habe weder deinem Leben, noch dem, was dir zugehört, aus Ehrgeiz, Geldgier oder aus irgendeinem andern Grunde verrätherischerweise nachgestellt. Deine Tochter liebte ich, liebe sie und werde sie immerdar lieben, weil ich sie meiner Liebe werth halte. Und wenn ich nach der Meinung des großen Haufens die Ehrbarkeit gegen sie verletzt habe, so habe ich die Sünde begangen, die mit der Jugend untrennbar verbunden ist, und die nur dann getilgt werden könnte, wenn man zugleich die Jugend vertilgte. Wollten aber die Alten sich daran erinnern, daß auch sie einmal jung waren, und wollten sie an die fremden Fehler den Maßstab der eigenen legen, und umgekehrt, so würde diese Sünde nicht für eine so schwere gelten, als du und manche andere daraus machen. Was ich übrigens gethan habe, das habe ich als Freund und nicht als Feind gethan. Was du dich jetzt zu thun erbietest, das habe ich immer gewünscht, und hätte ich glauben können, daß es mir gewährt werden würde, so hätte ich schon vor langer Zeit darum angehalten; nun aber soll es mir um so werther sein, je weniger Hoffnung dazu vorhanden war. Solltest du aber nicht so gesinnt sein, wie deine Worte mich glauben machen, so nähre mich nicht mit eitler Hoffnung, sondern laß mich in das Gefängniß zurückführen und dort so vieles Ungemach erleiden, als dir gefällig sein wird; denn so lange ich Spina lieben werde, ebenso lange werde ich um ihrentwillen auch dich lieben, und was du mir auch immer anthun magst, dich in Ehren halten."

Currado verwunderte sich, als er diese Worte vernahm, und meinte, sie bekundeten eine große Seele und eine glühende Liebe, um derentwillen er ihn nur um so lieber gewann und ihn umarmte und küßte. Darauf ließ er, um weitern Aufschub zu vermeiden, Spina in der Stille herbeiführen, die im Gefängnisse inzwischen mager, bleich und schwach geworden war, und ebenso, wie auch Giannotto, sich völlig verändert hatte und nicht mehr dieselbe zu sein schien.

Beide vollzogen alsdann mit herzlicher Uebereinstimmung in Currado's Gegenwart ihre Verlobung nach der bei uns üblichen Form. Einige Tage lang verschwieg Currado das Geschehene vor jedermann und versorgte indessen die Verlobten mit allem, was sie bedurften, oder sich wünschten. Als es ihm endlich Zeit zu sein schien, die Mutter des jungen Paares an dieser Freude theilnehmen zu lassen, rief er seine Gemahlin und die Cavriuola zu sich und sprach also zu der letzten: „Was würdet Ihr wol dazu sagen, Madonna, wenn ich Euch Euern ältesten Sohn als den Mann einer meiner Töchter wiederbrächte?" Darauf erwiderte Cavriuola: „Nur das eine vermöchte ich darauf zu sagen, daß ich, wenn es anders möglich wäre, Euch größern Dank schuldig zu sein, als dies bereits der Fall ist, Euch noch viel dankbarer sein müßte, weil ich von Euch empfangen würde, was ich lieber als mich selbst habe? Und wenn Ihr ihn mir so wiedergäbet, wie Ihr sagtet, so würdet Ihr die längst erloschene Hoffnung in mir einigermaßen wieder beleben." Und als sie das gesagt hatte, weinte sie und schwieg. Da frug Currado seine Gemahlin: „Was würdest du denn davon halten, Frau, wenn ich dir solch einen Schwiegersohn schenkte?" „Mir", entgegnete die Frau, „würde nicht nur einer von ihrem Hause, das ein adeliches ist, sondern der Geringste recht sein, sobald es Euer Wille wäre." „Nun denn", sagte Currado, „so denke ich wol, daß ich Euch in ein paar Tagen solch eine Freude machen will."

Als die jungen Leute nach einiger Zeit ihr früheres Aussehen wiedergewonnen hatten, hieß Currado sie kostbare Kleider anlegen und frug den Giuffredi: „Würde es wol deine Freude noch erhöhen können, wenn du deine Mutter hier sähest?" „Es scheint mir unglaublich", entgegnete Giuffredi, „daß der Schmerz über ihre Unfälle sie am Leben gelassen haben sollte; wäre es aber dennoch der Fall, so würde meine Freude groß sein, weil ich hauptsächlich durch ihren Rath hoffen würde, mein Ansehen in

Sicilien wieder zu gewinnen." Darauf ließ Currado die beiden Frauen hereinrufen und diese bezeugten den Neuverlobten ihre herzlichste Freude, ohne sich jedoch erklären zu können, wodurch jener plötzlich so milde gestimmt worden sei, daß er der Spina den Giannotto zum Manne gegeben. Frau Beritola faßte indeß, infolge der frühern Reden Currado's, schnell den Jüngling ins Auge, und eine geheime Kraft weckte in ihr die Erinnerungen der kindlichen Züge ihres Sohnes, daß sie ihn wiedererkannte und, ohne weitern Aufschluß zu erwarten, ihm mit offenen Armen um den Hals fiel und vor dem Uebermaße mütterlicher Liebe und Freude kein Wort zu sprechen vermochte, sondern aller Lebenskraft beraubt, gleich einer Todten an die Brust ihres Sohnes sank. Wohl wunderte sich dieser, daß er sie früher in demselben Schlosse oftmals gesehen und nie gekannt haben sollte, doch regte sich schnell in ihm das Blut, das er von ihr empfangen, und er schalt sich selbst wegen seiner frühern Sorglosigkeit, faßte sie weinend in seine Arme auf und küßte sie auf das zärtlichste. Als Frau Beritola unter dem liebevollen Beistand der Gemahlin Currado's und der Spina durch kaltes Wasser und andere Mittel ihre verlorenen Kräfte wieder gefunden hatte, umfaßte sie ihren Sohn unter vielen Thränen und zärtlichen Worten voller mütterlicher Liebe aufs neue und küßte ihn wol tausendmal; er aber zeigte ihr in allem die kindlichste Ehrerbietung.

Nachdem sie drei mal oder vier mal schon voll Zärtlichkeit und Anstand sich umfangen und die Umstehenden sich des rührenden Schauspiels erfreut hatten, erzählten sie einander alles, was sich mit ihnen zugetragen. Dann aber sagte Giuffredi zu Currado, der einige seiner Freunde, zu deren großer Zufriedenheit, schon von dem neugeschlossenen Bunde benachrichtigt hatte und eben ein großes und glänzendes Fest veranstaltete: „Currado, Ihr habt mir schon manche Freude gewährt und lange Zeit meine Mutter ehrenvoll beherbergt. Ich bitte Euch nun, daß Ihr,

um nichts ungeschehen zu lassen, was Ihr für uns thun könnt, durch die Gegenwart meines Bruders (den Herr Gasparrino D'Oria, welcher, wie ich Euch bereits sagte, ihn und mich zur See geraubt hat, als seinen Diener im Hause hält) meine Mutter und mich erfreun und mein Hochzeitfest verherrlichen wollt. Dann aber bitte ich Euch noch, jemand nach Sicilien zu schicken, damit er sich dort vollständig nach den Verhältnissen und dem Zustande des Landes erkundige und nachforsche, ob mein Vater Arrighetto todt, oder noch am Leben ist und in was für einer Lage er sich im letztern Falle befinde, und uns dann über dies alles vollständigen Bescheid bringe." Dem Currado gefiel das Begehren des Giuffredi und er schickte auf der Stelle zuverlässige Leute nach Genua und nach Sicilien.

Der erste von ihnen, der nach Genua gesandt war, suchte Herrn Gasparrino auf und bat ihn im Namen Currado's inständig, diesem den Scacciato und dessen Amme zuzuschicken, und erzählte dabei der Reihe nach, was Currado für Giuffredi und dessen Mutter bereits gethan. Herr Gasparrino war über diese Botschaften sehr verwundert und erwiderte darauf: „Gewiß will ich für Currado alles thun, was ihm angenehm sein kann, auch habe ich allerdings vor vierzehn Jahren den Knaben, nach dem du fragst, mit seiner Mutter ins Haus bekommen, und bin gern bereit, jenem beide zu schicken; doch sage ihm in meinem Namen, er möge sich in Acht nehmen, daß er den Erzählungen des Giannotto, der, wie du mir sagst, sich jetzt Giuffredi nennen läßt, nicht zu viel Glauben beigemessen habe oder noch beimesse, denn der ist viel durchtriebener, als Currado sich einbilden mag." Nach diesen Worten ließ er den Abgesandten ehrenvoll bewirthen, zugleich aber berief er heimlich die Amme zu sich und befrug sie sorgsam über die ganze Angelegenheit. Als diese von dem Aufstande in Sicilien hörte, und daß Arrighetto noch am Leben sei, entsagte sie der Furcht, die sie bisher gehegt hatte, und erzählte ihm, wie alles zu-

gegangen sei und was für Gründe sie, also zu handeln, bewogen hätten.

Die genaue Uebereinstimmung der Reden der Amme mit dem, was der Abgesandte Currado's berichtet, machte, daß Herr Gasparrino anfing, der Sache einigen Glauben beizumessen. So prüfte er denn, seiner großen Schlauheit zufolge, die Angelegenheit von allen Seiten, und als er immer neue Beweise für die Wahrheit jener Erzählung fand, schämte er sich wegen der Art, wie er den Knaben behandelt hatte, so sehr, daß er, um es wieder gut zu machen, und in Betracht der hohen Stellung, die Arrighetto eingenommen hatte und noch einnahm, sein elfjähriges schönes Töchterchen mit einer großen Aussteuer dem Scacciato zur Frau gab. Dann fuhr er, nachdem zuvor zu Ehren jener Verbindung ein glänzendes Fest gefeiert worden war, mit dem jungen Manne, mit seiner Tochter, mit dem Abgesandten Currado's und mit der Amme auf einer wohlbewaffneten Galeere nach Lerici, wo er von Currado ehrenvoll empfangen und mit seiner ganzen Gesellschaft auf ein nahgelegenes und zu den bevorstehenden Festlichkeiten bereits eingerichtetes Schloß des letztern geführt ward. Wie groß die Freude der Mutter war, als sie ihren Sohn wieder sah, wie groß die der beiden Brüder, wie herzlich die beiden Brüder die treue Amme bewillkommneten, wie freudig alle Herrn Gasparrino und seine Tochter begrüßten, wie dieser jene, wie endlich alle sich mit Currado, seiner Gemahlin, seinen Kindern und Freunden zusammen erfreuten, würde sich mit Worten nicht ausdrücken lassen, und darum überlasse ich euch, ihr Mädchen, durch eure Einbildungskraft meine Erzählung zu ergänzen.

Damit jedoch die Freude ganz vollständig würde, wollte Gott, der freigebige Spender des Guten, es so anordnen, daß um dieselbe Zeit gute Nachrichten von dem Leben und der glücklichen Lage des Arrighetto Capece anlangten. Denn als bei dem großen Feste die zur Tafel Geladenen, Män=

ner und Frauen, noch bei der ersten Schüssel saßen, kehrte derjenige zurück, der nach Sicilien gereist war, und erzählte unter anderm, daß, während Arrighetto vom König Karl gefangen gehalten worden, das Volk, als der Aufstand gegen die Franzosen an jenem Orte ausgebrochen, voller Wuth nach seinem Gefängniß gelaufen sei, die Wachen getödtet, ihn herausgeholt und als geschworenen Feind des Königs Karl zu ihrem Anführer gemacht und dann unter seinem Befehle die Franzosen verjagt und getödtet habe. Durch dieses Ereigniß sei ihm die Gunst des Königs Peter in hohem Grade zu Theil geworden, und dieser habe ihn in alle seine Besitzthümer und Ehrenstellen wieder eingesetzt, sodaß er jetzt ein Mann von der größten Bedeutung sei. Ihn selbst, fügte der Gesandte hinzu, habe Arrighetto auf das ehrenvollste empfangen und die größte Freude über seine Frau und seinen Sohn bezeigt, von denen er seit seiner Gefangennehmung nie das mindeste gehört, auch habe er ein Schiff und einige Edelleute, die dem Sprechenden auf dem Fuße folgten, mitgesandt, um die Seinigen abzuholen.

Der Gesandte war mit allgemeiner Freude und Jubel empfangen und angehört worden; nun aber ging Currado nebst einigen seiner Freunde eilig den Edelleuten entgegen, die um Frau Beritola's und Giuffredi's willen gesandt worden waren, begrüßte sie herzlich und führte sie zu seinem Gastmahle, das noch nicht bis zur Hälfte gediehen war. Das Vergnügen, das die Dame und Giuffredi, wie auch die übrigen alle empfanden, sie zu sehen, hatte nicht seinesgleichen, sie aber dankten, noch bevor sie sich zu Tische setzten, in Arrighetto's Namen so verbindlich, als sie nur wußten und konnten, Currado und seiner Gemahlin für die Ehre, welche sie der Frau Beritola und seinem Sohne erwiesen, und forderten sie auf, über Arrighetto und was immer in dessen Vermögen stände, nach Willkür zu verfügen. Dann wendeten sie sich auch zu Herrn Gasparrino, dessen Verdienste um Scacciato ihnen

vorher nicht bekannt gewesen waren, und sagten ihm, sie seien versichert, daß, sobald Arrighetto erfahren werde, was er für jenen gethan, er ihm ebenso herzlich, wenn nicht noch herzlicher danken werde. Nun erst nahmen sie an der Festmahlzeit der jungen Bräute und ihrer Verlobten den freudigsten Antheil. Doch dauerten die Festlichkeiten, die Currado zu Ehren seines Schwiegersohns und seiner übrigen Angehörigen und Freunde anstellte, nicht nur diesen, sondern noch viele darauf folgende Tage. Als sie endlich aufhörten, meinten Frau Beritola und Giuffredi, gleich den übrigen, es sei Zeit aufzubrechen, und so bestiegen sie unter vielen Thränen des Currado, seiner Gemahlin und des Herrn Gasparrino in Gesellschaft der Spina das Schiff, das ihnen Arrighetto geschickt, und sagten jenen Lebewohl. Ein günstiger Wind brachte sie binnen kurzem nach Sicilien, wo von Arrighetto Söhne und Frauen alle gleichmäßig in Palermo mit solcher Freude empfangen wurden, daß sie unmöglich geschildert werden kann. Dort sollen sie dann noch lange Zeit glücklich und der empfangenen Wohlthaten eingedenk in Gottes Gnaden gelebt haben.

Siebente Geschichte.

Der Sultan von Babylon schickt seine Tochter dem König von Algarbien zur Frau, sie aber geräth durch eine Reihe von Ereignissen in Zeit von vier Jahren und an verschiedenen Orten neun Männern in die Hände. Endlich wird sie ihrem Vater zurückgebracht und reist als vorgebliche Jungfrau zum König von Algarbien, um diesen, der ersten Absicht nach, zu heirathen.

Die Geschichte der Emilie hätte vielleicht nicht mehr lange dauern dürfen, ohne daß das Mitleiden über die Unfälle

der Frau Beritola die jungen Damen zu Thränen gerührt hätte. Als jene aber beendigt war, gefiel es der Königin, daß Pamphilus im Erzählen fortführe, weshalb er gehorsam und willig also begann:

Schwierig ist es für uns, ihr anmuthigen Damen, zu erkennen, was uns gut thut. Denn während viele, wie man oftmals zu sehen Gelegenheit gehabt, dafür hielten, wenn sie reich wären, würden sie sorgenlos und ruhig leben, und nicht allein Gott inbrünstig um Erreichung dieses Zieles baten, sondern auch keine Mühe und Gefahr fürchteten, um zu ihm zu gelangen, fanden sie, wenn ihre Wünsche gewährt wurden, wegen ihrer Erbschaft in denen Mörder, die, bevor sie reich wurden, ihr Leben beschützten und liebten. Andere bahnten sich aus dem niedrigen Stande, in dem sie geboren wurden, mitten durch tausend gefährliche Schlachten und durch das Blut ihrer Brüder und Freunde den Weg zu der Höhe des Thrones, in der sie das höchste Glück zu finden wähnten, und mußten, unendliche Furcht und Sorgen, von denen sie sich umgeben sahen, ungerechnet, in ihrem eigenen Tode erkennen, daß man an königlichen Tafeln aus goldenen Bechern Gift trinkt. Nicht gering ist ferner die Zahl derjenigen, die körperliche Kraft und Schönheit, wie andere den Schmuck, mit dem heftigsten Verlangen für sich begehrten und die Verkehrtheit ihres Wunsches nicht eher erkannten, als bis sie gewahr wurden, jene Dinge seien es, welche ihnen den Tod oder schwere Betrübniß brächten. Um aber nicht im einzelnen die menschlichen Wünsche durchzugehen, versichere ich im allgemeinen, daß die Sterblichen keinen unter allen mit vollkommener Umsicht als unabhängig von den Schlägen des Schicksals zu wählen im Stande sind. Deshalb sollten wir also, wenn wir anders richtig verfahren wollten, immer das hinzunehmen und festzuhalten geneigt sein, was derjenige uns gibt, der allein durchschaut, was uns noth thut, und es uns zu verleihen im Stande ist. Wenn nun gleich die Männer

in dieser Hinsicht vielfach durch ihre Wünsche fehlen, so sündigt ihr, schöne Damen, doch ganz vorzüglich in dem einen Punkte, daß ihr schön zu sein wünscht und euch deshalb nicht einmal mit den Reizen begnügt, welche die Natur euch gewährt hat, sondern diese durch wunderbare Künste noch zu vermehren bestrebt seid. Um diesem Wunsche zu begegnen, will ich euch erzählen, wie die Schönheit so sehr das Unglück einer Sarazenin machte, daß sie um ihretwillen in Zeit von etwa vier Jahren neunmal neue Hochzeiten feiern mußte.

Schon vor geraumer Zeit war ein Sultan von Babylon, Namens Bonminedab, dem in seinen Tagen gar mancherlei nach Wunsche ging. Unter mehreren andern Kindern beiderlei Geschlechts hatte er auch eine Tochter, mit Namen Alatiel, die nach der Aussage aller, die sie zu sehen bekamen, das schönste Mädchen war, das damals auf der Welt gefunden werden konnte. Diese hatte er wegen eines glänzenden Sieges über eine große Anzahl Araber, die ihn überfallen, zu welchem der König von Algarbien besonders viel beigetragen, dem letztern, auf dessen besonderes Begehren, zur Frau versprochen, und schiffte sie nun unter ehrenvoller Begleitung von Männern und Frauen mit vielen kostbaren und schönen Geräthen auf einem wohlbewaffneten und ausgerüsteten Fahrzeuge ein, damit sie unter Gottes Schutze zu ihrem Bräutigam reise. Die Matrosen spannten dem Winde die Segel auf, sobald ihnen das Wetter günstig aussah, verließen den Hafen von Alexandrien und hatten mehrere Tage lang eine glückliche Fahrt. Als indeß Sardinien schon hinter ihnen lag, und sie dem Ziele ihrer Reise nahe zu sein glaubten, erhoben sich eines Tages streitende Winde, von denen ein jeder so übermäßig ungestüm war, daß das Schiff, auf dem die junge Fürstin mit den Matrosen sich befand, wild umhergeworfen und von den letztern mehrmals aufgegeben ward. Da diese jedoch in der Schiffahrt große Geschicklichkeit besaßen und alle Kraft und Kunst aufboten, gelang es

ihnen, im Kampfe mit dem tobenden Meere, das Schiff zwei Tage lang zu erhalten. Als indeß bei Anbruch der dritten Nacht, seitdem der Sturm begonnen, dieser nicht allein nicht nachließ, sondern noch immer im Zunehmen begriffen war, und die Schiffer nicht mehr wußten, wo sie seien, und (weil der Himmel von dichten Wolken umzogen und wie von dunkler Nacht verfinstert war) weder durch ihre Schiffahrtskunde, noch durch Beobachtungen Auskunft darüber erlangen konnten, wurden sie in der Nähe von Majorca gewahr, daß ihr Schiff auseinanderzugehen anfange. In dieser Lage, die jede Möglichkeit der Rettung vernichtete, dachte ein jeder an sich selbst und nicht an den andern, und so sprangen die Schiffsherren in das Boot, das sie schnell ins Meer geworfen hatten, entschlossen, sich lieber diesem, als dem aufgelösten Schiffe anzuvertrauen. Ungestüm folgten ihnen die übrigen Männer, die im Schiffe waren, nach, obgleich die zuerst Eingestiegenen sie mit den Messern in der Hand daran hindern wollten. Während sie aber wähnten, nur so dem Tode entgehen zu können, wurden sie nur um so schneller seine Beute; denn, weil bei dem widrigen Wetter das Boot nicht so viel Personen ertragen konnte, ging es unter, und alle, die auf ihm waren, mußten umkommen.

Inzwischen wurde das Schiff, auf dem niemand geblieben war, als die junge Dame und ihre Frauen, die von der Wuth des Sturmes und von ihrer Angst betäubt wie Todte auf demselben umherlagen, obgleich schon ganz zerschellt und voller Wasser, von dem ungestümen Winde getrieben und im schnellsten Laufe an die Küste der Insel Majorca verschlagen. Dabei war die Gewalt des Stoßes so groß, daß das Schiff vielleicht einen Steinwurf vom Ufer entfernt ganz im Sande stecken blieb und, wie sehr es auch die Nacht über von den Fluten bekämpft ward, sich dennoch nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Als endlich der helle Tag angebrochen war und der Sturm ein wenig nachgelassen hatte, erhob die junge Dame, die

sich dem Tode nahe fühlte, das Haupt und rief, so schwach sie war, bald nach dem einen und bald nach dem andern von ihrer Dienerschaft. Doch sie rief vergebens, denn die Gerufenen waren allzu fern, um ihre Stimme zu hören. Wie sie auf ihr Rufen keine Antwort erhielt und keinen der ihrigen erblickte, erschrak sie gewaltig und wurde von großer Furcht überfallen; doch richtete sie sich so weit auf, als ihre Kräfte es zuließen, und sah die Frauen von ihrer Begleitung und die übrigen Weiber alle am Boden liegen. Nach langem vergeblichen Ansprechen rüttelte sie die eine nach der andern, fand aber nur wenige unter ihnen noch am Leben, denn die meisten waren vor Magenbeschwerden und vor Angst bereits gestorben. Dieser Anblick erschreckte die Dame nur noch mehr; da sie sich jedoch so ganz allein sah und weder wußte noch errathen konnte, wo sie sei, ermunterte sie, guten Rathes bedürftig, wie sie war, die am Leben Gebliebenen so lange, bis sie sich aufrichteten. Wie aber auch diese ihr nicht zu sagen wußten, wo die Männer hingerathen seien, und sie entdeckte, daß das Schiff auf den Strand gelaufen und voller Wasser sei, fing sie gemeinschaftlich mit ihnen bitterlich zu weinen an. Und schon war Mittag seit drei Stunden vorüber, ohne daß sie am Ufer oder sonst in der Nähe jemand gewahr worden wären, dessen Mitleid und Beistand sie hätten ansprechen können.

Um jene Stunde aber kam ein Edelmann, mit Namen Pericone von Visalgo, auf dem Rückwege von einer seiner Besitzungen mit mehreren seiner Leute zu Pferde von ungefähr dort vorüber. Sobald dieser das Schiff erblickte, errieth er sogleich, was geschehen sei, und befahl einem der Diener, daß er so schnell als möglich suchen möchte, das Wrack zu ersteigen, um ihm dann zu berichten, wie es sich damit verhalte. Es gelang dem Diener, aller Schwierigkeit ungeachtet, dem Befehle seines Herrn nachzukommen, und er fand die junge Dame mit der wenigen Begleitung, die ihr geblieben war, unter dem Schna-

bel des Schiffes ganz furchtsam verborgen. Sobald diese ihn erblickten, flehten sie ihn weinend um Mitleid an und suchten, als sie sahen, sie würden so wenig verstanden, wie sie ihn verstehen konnten, ihm ihr Unglück durch Zeichen begreiflich zu machen. Der Diener merkte alles, so gut er konnte, und erzählte dann dem Pericone, was er auf dem Schiffe gesehen. Dieser ließ sogleich die Frauen und die kostbarsten Sachen, die sich auf dem Wrack befanden und erreicht werden konnten, ans Land bringen und ging mit ihnen auf sein Schloß, wo er sie durch Ruhe und durch Speise erquickte. Dabei errieth er denn aus den kostbaren Geräthen, die Dame, die er gefunden, müsse von gar vornehmer Abkunft sein, und erkannte sie auch bald vor den übrigen an der Ehre, die diese ihr allein erwiesen. Auch schienen ihm, ihrer Blässe und des Uebelbefindens ungeachtet, welche das Ungemach des Meeres in ihr hervorgebracht, die Formen ihres Körpers von großer Schönheit zu sein, weshalb er augenblicklich bei sich den Entschluß faßte, sie zur Frau zu nehmen, wenn sie noch keinen Mann haben sollte, oder, wenn sie nicht seine Frau werden könnte, ihre Freundschaft zu gewinnen.

Pericone war ein Mann von kräftigem Aussehen und gewaltigem Gliederbau. Als er die Dame einige Tage lang auf das beste hatte bewirthen lassen und sie sich bereits vollkommen wieder erholt hatte, fand er sie noch um vieles schöner als er vermuthet, und gab sich deshalb, von ihrer Schönheit auf das leidenschaftlichste entflammt, obgleich sie, zu seinem großen Bedauern, weder ihn, noch er sie verstehen konnte, alle Mühe, sie durch Liebkosungen und zuthuliches Benehmen dahin zu bewegen, daß sie ohne Widerstreben ihm zu Willen wäre; doch blieben alle seine Versuche ganz vergeblich. Je mehr sie indeß seine Vertraulichkeiten von sich wies, desto mehr entflammte sich Pericone's Glut. Als die junge Dame dies gewahr wurde und im Verlaufe ihres mehrtägigen Aufenthalts an den Gebräuchen der Leute auch schon bemerkt hatte, daß sie

Christen seien, leuchtete ihr wol ein, daß sie mit der Zeit durch Güte oder durch Gewalt den verliebten Anforderungen des Pericone werde nachgeben müssen und daß ihr unter diesen Umständen, selbst wenn sie sich hätte verständlich machen können, nichts daran liegen konnte, gekannt zu werden. Demzufolge beschloß sie, mit festem Muthe ihrem widerwärtigen Schicksale entgegenzutreten, und befahl ihren Begleiterinnen, deren ihr nur drei geblieben waren, niemand jemals zu offenbaren, wer sie seien; es wäre denn, daß sich ihnen dadurch sichere Rettung darböte. Außerdem ermunterte sie dieselben auf das nachdrücklichste, ihre Keuschheit zu bewahren, und versicherte, daß sie selbst fest entschlossen sei, sich niemand als ihrem Gemahle hinzugeben. Die Mädchen priesen ihren Entschluß und versprachen, den Befehlen nach Kräften zu gehorchen.

Pericone aber entbrannte täglich um so mehr, je näher er sich dem geliebten Gegenstande sah und je mehr ihm alle Gunst verweigert ward, sodaß er endlich, als alle seine Aufmerksamkeiten vergeblich blieben, sich entschloß, Schlauheit und Künste anzuwenden, um erst im äußersten Fall zu der Gewalt seine Zuflucht zu nehmen. Nun hatte er ein paar mal bemerkt, daß die junge Dame, die dem Verbote ihrer Religion zufolge des Weines ungewohnt war, an diesem besondern Gefallen fand, und hoffte deshalb sie durch den Wein, als einen Diener der Venus, zu fangen. Zu diesem Ende stellte er sich, als nähme er auf ihre Ungefügigkeit keine Rücksicht, und ordnete eines Tages ein kostbares und festliches Abendessen an, zu dem die Dame auch wirklich erschien. Die Tafel war in aller Weise glänzend bestellt, Pericone aber hatte demjenigen, welcher der Dame aufwartete, den Befehl gegeben, ihr mehrerlei Weine zusammenzumischen, und dieser vollzog den erhaltenen Auftrag auf das beste. Die Dame, die dessen kein Arges hatte und von dem Wohlgeschmacke des Getränkes verleitet ward, genoß davon mehr, als ihrer Ehrbarkeit gut that. Der Wein machte sie mit der Zeit

so lustig, daß sie all ihr vergangenes Ungemach vergaß, und wie sie einige Mädchen nach der Weise von Majorca tanzen sah, selbst nach alexandrinischem Brauche zu tanzen anfing. Als Pericone das bemerkte, glaubte er sich dem Ziele seiner Wünsche nahe und verlängerte unter fortwährendem Ueberflusse von Speisen und Getränken die Tafel bis tief in die Nacht hinein. Endlich entfernten sich die Gäste, und Pericone ging allein mit der Dame in deren Zimmer, wo sie vom Weine mehr aufgeregt, als von der Sittsamkeit im Zaume gehalten, sich in Pericone's Gegenwart, völlig ohne Scham und Scheu, als ob er eine ihrer Frauen wäre, entkleidete und zu Bette legte. Dieser zögerte nicht, ihr zu folgen, sondern löschte alle Lichter aus, legte sich dann eilig auf der andern Seite neben ihr nieder, umfing sie mit seinen Armen und begann, ohne Widerstand von ihrer Seite, die Früchte der Liebe zu pflücken. Als Alatiel, die zuvor nicht gewußt hatte, mit was für Hörnern die Männer stoßen, das einmal empfunden, that es ihr fast leid, sich gegen Pericone's Bitten so lange gesträubt zu haben, und in Zukunft lud sie sich, ohne weitere Aufforderungen abzuwarten, oftmals selbst, zwar nicht mit Worten, denn mit denen konnte sie sich nicht verständigen, wol aber durch die That zu so süßen Nächten ein.

Doch es genügte dem Schicksale noch nicht, sie von der Braut eines Königs zur Bettgenossin eines Burgherrn gemacht zu haben, und ihre und Pericone's Freuden wurden durch eine grausamere Leidenschaft unterbrochen. Pericone hatte nämlich einen Bruder, Namens Marato, der fünfundzwanzig Jahre alt und schmuck und frisch wie eine Rose war. Dieser nun hatte, sobald er Alatiel gesehen, das größte Gefallen an ihr gefunden und an ihren Geberden zu bemerken geglaubt, daß er wohl bei ihr angeschrieben sei. So meinte er denn, daß allein die strenge Aufsicht, unter der Pericone sie hielt, ihn daran hinderte, die Erfüllung seiner Wünsche von ihr zu erlangen, und

verfiel dadurch auf einen ruchlosen Vorsatz, dem die schändliche That auf dem Fuße folgte. Es traf sich, daß eben um jene Zeit im Hafen der Stadt ein Schiff vor Anker lag, das mit Waaren beladen, unter Leitung zweier junger Genuesen, denen es gehörte, nach Clarenza in Romania absegeln sollte. Schon waren die Segel aufgezogen, um, sobald der Wind günstig würde, abreisen zu können. Mit diesen Schiffern kam Marato dahin überein, daß sie in der nächsten Nacht ihn nebst der jungen Dame einnehmen sollten. Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, und es Nacht zu werden anfing, machte Marato, der sich bereits ausgesonnen, was er thun wollte, sich mit ein paar zuverlässigen Gefährten, deren Hülfe er zu der beabsichtigten That angesprochen hatte, auf und schlich in Pericone's Haus, der sich dergleichen zu ihm nicht versah, wo er sich unerkannt versteckte. Als schon ein Theil der Nacht verstrichen war, öffnete Marato seinen Gefährten das Haus und führte sie in das Zimmer, wo Pericone mit seiner Geliebten schlief. Schnell tödteten sie diesen im Schlafe. Als aber die Dame erwachte und zu weinen anfing, droheten sie ihr mit dem Tode, wenn sie das mindeste Geräusch machte, und brachten sie nebst einem großen Theile der bedeutendsten Kostbarkeiten Pericone's, ohne von jemand bemerkt zu werden, eilig an das Ufer. Hier bestiegen Marato und die Dame das Schiff, und seine Gefährten kehrten zurück, die Schiffer aber spannten vor dem günstigen frischen Winde die Segel auf und reisten ab. Die Dame beklagte sich anfangs bitterlich, sowol über ihr erstes Unglück, als über dieses zweite; Marato aber wußte sie mit dem heiligen Wachsinhandius, den uns Gott geschenkt hat, solchergestalt zu trösten, daß sie zahm gegen ihn wurde und den Pericone vergaß.

Schon glaubte sie wieder gut daran zu sein, als das Schicksal, dem die vorigen Unfälle noch nicht genügten, ihr neues Ungemach bereitete. Die beiden jungen Schiffs-

herren verliebten sich in ihre, wie schon öfters berichtet worden ist, wunderschöne Gestalt und in ihr anmuthiges Betragen dergestalt, daß sie alles andere darüber vergaßen und nur bemüht waren, ohne daß Marato den Grund davon gewahr werden konnte, ihr zu dienen und ihr Gefälligkeiten zu erweisen. Da sie bald gegenseitig ihre Leidenschaft bemerkten, besprachen sie sich darüber insgeheim und beschlossen, den Gegenstand ihrer gemeinsamen Liebe, als ob Liebe dergleichen vertrüge, wie eine Kaufmannswaare oder wie einen Gewinn miteinander zu erwerben. Weil aber Marato sie auf das eifersüchtigste bewachte und so ihren Absichten entgegentrat, gingen sie eines Tages, während das Fahrzeug besonders schnell segelte, beide in Uebereinstimmung auf jenen zu, der am Hintertheile stand und, ohne sich von ihnen etwas Arges zu vermuthen, ins Meer sah, faßten ihn plötzlich von hinten und warfen ihn ins Meer. So fuhren sie denn weiter als eine Miglie, ohne daß jemand gewahr wurde, Marato sei ins Meer gefallen. Als es aber endlich die junge Dame erfuhr, fing sie abermals auf dem Schiffe zu weinen und zu klagen an. Sogleich eilten die beiden Liebenden, sie zu trösten, und redeten ihr, so wenig sie davon verstand, mit süßen Worten und großen Versprechungen auf das eindringlichste zu, obgleich sie weniger den verlorenen Gemahl als ihr Misgeschick beweinte.

Als sie nach langen und zu verschiedenen Zeiten gepflogenen Reden sie einigermaßen beruhigt zu haben meinten, besprachen sie sich untereinander, wem von ihnen sie zuerst zufallen sollte. Da nun aber ein jeder von beiden der erste sein wollte und kein Mittel zur Einigung zu finden war, geriethen sie in heftigen Wortwechsel und erhitzten sich dabei so sehr, daß sie endlich zu den Messern griffen, wüthend übereinander herfielen und ohne daß die übrigen, die sich auf dem Schiffe befanden, sie zu trennen vermocht hätten, sich so gefährliche Stöße beibrachten, daß der eine auf der Stelle todt niederfiel und der andere

zwar am Leben blieb, aber an mehreren Theilen des Körpers schwere Wunden davontrug. Die junge Dame bedauerte dies Ereigniß gar sehr; denn nicht nur fand sie sich nun allein und ohne Rathgeber auf dem Schiffe, sondern sie besorgte auch, der Zorn der Freunde und Angehörigen der beiden Schiffsherren möchte sich gegen sie wenden. Doch die Bitten des Verwundeten und die baldige Ankunft in Clarenza befreiten sie von der letztern Gefahr.

Kaum war sie an diesem Orte angelangt und mit dem Verwundeten in demselben Hause eingekehrt, als sich auch das Gerücht von ihrer großen Schönheit durch die Stadt verbreitete und bis zu den Ohren des Fürsten von Morea drang, welcher damals in Clarenza verweilte. So wurde er begierig, sie zu sehen, und verliebte sich, wie er sie gesehen und noch weit schöner gefunden hatte, als das Gerücht sie schilderte, so heftig in sie, daß er an nichts anderes zu denken im Stande war. Als er die Art, wie sie nach Clarenza gekommen war, erfuhr, schöpfte er Hoffnung, daß er sie werde erlangen können, und wirklich schickten die Angehörigen des Verwundeten sie dem Fürsten ohne weiteres zu, sobald sie dessen Lust erfahren, während dieser noch darüber nachdachte, wie er sie gewinnen wollte. Die Freude des jungen Fürsten war groß, aber auch der Dame war dies Ereigniß, durch welches sie sich von einer großen Gefahr gerettet glaubte, erwünscht. Der Fürst errieth aus den königlichen Sitten, die sie noch außer der Schönheit schmückten, ob er gleich keine andere Nachricht über sie erlangen konnte, daß sie von edlem Stamme sein müsse, und dadurch steigerte sich seine Liebe zu ihr in solchem Maße, daß er sie in allen Stücken nicht als Bettgenossin behandelte, sondern als rechtmäßige Gemahlin ehrte. Durch diese Behandlung schöpfte die Dame, die ihre jetzige angenehme Lage mit ihren frühern Unfällen verglich, neuen Muth; ihre frühere Munterkeit kehrte wieder und ihre Reize gewannen wieder solche Frische, daß man in ganz Romania von nichts anderm reden hörte.

Dadurch bekam der Herzog von Athen, ein schöner junger Herr von einnehmendem Wesen, der mit dem Fürsten verwandt und befreundet war, Lust sie zu sehen. Zu dem Ende gab er vor, er wolle, wie er das wol zuweilen pflegte, seinen Vetter besuchen, und kam in erlesener und ehrenvoller Begleitung nach Clarenza, wo er mit Freuden und Auszeichnungen empfangen ward. Nach einigen Tagen brachte der Herzog die Rede auf die Schönheit der Dame und frug den Fürsten, ob sie denn wirklich so erstaunlich sei, als man erzähle. Darauf antwortete der Fürst: „Sie ist viel schöner, als man von ihr sagt, allein nicht meine Worte, sondern deine Augen sollen dich davon überzeugen.“ Der Herzog trieb den Fürsten zur Erfüllung dieses Versprechens, und so gingen sie miteinander dahin, wo die Dame sich aufhielt. Diese empfing sie zuvorkommend und höflich, und mußte sich zwischen beiden niedersetzen, obgleich sie das Vergnügen, mit ihr zu reden, nicht genießen konnten, weil sie von der Sprache jenes Landes wenig oder nichts verstand. So konnten denn die beiden sie nur gleich einem Wunder bestaunen, und besonders that dies der Herzog, der sich kaum zu überreden vermochte, daß sie ein sterbliches Wesen sei. Glaubte er indeß durch das Beschauen seine Lust zu stillen, so verwickelte er sich selbst in deren Fesseln, indem er zugleich das Gift der Liebe mit den Augen einsog und in heftiger Glut für die Dame entbrannte. Als er aber dann mit dem Fürsten von ihr gegangen war und Muße hatte, sich mit sich selber zu besprechen, erachtete er diesen für glücklich vor allen andern, daß er sich des vollen Besitzes einer solchen Schönheit erfreuen dürfe.

Mancherlei Gedanken stiegen in ihm auf, endlich aber überwog die Glut der Liebe die Rechtlichkeit, und er beschloß, was immer daraus werden sollte, dem Fürsten dieses Glück zu entreißen und selber dessen zu genießen. Er glaubte die Ausführung dieses Vorsatzes beschleunigen zu müssen und sann, der Vernunft und der Gerechtigkeit

zum Trotz, auf nichts als Trug und List. So ließ er denn eines Tages, zufolge der schändlichen Verabredung, die er mit einem vertrauten Diener des Fürsten, der Kyriakos hieß, getroffen hatte, seine Pferde und sein Gepäck in aller Stille zur Abreise bereiten. Die Nacht darauf öffnete Kyriakos ihm und einem Gefährten, die beide bewaffnet waren, leise das Zimmer des Fürsten, welcher, um der großen Hitze willen, während die Dame schlief, sich ganz nackt an ein Fenster gegen das Meer hinaus gelegt hatte, um sich an dem leichten Winde, der von dort herüberkam, etwas zu kühlen. Der Herzog, der seinen Begleiter im voraus von dem unterrichtet hatte, was zu thun sei, ging sachte durch das Zimmer hindurch bis ans Fenster und stieß, ehe der Fürst ihn bemerken konnte, diesem ein Messer so tief in die Seite, daß es auf der andern Seite wieder herauskam. Dann ergriff er schnell die Leiche und stürzte sie zum offenen Fenster hinaus. — Es war der Palast hoch gegen das Meer hinausgebaut, und das Fenster, an dem der Fürst gestanden, hatte zunächst unter sich ein paar Häuser, die von der Gewalt des Meeres zusammengefallen waren und daher selten oder niemals betreten wurden. So geschah es denn, daß, wie der Herzog sich dessen im voraus versehen hatte, niemand es gewahr wurde oder gewahr werden konnte, als die Leiche des Fürsten hinunterstürzte. Sobald der Begleiter des Herzogs sah, was geschehen, warf er, unter dem Scheine ihn zu liebkosen, dem Kyriakos einen Strick um den Hals und zog diesen so fest an, daß er keinen Lärm zu machen im Stande war, bis der Herzog dazu kam; worauf sie ihn erdrosselten und eben dahin warfen, wohin sie den Fürsten bereits geworfen.

Nachdem dies alles vollbracht war und der Herzog sicher sein konnte, daß weder die Dame noch sonst jemand etwas davon bemerkt habe, nahm er ein Licht in die Hand, ging damit an das Bett und deckte die Dame, die noch ruhig schlief, leise völlig auf. Ihre Formen, die

er nun enthüllt sah, schienen ihm von vollendeter Schönheit, und hatte sie bekleidet ihm gefallen, so entzückte sie ihn nackt über alle Maßen. Dieser Anblick entzündete in ihm neue Glut, und die Scheu des eben begangenen Verbrechens hielt ihn nicht ab, mit noch blutigen Händen sich neben sie zu legen und sie, die im halben Schlummer ihn für den Fürsten hielt, zu beschlafen. Als er eine Weile mit dem größten Vergnügen an ihrer Seite zugebracht, erhob er sich wieder und ließ von einigen der Seinen, die er herbeirief, mit Vermeidung alles Geräusches, die Dame durch eine verborgene Thür, durch welche er hereingekommen, davontragen; draußen mußte sie sich zu Pferde setzen, und die ganze Gesellschaft machte sich eilig und so still als möglich auf den Weg und kehrte gegen Athen zurück. Weil aber der Herzog verheirathet war, führte er die mehr als je betrübte Dame nicht nach Athen selbst, sondern nach einem schönen Landhause, das er unweit der Stadt und nahe am Meere besaß, und hielt sie dort verborgen, während sie auf das anständigste mit allem versehen ward, was sie bedurfte.

Am Tage nach jener That warteten die Höflinge des Fürsten bis nach der Mittagsstunde, daß er aufstehen sollte. Da er sich aber noch immer nicht regte, stießen sie die Thüren, die nur zugeklinkt waren, auf; doch sie fanden niemand und bekümmerten sich, in der Vermuthung, daß er mit seiner schönen Dame auf ein paar Tage zu seinem Vergnügen heimlich verreist sein möchte, nicht weiter darüber. In dieser Ungewißheit warteten sie noch, als am andern Tage ein Narr, der in die verfallenen Häuser gelaufen war, in denen die Leichen des Fürsten und des Kyriakos lagen, die letztere bei dem Stricke heraus zog und hinter sich herschleppte. Mehrere Leute erkannten diese Leiche mit Erstaunen und schmeichelten dem Narren so lange, bis er sie hinführte, wo er jene herausgeholt hatte, und wo sie nun zum großen Schmerze der ganzen Stadt den Körper des Fürsten fanden, der

alsbald ehrenvoll begraben ward. Darauf spürte man dem Thäter eines so großen Verbrechens nach und vermuthete, da der Herzog von Athen nicht mehr anwesend, sondern heimlich abgereist war, er möchte, wie er es wirklich gethan hatte, den Fürsten erschlagen und die Dame mit sich geführt haben. Infolge dieses dringenden Verdachts wurde schnell ein Bruder des Verstorbenen an dessen Stelle gesetzt und von den Seinigen auf das nachdrücklichste zur Rache angespornt. Dieser fand die Meinung der übrigen noch von mehreren Seiten bestätigt, forderte daher seine Freunde, Verwandten und Untergebenen in verschiedenen Landschaften zur Hülfe und brachte in kurzem ein ansehnliches, mächtiges und wohlgewaffnetes Heer zusammen, mit dem er gegen den Herzog von Athen in den Krieg zog.

Auch der Herzog rüstete sich indeß, sobald er von den jenseitigen Schritten Kunde erhielt, nach allen Kräften zur Vertheidigung, und viele Herren kamen zu seiner Hülfe herbeigezogen; namentlich schickte der Kaiser von Konstantinopel seinen Sohn Konstantin, und Manuel, seinen Neffen, mit zahlreichen und schönen Truppen. Der Herzog, noch mehr aber die Herzogin, die des erstern Schwester war, empfingen sie auf das ehrenvollste. Inzwischen rückte der Krieg auf alle Weise immer näher heran und die Herzogin ergriff eines Tags die Gelegenheit, ließ Bruder und Vetter zu sich rufen, erzählte ihnen mit Thränen und ausführlichen Worten die ganze Geschichte und den Anlaß des Kriegs, und beschwerte sich über die Beschimpfung, die der Herzog ihr dadurch anthue, daß er jenes Frauenzimmer, seiner Meinung nach unbemerkt, unterhalte. Aufgebracht und verletzt forderte sie beide auf, zur Herstellung der Ehre des Herzogs und zu ihrer Genugthuung, was in ihren Kräften stehe, zu unternehmen. Da indeß die beiden Jünglinge bereits wußten, wie sich alles zugetragen hatte, so hielten sie die Herzogin nicht weiter mit Fragen auf, sondern suchten, soweit sie es vermochten, sie zu beruhigen, und gaben ihr, wegen ihres Verlangens, die

beste Hoffnung; darauf entfernten sie sich, nachdem sie zuvor noch über den Aufenthaltsort der Schönen unterrichtet worden waren. Nun hatten sie schon früher oftmals die wunderbare Schönheit jener Dame rühmen gehört; sie verlangten daher sehr danach, sie zu sehen, und baten den Herzog, er möchte sie ihnen zeigen. Dieser sagte es ihnen zu, uneingedenk dessen, was dem Fürsten widerfahren war, weil er sie ihm gezeigt hatte, und ließ in dem reizenden Garten, der zu dem Landhause gehörte, das die Dame bewohnte, ein prächtiges Mittagsessen bereiten, wohin er sie am folgenden Tage mit wenigen andern Bekannten zur Tafel führte. Bei dieser Mahlzeit mußte Konstantin, der mit ihr zu Tische saß und sie voller Verwunderung betrachtete, sich gestehen, nie eine solche Schönheit gesehen zu haben, und den Herzog sowol als jeden andern in Gedanken entschuldigen, der, um ein so schönes Wesen zu besitzen, einen Verrath oder sonstige Schlechtigkeit beginge. Wie er sie nun einmal über das andere betrachtete und sie jedesmal nur schöner fand, ging es ihm nicht anders, als es dem Herzog gegangen war. Er schied von ihr verliebt, dachte nicht mehr an den Krieg, sondern allein daran, wie er sie dem Herzog entreißen wolle, und verhehlte dabei seine Liebe vor jedermann auf das beste.

Während er aber in solchem Feuer entbrannte, kam die Zeit heran, gegen den Fürsten, der sich schon dem Gebiete des Herzogs nahte, ins Feld zu rücken. Demzufolge zogen der Herzog und Konstantin und die übrigen alle nach der getroffenen Anordnung aus Athen und gegen die Grenze, um den Fürsten am weitern Vordringen zu hindern. Hier verweilte man mehrere Tage; Konstantin aber hatte indessen Herz und Gedanken nur bei jener Dame und meinte, jetzt, wo der Herzog ihr nicht mehr nahe sei, möchte es ihm leichter werden, ans Ziel zu gelangen. Um nun Gelegenheit zu haben, nach Athen zurückzukehren, stellte er sich krank und nahm vom Herzoge Urlaub, nachdem er zuvor dem Manuel seine Macht über-

tragen hatte. In Athen bei seiner Schwester angelangt, brachte er nach einigen Tagen das Gespräch auf die Kränkung, welche der Herzog, ihrer Meinung nach, durch seine Leidenschaft für jene Fremde ihr anthue, und sagte, wenn sie nur wolle, könne er leicht ihren Beschwerden dadurch abhelfen, daß er jene ihrem Aufenthaltsorte entreiße und anderswohin führe. Die Herzogin billigte, in dem Wahne, dies alles geschehe nur ihr, nicht aber der Fremden zu Liebe, diesen Plan vollkommen, wenn anders so dabei zu Werke gegangen würde, daß der Herzog nie zu erfahren bekomme, sie habe in die Sache gewilligt. Konstantin sagte ihr das auf das bestimmteste zu, und die Herzogin gab nun ihre Zustimmung, daß jener verfahren möchte, wie es ihm am besten dünken würde.

Darauf ließ Konstantin ein kleines Fahrzeug in der Stille bewaffnen und schickte dies eines Abends mit mehreren der Seinigen bemannt, die er zuvor von dem, was sie zu thun hätten, unterrichtet, in die Nähe des Gartens, wo die Dame verweilte. Dann begab er selbst mit einigen andern sich nach dem Schlosse der letztern und wurde dort sowol von denen, die zu ihrem Dienste bestimmt waren, als von ihr selbst freundlich empfangen. Auf seinen Wunsch ging sie, von ihren eigenen Dienern und von Konstantin's Gefährten begleitet, mit ihm in den Garten, er aber führte die Dame, als ob er im Namen des Herzogs mit ihr zu reden habe, allein nach einer Thür zu, die auf das Meer hinauswies. Diese war inzwischen schon von einem der Seinigen eröffnet, das Fahrzeug erschien auf das verabredete Zeichen sogleich und die Dame wurde schnell ergriffen und hineingetragen. Hierauf wandte sich Konstantin zu ihrer Dienerschaft und sagte: „Keiner, der nicht des Todes sein will, wage es, sich zu bewegen, oder einen Laut von sich zu geben; denn ich bin nicht gesonnen, dem Herzog seine Geliebte zu rauben, sondern nur, die Schande zu tilgen, die er meiner Schwester anthut.“ Niemand unterstand sich, darauf et-

was zu antworten, und Konstantin stieg mit den Seinigen zu Schiffe, setzte sich neben die Dame, die noch immer weinte, und hieß die Ruder auswerfen und vom Lande stoßen. Die Schiffer schienen nicht zu rudern, sondern zu fliegen und waren bald nach Anbruch des andern Tages bereits in Aegina angelangt. Hier ging man ans Land, um auszuruhen; Konstantin aber genoß die Reize der Dame, die ihre unselige Schönheit beweinte. Dann ging es wieder zu Schiffe, und nach wenigen Tagen ward Chios erreicht, wo Konstantin aus Furcht vor dem Zorne seines Vaters und vor den Versuchen, die gemacht werden könnten, ihm die Dame zu entreißen, als an einem sichern Orte, zu verweilen beschloß. Mehrere Tage lang beweinte die Dame noch ihr Misgeschick, endlich aber gab sie den Tröstungen Konstantin's Gehör und begann nachgerade sich an dem zu freuen, was das Glück ihr eben bot.

Während sich indeß dies alles auf die angegebene Weise zutrug, kam Osbeck, der damals König der Türken war und mit dem Kaiser in fortwährendem Kriege lebte, von ungefähr nach Smyrna und erfuhr dort, wie Konstantin, ohne einige Sicherheitsmaßregeln auf Chios, mit einem Mädchen, das er geraubt habe, ein wollüstiges Leben führe. Demzufolge schiffte er eines Nachts mit einigen bewaffneten Fahrzeugen hinüber, drang mit seinen Leuten in den Ort ein und nahm, bevor die Griechen den Einfall der Feinde gewahr wurden, deren eine große Anzahl in ihren Betten gefangen. Andere, die endlich erwacht und zu den Waffen geeilt waren, wurden getödtet, der Ort niedergebrannt, und Beute und Gefangene zu Schiffe gebracht und nach Smyrna abgeführt. Hier angelangt, ward Osbeck, der noch jung und kräftig war, beim Durchmustern der Beute die schöne Dame gewahr, und erfuhr, sie sei dieselbe, die mit Konstantin schlafend im Bette gefangen war. Hocherfreut über ihren Anblick, machte er sie sogleich zu seiner Gemahlin, vollzog feierlich

die Hochzeit und genoß mehrere Monate lang wohlgemuth mit ihr die Freuden der Liebe.

Schon vor diesen Ereignissen hatte der Kaiser mit Basanus, dem König von Kappadocien, unterhandelt, daß dieser von der einen Seite mit seiner Macht über Osbeck herfallen sollte, während der Kaiser von der andern ihn mit der seinigen angriffe; doch waren diese Unterhandlungen wegen gewisser Ansprüche, die Basanus machte, und die dem Kaiser ungelegen waren, noch immer nicht zu Stande gekommen. Als nun der letzte das Schicksal seines Sohnes vernahm, betrübte er sich außer Maßen und that sogleich, was der König von Kappadocien von ihm verlangte, rüstete sich selbst zum Angriff gegen Osbeck und trieb, soviel er nur konnte, jenen, daß er von der andern Seite her den Türkenkönig überfalle. Sobald Osbeck davon Kunde erhielt, sammelte er sein Heer, ging, bevor ihn zwei so mächtige Fürsten in ihre Mitte nehmen möchten, dem König von Kappadocien entgegen und ließ inzwischen seine Schöne unter der Aufsicht eines treuen Dieners und Freundes in Smyrna. In der That kam es bald zwischen ihm und dem König von Kappadocien zu einem Gefecht, in dem sein Heer geschlagen und zerstört, er selbst aber getödtet wurde. Infolge dieses Sieges rückte Basanus dreist gegen Smyrna vor, und auf dem Wege gehorchte alles Volk ihm als dem Sieger.

Während dieser Zeit hatte sich Antiochus, denn so hieß der Diener, dem Osbeck die Dame anvertraut hatte, seines Alters ungeachtet, und ohne der Treue zu gedenken, die er seinem Gebieter und Feunde schuldig war, um ihrer großen Schönheit willen in sie verliebt. Da er ihre Sprache wußte, war sein Umgang auch der Dame lieb geworden, die nun schon mehrere Jahre lang gleich einer Taubstummen hatte leben müssen, ohne jemand zu verstehen, oder von jemand verstanden zu werden. So wußte er denn, von der Liebe gespornt, in wenig Tagen ihre Vertraulichkeit in solchem Maße zu gewinnen, daß ihr

gemeinsamer Herr, der in den Waffen und im Felde war, vergessen ward, die Neigung von einer freundschaftlichen in eine verliebte sich umwandelte, und beide zwischen den Bettlaken sich auf das beste miteinander unterhielten. Als sie nun vernahmen, daß Osbeck besiegt und getödtet sei, und daß Basanus alles auf dem Zuge sich zueigne, beschlossen sie gemeinschaftlich, ihn nicht abzuwarten, sondern nahmen einen großen Theil der dort befindlichen Reichthümer des Osbeck an sich und gingen heimlich nach Rhodus.

Hier hatten sie noch nicht lange geweilt, als Antiochus krank wurde. Da geschah es, daß ein Kaufmann aus Cypern, der von Antiochus sehr geliebt und genau mit ihm befreundet war, ihn besuchte, weshalb dieser, als er sein Ende kommen sah, seine Sachen und die geliebte Dame diesem Freunde zu hinterlassen beschloß. Schon dem Tode nahe, rief er beide zu sich und sprach: „Ich sehe, daß ich ohne Hülfe sterben muß, und bin betrübt darüber, weil ich niemals so gern lebte, als eben jetzt. Zugleich sterbe ich aber auch zufrieden, weil ich in den Armen der beiden sterbe, die ich mehr als sonst jemanden auf der Welt liebe; in den deinigen, theurer Freund, und in denen dieses Weibes, die ich, seitdem ich sie gekannt, mehr als mich selbst geliebt habe. Allerdings schmerzt es mich, daß sie fremd, wie sie in diesem Lande ist, ohne Hülfe und ohne Rath bei meinem Tode zurückbleiben soll, und noch mehr würde es mich schmerzen, wüßte ich nicht, daß du, mein Freund, hier bist, zu dem ich das Vertrauen hege, daß du um meinetwillen ebenso viel Sorge für sie tragen wirst, als du für mich selbst haben würdest. Darum bitte ich dich denn auf das inständigste, wenn ich wirklich sterben muß, dich meines Vermögens sowol als ihrer anzunehmen und über beide so zu verfügen, wie du glauben wirst, daß es zur Beruhigung meiner Seele dienen könne. Dich aber, geliebtes Weib, bitte ich, nach meinem Tode mich nicht zu

vergessen, damit ich noch jenseit mich rühmen könne, daß mich hier das schönste Weib, das jemals von der Natur geformt ward, geliebt habe. Wollt ihr mir diese beiden Dinge verheißen, so werde ich sicher beruhigt diese Welt verlassen." Der Kaufmann sowol als die Dame weinten bei diesen Worten, sprachen ihm, als er ausgeredet hatte, Muth zu und versprachen ihm auf ihr Wort, im Falle er sterben sollte, nach seinen Wünschen zu thun. Nicht lange darauf verschied er und wurde ehrenvoll von ihnen begraben.

Einige Tage später hatte auch der cyprische Kaufmann seine Geschäfte in Rhodus vollendet und war im Begriff, auf einem catalonischen Schiffe, das dort vor Anker lag, nach Cypern zu reisen; doch frug er zuvor die schöne Dame, was sie zu thun beschlossen, indem er jetzt in seine Heimat zurückkehren müsse. Die Dame erwiderte ihm, sie werde, wenn er anders nichts dagegen habe, ihn gerne begleiten, da sie voraussetze, daß er sie, dem Antiochus zu Liebe, als eine Schwester ansehen und behandeln werde. Der Kaufmann erklärte mit allem, was ihr gefällig sein würde, zufrieden zu sein, und gab, um sie vor aller Verunglimpfung auf der Reise nach Cypern zu schützen, sie für seine Frau aus. Auf dem Schiffe wurde ihnen ein Kämmerchen im Hintertheile angewiesen, und sie schliefen, um nicht durch die That ihren Worten zu widersprechen, in einem kleinen Bettchen beide miteinander. So geschah denn, was bei der Abreise von Rhodus weder des einen noch des andern Absicht gewesen war; Nacht, Gelegenheit und die Wärme des Bettes, deren erregende Kräfte nicht gering sind, ließen sie die Freundschaft für den verstorbenen Antiochus vergessen, und sie schlossen, von ähnlicher Lust gezogen und gleichzeitig einander anregend, noch ehe sie nach Baffa, dem Wohnorte des Cypriers, gelangten, miteinander Schwägerschaft.

Als nun die Dame in Baffa noch einige Zeit bei dem Kaufmanne gewohnt hatte, kam glücklicherweise ein

Edelmann, Namens Antigonus, dorthin, der mit einem hohen Alter und noch höherm Geiste geringe Reichthümer verband, weil ihm das Glück in mancherlei Unternehmungen, die er im Dienste des Königs von Cypern gemacht hatte, stets zuwider gewesen war. Dieser ging eines Tages, als der cyprische Kaufmann eben mit Waaren nach Armenien gereist war, vor dem Hause vorüber, in welchem die schöne Dame wohnte, und sah diese auch zum Glück gerade an einem der Fenster stehen. Da sie nun so schön war, wurde Antigonus aufmerksam und betrachtete sie genauer und glaubte sich zu erinnern, daß er sie schon anderwärts gesehen habe; wo das aber geschehen sei, darauf konnte er sich durchaus nicht besinnen. Die Dame, die so lange ein Spielball des Schicksals gewesen, war nun dem Zeitpunkte nahe, der ihre Unfälle beschließen sollte, denn sie erinnerte sich, sobald sie Antigonus ins Gesicht faßte, ihn zu Alexandrien im Dienste ihres Vaters einst in guten Umständen gesehen zu haben. Aus diesem Grunde faßte sie augenblicklich die Hoffnung, jetzt, wo ihr Kaufmann abwesend war, ihren königlichen Rang vielleicht noch durch den Rath des Antigonus wieder gewinnen zu können, und ließ diesen, sobald es sich thun ließ, zu sich rufen. Als er gekommen war, frug sie ihn schüchtern, ob er, wie sie glaube, Antigonus von Famagosta sei. Antigonus bejahte die Frage und fügte hinzu: „Madonna, ich sollte Euch kennen und kann mich doch auf keine Weise besinnen, wo ich Euch gesehen habe; so bitte ich Euch denn, mich, im Falle es Euch nicht lästig ist, zu erinnern, wer Ihr seid." Als die Dame hörte, er sei es wirklich, schlang sie laut weinend ihre Arme um ihn und frug nach einer Weile den höchlich Verwunderten, ob er sie jemals in Alexandrien gesehen habe. Kaum hatte Antigonus diese Frage vernommen, so erkannte er sie als Alatiel, des Sultans Tochter, die, wie man glaubte, im Meere umgekommen war, und wollte ihr seine Verehrung in der schuldigen Form beweisen; sie

aber ließ es nicht zu, sondern bat ihn, sich ein wenig zu ihr niederzusetzen. Antigonus gehorchte ihr und frug sie dann voller Ehrerbietung, wie, wann und woher sie nach Baffa gekommen sei, während man im ganzen Lande Aegypten es für ausgemacht hielte, daß sie schon vor mehreren Jahren im Meere ertrunken sei. Die Dame antwortete ihm: „Wollte Gott, ich wäre es wirklich, statt solch ein Leben führen zu müssen, als ich es gemußt habe; und wenn mein Vater es jemals erfährt, so wird er gewiß ebenso sprechen“, und mit diesen Worten fing sie aufs neue gar erbärmlich zu weinen an. Darauf sagte ihr Antigonus: „Madonna, verliert nur den Muth nicht eher, als Ihr dazu wahren Anlaß habt. Wenn es Euch beliebt, so erzählt mir Eure Unfälle und was für ein Leben Ihr habt führen müssen. Immer möglich, daß alles noch so abgelaufen ist, um mit Gottes Hülfe einen genügenden Ausweg finden zu lassen.“ „Antigonus“, erwiderte die Schöne, „als ich dich erblickte, war mir's nicht anders, als sähe ich meinen Vater, und die Liebe und die Zärtlichkeit, die ich ihm schuldig bin, machten, daß ich mich dir entdeckte, während ich mich verborgen halten konnte. In der That wüßte ich wenige, mit denen zusammenzutreffen mir so lieb gewesen wäre, als es mir ist, dich zuerst und vor allen übrigen gesehen und erkannt zu haben; und so will ich denn dir, wie einem Vater, das entdecken, was ich während meiner Misgeschicke immer sorgfältig verborgen habe. Siehst du alsdann, nach dem, was du sogleich erfahren wirst, irgendein Mittel, mich in meine frühere Lage zurückzubringen, so bitte ich dich, es anzuwenden; siehst du aber keins, dann bitte ich dich, niemand zu sagen, daß du mich gesehen oder das mindeste von mir gehört habest.“

Nach dieser Einleitung berichtete sie ihm unter fortdauernden Thränen, was ihr von dem Tage an, wo sie bei Majorca gestrandet, bis zu dem Augenblick, in dem sie erzählte, begegnet war. Auch Antigonus mußte bei

diesem Berichte vor Mitleid weinen; dann aber sagte er nach kurzem Besinnen: „Madonna, da während Eurer Unfälle Euer Name und Euer Stand immer verborgen geblieben sind, so will ich es dahin bringen, daß Euer Vater Euch lieber haben soll, als je zuvor, und der König von Algarbien Euch zur Gemahlin nimmt." Auf ihre Frage, wie das geschehen solle, setzte er ihr alles der Ordnung nach auseinander und kehrte dann, um andern Zwischenfällen vorzubeugen, sogleich nach Famagosta zurück. Hier wartete er dem Könige auf und sagte: „Mein Gebieter, wenn es Euch beliebte, könntet Ihr zu gleicher Zeit für Euch selbst große Ehre einlegen, und mir, der ich in Eurem Dienste arm geworden bin, einen ansehnlichen Nutzen bereiten." Der König frug, wie dies geschehen könne, und Antigonus antwortete ihm: „Die junge und schöne Tochter des Sultans, von der so lange gesagt wurde, sie sei ertrunken, ist jetzt nach Baffa gekommen und hat, um ihre jungfräuliche Ehre zu bewahren, lange so großes Ungemach erlitten, daß sie jetzt, wo sie zu ihrem Vater zurückzukehren begehrt, sich in dürftigen Umständen befindet. Wenn es Euch nun beliebte, sie unter meiner Obhut dem Vater zuzuschicken, so würde Euch das große Ehre, mir aber bedeutenden Vortheil bringen, und ich bin überzeugt, daß der Sultan einen solchen Dienst nie vergäße." Der König gab mit fürstlichem Sinne sogleich seine Zustimmung, ließ die Dame durch eine ehrenvolle Gesandtschaft nach Famagosta führen und empfing sie nebst seiner Gemahlin mit der größten Auszeichnung. Auf die Fragen, die König und Königin wegen ihrer Schicksale an sie richteten, antwortete sie mit einer Erzählung, die Antigonus sie vorher gelehrt hatte.

Nach Verlauf von einigen Tagen sandte der König sie dann auf ihre Bitte mit ehrenvoller und erlesener Gesellschaft von Männern und Frauen unter Antigonus' Führung an den Sultan zurück. Wie groß die Freude bei ihrer Ankunft war, wird mich wol niemand erst fra=

gen; aber auch Antigonus und seine ganze Gesellschaft wurden nicht weniger freundlich aufgenommen. Kaum hatte sich die junge Fürstin ein wenig ausgeruht, so wollte der Sultan von ihr hören, wie sie am Leben geblieben sei, und wo sie so lange Zeit sich aufgehalten habe, ohne ihm jemals von ihrem Ergehen einige Kunde zu geben. Darauf hub die Dame, die des Antigonus Unterricht vollkommen aufgefaßt hatte, also zu ihrem Vater zu reden an:

Es mochte etwa am zwanzigsten Tage nach meiner Abreise von Euch, mein Vater, sein, als ein fürchterlicher Sturm unser Schiff zerschellte und nachts gegen eine Küste im Westen, nahe bei einem Orte trieb, der Aigues Mortes genannt wird. Was aus den Männern geworden ist, die sich auf dem Schiffe befanden, habe ich niemals erfahren und erinnere mich nur, daß, wie ich mit dem andern Tage mich gleichsam von den Todten erwacht fühlte, ich nebst zweien meiner Begleiterinnen von den Bewohnern jenes Landes, die das zerschellte Schiff inzwischen bemerkt hatten und von allen Seiten zusammengelaufen waren, um es zu berauben, erst ans Land getragen wurde, und dann mehrere junge Männer, jeder eine von uns ergriffen und nach verschiedenen Richtungen mit ihr davoneilten. Von jenen beiden habe ich nie etwas weiteres vernommen. Mich aber hatten, trotz meines Widerstandes, zwei Männer ergriffen und zogen mich, unter meinen Thränen, bei den Haaren hinter sich her. Da geschah es, daß vier Ritter, als jene mich über eine Heerstraße weg eben in einen dichten Wald schleppen wollten, desselben Weges gezogen kamen. Sobald meine Räuber jene viere sahen, ließen sie mich plötzlich los und begaben sich auf die Flucht. Die vier Ritter, die von ehrbarem und gesetztem Aussehen waren, kamen, als sie jene fliehen sahen, auf mich zu und frugen mich vielerlei, auch sprach ich viel zu ihnen, doch verstanden sie mich ebenso wenig als ich sie. Darauf hielten sie lange miteinander Rath

und hoben mich endlich auf eines ihrer Pferde und führten mich in ein nach ihren Religionsgesetzen eingerichtetes Frauenkloster. Was die Ritter dort gesagt haben mögen, weiß ich nicht, genug ich wurde mit vielem Wohlwollen aufgenommen und immer mit Achtung behandelt, während ich mit den Klosterfrauen den heiligen Crescentius in Tiefenthal, den die Weiber dortzulande sehr lieb haben, auf das inbrünstigste verehrte. Als ich nun schon eine Zeit lang mit ihnen verlebt und ihre Sprache einigermaßen erlernt hatte, frugen sie mich, wer und woher ich sei. Ich überlegte aber, wo ich mich befand, und fürchtete, wenn ich die Wahrheit sagte, könnten sie mich leicht als eine Feindin ihres Glaubens verstoßen, und antwortete deshalb, ich sei die Tochter eines angesehenen Edelmanns in Cypern und habe auf der Fahrt zu meinem verlobten Gemahl in Creta, vom Sturme weit verschlagen, Schiffbruch gelitten. In dieser Zeit mußte ich aus Furcht vor größerm Schaden manche ihrer Gebräuche mitmachen. Als mich aber einmal die erste unter diesen Klosterfrauen, die man Aebtissin nennt, frug, ob ich nach Cypern zurückzukehren wünsche, antwortete ich, daß mich nach nichts so sehr verlange. Indeß wollte sie mich aus Besorgniß für meine Ehre niemand anvertrauen, der nach Cypern reiste, bis endlich, jetzt vor zwei Monaten, einige gesetzte Männer, von denen der eine mit der Aebtissin verwandt war, mit ihren Frauen aus Frankreich in jene Gegend kamen. Als die Aebtissin hörte, daß jene nach Jerusalem reisten, um das Grab zu besuchen, in das derjenige (nachdem die Juden ihn getödtet) gelegt wurde, den sie dort für einen Gott halten, empfahl sie mich ihnen an und bat sie, mich in Cypern meinem Vater zu überbringen. Wie gütig diese Edelleute mich als Reisegefährtin aufnahmen, und wie viel Ehre sie nebst ihren Frauen mir anthaten, würde weitläufig sein zu erzählen. Genug wir gingen zu Schiffe und gelangten in einiger Zeit nach Baffa. Hier angekommen, ohne irgendjemand zu kennen,

wußte ich nicht, was ich jenen Edelleuten sagen sollte die infolge des Auftrags der ehrwürdigen Frau mich meinem Vater zuführen wollten; doch führte mir Gott, der vielleicht Erbarmen für mich hegte, in dem Augenblick, wo wir in Baffa ausstiegen, Antigonus am Ufer entgegen. Sogleich rief ich ihn an und sagte ihm in unserer Sprache, damit die Edelleute und ihre Frauen mich nicht verstehen sollten, er möge mich als seine Tochter aufnehmen. Er begriff mich im Augenblick, bezeigte mir die größte Freude und bewirthete meine Reisegefährten und ihre Frauen, so gut als es irgend in seinen geringen Kräften stand. Dann führte er mich zum König von Cypern, der mich so ehrenvoll aufgenommen und Euch zugesandt hat, als ich nicht im Stande bin, es Euch zu berichten. Sollte noch etwas zu sagen übrig sein, so mag Antigonus es nachtragen, der diese meine Schicksale schon oft von mir erzählen gehört hat.

Darauf wandte sich Antigonus zu dem Sultan und sagte: „Mein Gebieter, Eure Tochter hat Euch dasselbe erzählt, was ich oftmals, sowol aus ihrem Munde als aus dem der Edelleute, mit denen sie nach Cypern kam, vernommen habe. Nur eins hat sie zu sagen unterlassen, und das mag sie, wie ich glaube, gethan haben, weil es sich nicht ziemt, daß sie es selber erzähle. Ich meine nämlich, was mir jene Edelleute und Damen, mit denen sie gereist war, von dem ehrbaren Leben, das sie mit den frommen Frauen geführt, und von ihren Tugenden und guten Sitten berichtet haben, und wie Männer und Frauen weinten und klagten, als sie sie bei mir zurücklassen und sich von ihr trennen mußten. Wollte ich Euch alles wiederholen, was jene mir über diesen Punkt gesagt haben, so würde nicht allein der gegenwärtige Tag, sondern auch die kommende Nacht nicht zureichen. Nur so viel will ich hinzufügen, daß Ihr nach den Berichten jener Leute und nach dem, was ich durch eigene Beobachtung habe vernehmen können, Euch rühmen dürft, unter

allen Herren, die eine Krone tragen, die schönste, sittsamste und trefflichste Tochter zu besitzen.“ Ueber dies alles freute der Sultan sich unbeschreiblich und bat Gott mehr als einmal, ihm die Gnade zu erzeigen, daß er jedem, der sich um seine Tochter verdient gemacht, besonders aber dem König von Cypern, der sie ihm auf so ehrenvolle Weise zurückgesendet, angemessenen Dank beweisen könne. Einige Tage darauf ließ er dem Antigonus äußerst kostbare Geschenke reichen, erlaubte ihm, nach Cypern zurückzukehren, und dankte dem König brieflich und durch besondere Gesandte auf das verbindlichste für alles, was er an seiner Tochter gethan.

Nach alle diesem wünschte der Sultan den ursprünglichen Vorsatz verwirklicht und Alatiel an den König von Algarbien vermählt zu sehen. Zu dem Ende schrieb er diesem die ganze Geschichte und forderte ihn auf, wenn er sie noch zu nehmen wünsche, nach ihr zu schicken. Dem Könige von Algarbien waren diese Nachrichten sehr willkommen; er ließ sie auf das ehrenvollste abholen und empfing sie voller Freuden. Dann legte sie, die von acht Menschen vielleicht zehntausend mal beschlafen worden war, sich als Jungfrau neben ihn nieder, machte ihn glauben, sie sei es wirklich, und lebte als Königin lange Zeit mit ihm glücklich. Darum sagt man noch heute: „Neumond und geküßter Mund sind gleich wieder hell und frisch und gesund.“

Achte Geschichte.

Der Graf von Antwerpen geht auf eine fälschliche Beschuldigung ins Exil und läßt seine zwei Kinder an verschiedenen Orten in England. Als er später unerkannt zurückkehrt, findet er beide in glücklicher Lage; er zieht als Stallknecht mit dem Heere des Königs von Frankreich; seine Unschuld wird entdeckt, und er erlangt seine frühere Stellung wieder.

Bei Anhörung der mannichfachen Schicksale, welche die schöne Alatiel betroffen, seufzten die Damen häufig; wer weiß aber, was die Ursache jener Seufzer war? Leicht möglich, daß die eine oder die andere aus Verlangen nach ebenso zahlreichen Hochzeiten nicht minder als aus Mitleiden seufzte. Ohne mich indeß für jetzt bei jener Untersuchung zu verweilen, sage ich, daß die Königin, als die letzten Worte des Pamphilus, aus denen sie entnahm, das Ende seiner Erzählung sei gekommen, von allen belacht worden waren, zu Elisen gewandt, dieser mit einer neuen Geschichte in der bisherigen Ordnung fortzufahren auftrug. Elise war dazu gern bereit und begann also:

Wir ergehen uns heute auf einem Kampfplatze vom weitesten Umfange, auf dem wol ein jeder nicht nur eine, sondern zehn und mehrere Lanzen ohne Mühe zu brechen vermöchte, so reichen Vorrath an unerwarteten und harten Fällen bietet uns das Schicksal. Aus dieser ungezählten Menge hebe denn auch ich eine Geschichte aus und sage:

Daß, als das römische Kaiserreich von den Franzosen auf die Deutschen übergegangen war, zwischen dem einen und andern Volke große Feindschaft und anhaltende und erbitterte Kriege entstanden. Infolge dieser stellten einmal der König von Frankreich und sein Sohn, theils zur

Vertheidigung des eigenen Landes, theils aber auch um das fremde anzugreifen, mit aller Anstrengung des Reiches und mit Unterstützung aller Freunde und Verwandten, welche deren bieten konnten, ein großes Heer gegen den Feind ins Feld. Bevor sie aber zum Heere abreisten, verordneten sie, um das Reich nicht ohne Führung zu lassen, den Grafen Walther von Antwerpen, einen Mann von edelm Hause und großer Einsicht, der ihnen, wie sie wußten, besonders treu, ergeben und befreundet war, zum allgemeinen Reichsverweser. Denn obgleich dieser in der Kriegskunst wohl erfahren war, so glaubten sie ihn dennoch mehr zu dem weichen Hofleben als zu den Anstrengungen des Feldes geeignet. So fing denn Walther mit Verstand und Umsicht das ihm übertragene Amt zu führen an, und zog dabei jedesmal die Königin und ihre Schwiegertochter zu Rathe, welche er beide, wenn sie gleich seiner Aufsicht und Lenkung anvertraut waren, immer als seine Obern und Gebieterinnen behandelte.

Walther war ein schöner Mann zu nennen; er mochte vielleicht vierzig Jahre alt sein und war so wohlgesittet und so unterhaltend, als ein Edelmann es nur immer sein kann. Dabei war er der sauberste und zierlichste Ritter seiner Zeit und zeichnete sich durch reichgeschmückten Anzug vor allen andern aus. Seine Frau war ihm bereits gestorben und ihm von ihr nur ein Sohn und eine Tochter geblieben, die beide klein waren. So geschah es denn, daß, während der König von Frankreich und dessen Sohn den erwähnten Krieg verfolgten, und Walther deshalb den Hof der beiden Frauen oft besuchte und über die Angelegenheiten des Reiches mit ihnen sprach, die Gemahlin des Königssohns ein Auge auf ihn warf, seine Gestalt und seinen Sitten mit leidenschaftlicher Vorliebe betrachtete und im Verborgenen in glühender Liebe für ihn entbrannte. Da sie sich nun bewußt war, jung und hübsch zu sein, und es ihm an einer Frau fehlte, meinte sie mit leichter Mühe zur Erfüllung ihres Wunsches zu

gelangen und entschloß sich, da derselben, nach ihrem Dafürhalten, allein ihre Scham im Wege stand, diese völlig abzuthun und sich ihm ganz zu offenbaren.

In dieser Absicht schickte sie eines Tages nach ihm, als sie eben allein war, und die Zeit ihr zu ihrem Vorhaben gelegen schien, als ob sie über andere Dinge mit ihm zu reden habe. Der Graf, dessen Gesinnung von den Wünschen der Dame weit entfernt war, gehorchte augenblicklich diesem Befehle. Schon hatte er sich auf ihr Geheiß in einem Gemache, in welchem er sich mit ihr allein befand, neben sie auf ein Ruhebett gesetzt und sie zu zweien malen, ohne Antwort zu erhalten, nach der Ursache gefragt, um derentwillen sie ihn habe kommen lassen, als sie endlich von der Liebe überwältigt, obwol vor Scham mit Purpurröthe überzogen, zitternd und mit unterbrochener Rede also zu sprechen begann: „Theurer und geliebter Freund, dem ich angehöre, Euch, als einem so verständigen Manne, ist die Schwachheit, der Männer sowol als der Frauen, obgleich ihr aus verschiedenen Gründen die eine mehr als die andere unterliegt, sicherlich nicht unbekannt. Mit Rücksicht auf sie wird ein gerechter Richter dieselbe Sünde nach Verschiedenheit der Personen nicht mit derselben Strafe belegen. Und wer könnte denn wol leugnen, daß ein armer Mann oder ein armes Weib, die sich mit dem eigenen Schweiße verdienen müssen, was sie zu ihres Lebens Unterhalte bedürfen, weit mehr zu tadeln wären, wenn sie sich von der Liebe verlocken ließen und ihren Reizungen folgten, als wenn eine Frau es thut, die in Reichthum und Muße sich nichts von dem zu versagen gewohnt ist, wonach sie ein Verlangen empfindet? Mich dünkt, gewißlich niemand. So glaube ich denn, daß die erwähnten Umstände zur Entschuldigung derjenigen, für welche sie eintreten, großes Gewicht haben müssen, wenn sie sich so weit vergißt, der Liebe Gehör zu geben. Hat aber die Liebende noch außerdem sich einen verständigen ehrenwerthen Geliebten erkoren, so meine ich, vollendet

dies ihre Entschuldigung. Nun trifft nicht allein beides, wie mich dünkt, in mir zusammen, sondern mich verleiten noch überdies manche andere Ursachen zur Liebe, wie zum Beispiel, meine Jugend und die Abwesenheit meines Gemahls. Alles dies möge also jetzt verbunden auftreten, um mich in Euren Augen wegen meiner glühenden Liebe zu entschuldigen; und gelingt dies Bestreben, wie es bei einem verständigen Manne gelingen muß, so bitte ich Euch, mir Euren Rath und Eure Hülfe zu gewähren. Ich gestehe Euch nämlich, daß ich, unfähig, während der Abwesenheit meines Gemahls den fleischlichen Lüsten und der Gewalt der Liebe Widerstand zu leisten, welche beide so mächtig sind, daß die stärksten Männer, geschweige denn zarte Frauen von ihnen oftmals überwältigt wurden und noch täglich werden, in dem Wohlleben und in der Muße, in denen ich, wie Ihr seht, mich befinde, schwach genug gewesen bin, dem Verlangen der Liebe nachzuhängen und in verliebter Glut mich zu entzünden. Ob ich nun gleich wohl weiß, daß diese meine Schwachheit, wenn sie bekannt würde, für unziemlich gelten müßte, (während sie mir, solange sie verborgen ist und bleibt, kaum in irgendetwas den Anstand zu verletzen scheint), so ist mir Amor doch insoweit günstig gewesen, daß er mir in der Wahl des Geliebten die gehörige Einsicht nicht genommen, sondern mir deren vielmehr reichlich verliehen hat, indem er mir Euch als den gezeigt hat, der die Liebe einer Dame meinesgleichen verdient. Bin ich nicht von Täuschung verblendet, so seid Ihr der schönste, liebenswürdigste, anmuthigste und verständigste Ritter, der im Königreiche Frankreich gefunden werden kann. Außerdem seid Ihr ebenso ohne Frau, wie es mir jetzt am Gemahle fehlt. So bitte ich Euch denn bei der heißen Liebe, die ich für Euch im Herzen trage, mir die Eurige nicht vorzuenthalten, nnd mit meiner Jugend Mitleid zu haben, die sich in Wahrheit um Euretwillen wie das Eis am Feuer völlig verzehrt.

Diesen Worten folgte ein solches Uebermaß von Thränen, daß die Dame, die noch fernere Bitten hinzufügen wollte, nicht im Stande war, weiter zu reden, sondern das Haupt niederbeugte und, wie vom Gefühle überwältigt, weinend damit an die Brust des Grafen sank. Der Graf dagegen schalt, als ein durchaus rechtlicher Ritter, so thörichte Liebe, stieß die Dame, die ihm schon um den Hals fallen wollte, zurück und versicherte sie mit den heiligsten Schwüren, sich lieber viertheilen lassen zu wollen, als von sich selbst oder von andern solch ein Vergehen gegen die Ehre seines Herrn zu dulden.

Kaum hatte die Dame das vernommen, so war ihre Liebe vergessen und in den wüthendsten Haß verwandelt. „Plumper Ritter“, rief sie, „soll ich denn auf solche Weise wegen meines Antrags von Euch verhöhnt werden? Da sei doch Gott für, daß ich, weil Ihr mich tödten wollt, nicht Euch statt dessen ums Leben bringen oder aus der ganzen Welt vertreiben sollte.“ Und während sie noch so sprach, fuhr sie mit den Händen in die Haare, zerraufte und verwirrte sie sich ganz und gar, riß sich die Kleider auf, zerschlug sich den Busen und schrie so laut sie konnte: „Zu Hülfe, zu Hülfe, der Graf von Antwerpen will mir Gewalt anthun.“

Als der Graf dies Benehmen sah, fürchtete er sich mehr vor dem höfischen Neide, als die Reinheit seines Gewissens ihm Schutz gewähren konnte; er ahnte, daß jener der Bosheit der Fürstin größern Glauben verschaffen werde als seiner Unschuld, erhob sich deshalb und mied, so schnell er konnte, das Zimmer und den Palast und floh in seine Wohnung. Hier hob er, ohne sich weiter zu besinnen, seine beiden Kinder zu Pferde, stieg selber ebenfalls auf und eilte, so sehr es sich thun ließ, nach Calais. Inzwischen liefen auf das Geschrei der Dame viele Leute herbei und glaubten, als sie in dem beschriebenen Zustande sie antrafen, nicht allein dem von ihr angegebenen Grunde ihres Schreiens, sondern fügten noch hinzu,

die Artigkeit und das zierliche Wesen des Grafen seien lediglich um zu diesem Zwecke zu gelangen die ganze Zeit her von ihm geübt worden. So lief denn alles wüthend nach dem Hause des Grafen, um ihn zu verhaften, und plünderte und zerstörte es, als er nicht mehr gefunden ward, bis es der Erde gleich war. Auch kam die Neuigkeit entstellt, wie sie zu Paris erzählt wurde, in das Heer des Königs und seines Sohnes; und diese verurtheilten, hocherzürnt über solchen Frevel, den Grafen und seine Nachkommen zu ewiger Verbannung und versprachen einem jeden, der sie lebend oder todt einbrächte, die größten Geschenke.

Es betrübte den Grafen, daß er, seiner Unschuld ungeachtet, durch die Flucht den Schein der Schuld auf sich geladen, doch ließ er darum nicht von seiner Eile nach, kam unerkannt mit seinen Kindern nach Calais, schiffte von dort eilig nach England hinüber und machte sich in ärmlicher Kleidung nach London auf den Weg. Bevor er indeß in diese Stadt eintrat, unterwies er seine beiden Kinder ausführlich, besonders aber in zwei Punkten: erstens, daß sie die dürftige Lage, in welche das Schicksal ohne ihre Schuld sie gemeinschaftlich gestürzt, geduldig ertragen möchten, dann aber, daß sie, so lieb ihnen ihr Leben sei, mit der möglichsten Sorgfalt vor jedermann verborgen halten möchten, woher und wessen Kinder sie seien. Der Sohn hieß Ludwig und zählte etwa neun Jahre, die Tochter, die Violante hieß, hatte deren ohngefähr sieben, und beide faßten, soweit ihr zartes Alter es zuließ, die Unterweisungen ihres Vaters wohl auf, wie das später der Erfolg bewies. Damit indeß der Zweck leichter erreicht werden könne, glaubte der Vater die Namen der Kinder verändern zu müssen und nannte den Knaben Pierrot und das Mädchen Jeannette. Als sie nun im ärmlicher Tracht nach London gekommen waren, fingen sie an, in der Weise nach Almosen umherzugehen, wie wir es täglich die französischen Bettler thun

sehen. Da geschah es denn, daß, wie sie eines Morgens in gleicher Absicht eine Kirche heimgesucht, eine vornehme Dame, welche mit einem der Marschälle des Königs von England vermählt war, den Grafen und seine beiden Kinder gewahr wurde, als sie eben um Almosen baten. Die Dame frug ihn, woher er sei und und ob die Kinder ihm zugehörten. Er erwiderte, er sei aus der Picardie und habe der Verbrechen seines ungerathenen ältern Sohnes wegen mit diesen beiden, die allerdings die seinigen seien, fliehen müssen. Es hatte die Dame ein gar mitleidiges Herz und sie warf ein Auge auf die Kleine, die ihr wohl gefiel, weil sie hübsch und manierlich und zuthulich war, und sie sagte: „Guter Freund, wenn du nichts dawider hast, mir dein Töchterchen zu lassen, so will ich sie um ihres günstigen Aussehens willen gerne nehmen, und wenn dann ein ordentliches Mädchen aus ihr wird, so werde ich sie zur geziemenden Zeit angemessen verheirathen." Dem Grafen war das Begehren höchst willkommen, er sagte sogleich „ja" dazu, übergab der Dame mit Thränen das Kind und empfahl es ihr auf das dringendste.

Wie nun der Graf das Töchterchen untergebracht hatte und in guten Händen wußte, beschloß er, nicht länger dort zu bleiben, sondern durchstrich bettelnd die Insel und gelangte mit Pierrot, von der ungewohnten Anstrengung der Fußreise äußerst ermüdet, endlich nach Wales. Hier wohnte ein anderer königlicher Marschall, der ein großes Hauswesen und zahlreiche Dienerschaft hielt, und an dessen Hofe der Graf und sein Sohn, um eine Mahlzeit zu erhalten, häufig vorsprachen. Es hatte dieser Marschall einen Sohn, der mit den Kindern anderer Edelleute, nach Art der Kinder, körperliche Uebungen im Laufen und Springen und mehr dergleichen vornahm, zu denen Pierrot sich gesellte und in allen ihren Uebungen es einem jeden der andern gleich, oder auch zuvorthat. Einige male sah der Marschall diesen Spielen zu, und das Betragen des

Knaben gefiel ihm so sehr, daß er frug, wessen er sei. Man erwiderte, er sei der Sohn eines armen Mannes, der zu Zeiten komme, um sich ein Almosen zu fordern. Darauf ließ der Madschall den Vater um den Knaben ansprechen, und dieser, der Gott um nichts angelegentlicher gebeten hatte, willigte gern ein, so leid es ihm auch that, sich von dem Knaben trennen zu sollen.

Als nun der Graf Sohn und Tochter versorgt sah, gedachte er nicht länger in England zu verweilen, sondern sah, wie er nach Irland hinüber kam. Hier angelangt, verdang er sich in der Nähe von Stamford bei einem Grafen auf dem Lande als Knecht, versah sämmtliche Geschäfte, die einem Knechte oder Pferdejungen obliegen, nnd blieb dort unter vielem Ungemach und großer Mühe lange Zeit, ohne von irgendjemand erkannt zu werden.

Inzwischen nahm Violante, die jetzt Jeannette hieß, bei der Edeldame in London an Jahren und an Schönheit zu und gewann die Gunst der Dame, ihres Gemahls, jedes andern im Hause und aller, die sonst noch sie kannten, in einem erstaunlichen Maße. Denn es war niemand, der nicht gestehen mußte, ihr Betragen und ihre Sittsamkeit seien der höchsten Auszeichnung und des schönsten Lohnes würdig. Demzufolge hatte die Dame, die sie von dem Vater erhalten und über ihre Abkunft nie etwas anderes hatte erfahren können, als was sie von diesem selber gehört, sich bereits vorgenommen, sie dem Stande gemäß, den sie ihr beilegte, gut zu verheirathen. Gott aber, der die Verdienste der Menschen mit einem gerechten Auge durchschaut, erwog ihre adeliche Geburt und wie schuldlos sie für fremde Sünde büße, und lenkte es anders; denn wir müssen glauben, daß seine Gnade das, was sich nun ereignete, zuließ, um das Mädchen nicht im niedrige Hände gerathen zu lassen.

Die Edelfrau, welche Jeannetten zu sich genommen, hatte von ihrem Manne einen einzigen Sohn, den sowol

sie als der Vater, nicht allein weil er ihr Sohn war, sondern auch wegen seiner Tugenden und Verdienste auf das innigste liebten; denn er war wohlgesittet, tapfer und schön von Gestalt und von adlicher Gesinnung, wie kein anderer. Dieser nun mochte etwa sechs Jahre älter sein als Jeannette, und ihre Schönheit und Anmuth machten solchen Eindruck auf ihn, daß er sich auf das heftigste in sie verliebte und nur sie vor Augen hatte. Weil er sie aber von geringer Abkunft glaubte, wagte er nicht allein nicht, sie von seinen Aeltern zur Frau zu begehren, sondern er verbarg, aus Furcht, man werde ihn tadeln, daß er seiner Liebe einen so niedrigen Gegenstand erwählt, diese soviel er konnte. Dies Bestreben indeß regte seine Flammen um vieles mehr an, als wenn er sie offenbart hätte, und so geschah es, daß er von übermäßiger Leidenschaft verzehrt, in eine schwere Krankheit verfiel. Viele Aerzte wurden berufen, um ihn zu heilen; soviel sie aber auch die Zeichen der Krankheit beobachteten, so vermochten sie doch von ihrem wahren Grunde nichts zu erkennen und mußten ihn endlich insgesammt aufgeben. Die Betrübniß der Aeltern des jungen Mannes über diesen Ausspruch konnte nicht größer gedacht werden und oftmals baten sie ihn auf das zärtlichste, ihnen die Ursache seines Uebels zu entdecken, er aber antwortete ihnen nur mit Seufzern, oder sagte, er fühle sich innerlich verzehrt.

Da traf es sich, daß eines Tages, als ein junger, aber in seine Wissenschaft tiefeingedrungener Arzt neben dem Kranken saß und dessen Arm an der Stelle hielt, wo die Kunstverständigen nach dem Pulse zu fühlen pflegen, Jeanette, die ihn der Mutter zu Gefallen sorgfältig pflegte, in das Zimmer kam, wo der Kranke lag, um etwas für ihn zu besorgen. Sobald der Jüngling sie gewahr ward, fühlte er, obwol er kein Wort redete und die Miene nicht veränderte, in seinem Herzen die liebevolle Glut heftiger aufflammen, sodaß der Puls stärker als zuvor zu schlagen begann. Der Arzt bemerkte das

sogleich und verwunderte sich darüber; doch schwieg er, um zu sehen, wie lange diese Verstärkung des Pulses anhalten werde. Nun hatte Jeannette das Zimmer kaum wieder verlassen, als der Puls sich auch beruhigte. Da vermuthete der Arzt, der Ursache jener Krankheit auf die Spur gekommen zu sein, und ließ nach einiger Zeit, während er den Arm des Kranken noch immer in der Hand hielt, Jeannetten unter dem Vorwande, daß er sie nach etwas zu fragen habe, wieder hereinrufen. Sie gehorchte sogleich und war nicht sobald in das Zimmer eingetreten, als der Puls des jungen Mannes zunahm, und ebenso nachließ, als sie das Zimmer wieder verließ. Nun glaubte der Arzt seiner Sache vollkommen gewiß zu sein, stand auf, nahm Vater und Mutter des Kranken beiseite und sagte ihnen: „Die Gesundheit eures Sohnes ist nicht in der Aerzte, sondern in Jeannettens Händen. Sichere Zeichen haben mich überzeugt, daß euer Sohn sie auf das feurigste liebt, obgleich sie, soviel ich bemerke, nichts davon ahnet. Jetzt wißt ihr, was ihr zu thun habt, wenn sein Leben euch am Herzen liegt."

Der Edelmann und seine Gemahlin waren erfreut über diese Nachricht, weil sie nun doch wenigstens eine Aussicht zu seiner Heilung entdeckten, wie hart es ihnen auch ankam, das zu thun, was ihnen unvermeidlich schien, nämlich die Jeannette ihrem Sohne zur Frau zu geben. So gingen sie denn, nachdem sie den Arzt entlassen, zu dem Kranken, und die Mutter sagte: „Mein Sohn, ich hätte nie gedacht, daß du mir einen deiner Wünsche verhehlen, am wenigsten aber, daß du dies thun würdest, wo dein unerfülltes Verlangen dich innerlich völlig verzehrt. Du durftest und darfst ja mit Sicherheit darauf zählen, daß ich, um dich zufrieden zu stellen, alles, was ich nur vermag, selbst wenn es minder ziemlich sein sollte, ganz so wie für mich selber thun würde. Weil du aber dennoch nicht offen gegen mich gewesen bist, hat unser Herrgott größeres Mitleid für dich bezeigt,

als du selber es gethan hast, und, damit diese Krankheit dir nicht tödlich werde, mir die Ursache deines Uebels entdeckt, welche in nichts anderem besteht, als in übergroßer Liebe, die du für ein Mädchen, deren Namen ich jetzt dahin gestellt sein lasse, empfindest. Warum scheutest du dich aber, mir dies zu entdecken? Bringt es dein Alter nicht mit sich, und müßte ich dich nicht gar gering schätzen, wenn du nicht verliebt wärest? So fürchte dich denn nicht länger vor mir, mein Sohn, sondern entdecke mir dreist alle deine Wünsche. Verscheuche den Trübsinn und die Bedenken, die du hegst und die dir allein diese Krankheit zugezogen haben. Fasse Muth und halte dich überzeugt, daß du nichts von mir fordern kannst, was ich nicht, um dich, den ich mehr als mein Leben liebe, zufriedenzustellen, soweit es in meinen Kräften steht, gerne thäte. Verbanne deine Scheu und deine Besorgniß, sage mir, ob ich deine Liebe in etwas fördern kann, und halte mich für die grausamste Mutter, die jemals einen Sohn geboren, findest du mich nicht auf das eifrigste bemüht, dich zum Ziele zu führen."

Als der Jüngling diese Worte seiner Mutter vernahm, erröthete er anfangs darüber, daß sein Geheimniß entdeckt sei. Als er aber bedachte, daß niemand besser als sie im Stande sei, seinem Verlangen Gewährung zu verschaffen, überwand er seine Scheu und sagte: „Madonna, um keiner andern Ursache willen habe ich meine Liebe vor Euch verborgen gehalten, als weil ich bemerkt habe, daß die meisten Menschen, wenn sie zu Jahren gekommen sind, sich nicht mehr daran erinnern wollen, daß auch sie einmal jung waren. Weil ich aber Euch hierin so verständig finde, leugne ich Euch nicht allein nicht, daß es sich wirklich so verhalte, wie Ihr vermuthet, sondern ich will Euch auch offenbaren, wen ich liebe, vorausgesetzt, daß Ihr Euer Versprechen nach Euren Kräften erfüllt, denn nur dadurch könnt Ihr mich wieder gesund machen."

Die Dame erwiderte, im Vertrauen darauf, daß ihr gelingen werde, was wenigstens in der Weise, wie sie dachte, ihr nicht gelang, zuversichtlich, er möge ihr seine Wünsche ohne Bedenken eröffnen und sie werde sich sogleich bemühen, seinem Verlangen Gewährung zu verschaffen.

Darauf sagte der Jüngling: „Madonna, die hohe Schönheit und das musterhafte Betragen unserer Jeannette, die Unmöglichkeit, ihr meine Liebe bemerkbar zu machen, geschweige denn sie zum Mitleiden zu bewegen, und meine eigene Scheu, die mich gehindert hat, zu irgendjemand von meiner Liebe zu sprechen, haben mich in den Zustand versetzt, in dem Ihr mich seht. Und sollte aus was immer für einem Grunde das, was Ihr mir versprochen habt, unterbleiben, so haltet Euch überzeugt, daß mein Leben in kurzem enden wird."

Die Dame, die wohl fühlte, es sei jetzt an der Zeit, den jungen Mann zu ermuthigen, nicht aber ihm Vorwürfe zu machen, antwortete lächelnd: „Darum also hast du dich krank gegrämt? Nun, wenn das ist, so sei nur guten Muthes und laß mich sorgen, sobald du wieder gesund bist."

Der Jüngling, der jetzt voll der besten Hoffnung war, gab in kurzem Zeichen entschiedener Besserung, und die Dame dachte, hocherfreut über den glücklichen Erfolg, nun daran, wie sie das dem Sohne gegebene Versprechen erfüllen wolle. Zu dem Ende rief sie eines Tags Jeannetten und frug sie unter freundlichen Scherzen, ob sie einen Geliebten habe. Jeannettens ganzes Gesicht überzog sich bei dieser Frage mit Röthe und sie erwiderte: „Gnädige Frau, für ein armes, von Hause verstoßenes Mädchen, wie ich, die, wie ich, in anderer Leute Diensten steht, ziemt es sich nicht, mit der Liebe sich abzugeben." Darauf sagte die Dame: „Wenn Ihr denn keinen Liebhaber besitzt, so wollen wir Euch einen verschaffen, an dem Ihr Eure Freude haben und Eurer Schönheit erst recht froh

werden sollt; denn es ist ja unerlaubt, daß ein so schönes Mädchen, wie Ihr, ohne Liebhaber sei." "Gnädige Frau", sagte darauf Jeannette, „Ihr habt mich aus der Armuth meines Vaters gerissen und wie Eure Tochter auferzogen und darum wäre es meine Pflicht, alles zu thun, was Ihr verlangt. In diesem einen aber kann ich Eurem Willen nicht gehorchen und glaube daran recht zu thun. Wennn es Euch gefällig ist, mir einen Mann zu geben, so werde ich den lieben, aber keinen andern; denn mir ist von der Erbschaft meiner Vorfahren nichts geblieben, als die Sittsamkeit, und so will ich denn die bewahren und an ihr halten, solange mein Leben währt."

Diese Worte dünkten der Dame dem Plane sehr entgegen, den sie sich ersonnen hatte, um das Versprechen zu erfüllen, das sie ihrem Sohne gegeben, obwol sie, verständig wie sie war, in ihrem Herzen das Mädchen um so höher achten mußte. Sie sagte darauf: „Wie aber, Jeannette, wenn unser gnädigster König, der ein junger Herr ist, wie du ein schönes Mädchen bist, von deiner Liebe eine Gunst begehrte, würdest du sie ihm abschlagen?" Sogleich erwiderte jene: „Gewalt könnte mir der König anthun, aber mit meinem Willen würde er nie von mir etwas anderes erlangen, als was der Sittsamkeit gemäß ist."

Die Dame sah nun wohl, wie die Gesinnungen des Mädchens beschaffen waren, sparte deshalb weiteres Reden und dachte darauf, durch die That sie auf die Probe zu stellen. Demzufolge sagte sie zu ihrem Sohne, sie werde, sobald er genesen sei, das Mädchen mit ihm in Eine Stube bringen, dann möge er selbst an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen suchen, da es, wie sie sagte, ihr unziemlich scheine, wenn sie für ihren Sohn wie eine Kupplerin gute Worte geben und ein Mädchen in ihrem Dienste bitten sollte.

Der junge Mann war mit diesem Antrag keineswegs zufrieden und wurde alsbald wieder um vieles kränker.

Als die Mutter das sah, eröffnete sie Jeannetten ihre Wünsche vollständig, fand aber diese noch standhafter als zuvor. Nun erzählte sie alles, was sie bisher gethan, ihrem Gemahle und so entschlossen sie sich, so hart es ihnen auch vorkam, dennoch gemeinsam Jeannetten ihrem Sohne zur Frau zu geben, da sie immer noch lieber den Sohn mit einer Frau, die sich nicht für ihn ziemte, lebendig, als ohne Frau todt sehen wollten. Und so thaten sie denn nach vielem Hin- und Herreden wirklich. Jeannette freute sich dessen innigst und dankte Gott aus vollem Herzen, daß er sie nicht vergessen habe, sagte aber dem allen ungeachtet nichts anders, als, sie sei die Tochter eines Picarden. Der junge Mann genas, feierte seine Hochzeit fröhlich wie kein anderer und genoß die Freuden, welche die Liebe ihm gewährte.

Inzwischen hatte Pierrot, der in Wales bei dem andern Marschall des Königs von England zurückgeblieben war, wie er heranwuchs, die Gunst seines Herrn erworben und war schön von Gestalt und wacker, wie kein anderer von der ganzen Insel geworden, sodaß in Kampfspielen und Turnieren niemand unter den Einheimischen sich der Waffen so mächtig bewies, als er. So war er denn unter dem Namen Pierrot der Picarde, den sie ihm beigelegt, überall gekannt und geehrt. Wie aber Gott seine Schwester nicht vergessen hatte, so zeigte sich bald, daß er auch seiner gedachte. Es kam über jene Gegenden eine verheerende Seuche, die fast die Hälfte der Bevölkerung hinwegraffte, zu geschweigen, daß auch von den Uebrigen ein so großer Theil in ferne Landschaften floh, daß das Land völlig verlassen zu sein schien. In dieser allgemeinen Sterblichkeit kam nun auch Pierrot's Herr, der Marschall, dessen Gemahlin und Sohn nebst mehreren andern Brüdern, Neffen und Verwandten des Hauses um, sodaß niemand übrig blieb, als eine schon mannbare Tochter, Pierrot und einige andere Diener. Wie die Seuche ein wenig nachgelassen hatte, entschloß sich die

junge Dame auf den Rath und zur Freude einiger am Leben gebliebenen Nachbarn, Pierrot, als einen tapfern und tüchtigen Menschen zum Manne zu nehmen, und machte ihn zum Herrn über alles, was ihr durch Erbschaft zugefallen war. Auch dauerte es nicht lange, so vernahm der König von England den Tod des Marschalls und ernannte darauf Pierrot den Picarden, dessen Tüchtigkeit ihm bereits bekannt geworden war, an der Stelle des Verstorbenen zu dessen Nachfolger in jener Würde.

Dieses ist denn in kurzem, was sich mit den beiden unschuldigen Kindern des Grafen von Antwerpen zutrug, die er für verloren zurückgelassen hatte.

So waren schon achtzehn Jahre verstrichen, seit der Graf von Antwerpen Paris auf flüchtigem Fuße gemieden hatte, als er nach mancherlei Leiden und gar dürftigem Leben Lust bekam, Irland, wo er sich bis dahin aufgehalten, zu verlassen, um nun, weil er alt geworden, wo möglich zu vernehmen, was aus seinen Kindern geworden sei. Er sah wohl, daß er in der Zeit seine Gestalt völlig verändert hatte, auch war er durch die langen körperlichen Anstrengungen rüstiger geworden, als er gewesen, während er in Muße lebte, und so verließ er, arm und schlecht gekleidet wie er war, den Herrn, bei dem er lange Zeit gelebt, und fuhr nach England hinüber. Zunächst ging er an den Ort, wo er Pierrot gelassen, und fand ihn als einen großen Herrn und königlichen Marschall wieder und sah, daß er gesund und kräftig und schön von Gestalt geworden war. Zwar freute er sich darüber herzlich, doch zu erkennen wollte er sich ihm nicht eher geben, als bis er über Jeannetten Auskunft erhalten hätte.

Zu dem Ende machte er sich auf den Weg, und gönnte sich unterwegs keine Ruhe, bis er in London angekommen war. Hier fragte er sorgfältig nach der Dame, welcher er seine Tochter gelassen, und nach ihren Umständeu und erfuhr, daß Jeannette die Frau ihres Sohnes geworden sei. Seine Freude darüber war so groß, daß er alles

vergangene Ungemach gering achtete, weil er seine Kinder lebendig und in glücklicher Lage wieder gefunden. Voller Verlangen, die Tochter wiederzusehen, ging er nun täglich in der Nähe ihres Hauses betteln. Hier sah ihn eines Tags Jakob Lamiens, denn so hieß der Gemahl Jeannettens, und es erbarmte ihn des armen, alten Mannes, sodaß er einem seiner Diener, ihn in das Haus führen, und ihm zu Essen geben hieß. Der Diener that willig, wie ihm geboten. Jeannette aber hatte dem Jakob schon mehrere Kinder geboren, von denen der älteste nicht mehr als acht Jahre zählte, und die sämmtlich die hübschesten und artigsten Kinder von der Welt waren. Als diese den Grafen essen sahen, waren sie gleich alle um ihn her und thaten schön mit ihm, als ob sie von verborgener Kraft gezogen, erkannt hätten, daß er ihr Großvater sei. Der Graf wurde bald gewahr, daß es seine Enkel seien, und herzte und liebkoste sie; weshalb denn die Kinder, so viel auch derjenige, der zu ihrer Aufsicht bestimmt war, sie rufen mochte, nicht von ihm lassen wollten. Jeannette hörte das und kam aus einem anstoßenden Gemach in das Zimmer, wo der Graf sich befand, und drohte den Kindern nachdrücklich mit Schlägen, wenn sie nicht thäten, was ihr Lehrer ihnen befehle. Da fingen die Kinder zu weinen an und sagten, sie wollten bei dem wackern Manne bleiben, der sie lieber hätte als ihr Lehrer, worüber Graf und Gräfin herzlich lachen mußten.

Inzwischen war der Graf von seinem Sitze aufgestanden, nicht um die Tochter als Vater zu begrüßen, sondern um ihr, wie ein armer Mann einer vornehmen Dame, seine Ehrfurcht zu beweisen, und hatte sich über ihren Anblick im Stillen unsäglich gefreut. Sie aber erkannte ihn weder damals noch späterhin, so sehr hatte er sich im Vergleich mit seinem frühern Aussehen verändert; denn alt und grau und bärtig, mager und braun von Farbe, wie er war, glich er eher einem Wildfremden als dem Grafen von Antwerpen. Wie die Dame sah, daß die

Kinder nicht von ihm ablassen wollten, sondern weinten, wenn man ihnen zu gehen befahl, sagte sie dem Lehrer, er möge sie nur eine Weile gewähren lassen.

Während aber die Kinder noch bei dem wackern Manne verweilten, kam Jakob's Vater von ungefähr nach Hause und erfuhr von dem Lehrer das Geschehene. Nun war ihm Jeannette ohnehin zuwider und so sagte er zu dem Lehrer: „Laßt sie beim Henker, der sie holen mag, wenn er Lust hat; sie zeigen ihre Abkunft in ihrem Benehmen. Bettelkinder sind sie von mütterlicher Seite und da ist es denn kein Wunder, wenn sie am liebsten bei Bettlern verweilen.“ Der Graf hörte die Rede und fühlte sich schwer gekränkt, doch zuckte er die Achseln und trug diesen Schimpf geduldig, wie so manchen andern. Jakob dagegen hatte die Kinder so lieb, daß, nachdem er gesehen, wie freundlich sie gegen den wackern Mann gewesen, er, obwol es ihm nicht gelegen war, doch, um sie nur nicht weinen zu sehen, jenem sagen ließ, wenn er im Hause einen Dienst annehmen wolle, werde er willkommen sein. Der Graf antwortete, er wolle gern bleiben, doch verstehe er sich auf weiter nichts, als die Pferde zu warten, was er sein Leben lang gethan. Darauf wurde ihm ein Pferd angewiesen, und sobald er das besorgt hatte, scherzte und spielte er mit den Kindern.

Während das Schicksal auf die bisher geschilderte Weise den Grafen und seine Kinder umhergeführt hatte, war der König von Frankreich, nachdem er mit den Deutschen mehrmals Waffenstillstand geschlossen, gestorben und an seiner Stelle sein Sohn gekrönt worden, dessen Gemahlin die Ursache gewesen, um derentwillen der Graf vertrieben war. Als der letzte Waffenstillstand mit den Deutschen abgelaufen war, fing der junge König den Krieg mit neuer Erbitterung an, und der König von England sandte ihm zu dem Ende, als sein neuer Vetter, zahlreiche Hülfsvölker unter der Führung seines Marschalls Pierrot und des Jakob Lamiens, des Sohnes seines andern Marschalls,

In dem Gefolge des letztern zog denn auch der wackere Mann, nämlich der Graf, ohne von jemand erkannt zu werden, mit, lebte geraume Zeit im Lager als Pferdeknecht und bewirkte hier, infolge seines Verstandes und seiner Erfahrung, durch Rath und That viel mehr Gutes, als für seine Lage sich schickte.

Während dieses Kriegs wurde nun die Königin von Frankreich von einer schweren Krankheit befallen. Und wie sie fühlte, daß sie dem Tode nahe sei, bereute sie alle ihre Sünden und beichtete sie zerknirscht dem Erzbischof von Rouen, der allgemein für einen besonders frommen und wohlmeinenden Mann gehalten wurde. Diesem erzählte sie denn unter andern Sünden auch das schwere Unrecht, das sie dem Grafen von Antwerpen zugefügt, und begnügte sich nicht damit, dies dem Bischofe zu beichten, sondern wiederholte den ganzen Hergang der Sache in Gegenwart vieler anderer angesehener Personen und bat diese, bei dem Könige sich dahin zu verwenden, daß der Graf selber, wenn er noch am Leben sei, wo nicht, aber seine Nachkommen in ihren frühern Stand wieder eingesetzt würden. Nicht lange nach diesem Geständnisse starb die Königin, und ihre Leiche ward ehrenvoll begraben.

Als dem König das Zeugniß seiner Gemahlin hinterbracht ward, beseufzte er zuerst das schwere Unrecht, das er einem so wackern Manne angethan, dann aber ließ er in dem ganzen Heere und ferner noch weit und breit im Lande ausrufen, daß, wer den Grafen von Antwerpen oder eines seiner Kinder nachzuweisen wisse, für einen jeden derselben auf das namhafteste belohnt werden solle; denn der König habe aus den Geständnissen seiner Gemahlin entnommen, daß der Graf des Vergehens, um dessentwillen er verbannt worden, unschuldig sei, und er beabsichtige, ihn nun in die alten Ehren und Würden wieder einzusetzen und ihn noch größere zu verleihen.

Diesen Aufruf hörte auch der Graf, als Stallknecht,

und da er wohl wußte, daß sich wirklich alles so verhalte, ging er sogleich zu Jakob und bat diesen, ihn mit Pierrot zusammenzubringen, denn er wolle dem König nachweisen, was er suche. Wie sie nun alle drei beisammen waren, sagte der Graf zu Pierrot, der schon selbst sich zu entdecken geneigt war: „Pierrot, Jakob, der hier steht, hat deine Schwester zur Frau, ohne jemals eine Mitgift bekommen zu haben. Damit aber deine Schwester nicht ohne Aussteuer sei, so will ich, daß er und niemand anders die große Belohnung erhalte, die der König dem verspricht, der dich anzuzeigen weiß. So möge er denn dich als den Sohn des Grafen von Antwerpen angeben, seine Frau als Violante, deine Schwester, und mich, euern Vater, als den Grafen von Antwerpen." Bei diesen Worten blickte Pierrot dem Redenden genauer ins Gesicht und erkannte ihn plötzlich, warf sich ihm weinend zu Füßen, umarmte ihn und sagte: „Vater, seid tausendmal willkommen." Jakob aber war zuerst von der Rede des Grafen und dann von dem Benehmen Pierrot's so verwundert und so freudig überrascht, daß er anfangs gar nicht wußte, was er thun solle. Doch maß er bald den Worten des Grafen vollen Glauben bei und voller Scham wegen der harten Reden, die er gegen jenen als Pferdeknecht wol verführt hatte, sank er weinend zu seinen Füßen nieder, um für das Geschehene demüthig, die Verzeihung von ihm zu erbitten; der Graf aber ertheilte sie ihm willig, indem er ihn aufstehen hieß.

Als sich alle drei ihre verschiedenen Schicksale unter vielen Thränen und ebenso viel Freude gegenseitig erzählt hatten, wollten Pierrot und Jakob den Grafen mit neuen Kleidern versehen. Er gab es indeß auf keine Weise zu, sondern bestand darauf, daß Jakob, nachdem ihm die Belohnung zuvor gesichert wäre, ihn im Knechtsgewande dem Könige vorführe, um diesen desto mehr zu beschämen. So ging denn Jakob, dem der Graf und Pierrot in eini-

ger Entfernung folgten, vor den König und versprach ihm, den Grafen und dessen Kinder zu bringen, wenn er ihn anders dem ergangenen Aufrufe gemäß belohnen wolle. Sogleich ließ der König die für einen jeden bestimmten Belohnungen, über deren Größe Jakob sich nicht genug wundern konnte, herbeibringen, und hieß ihm, diese hinzunehmen, wenn er wirklich, seinem Versprechen zufolge, den Grafen und dessen Kinder nachzuweisen wisse. Darauf wandte Jakob sich um, ließ den Grafen, seinen Knecht, und Pierrot vortreten und sagte: „Gnädigster Herr, hier sind Vater und Sohn; die Tochter, die meine Gemahlin ist, habe ich zwar nicht zur Stelle, doch sollt Ihr sie mit Gottes Hülfe baldigst sehen."

Als der König das hörte, blickte er den Grafen an, und so sehr dieser auch gegen sein früheres Aussehen entstellt war, erkannte er ihn dennoch, nachdem er ihn eine Weile betrachtet hatte, wieder, und hob den Knienden, fast mit Thränen in den Augen, zu sich empor und küßte und umarmte ihn. Auch den Pierrot empfing er freundschaftlich und befahl, daß der Graf sogleich mit Kleidern, Dienerschaft, Pferden und Geräthen, so reichlich, als es seinem hohen Range gezieme, versehen werde. Alsobald wurde dieser Befehl vollzogen. Dann erwies der König dem Jakob ebenfalls vielfache Ehre und verlangte von ihm die Erzählung der vorhergegangenen Begebenheiten. Als aber Jakob die Belohnungen wegtragen ließ, die er für die Auskunft über den Grafen und dessen Kinder erhalten, sagte dieser: „Nimm das als ein gnädiges Geschenk unsers Herrn, des Königs, und vergiß nicht, deinem Vater zu sagen, daß deine Kinder, seine wie meine Enkel, nicht von mütterlicher Seite Bettelkinder sind." Jakob nahm die Geschenke und ließ die Frau und deren Schwiegermutter nach Paris kommen. Auch Pierrot's Frau wurde herbeigeführt und alle lebten in großen Freuden mit dem Grafen zusammen, den der König in alle seine Güter wieder eingesetzt und mit größern Würden

begabt hatte, als je zuvor. Dann beurlaubte sich ein jedes und kehrte an seinen Wohnort zurück; er aber lebte noch viel ruhmvoller als zuvor bis an sein Ende in Paris.

Neunte Geschichte.

Bernabò von Genua verliert durch Ambrogiuolo's Betrug das Seinige und befiehlt, daß seine unschuldige Frau getödtet werde. Sie entkommt und dient in Männerkleidern dem Sultan. Dann entdeckt sie den Betrüger und veranlaßt Bernabò nach Alexandrien zu kommen. Der Betrüger wird bestraft und sie kehrt, wieder in Weiberkleidern, mit dem Manne reich nach Genua zurück.

Als Elise durch die rührende Geschichte des Grafen von Antwerpen ihrer Pflicht Genüge geleistet, nahm Philomena, die Königin, die schön und von schlanker Gestalt war, und deren Gesichtszüge noch mehr Anmuth und Freundlichkeit hatten, als die der andern, einen Augenblick sich zusammen und sagte dann: „Wir müssen dem Dioneus schon Wort halten, und so will ich denn, da nur er und ich noch zu erzählen haben, meine Geschichte zuerst sagen, und er mag, wie er sich es ausgebeten, der letzte sein, der für heute zu uns redet." Als sie so gesprochen, begann sie:

Man pflegt im Volke oft sprichwörtlich zu sagen, wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Ob dies Sprichwort aber wahr sei, können wir nur daran erkennen, wenn es im Leben wirklich so zugeht. Demzufolge ist mir eingefallen, euch, ihr lieben Mädchen, ohne mich von der allgemeinen Aufgabe zu entfernen, an einem Beispiele zu zeigen, daß es sich wirklich so wie man sagt verhalte. Laßt es euch denn nicht gereuen, meine Geschichte zu hören, aus der ihr lernen könnt, wie man sich vor Betrügern zu hüten hat.

Es waren einmal in einem Wirthshaus zu Paris eine Anzahl italienischer Großhändler beisammen, die nach der Weise ihres Standes um verschiedener Geschäfte willen an jenen Ort gekommen waren. Diese geriethen eines Abends nach fröhlich beendigtem Essen auf allerhand Gespräche. Das eine brachte sie auf das andere, und so kamen sie endlich auf ihre Frauen zu reden, die sie daheim gelassen. Da sagte einer lachend: „Was meine thut, das weiß ich nicht, so viel weiß ich aber wohl, daß, wenn mir ein Mädel nach meinem Geschmacke hier in den Wurf kommt, ich die Liebe zu meiner Frau auf der einen Seite liegen lasse und alles mitnehme, was ich von jener kriegen kann." Darauf sagte ein anderer: „Ich mach' es ebenso. Denn, bilde ich mir ein, daß meine Frau sich derweile einen Zeitvertreib sucht, so thut sie's; bilde ich's mir nicht ein, so thut sie's doch. Also besser, man rechnet miteinander ab; wie der Esel in den Wald schreit, so schallt es wieder 'raus." Die Meinung des dritten kam auf dasselbe hinaus und mit einem Worte, die Anwesenden schienen alle darin übereinzustimmen, daß ihre zurückgelassenen Frauen die Zeit schwerlich ungenutzt lassen möchten.

Nur ein einziger, Namens Bernabò Lomellino aus Genua, sagte das Gegentheil, und versicherte, durch Gottes besondere Gnade eine Frau zu besitzen, der alle Tugenden, die einem Weibe, und mit wenigen Ausnahmen auch diejenigen, die einem Ritter oder Knappen geziemten, in solchem Grade eigen seien, wie vielleicht in ganz Italien keiner andern. Denn sie sei schön von Gestalt und noch bei jungen Jahren, körperlich geschickt und rüstig, und es gebe keinerlei weibliche Arbeit, wie Seidenwirken und mehr dergleichen, die sie nicht besser zu machen wisse, als irgendeine andere. Ja es sei noch überdies kein Knappe und kein Diener zu finden, was Namen er auch haben möge, der besser und aufmerksamer als sie eine herrschaftliche Tafel zu bedienen wisse; denn in allen Dingen sei sie wohl erzogen, umsichtig und verständig. Endlich rühmte er noch

von ihr, daß sie besser zu Pferde sitze und den Falken halte, besser zu lesen, zu schreiben und zu rechnen wisse, als ob sie ein Kaufmann wäre. Von diesem und vielem andern Lobe kam er dann auf den Gegenstand des vorhergegangenen Gesprächs und versicherte bei seinem Eide, daß keine sittsamere und keine keuschere Frau zu finden sei. Darum, fügte er hinzu, vertraue er fest darauf, daß, möchte er zehn Jahre oder für immer von Hause entfernt sein, sie sich niemals mit einem andern Manne auf dergleichen Geschichten einlassen würde.

Unter den Kaufleuten, die also miteinander redeten, war ein junger Mann, Ambrogiuolo von Piacenza genannt, der über das Lob, das Bernabò seiner Frau zuletzt ertheilt, überlaut zu lachen anfing und ihn höhnend fragte, ob denn der Kaiser nur ihm vor allen andern solch ein Vorrecht ertheilt habe. Bernabò erwiderte nicht ohne Empfindlichkeit, Gott, der etwas mehr vermöge als der Kaiser, und nicht dieser, habe ihm solche Gnade verliehen. Darauf sagte Ambrogiuolo: „Bernabò, ich zweifle nicht daran, daß du selber die Wahrheit zu sagen glaubst. Mich dünkt aber, du hast den Lauf der Dinge nicht gehörig ins Auge gefaßt; denn hättest du es gethan, so halte ich dich nicht für kurzsichtig genug, daß du nicht mancherlei wahrgenommen haben solltest, was dich veranlassen müßte, über derlei Sachen mit minderer Zuversicht zu reden. Damit du aber einsehen mögest, daß wir, die wir uns vorhin über unsere Frauen so duldsam aussprachen, darum nicht der Meinung sind, wir hätten deren schlechtere, oder anders geschaffene, als die deinige ist, sondern daß wir nur aus besserer Kenntniß der menschlichen Natur so gesprochen haben, will ich über diesen Gegenstand ein wenig mit dir reden. Ich habe immer gehört, der Mann sei das edelste unter den sterblichen Wesen, die Gott geschaffen, und erst nach ihm das Weib; und in der That zeigt auch die Erfahrung, daß die allgemeine Meinung wahr und der Mann vollkommener ist. Besitzt er nun aber größere Vollkommen-

heit, so muß er ohne Zweifel auch mehr Festigkeit und Beständigkeit haben; denn die Weiber sind in allem veränderlicher, wofür sich mancherlei natürliche Gründe angeben ließen, die ich aber jetzt beiseite lassen will. Hat nun der Mann größere Festigkeit und kann er sich dennoch nicht enthalten, nach einer jeden zu verlangen, die ihm gefällt, geschweige denn, einer, die ihn bittet, zu willfahren, und, außer diesem Verlangen, alles was in seinen Kräften steht, zu thun, um in ihren Besitz zu gelangen, und begegnet ihm dies nicht einmal im Monat, sondern täglich tausendmal, wie willst du von einem Weibe, die von Natur veränderlich ist, erwarten, daß sie den Bitten, den Schmeicheleien, den Geschenken und tausend andern Mitteln widerstehen werde, die ein erfahrener Mann, wenn er in sie verliebt ist, anwenden wird? Glaubst du wirklich, sie könne Stand halten? Wenn du mich es auch versicherst, so glaube ich dennoch nicht, daß du es glaubst. Gestehst du doch selbst ein, daß deine Frau ein Weib ist und wie die andern aus Fleisch und Bein besteht. Ist dem aber also, so muß sie dieselben Gelüste fühlen, und hat nur dieselben Kräfte wie die andern, um jenen natürlichen Antrieben zu widerstehen. Du siehst mithin, daß, so sittsam sie auch sein mag, es darum immer möglich ist, daß sie thut, was die andern thun. Etwas Mögliches soll man aber niemals so hartnäckig verneinen, oder das Umgekehrte behaupten, wie du es thust."

Bernabò entgegnete ihm darauf: „Ich bin ein Kaufmann und kein Philosoph, kann dir also auch nur als Kaufmann antworten. So sage ich denn, daß ich wohl einsehe, wie es den Einfältigen, die kein Gefühl für Scham haben, so gehen kann, wie du da beschreibst. Die Verständigen aber sind um ihre Ehre so besorgt, daß sie in diesem Punkte stärker werden als die Männer, die darin ein loses Gewissen haben. Und zu denen gehört meine Frau."

„Wahrhaftig", sagte Ambrogiuolo, „wenn den Weibern

für jedesmal, das sie sich auf derlei Geschichten einlassen, ein Horn aus der Stirn wüchse, das ein Zeugniß ihrer That wäre, so möchten sich wenige damit abgeben. Nun aber wächst ihnen kein Horn und wenn sie klug sind, ist keine Spur zu finden. Scham und Entehrung entstehen nur aus dem, was offenbar wird; so thun die Weiber denn, was sie im Verborgenen thun können, oder unterlassen es doch nur aus Albernheit. Darum halte dich überzeugt, nur die ist keusch, die entweder von niemand gebeten worden, oder, wenn sie selber gebeten hat, nicht erhört worden ist. So genau ich übrigens aus natürlichen oder aus andern Gründen weiß, daß sich dies alles so verhalten müsse, wie ich dir sage, so würde ich doch nicht mit solcher Zuversicht darüber sprechen, wenn ich nicht schon so oft und so manche auf die Probe gestellt hätte. Deshalb sage ich dir denn: wäre ich nur bei deiner so ausbündig sittsamen Frau; ich wollte sie wol in kurzer Zeit zu dem bringen, wozu ich schon so manche andere gebracht habe."

Bernabò antwortete verdrießlich: „Dies Herumstreiten mit Worten möchte sich etwas in die Länge ziehen. Du würdest sagen und ich würde sagen, und am Ende käme doch nichts heraus. Weil du aber doch meinst, daß jede Frau so nachgiebig und dein Geschick so groß sei, so bin ich bereit, um dich von der Sittsamkeit meiner Frau zu überführen, mir den Kopf abschneiden zu lassen, wenn du sie jemals dazu bewegen kannst, dir in dieser Art irgend zu Willen zu sein. Gelingt es dir aber nicht, so verlange ich von dir weiter nichts, als eine Buße von tausend Goldgulden."

Ambrogiuolo, der sich bei der Angelegenheit schon erhitzt hatte, erwiderte: „Bernabò, ich weiß nicht, was ich mit deinem Blute machen sollte, wenn ich die Wette gewänne. Hast du aber Lust, von dem, was ich dir gesagt habe, die Probe zu sehen, so setze gegen meine tausend Goldgulden fünftausend andere, die dir doch wol minder werth sein müssen, als dein Kopf. Dann will

ich, während du mir keine Zeit vorgeschrieben hast, nach Genua reisen und binnen drei Monaten, von dem Tage meiner Abreise aus Paris angerechnet, von deiner Frau meinen Willen erreicht haben. Und zum Zeugniß will ich dir Dinge mitbringen, die sie besonders werth hält, und dir so viel Umstände und Anzeichen berichten, daß du selbst an der Wahrheit nicht mehr zweifeln sollst. Dabei bedinge ich mir nur das eine aus, daß du während dieser Zeit weder nach Genua kommst, noch ihr irgendetwas über diese Angelegenheit schreibst."

Bernabò versicherte damit völlig zufrieden zu sein, und so sehr die übrigen Kaufleute, die gegenwärtig waren, weil sie das große Uebel erkannten, das daraus entstehen konnte, sich bemühten, die Sache zu verhindern, so hatten sich jene beiden die Köpfe doch so erhitzt, daß sie sich wider den Willen der andern in förmlichen eigenhändig geschriebenen Urkunden gegeneinander verpflichteten.

Nachdem diese Verschreibung gemacht war, reiste Ambrogiuolo so schnell er konnte nach Genua, während Bernabò in Paris zurückblieb. Jener hatte aber kaum einige Tage in Genua zugebracht und sich mit vieler Vorsicht unter der Hand nach dem Namen der Straße und nach den Sitten der Frau erkundigt, als er ganz dasselbe, ja noch mehr Gutes von ihr hörte, als was Bernabò ihm gesagt hatte, und deshalb sein Unternehmen für vorwitzig erkennen mußte. Nichtsdestoweniger verschaffte er sich die Bekanntschaft eines armen Weibes, die häufig in jenes Haus zu kommen pflegte und bei Bernabò's Frau besonders wohlgelitten war. Da diese sich zu keinen weitern Diensten verstehen wollte, bestach er sie endlich dahin, daß sie ihn in einer Kiste, die er künstlich zu seinen Zwecken eingerichtet, nicht allein in das Haus, sondern in das Schlafzimmer der Frau selbst tragen ließ. Das arme Weib mußte nämlich vorgeben, sie wolle über Land reisen, und jener die Kiste für einige Tage zum Aufbewahren empfehlen.

Als die Kiste in dem Zimmer stehen geblieben und die Nacht gekommen war, öffnete Ambrogiuolo zu der Stunde, wo er vermuthen konnte, die Frau werde schlafen, das Behältniß durch den Druck einiger Federn und trat sachte in das Zimmer ein, das von einer Lampe erhellt ward. Nun betrachtete er die Form des Gemachs, die Malereien, welche es schmückten, und was sonst darin bezeichnend schien, auf das genaueste und prägte alles seinem Gedächtnisse ein. Darauf näherte er sich dem Bette und, da er bemerkte, daß die Frau sowol als ein kleines Töchterlein, das neben ihr lag, fest schliefen, deckte er sie völlig auf und sah, daß sie nackt ebenso schön zu nennen war, als bekleidet. Doch wußte er an dem Körper kein anderes Abzeichen zu entdecken, das er dem Manne anführen könnte, als ein Mal unter der linken Brust, um das ein paar goldgelbe Härchen standen. Sobald er dies gesehen, deckte er sie leise wieder zu, so großes Verlangen sich auch bei dem Anblick ihres schönen Körpers in ihm regte, sein Leben daran zu wagen und sich zu ihr zu legen. Da er aber gehört hatte, daß sie in solchen Dingen so übermäßig streng und ungefügig sei, wollte er es doch nicht darauf ankommen lassen. So verweilte er den größten Theil der Nacht über nach seiner Bequemlichkeit in dem Zimmer, nahm sich aus einem Schreine noch eine Tasche, ein Staatskleid und ein paar Ringe und Gürtel, that dies alles in seine Kiste und verschloß, nachdem er sich selber hinein begeben hatte, diese ganz wie zuvor. Dasselbe wiederholte er die folgende Nacht, ohne daß die Frau das Mindeste bemerkt hätte.

Am dritten Tage kam dasselbe arme Weib, nach der getroffenen Verabredung, wieder, um ihre Kiste abzuholen, und trug sie dorthin zurück, woher sie dieselbe gebracht hatte. Ambrogiuolo aber stieg sogleich heraus, belohnte das Weib seinem Versprechen gemäß, und kehrte mit den genommenen Sachen noch vor der bestimmten Frist nach Paris zurück. Hier rief er die Kaufleute zusammen, die

bei dem Streite und der abgeschlossenen Wette zugegen gewesen, und erklärte in Bernabò's Gegenwart, er habe die Summe, um welche sie damals gewettet, gewonnen, und ausgeführt, was er zu thun sich gerühmt hatte. Zum Beweise bezeichnete er die Gestalt des Zimmers und die Malereien in demselben, und zeigte dann auch die Sachen vor, die er mitgebracht, und von denen er behauptete, daß sie ihm dieselben geschenkt habe. Bernabò gestand, daß das Zimmer wirklich so aussehe, wie jener es beschrieben; auch erkannte er jene Sachen als solche, die seiner Frau zugehört haben, doch meinte er, Ambrogiuolo könne leicht von einem der Dienstboten des Hauses die Beschreibung des Zimmers und auf gleichem Wege auch die Sachen erhalten haben. Deshalb erachte er sich durch das Vorgebrachte, wenn jener nicht noch anderes hinzufüge, keineswegs für besiegt. Ambrogiuolo sagte darauf: „Wahrlich, du solltest dich damit begnügen; weil du aber einmal verlangst, ich soll noch mehr sagen, so will ich es thun. So sage ich dir denn, Frau Ginevra, deine Gattin, hat unter ihrer linken Brust ein kleines Mal, um das wol sechs goldgelbe Härchen herumstehen." Als Bernabò das hörte, war es ihm wie ein Messerstich durch das Herz, und die plötzliche Blässe seines Gesichts hatte auch ohne Worte die Wahrheit dessen, was Ambrogiuolo gesagt hatte, deutlich bekundet. Nach einiger Weile sagte er: „Ihr Herren, was Ambrogiuolo berichtet, ist wahr; so hat er denn gewonnen und mag sich, wann es ihm beliebt, die Zahlung abholen."

Wirklich wurde Ambrogiuolo schon am folgenden Tage vollständig bezahlt. Bernabò aber verließ Paris, und zog voll bösen Bluts gegen seine Frau gen Genua. Als er der Stadt nahegekommen war, wollte er nicht hinein, sondern blieb wol zwanzig Meilen davon auf einer ihm gehörigen Besitzung, und sandte einen Diener, dem er besonders vertraute, mit zwei Pferden und einem Briefe an seine Frau nach Genua, in welchem er ihr schrieb, wie er

zurückgekehrt sei, und wie sie mit jenem ihm entgegenkommen solle. Dem Diener aber ertheilte er heimlichen Befehl, sobald er mit der Frau an einem Orte wäre, der ihm gelegen dünkte, ohne Erbarmen sie zu ermorden und dann zu ihm zurückzukehren.

Als der Diener in Genua angelangt war, den Brief abgegeben und seine Aufträge ausgerichtet hatte, empfing ihn die Frau mit herzlicher Freude. Am andern Morgen stieg sie mit ihm zu Pferde und verfolgte den Weg nach jener Besitzung, bis sie unter mancherlei Gesprächen, die sie im Reiten miteinander führten, in ein tiefes, einsames Thal gelangten, das Bäume und hohe Felsenwände rings umschlossen. Das schien dem Diener der gelegene Ort, um die Befehle seines Herrn mit Sicherheit vollführen zu können; er zog sein Messer heraus und faßte die Frau beim Arme und sagte: „Madonna, empfehlt unserm Herrgott Eure Seele; denn hier müßt Ihr sterben und dürft nicht mehr von der Stelle.“ Wie die Frau das Messer sah und des Dieners Worte hörte, rief sie voll Entsetzen: „Um Gottes willen, Gnade! Eh' du mich umbringst, sage mir, was ich dir gethan habe, daß du mich morden willst?“ „Madonna“, sagte der Diener, „mir habt Ihr nichts zu Leide gethan; worin Ihr aber Euern Gemahl beleidigt habt, das weiß ich weiter nicht, als daß er mir befohlen, Euch auf diesem Wege ohne einiges Erbarmen zu tödten, und, wenn ich es nicht thäte, hat er mir gedroht, mich aufhängen zu lassen. Ihr wißt wohl, wie viel ich ihm verdanke und wie ich mich nicht weigern darf, zu thun, was er befiehlt. Weiß es Gott, mir ist es Leid um Euch; was will ich aber machen?“ Darauf antwortete die Frau unter Thränen: „Ach, um Gottes willen, Gnade! Wolle doch nicht um eines andern willen an mir zum Mörder werden, die ich dir niemals etwas zu Leide gethan. Gott, der alles kennt, ist mein Zeuge, daß ich nichts verübt habe, was mir solche Strafe von meinem Manne verdienen könnte. Doch, das bei-

seite. Du aber kannst dich, wenn du willst, um Gott, um deinen Herrn und um mich zugleich verdient machen. Nimm hier meine Kleider und schenke mir dafür nur deine Jacke und deinen Mantel. Kehre mit jenen zu meinem und deinem Herrn zurück und sage, du habest mich umgebracht. Ich schwöre dir, bei meinem Leben, das ich von dir zum Geschenk erwarte, ich will verschwinden, ich will in ein anderes Land gehen, und weder er noch du sollen in diesen Gegenden je das Mindeste von mir hören."

Der Diener, der sie ohnehin nicht gerne tödten wollte, wurde leicht zum Mitleiden bewogen. Er nahm ihre Kleider, gab ihr seine alte Jacke und seinen Mantel, ließ ihr das wenige Geld, das sie bei sich hatte, und, nachdem er sie zuvor gebeten, jene Gegenden zu meiden, ließ er sie zu Fuß in dem Thale zurück. Dann eilte er zu seinem Herrn und sagte ihm, er habe seinen Befehl nicht nur vollzogen, sondern über ihren Leichnam mehrere Wölfe herfallen sehen.

Einige Zeit darauf kam Bernabò wieder nach Genua; man erfuhr, was er gethan, und tadelte ihn darüber allgemein.

Inzwischen war die Frau einsam und trostlos zurückgeblieben und bei einbrechender Nacht möglichst entstellt in einer benachbarten Bauernhütte eingekehrt. Hier bekam sie von einer Alten, was sie bedurfte, um die Jacke nach ihrer Gestalt zu kürzen und zurecht zu machen. Aus ihrem Hemde nähte sie sich Hosen, schor sich die Haare, gab sich überhaupt das Ansehen eines Matrosen und ging in solcher Gestalt dem Meere zu. Da traf sie von ungefähr auf einen spanischen Edelmann, der Herr 'N Carache genannt ward, und aus einem ihm gehörigen Schiffe, das in geringer Entfernung vor Anker lag, bei Alba ausgestiegen war, um sich an einer Quelle zu erfrischen. Mit diesem fing sie zu reden an, verdang sich bei ihm als Diener und bestieg das Schiff, wo sie sich Sicurano aus Finale

nennen ließ. Der Edelmann versah sie nun mit bessern Kleidern; sie aber wußte ihm in allem so gut aufzuwarten, daß der neue Diener ihm über die maßen lieb ward.

Nicht lange darauf schiffte der Spanier mit einer Waarenladung nach Alexandrien und nahm unter anderm mehrere seltene Falken mit, die er dem Sultan zum Geschenk machte. Darauf lud ihn der Sultan einigemal zu Tische und wurde, weil Sicurano immer mitbediente, auf dessen geschicktes Benehmen dabei so aufmerksam und fand daran solchen Gefallen, daß er ihn sich von dem Spanier erbat; was denn dieser, so leid es ihm that, nicht abschlagen konnte. Sicurano gewann in kurzem durch sein gutes Betragen die Gunst und Liebe des Sultans nicht minder, als er die des Spaniers vorher besessen.

Da geschah es im Verlaufe der Zeit, daß ein großer Zusammenfluß von christlichen und sarazenischen Kaufleuten stattfinden sollte, indem zu einer bestimmten Jahreszeit in Acre eine Art Messe gehalten wurde. Zu diesem Markte pflegte der Sultan, unter dessen Hoheit Acre lag, außer mehreren andern Beamten, zur Sicherheit der Kaufleute und ihrer Waaren jedesmal einen seiner Großen und eine Anzahl Bewaffneter zu senden. Als nun diesmal die Zeit herankam, beschloß er den Sicurano, der bereits der Sprache vollkommen mächtig geworden war, zu diesem Geschäfte zu bestimmen, und wirklich führte er diesen Vorsatz aus. So wurde denn Sicurano Befehlshaber von Acre und der vom Sultan zum Schutze der Kaufleute und ihrer Waaren dorthin gesandten Wache; und während er sein Amt auf das beste und sorgfältigste versah und zu dem Ende achtsam umherging, traf er auf viele Kaufleute aus Sicilien, Pisa, Genua, Venedig und aus andern Gegenden Italiens, und ließ sich in der Erinnerung an sein Vaterland gern mit ihnen in trauliche Gespräche ein.

Da traf es sich unter anderm einmal, daß er in einem Kaufhause der Venetianer, wo er einen Augenblick

eintrat, neben mancherlei anderm Schmucke eine Tasche und einen Gürtel gewahr ward, die er schnell und voller Verwunderung als die seinigen wiedererkannte. Doch verbarg er sein Erstaunen, und frug höflich, wem sie gehörten und ob sie zu verkaufen seien. Ambrogiuolo von Piacenza nämlich war auf einem venetianer Schiffe mit vielen Waaren zu dieser Messe gekommen, und trat jetzt, als er den Befehlshaber der Wache fragen hörte, wessen jene Sachen seien, lächelnd vor und sagte: „Herr, die Dinger gehören mir und sind nicht zum Verkauf. Findet Ihr aber Gefallen daran, so mache ich sie Euch gerne zum Geschenk.“ Wie Sicurano ihn lächeln sah, fürchtete er schon, jener möchte seine Züge wiedererkannt haben; doch hielt er sein Gesicht vollkommen in der Gewalt und sagte: „Du lachst wol, daß ein Kriegsmann, wie ich, nach solchem Weiberzeuge fragt?“ „Herr“, entgegnete Ambrogiuolo, „ich lache nicht darüber, sondern nur über die Art, wie ich zu den Sachen gekommen bin.“ Darauf sagte Sicurano: „Nun, beim Himmel, wenn nichts Unziemliches dabei ist, so möchte ich doch, du erzähltest uns die Geschichte. „Herr“, sagte jener, „die Dinger, die Ihr da seht, und noch ein paar andere schenkte mir einmal eine genueser Dame, Frau Ginevra genannt, die Frau des Bernabò Lomellino, weil ich eine Nacht bei ihr geschlafen, und bat mich, ihr zu Liebe sie zu behalten. Nun mußte ich aber lachen, weil ich an Bernabò's Albernheit dachte, der dumm genug war, fünftausend Goldgulden gegen tausend zu setzen, daß ich von seiner Frau meinen Willen nicht erlangen würde. Sie gewährte mir aber alles, und ich gewann die Wette, und Bernabò, der lieber sich für seine Dummheit, als die Frau dafür hätte bestrafen sollen, daß sie gethan, was alle Weiber thun, reiste von Paris nach Genua zurück, und hat sie, wie ich späterhin vernommen, umbringen lassen.“

Wie Sicurano dies vernommen, erkannte er alsbald den Grund von Bernabò's Zorne gegen sie, und daß

Ambrogiulo die einzige Ursache aller ihrer Leiden sei, und dachte darauf, diesem seinen Betrug nicht ungestraft durchgehen zu lassen. Deshalb stellte sich denn Sicurano, als ob jene Geschichte ihm vielen Spaß gemacht, und wußte mit Ambrogiuolo in kurzem so vertraulich zu werden, daß dieser am Ende der Messe ihn mit Sack und Pack zu seinem Vergnügen nach Alexandrien begleitete. Hier richtete ihm Sicurano ein Kaufhaus ein und vertraute ihm von seinem eigenen Gelde bedeutende Summen an, sodaß Ambrogiuolo infolge des großen Nutzens, der ihm aus seinem Aufenthalt erwuchs, gern in Alexandrien verweilte.

Sicurano, der in alledem nichts anderes vor Augen hatte, als Bernabò von ihrer Unschuld überzeugen zu können, ließ nicht eher nach, als bis sie durch Vermittelung einiger angesehenen genuesischen Kaufleute, die in Alexandrien wohnten, ihn unter allerhand Vorwänden bewogen hatte, dorthin zu kommen. Da Bernabò in ziemlich ärmlichen Umständen anlangte, ließ Sicurano ihn, bis ihm die Zeit zur Ausführung seiner Pläne gelegen dünken würde, von einem seiner Freunde in der Stille beherbergen. Inzwischen hatte Sicurano den Ambrogiuolo schon veranlaßt, seine Geschichte vor dem Sultan zu erzählen und diesen angenehm dadurch unterhalten.

Wie nun aber Bernabò angelangt war, meinte er, seine Unternehmung nicht weiter aufschieben zu dürfen, und nahm die gelegene Zeit wahr, um vom Sultan die Erlaubniß zu erhalten, Ambrogiuolo und Bernabò vor ihn führen zu dürfen, damit in Gegenwart des letztern Ambrogiuolo, wo nicht in Güte, mit Gewalt genöthigt würde, zu bekennen, wie es sich in Wahrheit mit dem verhalten habe, dessen er sich in Betreff der Frau Bernabò's rühmte. Ambrogiuolo und Bernabò erschienen vor dem Sultan, in Gegenwart vieler befahl dieser dem ersten mit ungnädigem Gesichte, der Wahrheit gemäß zu gestehen, wie er von Bernabò die fünftausend Goldgulden gewonnen habe. Ambrogiuolo sah den Sicurano, auf den er am meisten

Zutrauen setzte, gegenwärtig; doch auch dieser drohte ihm mit noch weit zornigerer Miene die größten Martern an, wenn er die Wahrheit nicht gestände. So sah sich denn Ambrogiuolo, von der einen wie von der andern Seite verschüchtert, ja mit Zwang bedroht, in Bernabò's und vieler andern Gegenwart genöthigt, den ganzen Hergang der Sache klar und einfach zu erzählen. Ambrogiuolo meinte dadurch höchstens zur Erstattung der fünftausend Gulden und der genommenen Sachen verpflichtet zu werden; Sicurano aber wandte sich als ein vom Sultan berufener Richter sogleich zu Bernabò und sagte: „Was thatest du denn deiner Frau infolge dieser Lüge?“ Bernabò erwiderte: „Vom Zorne über das verlorene Geld und von Scham über die Schande bewältigt, die meine Frau mir, wie ich glauben mußte, angethan, ließ ich sie durch einen meiner Diener tödten, und, wie mir dieser berichtet, ward ihr Leichnam von vielen Wölfen zerrissen.“

Alle diese Verhandlungen wurden in Gegenwart des Sultans gepflogen und vollkommen von ihm verstanden, ohne daß er darum gewußt hätte, zu welchem Ende Sicurano dies alles veranstaltet habe. Darauf sprach indeß der letzte folgendermaßen: „Mein Gebieter, Ihr seht nun wol klar genug ein, was für eines Liebhabers und was für eines Mannes die gute Frau sich zu rühmen gehabt. Der Liebhaber bringt zu gleicher Zeit sie durch die schmählichsten Lügen um ihre Ehre und stürzt ihren Mann ins Unglück, und der Mann mißt den fremden Unwahrheiten größern Glauben bei, als der Wahrheit, die er durch lange Erfahrung selber zu erkennen Gelegenheit gehabt, und läßt sie tödten und von Wölfen verschlingen. Und noch überdies ist die Liebe, die Liebhaber und Ehemann für sie empfinden, so groß, daß beide lange Zeit mit ihr zusammenleben, ohne sie wiederzuerkennen. Damit Ihr aber in vollem Maße erkennet, welche Strafe jeder von beiden verdient, will ich, wenn Ihr mir anders zur besondern Gnade gewähren wollt, daß der Betrüger be-

straft, dem Betrogenen aber verziehen werde, die arme Frau selbst vor Eure und vor jener Augen führen."

Der Sultan, der in dieser Angelegenheit allein dem Sicurano gefällig zu sein wünschte, erklärte sich damit zufrieden und sagte, jener möge die Frau nur kommen lassen. Bernabò wunderte sich über diese Reden nicht wenig, da er seine Frau mit Gewißheit todt glaubte. Ambrogiuolo ahnte zwar schon sein Unglück und fürchtete Schlimmeres als die Erstattung des Geldes, auch wußte er nicht, was er von dem Erscheinen der Frau hoffen oder fürchten sollte; doch waltete auch bei ihm Neugierde und Verwunderung in Betreff ihrer Ankunft vor.

Wie nun der Sultan dem Sicurano seine Bitten gewährt hatte, warf dieser sich weinend vor ihm auf die Knie und veränderte in dem Augenblick, wo sie für keinen Mann mehr gelten wollte, die bisher männliche Stimme und sagte: „Mein Gebieter, ich bin die elende, unglückliche Ginevra und bin nun schon sechs Jahre lang in männlicher Kleidung durch die Welt umhergeirrt, seit dieser Verräther Ambrogiuolo mich fälschlich, aber nur allzu fühlbar beschimpft, und seit mein grausamer und ungerechter Mann hier mich von einem seiner Diener hat umbringen und den Wölfen vorwerfen lassen wollen." Bei diesen Worten zerriß sie ihre Kleider, zeigte ihren Busen und bewies dadurch dem Sultan und allen andern, die gegenwärtig waren, daß sie ein Weib sei. Dann aber wandte sie sich gegen Ambrogiuolo und fragte ihn im höchsten Zorne, wann er jemals, wie er sich gerühmt, bei ihr geschlafen habe. Ambrogiuolo erkannte sie wohl und fühlte sich so beschämt, daß er schwieg, nicht anders, als wäre er stumm geworden. Der Sultan, der sie immer für einen Mann gehalten, gerieth bei diesen Worten und diesem Anblick in solches Erstaunen, daß er mehrmals, was er sah und was er hörte, nicht für wahr, sondern für einen Traum halten wollte. Endlich aber legte sich sein Staunen, er erkannte die Wahrheit und

überhäufte die Lebensweise, die Standhaftigkeit, die guten Sitten und die Tugenden Ginevra's, die bis dahin Sicurano genannt worden war, mit den höchsten Lobsprüchen. Dann ließ er ihr anständige, weibliche Kleidungsstücke bringen, versah sie, nach ihrer Bitte, mit Frauen, die ihr Gesellschaft leisteten, und schenkte dem Bernabò sein verwirktes Leben. Dieser aber hatte sie kaum erkannt, als er sich weinend zu ihren Füßen warf und sie um Verzeihung bat, die sie ihm denn auch, so wenig er sie verdient hatte, freundlich gewährte, ihn aufstehen hieß und zärtlich ihn als ihren Gemahl umarmte.

Darauf befahl der Sultan sogleich, daß Ambrogiuolo an einen erhabenen Platz der Stadt geführt, dort in der Sonne nackend an einen Pfahl gebunden und mit Honig bestrichen werde, um nicht eher von dort wieder losgebunden zu werden, als bis seine Gebeine von selber aus den Banden fielen. Als dieser Befehl des Sultans vollzogen war, ließ er alles, was bisher dem Ambrogiuolo gehört, als ein Geschenk der Frau überantworten, und es fand sich, daß dieses nicht weniger als zehntausend Doublonen betrug. Dann ordnete er ein herrliches Fest an, bei welchem er den Bernabò als den Mann der Frau Ginevra, diese aber als ein Muster trefflicher Frauen ehrte, und ihr an Schmuck, goldenen und silbernen Gefäßen und baarem Gelde mehr denn zehntausend Doublonen an Werth schenkte. Als das Fest ein Ende genommen, rüstete er ein Schiff aus und beurlaubte sie, nach Gefallen auf diesem nach Genua zu reisen. So kehrten sie denn reich und froh in ihre Heimat und wurden dort auf das ehrenvollste empfangen; besonders aber Frau Ginevra, die von allen todt geglaubt worden war, und nun, solange sie lebte, wegen ihrer Tugenden und ihres Verstandes allgemein gerühmt ward.

Ambrogiuolo war noch an demselben Tage an den Pfahl gebunden und mit Honig bestrichen worden, und hatte nicht allein mit unsäglichen Schmerzen unter den Stichen der

Fliegen, Wespen und Bremsen, deren sich in jenem Lande besonders viele befinden, seinen Geist aufgeben müssen, sondern sein Leichnam ward auch bis auf die Knochen von ihnen verzehrt. So blieben die weißen Gebeine, von den Sehnen zusammengehalten, noch lange Zeit unangerührt dem Vorübergehenden ein Zeugniß von Ambrogiuolo's Bosheit, und so bewährte sich das Sprichwort: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Zehnte Geschichte.

Paganino von Monaco raubt dem Herrn Ricciardo von Chinzica seine Frau. Dieser erfährt, wo sie sei, befreundet sich mit Paganino und fordert sie von ihm wieder. Paganino verspricht sie ihm, wenn sie wieder zu ihm wolle. Sie hat aber keine Lust, zu ihm zurückzukehren, und wird nach Herrn Ricciardo's Tode Paganino's Frau.

Jeder von der ehrenwerthen Gesellschaft rühmte die Geschichte, welche die Königin erzählt, als besonders schön; vor allen aber Dioneus, dem für den heutigen Tag die Mühe des Erzählens allein noch oblag. So begann er denn nach einem ausführlichen Lobe seiner Vorgängerin also zu reden:

Schöne Damen, eine Stelle in der Geschichte der Königin hat mich veranlaßt, eine, die mir im Sinne lag, jetzt beiseite zu lassen und dafür eine andere zu erzählen. Ich meine nämlich die durch den glücklichen Ausgang nicht gemilderte Thorheit des Bernabò, daß er sich einreden konnte, wie manche andere es mit ihm thun, während sie in der Welt umherreisen und sich bald mit dieser und bald mit jener die Zeit vertreiben, würden ihre Frauen daheim die Hände in den Schos legen; als ob

wir, die wir unter den Frauen auf die Welt kommen und groß werden, nicht wüßten, wonach sie Verlangen tragen. So will ich euch denn in meiner Geschichte zu gleicher Zeit die Thorheit solcher Leute und die noch größere einiger andern bemerklich machen, die sich für vermögender halten, als die Natur selbst, und mit fabelhaftem Geschwätze bewirken zu können glauben, was nicht in ihrer Macht liegt, und nach ihrer Constitution, die andern völlig widerstrebt, diese umformen wollen.

In Pisa nämlich lebte einmal ein Richter, der mehr mit Kenntnissen als mit körperlicher Kraft begabt war, und Herr Ricciardo vor Chinzica genannt ward. Dieser mochte sich wol einbilden, daß einer Frau dieselben Fähigkeiten genügen, die zum Richteramt erfordert werden, und suchte sich im Vertrauen auf seinen ansehnlichen Reichthum mit allem Eifer eine schöne und junge Frau; während er doch, wenn er sich selbst so gut zu berathen gewußt hätte wie Fremde, das eine sowol als das andere sorgfältig hätte vermeiden sollen. Indeß wurden seine Wünsche erfüllt. Herr Lotto Gualandi gab ihm eine seiner Töchter, namens Bartolomea, eines der hübschesten und muntersten Mädchen in Pisa, zur Frau, wo doch die meisten so niedlich und so flink sind wie die Eidechsen. Der Richter holte sie mit den größten Festlichkeiten ein, und feierte eine glänzende und prachtvolle Hochzeit. Auch setzte er in der Brautnacht einmal ernstlich darauf an, die Ehe zu vollziehen; doch fehlte wenig daran, so wäre er dies eine mal wenn nicht matt, doch patt geworden, und am andern Morgen mußte er sich, mager und ausgedörrt und kraftlos wie er war, mit rothem Wein und stärkendem Gebäck und andern Aufregungsmitteln wieder einigermaßen ins Leben zurückrufen.

Durch diese nächtlichen Erfahrungen lernte der Herr Richter seine Kräfte richtiger anschlagen, als er es zuvor gethan, und er begann infolge dessen seiner Frau einen Kalender vorzutragen, der den Schulkindern wol gefallen

haben möchte und ursprünglich vielleicht in Ravenna gemacht sein mochte. Denn nach seinen Erklärungen gab es keinen Tag, an dem nicht mehrere Feste zusammen, geschweige denn eines, getroffen hätten, denen zu Ehren man, wie der Mann der Frau auseinandersetzte, aus mancherlei triftigen Gründen sich dergleichen fleischlicher Vermischungen enthalten mußte. Zu diesen Festen kamen noch die Quatember, die heiligen Abende der Apostel- und tausend anderer Heiligen Tage, die Feiertage und die Sonnabende, der Sonntag, als Tag des Herrn, die ganze Fastenzeit, gewisse Mondphasen und eine Menge anderer Ausnahmen, für welche alle er im Bette seiner Frau gleiche Ferien in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte, als er sich deren in den Processen, die er führte, manchmal bediente. Auf diese Weise fuhr er zum großen Verdrusse seiner Frau, an die es solchergestalt kaum einmal im Monat kam, lange Zeit fort, und hatte dabei immer sorgfältig darauf Acht, daß nicht etwa ein anderer sie mit den Werkeltagen bekannt machen möge, wie e r ihr die Festtage gelehrt hatte.

Da kam einmal zur Zeit der großen Hitze dem Herrn Ricciardo die Lust an, sich auf einem schönen Landgute, das ihm in der Nähe des Monte Nero gehörte, zu erholen und während des Aufenthalts von einigen Tagen frische Luft zu schöpfen. Seine schöne Frau mußte ihn begleiten; und um sie in der Zeit, während sie dort verweilten, einigermaßen zu unterhalten, ließ er eines Tags einen Fischzug anstellen. Auf dem einen Kahne fuhr er mit den Fischern, auf dem andern sie mit mehreren Frauen; so sahen sie dem Fischfang zu, und das Wohlgefallen an diesem Schauspiele lockte sie, ohne daß sie es gewahr wurden, mehrere Meilen in das Meer hinaus. Während sie aber noch auf die Fische achteten, näherte sich ihnen plötzlich eine Galeere des Paganino vom Meere, der damals ein berühmter Seeräuber war. Wie dieser die Kähne bemerkte, machte er Jagd auf sie, und sie konnten nicht

schnell genug entfliehen, daß Paganino nicht den Kahn erreicht hätte, auf dem die Frauen sich befanden. Hier fiel sein Blick sogleich auf die schöne Dame, und ohne irgendetwas anderes zu begehren, nahm er sie, unter Herrn Ricciardo's Augen, der bereits gelandet war, auf seine Galeere und fuhr davon.

Ob der Herr Richter, der so eifersüchtig war, daß er sich vor jeder Luft fürchtete, über diesen Anblick betrübt war, brauche ich euch nicht erst zu sagen. Er beklagte sich in und außerhalb Pisa über die Ruchlosigkeit der Seeräuber, und wußte darum doch nicht, wem seine Frau in die Hände gefallen oder wohin sie gebracht worden sei. Paganino aber fand an der Schönheit der jungen Frau Gefallen, und schätzte sich glücklich, sie gewonnen zu haben. Da er selber unbeweibt war, nahm er sich vor, sie für immer bei sich zu behalten, und tröstete sie auf das freundlichste, da er sie heftig weinen sah. Wie nun die Nacht kam, setzte er, der keinen Kalender bei sich führte und alle Fest- und Fasttage längst vergessen hatte, seinen Trost, da ihm die Worte den Tag über wenig gefruchtet, durch Thaten nachdrücklicher fort, und er wußte sie solchergestalt zu beruhigen, daß, bevor sie noch in Monaco anlangten, der Richter und seine Gesetze dem Gedächtniß der guten Frau völlig entfallen waren, sie dagegen mit Paganino bereits das fröhlichste Leben von der Welt angefangen hatte. In Monaco gewährte ihr der letzte, außer dem Vergnügen, das er ihr Tag und Nacht bereitete, noch die ehrenvollste Behandlung, wie wenn sie seine rechtmäßige Gemahlin wäre.

Inzwischen war nach dem Verlauf einiger Zeit dem Herrn Ricciardo zu Ohren gekommen, wo seine Frau sich befinde, und er entschloß sich, in der Meinung, daß kein anderer alles Erforderliche zu thun im Stande sein würde, selbst ihr nachzureisen, und war bereit, jede Summe, die für ihre Auslösung verlangt werden sollte, willig zu bezahlen. Darauf begab er sich zu Schiffe und fuhr nach

Monaco, wo er bald die Frau zu sehen bekam. Aber auch sie hatte ihn bemerkt; noch an demselben Abend sagte sie es dem Paganino, und kündigte diesem im voraus ihren Entschluß an.

Am andern Morgen begegnete Herr Ricciardo dem Paganino, machte sich an ihn und bewarb sich eifrig um dessen Wohlwollen und Freundschaft; Paganino aber stellte sich, als kenne er ihn nicht, und war dabei voller Neugierde, wo das hinauslaufen wolle.

Ricciardo nahm eine Zeit wahr, die er für gelegen hielt, und entdeckte dem Paganino in so wohlgesetzten und freundlichen Worten, als er nur zu finden wußte, den Grund seiner Reise, und bat ihn inständigst, gegen beliebigen Ersatz ihm die Frau wiederzugeben. Paganino erwiderte darauf ganz freundlich: „Herr, zunächst seid mir willkommen. Was das andere betrifft, so antworte ich Euch mit kurzen Worten. Allerdings habe ich eine junge Frau im Hause, von der ich nicht weiß, ob sie Eure oder eines andern Frau ist, denn Euch kenne ich überall nicht, sie aber erst seit der kurzen Zeit, daß sie mit mir zusammenwohnt. Seid Ihr nun ihr Mann, so will ich Euch, als einen artigen und wackern Mann, wofür ich Euch halte, zu ihr führen und zweifle nicht daran, daß sie Euch erkennen wird. Sagt sie dann dasselbe, was Ihr mir jetzt gesagt, und will sie mit Euch heimkehren, so bin ich, Eurer Artigkeit wegen, zufrieden, daß Ihr mir als Lösegeld für sie gebet, was Ihr selber für recht halten werdet. Sollte dem aber nicht so sein, so wäre es unziemlich von Euch, wenn Ihr sie mir entreißen wolltet; denn ich bin noch ein junger Mann und kann mir so gut als ein anderer ein Frauenzimmer halten, vor allen aber eben diese, welche die liebenswürdigste unter allen ist, die ich je gesehen habe." Darauf sagte Herr Ricciardo: „Wahrhaftig, sie ist meine Frau, und wenn du mich nur zu ihr führst, so wirst du schon sehen, wie sie mir gleich um den Hals fallen wird. Drum verlange ich's auch nicht

anders, als wie du selber gesagt hast." „Gut", entgegnete Paganino, „so wollen wir gehn."

Darauf gingen sie miteinander nach Paganino's Wohnung, und wie sie in einen Saal eingetreten waren, ließ Paganino die Frau herbeirufen. Sie kam alsbald angekleidet und geschmückt aus einem anstoßenden Zimmer in den Saal, wo die beiden Männer sich befanden; doch sagte sie zu Herrn Ricciardo weiter nichts, als was sie zu jedem andern Fremden, der mit Paganino zu Hause gekommen wäre, gesagt haben würde. Darüber konnte sich denn der Richter, der geglaubt hatte, sie werde ihn mit der größten Freude empfangen, gar nicht genug wundern, und er sprach zu sich selbst: „Leicht möglich, daß die Trauer und der lange Gram, die sich meiner bemeistert, seit ich sie verloren, mich so entstellt haben, daß sie mich nicht mehr wiederkennt." Demzufolge sagte er: „Frau, wol kommt mir der Fischfang, zu dem ich dich geführt, theuer zu stehen; denn nie empfand ich größern Schmerz, als den ich erdulden muß, seitdem ich dich verloren. Du aber scheinst mich nicht zu erkennen, so fremde redest du mit mir. Siehst du denn nicht, daß ich dein Herr, Ricciardo bin, hergekommen, um dem Edelmann, in dessen Hause wir uns befinden, was er nur verlangt zu bezahlen, allein um dich wieder zu haben und mit mir zu führen? Er aber gibt dich mir, dank sei es seiner Güte, für das, was ich selbst bestimmen werde." Bei diesen Worten wandte sich die Dame zu dem Richter, lächelte fast unmerklich und sagte: „Herr, redet Ihr mit mir? Ihr mögt mich wol mit einer andern verwechseln; denn soviel mich betrifft, so erinnere ich mich nicht, Euch jemals gesehen zu haben." Darauf sagte Herr Ricciardo: „Bedenke, was du sprichst, und betrachte mich genau. Wenn du dich nur besinnen willst, mußt du ja sehen, daß ich dein Ricciardo von Chinzica bin." Die Dame erwiderte: „Verzeiht mir, Herr; Euch so genau zu betrachten, möchte sich vielleicht nicht so für mich schicken,

als Ihr zu glauben scheint; dennoch habe ich Euch hinlänglich betrachtet, um zu wissen, daß ich Euch nie zuvor gesehen."

Nun glaubte Herr Ricciardo, sie wolle nur aus Furcht vor Paganino in dessen Gegenwart nicht gestehen, daß sie ihn kenne, und deshalb bat er nach einiger Zeit Paganino um die Erlaubniß, allein in einem Zimmer mit ihr reden zu dürfen. Paganino erklärte sich auch damit, unter der einzigen Bedingung, zufrieden, daß Ricciardo sie nicht wider ihren Willen solle küssen dürfen; der Frau aber befahl er, mit jenem in ein besonderes Zimmer zu gehen, anzuhören, was er ihr zu sagen hätte, und ihm dann ganz nach ihrem Gefallen zu antworten.

So gingen denn die Dame und Herr Ricciardo allein in das Zimmer, und als sie sich zusammengesetzt, begann Herr Ricciardo also zu reden: „Ach, mein süßestes Herz, geliebteste Seele, meine einzige Hoffnung, kennst du denn deinen Ricciardo, der dich lieber hat als sein Leben, gar nicht wieder? Wie ist denn das möglich? Habe ich mich denn so sehr verändert? Schönstes Licht meiner Augen, schau mich doch nur ein wenig an."

Darüber fing die Dame zu lachen an und sagte, ohne ihn weiter reden zu lassen: „Ihr könntet doch wol wissen, daß ich kein so schwaches Gedächtniß habe, um Euch nicht als Herrn Ricciardo Chinzica, meinen Ehemann, zu erkennen. So lange ich aber bei Euch war, habt Ihr mich schlecht erkannt. Denn wenn Ihr so verständig waret, oder noch seid, als Ihr dafür gelten wollt, so mußtet Ihr Einsicht genug haben, um zu sehen, daß ich jung, frisch und kräftig bin, und mußtet Euch selbst sagen, was junge Frauen, wenn sie es gleich aus Schamhaftigkeit nicht gestehen wollen, außer dem Anzuge und dem Essen sonst noch bedürfen. Wie wenig Ihr das aber gethan habt, das wißt Ihr selbst. Wenn Euch die

Rechtswissenschaft mehr Vergnügen machte, als Eure Frau, so brauchtet Ihr ja keine zu nehmen. Mir seid Ihr aber nie wie ein Richter, sondern wie ein Kalendermacher vorgekommen, so gut wußtet Ihr alle Heiligentage, Feste, Fasten und Vigilien. Das kann ich Euch sagen, daß, wenn Ihr die Arbeiter, die Eure Felder bestellen, so viele Feste hättet halten lassen, als der eine gehalten hat, der mein Gärtchen bearbeiten sollte, so hättet Ihr nie ein Körnchen Getreide eingeerntet. Nun bin ich auf diesen Mann getroffen, den mir Gott aus Mitleiden mit meiner Jugend zugeführt. Mit ihm bewohne ich dieses Zimmer, in dem man von solchen Festen, wie Ihr, der Ihr besser Gott zu dienen wißt als den Frauen, deren unzählige feiertet, nicht das Mindeste weiß, und über dessen Schwellen weder Sonnabend noch Freitag, noch heiliger Abend, noch Quatember, noch die schrecklich langen Fasten kommen. Hier wird den ganzen Tag gearbeitet und Wolle gezaust, und wie viel wir heute morgen schon vor uns gebracht, seit es in die Frühmesse läutete, davon könnte ich mitreden. Darum will ich auch bei Paganino bleiben und mit ihm arbeiten, weil ich jung bin. Feste, Ablässe und Fasten hebe ich mir für mein Alter auf. Euch aber rathe ich, sobald Ihr nur könnt, mit Gott nach Hause zu reisen, und ohne mich so viel Feste zu feiern, als Euch nur belieben wird."

Diese Rede betrübte Herrn Ricciardo unsäglich, und wie er sah, daß seine Frau ausgeredet, erwiderte er: „Ach, geliebtes Leben, was für Worte habe ich von dir hören müssen! So hast du denn gar keine Rücksicht auf die Ehre deiner Aeltern und auf deine eigene! So willst du denn lieber eine Todsünde begehen und mit dem Menschen hier gleich einer Hure leben, als in Pisa meine Frau sein! Wenn der dich einmal satt haben wird, so wird er dir zu deiner größten Schande die Thür weisen. Ich aber werde dich immerdar lieb haben und immer

wirst du, selbst wider meinen Willen, die Gebieterin meines Hauses sein. Solltest du denn wirklich um eines so unmäßigen und unziemlichen Verlangens wegen deine Ehre und mich, der ich dich mehr als mein Leben liebe, zugleich von dir stoßen wollen? Trost meines Lebens, ich beschwöre dich, sprich nicht mehr davon und komm mit mir nach Hause. Da ich deine Wünsche jetzt kenne, will ich mich ja von nun an recht anstrengen. Drum, mein süßestes Herz, ändere deinen Entschluß und komm mit mir; seit du mir geraubt bist, habe ich ja keinen frohen Augenblick gehabt."

Darauf antwortete die Dame: „Um meine Ehre soll sich nur, nun es zu spät ist, niemand mehr kümmern, als ich es selber thue. Hätten meine Aeltern sie lieber im Auge gehabt, als sie mich Euch gegeben! Da sie sich aber damals nicht um meine Ehre gekümmert haben, so denke ich's jetzt auch nicht um ihre zu thun. Begehe ich, wie Ihr sagt, jetzt eine todte Sünde, so werde ich schon gelegentlich einmal lebendige begehen. Das überlaßt nur mir. Das aber will ich Euch sagen, hier komme ich mir vor, wie Paganino's Frau, während ich in Pisa glauben mußte, Eure Hure zu sein, wenn ich sah, wie unsere Planeten nur nach Mondstellungen und geometrischen Berechnungen zusammenzubringen waren. Paganino, der hat mich hier die ganze Nacht im Arme, und drückt und beißt mich, und wie er mich zurichtet, das laßt Euch vom lieben Gott erzählen. Ihr sagt, Ihr wollt Euch anstrengen. Zu was denn? Wollt Ihr ihn mit Schlägen auf die Beine bringen, um in drei Zügen matt zu sein? Ihr seid ja ordentlich zu Kräften gekommen, weil ihr mich die Zeit über nicht gesehen. Geht, geht und strengt Euch an, am Leben zu bleiben. Ich glaube wahrhaftig, Ihr wohnt in dieser Welt nur zur Miethe, so hüsterlich und gottesjämmerlich seht Ihr ja aus. Ich will Euch noch mehr sagen: wenn der mich einmal gehen läßt, wozu er, solange als ich nur bei

ihm bleiben will, noch keine Lust zu haben scheint, so komme ich darum doch nicht zu Euch, aus dem man mit allem Drücken keine Tasse voll Brühe 'raus bringen könnte. Zu meinem großen Leiden und Unglück bin ich einmal bei Euch gewesen, und werde mir in dem Falle schon anderswo mein Unterkommen suchen. Denn ich wiederhole es Euch, hier haben wir keine Vigilien, und darum will ich hier bleiben. Nun macht aber, und geht mit Gott, wo nicht, so fange ich an zu schreien, Ihr wolltet mich nothzüchtigen."

Aus dieser Rede erkannte Herr Ricciardo wohl, daß keine Hoffnung für ihn sei, und er sah nun endlich ein, wie thöricht er gehandelt, bei seiner Kraftlosigkeit eine junge Frau zu nehmen. So ging er denn traurig und betrübt aus jenem Zimmer, gab dem Paganino noch manche gute Worte, die aber zu nichts führten, und kehrte endlich ohne die Frau und ohne einigen Erfolg seiner Reise nach Pisa zurück. Hier verfiel er vor Betrübniß in solche Thorheit, daß er einem jeden, der ihn auf den Straßen von Pisa grüßte, oder ihn sonst nach etwas frug, nichts anderes antwortete, als: „Das arge Ding will keine Feste."

Es dauerte nicht lange, so starb der Richter; wie Paganino das erfuhr, nahm er die Frau, deren Liebe ihm hinlänglich bekannt war, zu seiner rechtmäßigen Gemahlin und sie arbeiteten beide, ohne sich um Feste, Vigilien oder Fasten zu bekümmern, solange die Beine sie tragen wollten, und machten sich vergnügte Tage.

Aus diesem Grunde, ihr lieben Damen, bin ich denn auch der Meinung, daß Herr Bernabò in seinem Streite mit Ambrogiuolo die Ziege gegen den Absturz ritt.

Die Erzählung hatte der ganzen Gesellschaft so viel zu lachen gegeben, daß keiner war, dem die Kinnladen nicht davon weh gethan hätten. Auch gaben die Damen nun einstimmig dem Dioneus recht und sagten, Bernabò sei ein Thor gewesen. Als aber die Geschichte geendet war und das Gelächter nachgelassen hatte, nahm die Königin, die gewahr wurde, daß, weil es schon spät war und alle ihre Geschichten bereits erzählt hatten, nach der bisherigen Ordnung das Ende ihres Regiments gekommen sei, sich den Kranz vom Kopf, setzte ihn auf Neiphilens Haupt und sagte mit freundlichem Gesichte: „Nun, liebe Freundin, sei die Regierung dieses kleinen Volkes in deinen Händen", und damit setzte sie sich nieder. Neiphile aber erröthete ob der empfangenen Würde ein wenig, und ihr Gesicht färbte sich, wie beim anbrechenden Tage eine frische Rose im April oder Mai anzusehen ist. Dabei schlug sie die klaren Augen, die gleich dem Morgensterne glänzten, leise nieder. Als aber das freudige Gemurmel, mit dem die Umstehenden ihre Zuneigung für die Königin mit Anstand bezeigten, sich gelegt und die Königin selbst sich ein wenig gesammelt hatte, setzte sie sich etwas höher, als sie bisher gethan, und begann also zu sprechen: „Da ich denn nun eure Königin bin, so will ich, der Weise getreu, die meine Vorgängerinnen beobachtet und die ihr stillschweigend gebilligt habt, euch meine Gedanken in wenig Worten mittheilen, damit wir sie, wenn ihr anders zu dem Gleichen rathet, gemeinschaftlich ausführen. Wie ihr wisset, ist morgen Freitag und am darauffolgenden Tage Sonnabend; beides Tage, die wegen der Speisen, die an ihnen genossen werden, den meisten Leuten nicht behagen. Ueberdies sind wir dem Freitage, als dem Tage, an welchem der gelitten hat, der für unser Leben gestorben ist, besondere Verehrung schuldig; und so würde ich es denn recht und ziemlich finden, wenn wir uns lieber mit Gedanken an Gott und mit Gebet, als mit lustigen Geschichten beschäftigten. Am darauffolgenden Sonnabend

ist es unter uns Frauen üblich, daß wir uns den Kopf reinigen, um ihn von dem Staube und Schmuze zu befreien, die bei den Geschäften der vorhergehenden Woche sich etwa auf ihm angesammelt haben möchten. Auch pflegen gar viele an demselben Tage aus Ehrfurcht vor der jungfräulichen Mutter des Sohnes Gottes zu fasten, und dem folgenden Sonntage zu Ehren sich die ganze Zeit über jeglicher Arbeit zu enthalten. Da wir also an diesem Tage unsere sonstige Lebensweise gleichfalls nicht werden beobachten können, halte ich es für gut, daß wir auch mit unsern Erzählungen feiern. Dann sind wir aber schon vier Tage lang an diesem Orte gewesen; wollen wir mithin vermeiden, daß neue Gäste uns beunruhigen, so erachte ich es für zweckmäßig, daß wir unsern Aufenthalt wechseln und anderswohin ziehen, wie ich denn schon für einen solchen Ort bedacht gewesen bin und gesorgt habe. Wenn wir dort am Sonntage nach dem Mittagsschlafe versammelt sein werden, habt ihr theils zum Nachdenken hinlängliche Zeit gehabt, theils aber wird es, nach dem weiten Spielraume, der uns heute für unsere Erzählungen gestattet war, zweckmäßig sein, die Freiheit in der Wahl der Geschichten ein wenig zu beschränken und über eine der mancherlei Thätigkeiten des Schicksals besonders zu reden. Und so denke ich, daß wir uns

die Schicksale derjenigen, die durch Scharfsinn erwarben, was sie sehr verlangten, oder Verlorenes wiedergewannen,

zur Aufgabe nehmen. Hierüber mag dann ein jeder, dem Vorrecht des Dioneus unbeschadet, eine Geschichte vortragen, die der Gesellschaft nützlich oder wenigstens ergötzlich sein kann."

Alle lobten die Rede und den Vorschlag der Königin, und es wurde festgesetzt, den letzten in allem zu befolgen. Darauf ließ die Königin ihren Seneschall rufen, und gab ihm genau an, wo er am Abend die Tafeln decken und was er sonst während der Zeit ihrer Regierung thun solle.

Dann erhob sie sich nebst der ganzen Gesellschaft und beurlaubte jeden, seinem Vergnügen nachzugehen. Damen und Männer schlugen den Weg nach einem kleinen Garten ein, und aßen, nachdem sie sich dort eine Weile ergötzt, wie die Tischzeit gekommen war, froh und vergnügt zu Abend. Dann erhoben sie sich, und Emilie führte, auf den Wunsch der Königin, einen Tanz auf, zu dem Pampinea folgendes Lied sang und die übrigen im Chore einfielen:

Welch Mädchen sänge wol, wollt' ich nicht singen,
 Der alle Wünsche nur Befried'gung bringen?
So komm denn, Amor, Ursach meiner Freuden,
 Jeglicher Hoffnung, jeglicher Gewährung;
 Laß singen uns zusammen,
 Nicht von den Seufzern noch den bittern Leiden,
 Die ich empfind' als deiner Lust Vermehrung;
 Nein, von den hellen Flammen,
 Aus deren Glut mir Fest und Freude stammen,
 Weil meine Huldigungen zu dir dringen.
Du führtest, Amor, mir zur ersten Stunde,
 Als ich von deinem Flammenkelche schlürfte,
 So holden Mann entgegen,
 Daß sich an Schönheit, Muth und tiefer Kunde
 Wol keiner ihm vergleichbar finden dürfte,
 Geschweig', ihm überlegen.
 In ihn entbrannt' ich so, daß seinetwegen
 Froh mein' und deine Lieder rings erklingen.
Doch ist die höchste aller meiner Wonnen,
 Daß Amor seine Liebe mir beschieden,
 Wie ich nur ihm mich weihe.
 So hab' ich denn hienieden schon gewonnen,
 Was ich gewünscht, und hoffe dort auf Frieden,
 Und daß, um meiner Treue
 Zu lohnen, Gott von Strafen uns befreie,
 Wenn wir empor zu seinem Reich uns schwingen.

Nach diesem Liede wurden noch mehrere andere gesungen, mancherlei Tänze wurden aufgeführt und verschiedene Instrumente gespielt. Als aber die Königin meinte, daß es Zeit sei, sich schlafen zu legen, ging ein jedes mit vorgetragenen Fackeln auf sein Zimmer. Die beiden folgenden Tage blieben den Beschäftigungen gewidmet, welche die Königin vorher erwähnt, und alle erwarteten verlangend den Sonntag.

Es schließt des Dekameron zweiter Tag, und es beginnt

der dritte,

an welchem unter Neiphilens Regiment von denen gehandelt wird, die durch Scharfsinn erwarben, was sie sehr verlangten, oder Verlorenes wieder gewannen.

Schon begann Aurora beim Herannahen der Sonne ihre Röthe mit glühendem Golde zu wechseln, als am Sonntag die Königin aufstand und ihre ganze Gesellschaft wecken ließ. Bereits hatte der Seneschall dienliche Sachen in Menge, und Leute, die geschickt waren, das nöthige zu bereiten, um vieles voraus an den bestimmten Ort gesandt, und nun, als er die Königin schon auf dem Wege sah, ließ er schnell alles Uebrige aufladen, und eilte mit dem Gepäcke und der bei Damen und Herren verbliebenen Dienerschaft weiter, gleich als wäre ein Lager an jener Stelle abgebrochen.

Die Königin also verfolgte langsamen Schrittes, im Geleit ihrer Gefährtinnen und der drei Jünglinge, nach der Musik, welche der Gesang von vielleicht zwanzig Nachtigallen und andern Vögeln machte, einen wenig betretenen Fußsteig, der sie über grünende Wiesen und über Blumen führte, die bei der aufsteigenden Sonne alle ihre Kelche zu eröffnen begannen, gegen Westen; und noch waren sie schwatzend, neckend und lachend nicht zweitausend Schritte gegangen, noch hatte die Sonne kaum eine Stunde lang geschienen, als die Königin sie schon zu einem schönen und reichen Palast geführt hatte, der ein wenig über die Ebene erhaben auf einem kleinen Hügel stand. Als die Gesellschaft in ihn eingetreten war, und

überall in den saubern und geschmückten Zimmern sich umgethan hatte, die mit jedwedem, was zur Wohnlichkeit dient, reichlich versehen waren, lobten ihn alle höchlich und erachteten seinen Besitzer für begütert und prachtliebend. Als sie dann niedergestiegen waren und den ausgedehnten und freundlichen Hof gesehen, die Keller voll trefflicher Weine, und das Wasser, das in Ueberfluß hervorsprudelte, eiskalt gefunden hatten, mehrte sich ihre Bewunderung noch um vieles.

Hierauf erstiegen sie, der Ruhe gleichsam bedürftig, eine Terrasse, die den ganzen Hof beherrschte und mit Laubwerk und Blumen, wie die Jahreszeit sie bot, reichlich geschmückt war, und kaum hatten sie sich niedergelassen, so erschien der sorgsame Seneschall und erquickte sie mit dem feinsten Backwerk und trefflichem Weine. Dann ließen sie sich einen Garten eröffnen, traten in ihn, der rings mit einer Mauer umgeben war, ein, und da er ihnen gleich bei den ersten Schritten von wunderbarer Schönheit dünkte, fingen sie an, aufmerksamer seine Theile zu betrachten. Ringsumher und auch mitten hindurch führten viele geräumige und schnurgerade Wege, die, mit Laubengängen von Wein überwölbt, für dies Jahr Trauben in Menge zu bieten versprachen; denn unzählige Reben verbreiteten so starken Wohlgeruch durch den Garten hin, daß er im Verein mit viel andern anmuthigen Düften unsere Gesellschaft glauben machte, sie befinde sich inmitten aller Spezereien, die je im Orient wuchsen. Die Seiten jener Gänge waren mit Hecken von weißen und rothen Rosenbüschen und von Jasmin fast ganz umschlossen, sodaß man, nicht am Morgen nur, sondern auch, wenn die Sonne am höchsten stand, ohne von ihren Strahlen getroffen zu werden, dort unter wohlriechendem und gefälligem Schatten lustwandeln konnte. Allzu langer Erzählung bedürfte es, um zu berichten, was für Gewächse, in welcher Menge und wie vertheilt sie in diesem Garten sich vorfanden; gewiß aber gebührt keiner Pflanze,

die unser Klima verträgt, einiges Lob, die dort nicht im Ueberflusse zu finden gewesen wäre.

Nicht geringern, sondern sicher noch viel höhern Beifall als alles Uebrige verdiente es, daß sich in der Mitte dieses Gartens eine Wiese von ganz kurzem und so dunkelgrünem Grase befand, daß es beinahe schwarz zu sein schien. Tausenderlei bunte Blumen schossen aus ihm hervor, und ringsumher standen grünende, kräftige Orangen- und Limonienbäume, die mit ihren reifen und grünen Früchten und mit ihren Blüten nicht dem Auge nur wohlthätigen Schatten boten, sondern auch durch ihren würzigen Duft den Geruchssinn erfreuten. In der Mitte dieses Rasenplatzes war ein Wasserbecken vom weißesten, wunderbar mit Bildhauerarbeiten gezierten Marmor. Aus ihm erhob sich auf einem Pfeiler eine Bildsäule, welche, ich weiß nicht ob einen natürlichen oder künstlichen Wasserstrahl, von solcher Mächtigkeit, daß ein geringerer eine Mühle zu treiben vermocht hätte, hoch gegen den Himmel emporsandte, worauf er dann nicht ohne ergötzliches Plätschern in den klaren Behälter zurückfiel. Dies Wasser, so viel nämlich, als überfließend in dem Becken nicht mehr Raum fand, floß in verborgenen Rinnen unter dem Rasen hin, und zog sich, außen wieder hervorrieselnd, in gar schönen und künstlich angelegten Gräben, rings um die Wiese her, worauf es dann fast nach jeder Richtung in ähnlichen Bächen den Garten durchfloß, und endlich, an einer Stelle wieder vereint, diese schönen Räume verließ, um sich krystallhell ins Thal zu ergießen, vorher aber, zu nicht geringem Vortheil des Besitzers, noch zwei Mühlen in Bewegung zu setzen.

Der Anblick dieses Gartens, seine schönen Anlagen, die Pflanzen und der Springbrunnen, mit den Bächen, die aus ihm abflossen, behagten jeder der Damen und den drei Jünglingen so sehr, daß alle versicherten, wäre es möglich, auf Erden das Paradies darzustellen, so wüßten sie nicht, wie man ihm eine andere, als die Gestalt

dieses Gartens geben, und was für eine Schönheit man irgend den hier verwirklichten hinzufügen könnte.

Wie sie nun voller Freuden hier lustwandelten, und beim Gesang der Vögel, der wol in zwanzigerlei Weisen, gleich einem Wettstreit der einen mit den andern, erscholl, aus verschiedenem Laubwerk sich die zierlichsten Kränze flochten, wurden sie einen ergötzlichen Vorzug dieses Gartens gewahr, den sie bisher, von den übrigen befangen, unbemerkt gelassen hatten. Sie fanden nämlich, es enthalte der Garten wol hundert verschiedene Thierarten, und wie erst einer den andern aufmerksam gemacht hatte, sahen sie hier Kaninchen hervorkommen, dort Hasen laufen, hier Rehe liegen und dort weidende junge Hirsche. Außerdem nahmen sie noch gar viele arglose Thiere wahr, die, wie zahm, sich umherlaufend ergötzten; und so fanden sie denn hieran zu den schon bekannten noch ein neues und größeres Vergnügen. Als sie aber, bald das eine und bald das andere beschauend, zur Genüge gelustwandelt waren, ließen sie, dem schönen Wasserbecken nahe, die Tafel decken und gingen, nachdem sie sechs Lieder gesungen und ein wenig getanzt hatten, wie es der Königin gefiel, zu Tische. Hier wurden sie in glänzender, schöner und gemächlicher Weise bedient, wobei denn die guten und auserlesenen Gerichte sie nur noch mehr erheiterten, sodaß sie nach aufgehobener Tafel von neuem mit Spiel, Gesang und Tanz so lange sich ergötzten, bis die Königin, wegen der wachsenden Hitze, erachtete, es sei Zeit, daß, wem es gefiele, zu ruhen gehe. Die einen gingen; die andern, hingerissen von der Schönheit des Ortes, zogen es vor, zu verweilen, wo dann einige mit Romanlesen, andere mit Schach- oder Bretspiel die Zeit, während welcher jene schliefen, sich vertrieben. Als aber in der vierten Nachmittagsstunde aufgestanden ward und die Schläfer sich das Gesicht mit kaltem Wasser erfrischt hatten, versammelten sich, nach dem Befehl der Königin, alle bei dem Springbrunnen, und nachdem sie hier in

der gewohnten Weise sich niedergelassen hatten, erwarteten sie, wie es einen jeden treffen würde, über den von der Königin aufgegebenen Gegenstand Geschichten zu erzählen. Der erste, dem solcher Auftrag ertheilt ward, war Philostratus, und er begann folgendermaßen:

Erste Geschichte.

Masetto von Lamporecchio stellt sich stumm und wird Gärtner in einem Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen um die Wette bei ihm schlafen.

Schöne Damen, gar viele Leute gibt es, Männer, wie Frauen, die thöricht genug sind, sich fest überzeugt zu halten, sobald man einem Mädchen den weißen Schleier übergehangen und die schwarze Kutte angezogen habe, höre sie nicht minder auf, ein Weib zu sein, als wäre sie im Augenblick, wo sie Nonne ward, in einen Stein verwandelt worden. Hören sie alsdann gegen diesen ihren Wahn irgendeine Widerrede, so erzürnen sie sich, als habe man eine ungeheuere und gottvergessene Sünde gegen die Natur begangen; wollen aber weder sich selbst betrachten, die sie, auch in voller Freiheit, ihrem Gefallen nachzuleben, dennoch ihre Begierde nicht zu sättigen im Stande sind, noch die große Gewalt der Muße und der Einsamkeit erwägen. Ebenso sind auch wieder viele, die mit nicht minderer Gewißheit dafür halten, Hacke und Spaten, grobe Speisen und Mühseligkeiten befreien die Bauersleute ganz von fleischlichen Lüsten, und geben ihnen einen plumpen Verstand und geringe Einsichten. Wie sehr diese alle sich betrügen, denke ich, da die Königin mir also befohlen hat, ohne von unserer

Aufgabe mich zu entfernen, in einem kleinen Geschichtchen euch zu beweisen.

Hier in unserer Gegend stand einmal und steht noch heute ein Nonnenkloster, das ich euch nicht nennen will, um seinem Ansehen in keinerlei Weise Abbruch zu thun, in großem Rufe der Heiligkeit. Vor kurzem, als außer der Aebtissin nur acht Nonnen, die sämmtlich noch jung waren, darin verweilten, wollte der gute Mann, der ihren schönen Garten pflegte, mit seinem Lohn sich nicht mehr begnügen, und kehrte deshalb, nachdem er mit dem Klostermeier abgerechnet hatte, in seine Heimat Lamporecchio zurück. Unter den andern, die ihn bewillkommten, frug hier ein junger, starker und kräftiger Bauer, für einen Dörfler von hübschem Aussehen, Namens Masetto, wo er so lange gewesen sei. Der gute Mensch, der Nuto hieß, gab ihm die gewünschte Auskunft. Masetto erkundigte sich, was er für das Kloster zu thun gehabt habe. Nuto antwortete: „Ich mußte ihren schönen großen Garten in Ordnung halten, ging zu Zeiten in den Wald, Holz holen, trug Wasser und hatte noch mehr solche kleine Verrichtungen. Aber die Nonnen gaben mir so schlechten Lohn, daß kaum herauskam, was ich an Schuhen zerriß. Dazu sind sie alle miteinander jung und stellen sich an, als hätten sie den Teufel im Leibe; denn nichts in der Welt kann man ihnen recht machen. Manchmal, wenn ich im Garten arbeitete, kam die und sagte: «Mach das so», und dann kam jene und sagte: «Mach das anders.» Dann nahm mir wieder eine die Hacke aus der Hand und sagte: «So taugt's nicht.» Auf die Art plagten sie mich, bis ich, der Arbeit überdrüssig, zum Garten 'raus ging, und am Ende war's eine wie's andere dran schuld, daß ich's nicht mehr aushielt und nun wieder hier bin. Wie ich fortging, da bat mich ihr Meier auch noch, wenn mir einer unter die Hände käme, der sich dazu schickte, sollte ich ihn hinweisen. Hab's ihm auch versprochen; paßt er aber

auf einen, den ich ihm schicke oder schaffe, so kann er lange warten."

Als Masetto Nuto's Erzählung hörte, kriegte er solche Lust zu den Nonnen zu kommen, daß er's gar nicht abwarten konnte; denn er mochte aus Nuto's Worten wol merken, daß es ihm dort nach Wunsche gehen könnte. Weil er aber meinte, alles könne ihm verdorben werden, wenn er sich gegen Nuto verriethe, so antwortete er ihm: „Da hast du einmal recht daran gethan. Wie soll ein Mann mit den Weibsbildern durchkommen? Da möchte ich ja lieber bei so viel Teufeln dienen. Wissen sie ja doch unter siebenmal nicht einmal, was sie selber wollen."

Kaum waren sie auseinandergegangen, so fing Masetto an, nachzudenken, was er machen solle, um bei ihnen anzukommen. Was die Arbeiten betraf, so war ihm freilich nicht bange; denn auf die Dienste, die Nuto ihm genannt hatte, verstand er sich so gut, wie einer; aber er fürchtete, man möchte ihn seiner Jugend und seines hübschen Aussehens wegen nicht nehmen wollen. Und so dachte er denn, nachdem ihm mancherlei durch den Kopf gegangen war: „Das Kloster ist weit von hier, und dort kennt mich kein Mensch; wenn ich mich stumm zu stellen weiß, so nehmen sie mich gewiß." Diesen Entschluß hielt er fest, und ging, die Axt auf der Schulter, ohne jemand ein Wort zu sagen, in ärmlicher Kleidung, zum Kloster.

Gleich beim Eintreten fand er den Meier auf dem Hofe, und gab ihm durch Zeichen und Geberden, nach Art der Taubstummen, zu verstehen, er möge ihm aus Barmherzigkeit zu essen geben, und er wolle ihm dafür Holz hacken. Der Meier gab ihm gern zu essen und dann einige Klötze zu spalten, die Nuto nicht hatte bezwingen können, die aber der kräftige Masetto bald klein gemacht hatte. Auch in den Wald, wo der Meier nun zu thun hatte, nahm er den Masetto mit, ließ ihn Holz schlagen, stellte den Esel vor ihn hin und deutete ihm durch Zeichen an, er solle das Holz nach Hause schaffen. Wie

er sich auch dazu sehr gut anstellte, behielt ihn der Meier zu mancherlei vorkommenden Arbeiten mehrere Tage bei sich.

So kam es, daß die Aebtissin ihn eines Tags sah und den Meier frug, wer es sei. „Madonna", antwortete der Meier, „es ist ein armer Taubstummer, der vor ein paar Tagen um ein Almosen kam; das habe ich ihm gegeben, und habe ihn dann mancherlei thun lassen, was gerade geschehen mußte. Wenn er sich auf Gärtnerei verstände und wollte sonst bleiben, so glaub' ich, würden wir gut bedient werden; denn es thut uns einer noth, und der ist stark; auch könnte man ihn brauchen, wozu man wollte, und hätte nicht zu fürchten, daß er sich mit Euern Mädchen aufs Spaßen einließe. „Wahrhaftig", sagte die Aebtissin, „du hast recht. Sieh zu, ob er gärtnern kann, und dann mache, daß er da bleibt. Gib ihm etwa ein Paar Schuhe und einen alten Mantel, geh' ihm um den Bart und gib ihm gut zu essen." Der Meier versprach, so zu thun. Masetto war nicht weit; während er sich aber stellte, als fegte er unbekümmert den Hof, hörte er jede Silbe und sagte im stillen: „Wenn ihr mich nur gewähren laßt, so will ich euch euern Garten bearbeiten, wo er bis heute brache gelegen hat."

Wie nun der Meier sich überzeugt hatte, daß er sich auf die Arbeit gut verstand, frug er ihn durch Zeichen, ob er da bleiben wolle. Masetto antwortete auf dieselbe Weise, er sei bereit zu thun, was man verlange, und so führte ihn jener in den Garten und zeigte ihm, wo er graben solle; dann besorgte er andere Klosterangelegenheiten und ließ ihn allein. Wie er nun Tag für Tag arbeitete, fingen die Nonnen ihn zu plagen und mancherlei Unfug mit ihm zu treiben an; dann sagten sie ihm, wie's die Leute manchmal mit den Taubstummen machen, die schamlosesten Worte ins Gesicht, weil sie meinten, er könne kein Wort hören. Die Aebtissin schien zu glauben, ihm seien andere Glieder so gut als die Zunge gelähmt,

und bekümmerte sich um diese Neckereien wenig oder gar nicht. Einmal traf sich's aber, daß zwei junge Nonnen bei Masetto, der nach vieler Arbeit sich zum Ausruhen ein wenig niedergelegt hatte, während sie im Garten lustwandelten, vorüberkamen. Sie betrachteten ihn eine Weile, er aber stellte sich, als schliefe er. „Höre", sagte die eine, die etwas verwegen war, „wüßte ich, daß man dir trauen könnte, so möchte ich dir was sagen, was mir schon hundertmal eingefallen ist und was dir vielleicht auch zugute kommen könnte." „Sage nur getrost", antwortete jene, „gewiß, ich werd' es niemand verrathen."

Darauf begann die Dreiste: „Ich weiß nicht, ob du wol schon darüber nachgedacht hast, wie wir so streng gehalten werden und wie sich kein Mann hierher trauen darf, außer unserm alten Meier und diesem Stummen. Und doch hab' ich wol öfter von Weibern, die zu uns gekommen sind, gehört, daß alles Vergnügen auf der Welt eine Lumperei ist gegen die Wollust, wenn man von einem Mann beschlafen wird. Und so hab' ich mir schon oft gedacht, da ich doch keinen andern dazu kriegen kann, wollte ich mit dem Stummen da probiren, ob das wahr ist. Er schickt sich auch am besten auf der Welt dazu; denn, wenn er auch wollte, könnte er's doch niemand wiedererzählen. Du siehst, es ist ein dummer Tölpel, der über den Verstand hinausgewachsen ist; und nun sprich, was meinst du?"

„Schäme dich", antwortete die zweite, „was führst du da für Reden! Weißt du nicht, daß wir unsere Jungfrauschaft dem lieben Herrgott versprochen haben?" „Ei, was", versetzte jene, „man verspricht alle Tage wol mancherlei, und kein Mensch denkt daran, es zu halten. Haben wir sie ihm versprochen, so wird sich wol die eine oder die andere finden, von der er sie statt der unsern kriegt." „Mein Himmel", sagte die Gefährtin, „wenn wir nun aber schwanger würden, was sollte dann werden?" Die erste erwiderte: „Nun denkst du gar ans

Unglück, noch eh' es da ist. Wenn's erst so gekommen ist, dann ist immer noch Zeit, sich auf guten Rath zu besinnen. Es werden sich auch noch Mittel genug finden, daß kein Mensch was davon erfährt, wenn wir's ihm nicht selber sagen."

Während dieser Rede verlangte die Hörerin schon mehr noch als die andere danach, zu probiren, was für ein Thier ein Mann sei. „Gut", sagte sie; „wie wollen wir's aber anfangen?" „Du siehst", antwortete die erste, „schon ist es 3 Uhr; die Schwestern, denk' ich, werden bis auf uns alle schlafen sein. Wir wollen uns noch umsehen, ob niemand im Garten ist; und finden wir niemand, nun dann brauchen wir ihn ja nur bei der Hand zu nehmen und in die Hütte zu führen, die für den Regen gebaut ist. Dann bleibt die eine mit ihm drinnen, und die andere steht Schildwache. Er ist ja so dumm, daß er mit uns vornimmt, was wir nur wollen."

Masetto hörte diese ganze Unterredung und erwartete, willig zu gehorchen, nur, daß eine ihn bei der Hand nehmen sollte. Die Nonnen sahen sich inzwischen überall sorgfältig um, und als sie sich überzeugt hatten, daß sie von keiner Seite bemerkt werden könnten, näherte sich ihm die, welche zuerst gesprochen hatte, und weckte ihn. Masetto stand sogleich auf; die Schwester nahm ihn bei der Hand, und führte ihn unter vielen Liebkosungen von ihrer und unter albernem Gelächter von seiner Seite in die Hütte, wo er sich nicht lange bitten ließ, zu thun, was von ihm begehrt wurde.

Die Nonne war ehrlich genug, als sie ans Ziel ihrer Wünsche gekommen war, ihrer Freundin Platz zu machen, und Masetto, der noch immer blödsinnig that, fand sich zu allem bereitwillig. So wollten denn beide, eh' sie heimkehrten, mehr als einmal untersuchen, wie der Stumme sich auf die Reitkunst verstehe, und auch nachher sagten sie oft zueinander, die Sache gewähre gewiß so viel Vergnügen und mehr, als ihnen davon erzählt worden war.

Daher wußten sie denn auch fernerhin ihre Zeit wahrzunehmen, und erfreuten sich gar oft mit ihrem Stummen.

Eines Tags aber begab es sich, daß eine Klosterschwester aus dem Fenster ihrer Zelle dem ganzen Hergang der Sache zusah und noch zwei andere dazu rief. Zuerst war davon die Rede, die Schuldigen bei der Aebtissin verklagen zu wollen; dann aber änderten sie ihren Entschluß, wurden mit jenen einig und zugleich mit ihnen der Reichthümer des Masetto theilhaftig. Durch mancherlei Zufälle kamen allmählich auch die übrigen drei dahin, ihnen Gesellschaft zu leisten.

Zuletzt fand die Aebtissin, die von diesen Geschichten noch immer nichts bemerkt hatte, eines Tags, als sie bei großer Hitze allein im Garten umherging, den Masetto, den weniger die geringen Gartenarbeiten bei Tage, als die vielfachen Reitübungen bei Nacht ganz erschöpft hatten, unter dem Schatten eines Mandelbaumes hingestreckt schlafen. Der Wind hatte ihm die Kleider vorn ganz zurückgeweht, sodaß er bloß dalag und die Frau Aebtissin Dinge sehen ließ, die in ihr die nämliche Lust, als in ihren Klosterjungfrauen, erregten. Da sie sich allein sah, weckte sie den Masetto, führte ihn auf ihr Zimmer und behielt ihn dort mehrere Tage lang, während die Nonnen sich bitter beschwerten, daß der Gärtner ihren Garten so lange unbestellt lasse. Die Frau Aebtissin aber kostete inzwischen zu vielen malen jene Freuden, die sie bisher an andern immer verdammt hatte. Endlich schickte sie ihn in seine Wohnung zurück. Wie sie ihn aber oft wieder begehrte und mehr als ihren Antheil von ihm forderte, der so viele zugleich nicht zu befriedigen vermochte, däuchte es dem Masetto, sein erdichtetes Stummsein könne ihm, wenn er noch länger dabei bleibe, zu großem Unheil gereichen. Deshalb löste er in einer Nacht, die er bei der Aebtissin zubrachte, das Band seiner Zunge und sprach: „Madonna, wol habe ich gehört, daß ein Hahn auf zehn Hühner vollkommen genug ist; man hat mir

aber auch gesagt, daß zehn Männer kaum oder gar nicht im Stande sind, ein Weib zu sättigen, wo ich doch ihrer neune bedienen muß. Das halte ich für kein Geld in der Welt mehr aus; und ich bin durch meine bisherigen Dienste schon so weit heruntergekommen, daß ich weder viel noch wenig mehr leisten kann. Drum laßt mich entweder in Frieden weiter gehen, oder helft der Sache auf eine andere Weise ab."

Als die gute Frau den vermeintlich Stummen reden hörte, erschrak sie nicht wenig und sagte: „Was Geier, ich dachte, du wärest stumm." „Madonna", antwortete Masetto, „ich war es, aber nicht von Geburt. Eine Krankheit benahm mir die Sprache, und erst diese Nacht fühle ich sie mir wiedergegeben und lobe Gott dafür von ganzem Herzen." Sie glaubte ihm und frug, was er mit den Neunen sagen wolle, die er zu bedienen habe.

Masetto erzählte die ganze Geschichte. Die Aebtissin lernte durch sie, daß sie keine Nonne habe, die nicht viel schlauer sei als sie selbst, und so entschloß sie sich (denn verständig war sie), mit ihren Mädchen übereinzukommen, ohne den Masetto fortzulassen und dadurch den Ruf des Klosters zu gefährden. Da nun der Meier in jenen Tagen gestorben war, eröffneten sie sämmtlich einander, was bisher unter ihnen allen geschehen war, und verabredeten dann gemeinschaftlich, die umwohnenden Leute glauben zu machen, Masetto habe durch ihr Gebet und durch die Gnade des Heiligen, dem das Kloster geweiht war, nach langem Stummsein den Gebrauch seiner Zunge wiedererlangt. Dann machten sie ihn zu ihrem Meier, und vertheilten seine Anstrengungen solchergestalt, daß er sie auszuhalten vermochte. Auch betrieben die Nonnen diese Angelegenheit so vorsichtig, daß, obgleich sie von ihm erzeugte Mönchlein in Menge zur Welt brachten, dennoch niemand deswegen Verdacht faßte.

Erst nach dem Tode der Aebtissin bekam Masetto, der einstweilen nachgerade alt geworden war, Lust, mit dem

erworbenen Reichthum nach Hause zu ziehen, was ihm denn auch leicht gewährt ward. So kehrte Masetto bejahrt, reich, und ohne die Beschwerde und die Kosten, den Kindern Brot schaffen zu müssen, zum Vater geworden, nachdem er schlauerweise seine Jugend gut zu benutzen gewußt hatte, in eben die Heimat zurück, von der er, die Axt auf der Schulter, ausgegangen war, und pflegte zu sagen, so verfahre Gott mit denen, die ihm Hörner aufsetzen.

Zweite Geschichte.

Ein Stallknecht schläft bei der Gemahlin des Königs Agilulf. Der König bemerkt es im stillen, findet ihn und schneidet ihm die Haare ab. Der Geschorene thut seinen Kameraden ein Gleiches und entgeht dadurch seinem Unstern.

Als die Geschichte des Philostratus, über welche die Damen zuweilen erröthet waren, andere aber auch gelacht hatten, zu Ende war, gefiel es der Königin, daß Pampinea zu erzählen fortfahre. Sie begann mit Lächeln folgendermaßen:

Einige sind unverständig genug, zeigen zu wollen, daß sie merken und kennen, was ihnen nicht zu wissen dient, und oftmals vermehren sie alsdann ihre Schande um vieles, wenn sie unbemerkte Sünde an andern rügen, während sie eben dadurch jene zu mildern dachten. Wie wahr dies sei, möge euch der entgegengesetzte Weg, den ein großer König einzuschlagen so verständig war, in folgender Geschichte beweisen, in der ihr zugleich von der Schlauheit eines Menschen erfahren werdet, den ihr vielleicht geringer haltet, als Masetto.

Agilulf, König der Lombarden, verweilte, wie seine Vorgänger gethan, mit seinem Hofe in der lombardischen Stadt Pavia. Er war mit Theodelinden, der Witwe des

Königs Autherik, einer sehr schönen, sittsamen und verständigen Frau, vermählt, die jedoch einst durch einen Liebhaber in große Gefahr kam.

Als nämlich Agilulf's Tapferkeit und Verstand die Angelegenheiten der Lombarden um vieles gefördert und die Ruhe hergestellt hatten, geschah es, daß ein Stallknecht der Königin, ein Mensch von der niedrigsten Abkunft, der übrigens für sein gemeines Handwerk viel zu hohen Sinn hatte, und schön und groß von Gestalt wie der König selber war, sich außermaßen in die Königin verliebte. Da sein niedriger Stand ihm nicht die Einsicht benommen hatte, diese seine Liebe streite gegen alle Sitte, war er verständig genug, sie gegen niemand zu offenbaren; ja, er wagte nicht einmal, gegen die Königin durch Blicke sich zu verrathen. Obgleich er nun ohne einige Hoffnung, ihr je zu gefallen, lebte, war er doch stolz darauf, seinen Gedanken ein so hohes Ziel gesetzt zu haben, und ganz vom Feuer der Liebe entzündet, that er weit mehr als einer seiner Dienstgefährten, und mit dem größten Fleiß alles, wovon er glaubte, daß es der Dame lieb sein könnte.

So geschah es, daß die Königin, wenn sie auszureiten hatte, lieber als irgendein anderes das von ihm besorgte Pferd bestieg. So oft sich dies zutrug, meinte er, es sei ihm die höchste Gnade widerfahren; er wußte nicht vom Steigbügel zu lassen, und er däuchte sich glücklich, wenn er nur ihre Kleider berührt hatte. Wie es aber nur zu oft geschieht, daß die Liebe um so mehr zunimmt, je geringer die Hoffnung wird, so vermochte auch dieser arme Stallknecht sein immer wachsendes Verlangen nicht mehr im Verborgenen zu ertragen, und beschloß, da keine Hoffnung ihm Hülfe versprach, und da er von dieser Liebe sich loszumachen nicht im Stande war, vielmals bei sich selbst, sich den Tod zu geben. Bei weiterm Nachdenken, wie er seinen Entschluß ausführen wolle, setzte er sich vor, auf eine Weise zu sterben, welche geeignet wäre, seinen

Tod als Folge der großen Liebe darzustellen, die ihn für die Königin durchdrungen hatte und noch durchdrang. Diese Weise aber glaubte er am paßlichsten in einem Versuche zu finden, ganz oder zum Theil an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen.

Zu diesem Endzweck unternahm er es nun nicht etwa, zur Königin von seiner Liebe zu reden, oder sich schriftlich ihr zu entdecken; denn er wußte, daß Reden wie Schreiben vergeblich sein würden; vielmehr wollte er versuchen, ob er nicht durch List im Stande sein werde, eine Nacht bei der Königin zu verbringen. Mittel und Wege zu diesem Unternehmen waren indeß nicht anders zu finden, als wenn es ihm gelang, unter der Verkleidung des Königs, von dem er wußte, daß er nicht jede Nacht bei ihr schlief, in ihr Zimmer und bis zu ihr selbst zu dringen. Deshalb verbarg er sich, um zu erfahren, auf welche Weise und in welchem Anzuge der König seine Gemahlin besuche, zu mehreren malen nachts in dem großen Saale des Palastes, der die Gemächer des Königs und der Königin voneinander trennte. In einer dieser Nächte sah er endlich den König, in einen großen Mantel gehüllt, eine brennende Kerze in der einen, in der andern Hand eine Gerte, aus seinem Zimmer treten, auf das der Königin zugehen und, ohne ein Wort zu reden, ein oder ein paar mal mit der Gerte an die Thür schlagen. Dann öffnete sich alsbald die Thür und dem Könige wurde die Kerze aus der Hand genommen.

Als unser Stallknecht ihn so eintreten und auf ähnliche Weise zurückkehren gesehen hatte, dachte er ihm genau nachzuahmen, und wußte sich in dieser Absicht einen Mantel, der dem des Königs glich, eine Kerze und eine Ruthe zu verschaffen, und wusch sich dann im Bade, so sorgfältig er nur konnte, damit der Stallgeruch die Königin nicht beschwere, oder sie den Betrug gewahr werden lasse. Hierauf verbarg er sich nach gewohnter Weise im großen Saale, und als er sich überzeugte, alles schlafe

bereits, und es sei nun die Zeit gekommen, entweder seine Wünsche zu verwirklichen, oder auf würdige Weise dem ersehnten Tode entgegenzugehen, schlug er mit Stahl und Stein, die er bei sich führte, ein wenig Feuer, zündete seine Kerze an und ging, nachdem er den Mantel zusammengeschlagen und sich ganz darin eingehüllt hatte, auf die Kammerthür zu und klopfte zweimal mit seiner Ruthe an. Eine Kammerfrau machte ihm noch ganz verschlafen die Thür auf, nahm ihm die Kerze aus der Hand und that sie beiseite, worauf er dann sogleich den Vorhang zurückschlug, den Mantel ablegte und in das Bette stieg, in welchem die Königin ruhte. Er umschlang sie verlangend mit seinen Armen, stellte sich aber verdrießlich; denn der König hatte es an der Art, wenn er verdrießlich war, nichts mit sich reden zu lassen, und erkannte so, ohne daß er oder sie ein Wort geredet hätten, zu wiederholten malen die Königin. Wie schwer es ihm auch ward, zu scheiden, so erhob er sich doch endlich aus Furcht, zu langes Verweilen möchte es nach sich ziehen, daß genossene Lust in Leiden sich verwandle, nahm Mantel und Kerze, ging, ohne den Mund zu öffnen, und kehrte, so schnell er konnte, in sein Bett zurück.

Kaum mochte er indeß dort angelangt sein, so stand der König auf und ging in das Schlafzimmer der Königin, die über diesen zweiten Besuch nicht wenig sich verwunderte. Als er zu ihr ins Bett gestiegen war und sie freundlich begrüßt hatte, faßte sie um dieser Freundlichkeit willen Muth und sagte: „Mein Herr und Gemahl, was ist das heute Nacht für eine Neuigkeit? Kaum seid Ihr von mir gegangen, und kehrt nun, nachdem Ihr über Eure gewohnte Weise Euch mit mir ergötzt habt, so schnell zu mir zurück? Habt Acht, was Ihr thut."

Als der König diese Worte hörte, vermuthete er sogleich, die Königin sei durch ähnliche Gestalt und Kleidung betrogen. Dann beschloß er in seiner Weisheit, da weder die Königin, noch sonst jemand es gewahr worden war,

auch ihr nichts davon merken zu lassen. Viele wären thöricht genug gewesen, das nicht zu thun, sondern zu sagen: „Ich bin hier nicht gewesen; wer war da? Wie ist es zugegangen? Was ist daraus geworden?“ — wodurch sie sich dann vielerlei Unheil zugezogen hätten. Denn die Frau wäre dadurch unverschuldet beschimpft, und ihr überdies Veranlassung geboten worden, aufs neue zu begehren, was sie schon einmal genossen hatte, und der König selbst, der durch Schweigen der Schande völlig entging, hätte durch Reden seine eigene Schmach herbeigeführt. Deshalb antwortete er ihr mehr innerlich, als dem Aussehen oder den Worten nach, erzürnt: „Frau, denkst du denn, ich sei nicht Manns genug, um wiederkommen zu können, wenn ich auch erst bei dir war?“ Hierauf erwiderte die Königin: „Wohl, mein Herr, dessenungeachtet bitte ich Euch aber, auf Eure Gesundheit Acht zu haben.“ „Gut“, entgegnete der König, „so will ich deinen Rath befolgen und diesmal umkehren, ohne dich weiter zu plagen.“

Und so nahm er voller Unmuth und Zorn über den nur zu wohl erkannten Schimpf, der ihm widerfahren war, seinen Mantel und verließ das Zimmer mit der Absicht, im stillen den Thäter zu erforschen, von dem er sich überzeugt hielt, er müsse zum Hause gehören und habe, wer immer er auch sein möge, noch nicht entschlüpfen können. Zu diesem Ende eilte er, eine Laterne mit einem kleinen Lichtchen in der Hand, nach einem langen Saale seines Palastes, in dem oberhalb der Pferdeställe fast seine ganze Dienerschaft in einer Menge Betten schlief. Er war überzeugt, wer das gethan, wovon die Königin erzählt hatte, dem könne sich Puls- und Herzklopfen von der erlittenen Anstrengung noch nicht gelegt haben, und fühlte deshalb vom einen Ende beginnend der Reihe nach einem jeden mit der Hand auf die Brust, um das Schlagen des Herzens zu erproben. Obgleich nun alle übrigen fest schliefen, so wachte doch der, welcher bei der Königin gewesen war, noch immer, und eine heftige Furcht

befiel ihn, da er den König kommen sah und wohl errieth, was er suche. Deshalb vermehrte sich sein Herzklopfen, das die körperliche Aufregung veranlaßt hatte, vor Furcht noch um vieles, und er zweifelte nicht, der König werde ihn auf der Stelle tödten, sobald er es nur gewahr würde. Gingen ihm nun auch allerhand Plane durch den Kopf, so entschloß er sich doch zuletzt, als er den König ohne Waffen sah, sich schlafend zu stellen und abzuwarten, was jener thun werde. Der König fand unter den vielen, die er untersuchte, keinen, den er für den Thäter gehalten hätte, bis er endlich zu diesem kam, und als er dessen Herz so heftig schlagen fühlte, sagte er bei sich selbst: „Der ist es.“ Da er aber von dem, was er thun wollte, niemand andern etwas wissen zu lassen beabsichtigte, that er ihm nichts weiter, als daß er mit einer Schere, die er bei sich führte, ihm auf der einen Seite von den Haaren, die man damals sehr lang zu tragen pflegte, einen Theil abschnitt, um an diesem Zeichen ihn am andern Morgen erkennen zu können, und kehrte dann sogleich in seine Zimmer zurück.

Unser Knecht hatte wohl gefühlt, was der König mit ihm vorgenommen, und war verschlagen genug, einzusehen, zu welchem Ende er so gezeichnet worden sei. Drum zögerte er keinen Augenblick aufzustehen, und schnitt mit einer Schere, deren zufällig zur Bedienung der Pferde mehrere zur Hand waren, leise unter seinen Schlafgesellen von einem zum andern gehend, allen auf gleiche Weise an einem Ohre die Haare ab; worauf er sich, ohne daß jemand ihn gehört hätte, wieder schlafen legte.

Als der König am Morgen aufgestanden war, hieß er, bevor noch die Thore des Palastes geöffnet wurden, seine ganze Dienerschaft vor ihm erscheinen. Als diesem Befehl Genüge geleistet war, und nun alle entblößten Hauptes vor ihm standen, blickte er, um den zu erkennen, den er selbst geschoren hatte, unter ihnen umher. Wie er aber die Mehrzahl unter ihnen mit gleichmäßig verschnit-

tenen Haaren sah, da verwunderte er sich und sagte bei sich selbst: „Der, welchen ich suche, bewährt, seinem niedrigen Stande zum Trotz, wahrlich hohen Verstand.“ Dann entschloß er sich, überzeugt, nicht ohne großes Aufsehen zu seinem Ziele gelangen zu können, und gewillt, nicht kleiner Rache wegen große Schmach zu erwerben, ihn nur mit einem Worte zu erinnern und ihm zu zeigen, er wisse, was geschehen sei, und sagte zu allen gewandt: „Wer es gethan hat, thue es nicht wieder, und so geht mit Gott.“ Ein anderer hätte sie allesammt köpfen, foltern, fragen und examiniren lassen und dadurch bekannt gemacht, was jeder bemüht sein muß zu verhüllen. Hätte er dann auch den Thäter entdeckt und vollständige Rache an ihm genommen, so würde seine Schmach dadurch nicht vermindert, sondern um vieles vermehrt, die Ehre seiner Gemahlin aber für immer befleckt worden sein.

Diejenigen, welche die Worte des Königs hörten, wunderten sich und untersuchten lange miteinander, was er damit habe sagen wollen, keiner aber wußte sie zu verstehen, den einzigen ausgenommen, den sie wirklich angingen. Der war aber klug genug, bei Lebzeiten des Königs niemand etwas davon zu entdecken, und auch sein Leben nicht wieder an ein solches Wagstück zu setzen.

Dritte Geschichte.

Eine Dame, die in einen jungen Mann verliebt ist, bringt unter dem Vorwande der Beichte und großer Gewissenhaftigkeit einen gestrengen Mönch dahin, daß er selbst, ohne zu wissen, was er thut, sie an das endliche Ziel ihrer Wünsche führt.

Schon hatte Pampinea geendigt, und sowol die Kühnheit und Vorsicht des Stallknechts, wie auch die Weisheit

des Königs war von den meisten bewundert worden, als die Königin, zu Philomela gewandt, ihr fortzufahren befahl. Philomela gehorchte und begann mit Anmuth also zu reden:

Ich denke euch einen Streich zu erzählen, den in Wahrheit eine schöne Frau einem gestrengen Mönche gespielt hat, und der einen Laien um so mehr ergötzen muß, weil diese Pfaffen, die meistens herzlich albern und von ungeschliffenen Sitten und Betragen sind, alles besser verstehen und machen wollen, als andere Leute, während sie doch viel geringer zu halten sind, als jene, da sie aus Niedrigkeit ihrer Gesinnung sich nicht getrauen, wie andere Menschen sich selbst durchs Leben zu helfen, sondern, den Schweinen gleich, dahin flüchten, wo sie ohne Arbeit zu essen bekommen. Ich erzähle euch, freundliche Mädchen, diese Geschichte, nicht nur, weil die Reihe mich eben trifft, sondern auch um euch zu zeigen, wie selbst die Pfaffen, zu denen wir in übermäßiger Leichtgläubigkeit allzu großes Vertrauen haben, von unsereiner, geschweige denn von Männern, mit einiger Schlauheit gehörig angeführt werden können und werden.

Vor wenig Jahren lebte in unserer Stadt, die an Betrügereien reicher ist als an Güte und Redlichkeit, eine Edeldame, welche die Natur nicht minder als irgendeine andere mit Schönheit geschmückt und mit hohem Sinn und feinem Verstande begabt hatte. Ich verschweige ihren mir wohlbekannten Namen, wie auch die übrigen, die in diese Geschichte verflochten sind; denn noch sind mehrere am Leben, die sich vor Zorn darüber nicht würden zu lassen wissen, während der Vorfall doch nur belacht zu werden verdient. Diese Dame nämlich, die ihrer vornehmen Abkunft ungeachtet an einen Wollweber verheirathet war, konnte nie verwinden, wie kränkend es ihr sei, einen Handwerker zum Manne zu haben; denn wer zum Bürgerstande gehörte, dünkte ihr immer, wenn er auch noch so reich war, einer adelichen Frau unwürdig.

Die gemeinen Beschäftigungen ihres Mannes, der, mit allem seinem Reichthum, es nie weiter brachte, als sich aufs Sortiren, auf Einschlag und Aufzug zu verstehen, oder mit den Spinnerinnen sich um die Gebinde zu zanken, bestärkten sie in ihrem Vorsatze, seinen Umarmungen, soweit es sich thun ließe, aus dem Wege zu gehen, wofür sie dann bei jemand, der ihr würdiger als der Wollweber schiene, sich Entschädigung zu suchen dachte.

Wirklich verliebte sie sich dergestalt in einen ganz wackern Edelmann von mittlern Jahren, daß sie nachts nicht schlafen konnte, wenn sie ihn den Tag über nicht gesehen hatte. Der gute Mann aber, der keine Ahnung davon hatte, bekümmerte sich nicht um sie, und sie war zu vorsichtig, um durch weibliche Botschafter oder Briefe, die ihre Gesinnungen enthalten hätten, möglichen Gefahren sich aussetzen zu wollen. Dagegen hatte sie bemerkt, daß er häufig mit einem Pfaffen umging, der, so einfältig und ungebildet er war, wegen seines strengen Lebens doch bei den meisten für einen ganz besondern Vater galt.

Die Dame hielt dafür, dieser Geistliche könne zwischen ihr und ihrem Geliebten am besten den Mittelsmann abgeben, und ging deshalb, nachdem sie mit sich über die Art ihres Benehmens einig geworden war, in die Kirche, zu welcher er gehörte, ließ ihn rufen und sagte, sie wünsche, wenn es ihm gefällig sei, bei ihm zu beichten. Der Pfaffe zeigte sich sogleich bereitwillig; denn er sah ihr an, sie müsse eine Frau von Stande sein. Nach der Beichte sagte die Dame: „Ehrwürdiger Herr, noch muß ich Euch um Rath und Hülfe in einer Angelegenheit bitten, von der ich Euch unterrichten will. Ihr kennt aus meiner eigenen Beichte meine Familie und meinen Mann. Er liebt mich mehr als sein Leben, und kaum äußere ich irgendeinen Wunsch, so erfüllt er ihn auf der Stelle, wie er das vermöge seines Reichthums wol vermag. Dafür liebe ich ihn denn auch mehr als mich selbst, und wenn ich nur eines Gedankens, geschweige denn einer

Handlung fähig wäre, die seiner Ehre oder seinem Gefallen zuwiderliefe, so verdiente gewiß keine arge Hexe den Scheiterhaufen so sehr als ich. Nun werde ich aber von einem jungen Manne, dessen Namen mir in der That nicht bekannt ist, der aber von Stande zu sein scheint, hübsch und groß von Gestalt ist, gewöhnlich feines braunes Tuch trägt und, wenn ich mich nicht irre, viel mit Euch umgeht, vielleicht weil er mich andern Sinnes glaubt, als ich bin, förmlich belagert. Ich kann vor keine Thür und an kein Fenster treten, oder gar aus dem Hause gehen, ohne daß er gleich bei der Hand wäre; mich wundert's nur, daß er nicht schon hier ist. Mir aber ist die ganze Sache äußerst unlieb; denn solch ein Benehmen kann auch die anständigste Frau in übeln Ruf bringen. Ich hatte mir schon vorgenommen, es ihm durch meine Brüder sagen zu lassen; dann habe ich aber wieder bedacht, wie Männer solche Bestellungen so auszurichten pflegen, daß die Antwort übel ausfällt. Es gibt einen Wortwechsel, und von den Worten kommt es am Ende zu Thätlichkeiten. Darum habe ich still geschwiegen, um Unglück und Aergerniß zu vermeiden, und habe mich entschlossen, mit Euch zu reden, theils weil Ihr sein Freund zu sein scheint, theils weil es sich für Euch schickt, über dergleichen Dinge auch fremde Leute, wie vielmehr denn Euern Freund, zu ermahnen. Und so bitte ich Euch denn um Gottes willen, ihm über sein Benehmen einen Verweis zu geben und ihn zu bitten, daß er sich dessen in Zukunft enthalte. Es gibt andere Weiber genug, die wol an solchen Geschichten Gefallen finden. Die werden sich freuen, wenn er ihnen nachgafft und ihnen den Hof macht. Mir aber, die ich zu solchen Thorheiten keineswegs aufgelegt bin, ist dergleichen im höchsten Grade zur Last."

Als sie dies gesagt hatte, senkte sie den Kopf, als träten ihr die Thränen in die Augen. Unser Heiliger errieth alsbald, sie rede von dem, den sie wirklich meinte, lobte sie wegen ihres heilsamen Entschlusses und versprach

ihr, von der Wahrheit ihrer Erzählungen vollkommen überzeugt, es schon dahin zu bringen, daß dieser Mensch ihr nicht mehr lästig fallen solle. Da er wußte, sie sei reich, empfahl er ihr ferner noch Almosen und gute Werke, und trug ihr seine eigenen Bedürfnisse vor. Die Dame erwiderte: „Ich bitte Euch um Gottes willen, thut, wie Ihr gesagt habt, und sollte er etwa leugnen wollen, so sagt ihm nur, ich selbst hätte Euch alles gesagt und mich gegen Euch beschwert."

Wie nun die Beichte vorbei war und der Mönch ihre Bußen bestimmt hatte, gedachte sie an die Ermahnungen zu guten Werken, die er ihr ertheilt hatte, drückte ihm ein reichliches Geschenk in die Hand, und bat ihn, für ihre verstorbenen Angehörigen ein paar Seelenmessen zu lesen. Darauf erhob sie sich vom Beichtstuhl und ging nach Hause.

Nicht lange darauf kam der Edelmann nach seiner Gewohnheit zu unserm ehrwürdigen Herrn, der ihn, nachdem sie einige Augenblicke über dies und jenes gesprochen hatten, beiseite nahm und ganz höflich wegen der Aufmerksamkeit und der verliebten Blicke zur Rede stellte, mit denen er, nach ihrer eigenen Erzählung, jene Dame von ihm verfolgt glaubte. Der Edelmann, der ihr niemals nachgesehen hatte und sehr selten vor ihrem Hause vorübergegangen war, wunderte sich nicht wenig, und fing an, sich zu vertheidigen. Der Pater aber ließ ihn nicht zu Worte kommen und sagte: „Stell dich nur nicht so verwundert und verliere deine Worte nicht, um zu leugnen, was du doch nicht leugnen kannst; ich rede keinem Nachbargeklatsche nach; denn sie hat, mit vielen Klagen über dich, mir alles selbst erzählt. Und obgleich sich solche Laffereien überall nicht für dich schicken, so will ich dir nur so viel sagen, daß, wenn einer diese Albernheiten zuwider sind, so sind sie's ihr. Drum rath' ich dir zu deiner eigenen Ehre und ihr zu Gefallen, bleib davon und laß sie in Frieden."

Der Edelmann, der etwas schärfer sah, als der gute Vater, errieth bald genug die Schlauheit der Dame, that also etwas beschämt und versprach, sich nicht weiter auf die Sache einzulassen. Dann verließ er den Mönch und eilte zum Hause der Dame, die noch immer an einem kleinen Fenster aufmerksam verweilte, um ihn zu sehen, wenn er etwa vorüberginge. Als sie ihn nun erblickte, bezeigte sie sich gegen ihn so freundlich und gefällig, daß er wohl einsehen konnte, er habe die Worte des Mönchs richtig verstanden. Und so ging er denn von diesem Tage an zu seinem eigenen Vergnügen und zu großer Freude und Beruhigung der Dame vorsichtig, als ob andere Geschäfte ihn dorthin führten, täglich jene Straße entlang.

Die Dame indeß hatte sich bald überzeugt, daß sie ihm ebenso wohl, als er ihr gefalle, und voller Verlangen, ihn noch mehr zu entflammen und ihm ein sicheres Zeichen ihrer Liebe zu ihm zu geben, nahm sie die Gelegenheit wahr, zum ehrwürdigen Klosterbruder zurückzukehren, und kaum hatte sie ihm zu Füßen sich niedergelassen, so fing sie bitterlich zu weinen an. Als der Geistliche sie in Thränen sah, frug er voller Theilnahme, was sie Neues bringe. Die Dame antwortete: „Hochwürdiger, ich habe keine andern Neuigkeiten, als von Euerm verwünschten Freunde, über den ich schon neulich mich beschwerte. Wahrlich ich glaube, er ist geboren, um mich zu plagen und mich zu Dingen zu verlocken, um derentwillen ich mir ewig Vorwürfe machen und nie wieder wagen würde, vor Euch zu erscheinen." „Wie", sagte der Vater, „hat er denn nicht aufgehört, dich zu belästigen?" „Gewiß nicht", erwiderte die Dame, „vielmehr kommt er, seit ich gegen Euch mich beschwerte, gleichsam mir zum Trotz, und weil er mir übel genommen, daß ich über ihn Klage geführt habe, für einmal, das er sonst vor meinem Hause vorüberging, jetzt wenigstens siebenmal vorbei. Und, wollte Gott, er wäre beim Vorübergehen und Heraufgucken stehen geblieben; aber so verwegen, so

unverschämt ist er gewesen, daß er mir erst gestern ein Frauenzimmer mit Botschaften von ihm und mit verliebtem Geschwätze ins Haus geschickt und mir einen Gürtel und eine Tasche geschenkt hat, als ob ich nicht selber Gürtel und Taschen genug hätte. Das hab' ich ihm aber so übel genommen und nehm' es ihm auch noch so übel, daß ich ihm den Teufel über den Hals geschickt haben würde, hätte ich mich nicht der Sünde gefürchtet und Euch zu Liebe an mich gehalten. So hab' ich mir denn am Ende noch Gewalt angethan und nichts thun und nichts sagen wollen, ohne Euch zuvor davon zu benachrichtigen. Dem Frauenzimmer übrigens hatte ich Gürtel und Tasche, die sie mir gebracht hatte, schon zurückgegeben, daß sie ihm beides wiederbringen sollte, ihr auch sonst bösen Bescheid ertheilt, als mir einfiel, sie könnte vielleicht gar die Geschenke für sich behalten und ihm erzählen, ich hätte sie angenommen; denn solche Weiber sollen dergleichen wol thun. Darum rief ich sie noch zurück, und nahm ihr die Sachen voller Verdruß wieder aus der Hand, und habe sie nun zu Euch mitgebracht, auf daß Ihr sie ihm wiedergebt und ihm sagt, ich brauche seine Geschenke nicht; denn, Gott und meinem Manne sei es gedankt, Gürtel und Taschen habe ich noch so viel, daß ich ihn darunter ersticken könnte. Dann aber bitte ich Euch, denn ich ehre Euch wie einen Vater, um Verzeihung, wenn ich, sobald er mir nun keine Ruhe mehr läßt, es meinem Mann und meinen Brüdern sage, mag daraus werden, was da will. Ergeht es ihm dann übel, nun so soll mir's immer noch viel lieber sein, als wenn ich durch ihn in schlechte Nachrede komme, und damit gut!"

Wie sie das gesagt hatte, zog sie, ohne ihre Thränen zu unterbrechen, eine äußerst schöne und reichgestickte Tasche nebst einem zierlichen kostbaren Gürtel unter dem Mantel hervor und warf sie dem Mönche in den Schos. Dieser glaubte noch immer an die Wahrheit ihrer Er-

zählungen, nahm die Geschenke voller Zorn und sagte: „Mein Kind, ich wundre mich nicht, wenn diese Vorfälle dich betrüben, und kann dich deswegen nicht tadeln; vielmehr lobe ich an dir, daß du dabei meinen Rathschlägen Folge geleistet hast. Ich habe ihn neulich zur Rede gesetzt; er hat aber schlecht gehalten, was er mir damals versprach, und so denke ich ihm denn um dessentwillen, wie auch wegen seiner neuen Vergehen, dermaßen den Kopf zu waschen, daß es ihm vergehen soll, dich ferner zu beunruhigen. So lieb dir aber Gottes Segen ist, so laß dich vom Zorne nicht überwältigen, einen der Deinigen von dieser Angelegenheit zu unterrichten; es könnte zu viel Unglück daraus werden. Uebrigens sei wegen deines Rufes unbesorgt, denn ich werde deine Unschuld immerdar, vor Gott wie vor den Menschen, unwandelbar bezeugen."

Die Dame schien sich etwas zu beruhigen, und, von dem Geize dieses wie der andern Mönche wohl unterrichtet, lenkte sie das Gespräch von jenem Gegenstande ab und sagte: „Ehrwürdiger Herr, diese letzten Nächte sind mir mehrere meiner Verwandten erschienen, die wol große Qualen erdulden müssen und nichts verlangen als Almosen; vor allen aber meine selige Mutter, die so betrübt und elend aussieht, daß es ein wahrer Jammer ist. Ich glaube gewiß, daß es ihr bitter weh thut, mich von diesem bösen Feinde so versucht zu sehen, und darum wünschte ich, Ihr läset mir für ihre Seelen die vierzig Gregoriusmessen, und sagtet dazu einige von Euern Gebeten, damit Gott sie aus den Feuerqualen befreie." Und mit diesen Worten drückte sie ihm einen Goldgulden in die Hand. Der ehrwürdige Vater nahm ihn voller Freuden, bekräftigte mit guten Worten und mit vielen Beispielen ihre Frömmigkeit, und entließ sie dann mit seinem Segen.

Als die Dame fortgegangen war, schickte er, immer noch ohne zu ahnen, daß man ihn zum besten habe, nach seinem Freunde, der gleich bei seinem Eintritt, als

er den Mönch zornig sah, sofort errieth, er werde Neuigkeiten von seiner Dame hören, und nun abwartete, was jener ihm sagen werde. Der Mönch wiederholte, was er ihm schon früher gesagt hatte, und schalt ihn besonders mit vielen zornigen und harten Worten wegen dessen, was er, den Reden der Dame zufolge, gethan haben sollte. Der Edelmann, der noch nicht durchschauen konnte, wo der Mönch eigentlich hinwolle, leugnete ziemlich lau, Gürtel und Tasche geschickt zu haben, damit er jenem, wenn die Dame ihm etwa die Geschenke gegeben hätte, nicht den Glauben daran benähme. Aber der Vater sagte ganz aufgebracht: „Du schlechter Mensch, wie kannst du das leugnen? Da sieh her; mit vielen Thränen hat sie selbst sie mir gebracht, und nun sage, ob du sie erkennst.“ Der Edelmann that gar sehr beschämt und sagte: „Freilich kenne ich diese Geschenke und bekenne, daß ich unrecht gethan habe; schwöre aber auch, weil ich sie also gesinnt sehe, daß Ihr von dieser Sache nie wieder ein Wort hören sollt.“ Nun wurde noch viel hin und hergeredet. Endlich aber gab Bruder Einfalt Gürtel und Tasche an den Freund heraus, und entließ ihn dann nach langen Strafpredigten und Bitten, solcher Dinge in Zukunft sich zu enthalten.

Der Edelmann ging, hoch erfreut über die Gewißheit, die er in Betreff der Liebe seiner Dame erlangt zu haben glaubte, wie über das schöne Geschenk, sobald er den Mönch verlassen hatte, mit Vorsicht an einen Ort, wo er der Dame bemerklich machen konnte, er habe das eine wie das andere erhalten. Der Dame war dies um so lieber, als sie nun an dem glücklichen Fortgange ihres Planes nicht mehr zweifelte.

Während sie nun, um ans Ziel ihrer Wünsche zu gelangen, nichts als eine gelegentliche Abwesenheit ihres Mannes erwartete, traf es sich, daß wenig später, gewisser Geschäfte willen, ihr Mann genöthigt war, nach Genua zu reisen. Kaum war er des Morgens zu Pferde

gestiegen und fortgeritten, so ging unsere Dame auch schon zum gestrengen Vater, und sagte unter Schluchzen und Thränen: „Würdiger Vater, nun erkläre ich Euch, ich kann's nicht länger aushalten. Aber, weil ich Euch neulich versprochen habe, nichts zu unternehmen, ohne Euch zuvor davon zu sagen, so komme ich, um mich zu rechtfertigen. Damit Ihr indeß einseht, wie viel Recht ich habe, zu weinen und mich zu beklagen, so will ich Euch nur erzählen, was Euer guter Freund oder vielmehr der Teufel aus der Hölle, mir heute morgen kurz vor der Frühmesse gemacht hat. Ich weiß nicht was für ein böser Geist ihm gesagt hat, daß mein Mann gestern früh nach Genua gereist ist; genug, heute morgen, um die Zeit, die ich Euch gesagt habe, kommt er in meinen Garten und klettert auf einem Baume bis an das Fenster meiner Schlafstube, die nach dem Garten hinausgeht. Schon hatte er das Fenster aufgemacht und wollte in die Kammer hereinsteigen, als ich noch aufwache und sogleich aus dem Bette springe. Eben fing ich an zu schreien, und gewiß, ich hätte geschrien, wenn er nicht, unter Nennung seines Namens, mich noch von außen um Gottes und um Euretwillen um Gnade gebeten hätte. Euch zu Liebe schwieg ich still, lief aber nackt, wie ich auf die Welt gekommen bin, ans Fenster und schlug es ihm ins Gesicht zu. Ich glaube, er ist zum Teufel gegangen, denn ich habe ihn dann nicht weiter gehört. Nun sagt mir selbst, ob das ein anständiges Benehmen ist, und ob man das wol leiden darf; ich meinestheils denke es nicht mehr so zu ertragen, denn ich habe Euch zu Liebe ihm zeither nur allzu viel nachgesehen."

Als der Mönch dies hörte, wurde er über die maßen zornig und wußte nichts zu erwidern, als daß er sie mehreremal frug, ob sie denn auch gewiß gesehen habe, daß es jener Edelmann und kein anderer gewesen sei. „Nun gottlob", antwortete die Dame, „den kann ich wol noch von einem andern unterscheiden. Ich sage Euch, er

war's; und sollte er's leugnen, so glaubt ihm nur nicht." „Meine Tochter", erwiderte darauf der Mönch, „dazu kann ich nichts sagen, als daß es eine übermäßige Frechheit und eine abscheuliche Missethat ist. Du thatest deine Pflicht, daß du ihn fortschicktest. Aber nun will ich dich noch gebeten haben, daß du, weil Gott dich vor Schande bewahrte, wie du schon zweimal meinen Rath befolgt hast, es noch diesmal thun, und, ohne gegen deine Angehörigen dich zu beklagen, mir überlassen mögest, zu versuchen, ob ich denn diesen Teufel, der aus der Hölle entsprungen scheint, und den ich für einen Heiligen gehalten hätte, nicht zu bändigen im Stande bin. Gelingt es mir, ihn von seinem viehischen Betragen abzubringen, dann ist es gut; wo nicht, so gebe ich dir jetzt mit meinem Segen das Versprechen, daß ich dich nicht wieder hindern will, zu thun, was dir in deinem Sinne gut dünkt." „Nun wohl", sagte die Dame, „ich will Euch für diesmal weder erzürnen, noch Euch ungehorsam sein; aber nun sorgt dafür, daß er sich hüte, mich ferner zu plagen; denn, wahrlich, zu Euch komme ich in dieser Angelegenheit nun nicht wieder."

Und damit ging sie, ohne weiter etwas zu sagen, als wäre sie aufgebracht, von dannen. Kaum hatte sie die Kirche verlassen, so kam auch der Edelmann des Weges. Der Mönch rief ihn an, nahm ihn beiseite, sagte ihm die größten Grobheiten, die man jemals einem andern zu hören gegeben hat, und nannte ihn einen Schelm, einen Meinidigen und einen Verräther über den andern. Dieser aber hatte schon zweimal erfahren, was das Schelten des Vaters zu bedeuten habe, und suchte deswegen durch halbe Antworten ihn zum Reden zu bringen. „Würdiger Herr", sprach er, „was soll dieser Zorn? Habe ich denn Christum gekreuzigt?" „Ueber den Unverschämten!" antwortete der Geistliche, „nun höre mir einer, wie er thut; redet er doch wahrhaftig nicht anders, als wäre es ein oder ein paar Jahre her, und als könnte er sich der

langen Zeit wegen auf seine Schändlichkeiten und schlechten Streiche nicht mehr besinnen. Ist es dir von heute morgen bis jetzt schon entfallen, wen du beleidigt hast? Nun, wo warst du heute kurz vor Tage?" „Was weiß ich, wo ich gewesen bin", erwiderte der Edelmann; „Ihr müßt aber schnelle Boten haben." „Freilich", sagte der Mönch, „ist die Botschaft mir schon zugekommen; aber ich merke schon, du dachtest, weil der Mann nicht zu Hause ist, würde die gute Frau dich nur so mit offenen Armen empfangen. Hoho, der ehr- und tugendsame Herr ist ein Nachtwandler, ein Gartenschleicher, ein Baumkletterer geworden. Denkst du denn durch deine Unverschämtheit die Heiligkeit dieser Dame zu besiegen, daß du ihr in der Nacht auf den Bäumen ins Fenster kletterst? Nichts auf der Welt ist ihr so durchaus zuwider, als du es bist, und doch probirst du's immer aufs neue. Ich will gar nicht davon reden, daß sie dir's vielfach an den Tag gelegt hat; aber wahrhaftig, meine Ermahnungen hast du dir besonders zu Gemüthe gezogen. Das will ich dir indeß hiermit gesagt haben, bisjetzt hat sie, nicht etwa aus Liebe zu dir, sondern meinem Fürwort zu Gefallen, von deinem Benehmen geschwiegen; nun wird sie aber nicht mehr schweigen. Ich habe es ihr ganz freigestellt, wenn du noch irgendetwas thust, das ihr misfällig ist, ganz nach ihrem Belieben zu verfahren; und was willst du machen, wenn sie's ihren Brüdern sagt?"

Der Edelmann hatte nun alles, was er brauchte, zur Genüge erfahren; er besänftigte daher den Vater nach bestem Wissen und Vermögen mit reichlichen Versprechungen, und sagte ihm dann Lebewohl. Als aber in nächster Nacht die Zeit der Frühmesse herangekommen war, schlich er sich in den Garten, erkletterte den Baum und eilte durch das offene Fenster in die Arme seiner schönen Dame, die ihn nach sehnsüchtigem Erwarten freudigst mit den Worten empfing: „Großen Dank dem Herrn Vater, der dir den Weg zu mir so schön gezeigt hat." Nun ge-

nossen sie einander, und konnten unter Späßen und vielem Gelächter über die Einfalt des Bruder Rindvieh, und unter Spott über Spulräder, Kämme und Wollkratzer ihrem Ergötzen kein Ziel setzen. Dann aber wußten sie es so einzurichten, daß sie, ohne der Hülfe des gestrengen Pfaffen ferner zu bedürfen, in gleicher Freude noch viele Nächte verbringen konnten, zu welchem Glücke ich Gott bitte, daß er auch mir und allen andern Christenseelen, die Verlangen danach tragen, in seiner heiligen Barmherzigkeit bald verhelfe.

Vierte Geschichte.

Don Felice lehrt den Bruder Puccio, wie er durch eine Bußübung selig werden kann. Bruder Puccio übernimmt sie, und Don Felice vertreibt sich inzwischen mit dessen Frau die Zeit.

Als Philomela am Ende ihrer Geschichte war und schwieg, lobte Dioneus den Verstand der Dame nachdrücklich und mit schönen Worten, nicht minder aber auch das Schlußgebet der Philomela, worauf die Königin lächelnd sich zum Pamphilus wandte und sprach: „Wohlan denn, Pamphilus, fahre fort, durch ein lustiges Späßchen uns zu ergötzen.“ Pamphilus erwiderte sogleich, er sei gern bereit, und begann also:

Madonna, viele Leute gibt es, die, während sie selbst sich bemühen, das Paradies zu erreichen, andern unbewußt dazu verhelfen. Daß es einer unserer Nachbarinnen vor nicht gar langer Zeit so ergangen ist, werdet Ihr vernehmen können.

Wie man mir erzählt hat, wohnte nicht weit von San-Pancrazio ein guter und wohlhabender Mann namens Puccio di Rinieri, der, als er später sich ganz den

geistlichen Dingen ergab, zur Brüderschaft des heiligen Franciscus trat und Bruder Puccio genannt ward. Sein Hauswesen beschränkte sich auf seine Frau und eine Magd, und da er deshalb nicht nöthig hatte, irgendein Geschäft zu treiben, war er viel in der Kirche. Er war ein unwissender Mensch von grobem Teige, und so betete er denn seine Paternoster ab, ging in die Predigten, hörte Messen und blieb gewiß nie zu Hause, wenn die Laienbrüder Laudes zu singen hatten. Außerdem fastete er und geißelte sich, denn man wollte wissen, daß er zu den Flagellanten gehöre. Seine Frau, die Donna Isabetta hieß und erst 28 bis 30 Jahr alt, dabei munter, hübsch und roth wie ein Wachsapfel war, mußte wegen der Frömmelei und vielleicht auch wegen des Alters ihres Mannes gar sehr oft länger Diät halten, als sie gewünscht hätte. Und wenn sie schlafen oder sich mit ihm ergötzen wollte, erzählte er ihr das Leiden Christi, die Predigten des Bruder Anastasius, die Reue der Magdalena, oder andere ähnliche Geschichten.

Um diese Zeit kam ein Mönch, namens Don Felice, der in San-Pancrazio Ordensgeistlicher war, ein ziemlich junger und wohlgestalteter Mann von großem Scharfsinn und tiefen Kenntnissen, aus Paris zurück, und wurde bald mit Bruder Puccio genauer bekannt. Weil diesem der Mönch alle seine Zweifel auf das beste zu lösen wußte und außerdem, sobald er die Gesinnung Puccio's kennen gelernt hatte, äußerst gottesfürchtig sich bewies, begann Bruder Puccio, ihn zuweilen mit nach Hause zu nehmen und ihm, wenn sich's traf, mitunter ein Mittagbrot oder Abendessen vorzusetzen. Auch war Puccio's Frau, ihm zu Liebe, gegen den Mönch freundlich und that ihm gern eine Ehre an. Wie dieser nun längere Zeit in Bruder Puccio's Hause aus- und einging, und das runde und frische Aussehen der Frau beobachtete, errieth er wohl, was für ein Ding es sein möchte, an dem sie am meisten Mangel litt, und beschloß, um Bruder

Puccio die Mühe abzunehmen, ihr, wenn er könnte, damit beizuspringen. Er wußte sie einigemal gar pfiffig anzusehen, und brachte es endlich dahin, daß sich in ihrem Herzen das gleiche Verlangen entzündete. Wie er dies gewahr wurde, sagte er ihr bei der ersten Gelegenheit sein Begehren.

So sehr er sie aber auch zur Ausführung aufgelegt fand, so schwer war es doch, Mittel und Wege dazu zu finden; denn nirgends in der Welt getraute sie sich mit dem Mönche zusammenzukommen, als nur in ihrem Hause. In ihrem Hause ging es aber wieder nicht, weil Bruder Puccio niemals verreiste; worüber denn der Mönch sich sehr betrübte. Nach langer Zeit erdachte er aber doch ein Mittel, sich, ohne Verdacht zu erregen, in dem eigenen Hause der Frau, und sogar in Bruder Puccio's Anwesenheit, mit ihr zu ergötzen. Als nämlich Bruder Puccio ihn eines Tages besuchen gekommen war, sagte er zu ihm folgendermaßen: „Ich habe schon oft wahrgenommen, Bruder Puccio, daß dein ganzes Verlangen dahin gerichtet ist, selig zu werden. Mir kommt es aber vor, als ob du zu diesem Ziele auf einem weiten Wege gehest, während es doch einen ganz kurzen gibt, den der Papst und seine obersten Prälaten recht wohl kennen, sich seiner auch bedienen. Sie wollen aber nicht, daß man ihn den Leuten weise; denn auf der Stelle wäre der geistliche Stand, der doch größtentheils von Almosen lebt, zu Grunde gerichtet, und die Laien würden ihm weder Geschenke noch sonst etwas mehr zuwenden. Weil du aber mein Freund bist und mir viel Ehre angethan hast, so lehrte ich dich wol jenen Weg, wenn ich nur wüßte, daß du ihn befolgtest und keinem Menschen auf der Welt etwas davon sagtest."

Bruder Puccio, der höchst begierig nach dieser Sache geworden war, fing zuerst an, ihn mit großem Nachdruck zu bitten, daß er sie ihn lehren möchte; dann schwor er, daß er niemals jemand mehr davon entdecken würde, als

was jener ihm selbst zuvor erlaubte, und versicherte, wenn er irgend im Stande dazu sei, wolle er gewiß diesen Weg einschlagen.

„Nun", sagte der Mönch, „wenn du mir das versprichst, so will ich dich's lehren. Du mußt wissen, die heiligen Kirchenväter halten dafür, daß, wer selig werden will, folgende Buße thun muß. Aber verstehe mich recht; ich sage nicht, daß du nach der Buße nicht ebenso wol, wie jetzt, ein Sünder sein werdest; sondern es wird geschehen, daß die Sünden, die du bis zur Zeit der Buße schon begangen hast, alle abgewaschen und dir wegen dieser vergeben werden; die Sünden aber, die du nachher begehst, werden dir nicht zur Verdammung angerechnet, sondern mit dem Weihwasser abgewaschen werden, wie das jetzt bei den erlaßlichen Sünden der Fall ist. Vor allen Dingen also mußt du mit größter Gewissenhaftigkeit deine Sünden beichten, und damit nimmt diese Buße ihren Anfang. Dann mußt du strenge zu fasten und große Enthaltsamkeit zu üben beginnen, und das vierzig Tage lang, und in der Zeit nicht einmal deine eigene Frau, geschweige denn ein fremdes Weib anrühren. Außerdem mußt du dir in deinem Hause einen Ort suchen, wo du nachts den Himmel sehen kannst: da mußt du dann um die Zeit des Abendgebets hingehen und dort ein großes Bret in Bereitschaft halten, das so eingerichtet ist, daß du aufrechtstehend dich mit dem Rücken daran anlehnen kannst. Dann stellst du dich mit den Füßen auf den Boden, streckst die Arme wie ein Gekreuzigter nach beiden Seiten aus, wobei du dich, wenn du sonst willst, an ein paar Pflöckchen anhalten kannst, und verharrst in dieser Stellung bis zur Frühmesse. Verständest du lateinisch, so müßtest du inzwischen eine Anzahl Gebete hersagen, die ich dir auch gern geben würde; da du dies nun aber nicht kannst, so mußt du dreihundert Paternoster und dreihundert Avemaria zu Ehren der Dreieinigkeit hersagen, dabei den Himmel ansehen und immer

in Gedanken haben, daß Gott Himmel und Erde geschaffen hat, und während du in derselben Stellung verweilst, wie Christus am Kreuze, dich immer an sein Leiden erinnern. Sobald es dann zur Frühmesse läutet, kannst du, wenn du Lust hast, angezogen wie du bist, dich aufs Bett werfen und ein wenig schlafen, vor Tische aber mußt du noch in die Kirche gehen und wenigstens drei Messen hören, funfzig Paternoster und ebenso viel Avemaria sagen. Dann kannst du deine Geschäfte, wenn dergleichen vorkommen, mit gehöriger Ehrbarkeit verrichten und zu Mittag essen; zur Vesper aber mußt du wieder in der Kirche sein und gewisse Gebete, die ich dir aufschreiben werde, hersagen; denn ohne die geht es nun einmal nicht, und mit der Nacht kehrst du wieder an deinen Platz zurück. Thust du dies alles, wie ich es denn schon gethan habe, und thust du's mit gehöriger Andacht, so hoffe ich, du wirst, noch bevor du ans Ende dieser Buße gelangst, wunderbare Dinge von der ewigen Seligkeit verspüren." Bruder Puccio sagte darauf: „Nun das ist gar so schwer nicht und dauert auch gar nicht solange; das muß sich recht gut thun lassen, und so will ich denn in Gottes Namen nächsten Sonntag anfangen."

Darauf verließ er den Mönch, ging nach Hause und sagte, wie jener ihm erlaubt hatte, der Frau sein ganzes Vorhaben. Diese errieth aus dem unbeweglichen Stillestehen bis an den Morgen auf das beste, was der Mönch eigentlich beabsichtige, und erwiderte deshalb, dieser Weg scheine ihr besonders gut zu sein, auch sei sie hiermit, sowie mit allem andern, was er zum Heil seiner Seele thäte, völlig zufrieden, und wolle, damit Gott seine Buße ihm gedeihen lasse, zur Gesellschaft mitfasten, die andern Uebungen aber nicht mit übernehmen. Wie sie nun hierüber sich geeinigt hatten und der Sonntag herangekommen war, fing Bruder Puccio seine Buße an; der Herr Pater aber besuchte die Frau zu Stunden, wo man ihn

nicht sehen konnte, und aß meistens mit ihr zu Abend von den guten Speisen und Getränken, die er jedesmal mitbrachte. Dann ging er mit ihr zu Bette und stand erst um die Zeit der Frühmesse auf, wenn Bruder Puccio sich schlafen legte.

Der Ort, den Bruder Puccio zu seinen Bußübungen erwählt hatte, war neben der Kammer, in der die Frau schlief, und von dieser durch nichts als eine dünne Wand getrennt. Als daher der Pater einmal mit der Frau und sie mit ihm gar zu unbändig schäkerte, kam es dem Bruder Puccio so vor, als höre er die Dielen einigermaßen knacken, weshalb er nach dem ersten Hundert seiner Paternoster innehielt und, ohne sich zu bewegen, Isabetten frug, was sie denn treibe. Die Frau, die zu Späßen sehr aufgelegt war, und vielleicht eben den Gaul des heiligen Benedict oder Johann Gualbertus reiten mochte, antwortete: „Mann, ich sage Euch, ich rühre mich aus Leibeskräften.“ Bruder Puccio sagte darauf: „Wie rührst du dich denn? Wozu soll denn das Rühren?“ Die Frau erwiderte lachend und vergnügt, denn sie war ein verwogenes Weib und mochte auch eben Grund zum Lachen haben. „Nun, wißt Ihr denn nicht, was das sagen will? Hab' ich doch tausendmal von Euch gehört: Wer fastet und wen Hunger plagt, rührt sich im Bett die ganze Nacht.“ Bruder Puccio glaubte nun, das Fasten sei schuld, daß seine Frau nicht schlafe und sich deshalb im Bette herumwälze, und sagte zu ihr ganz treuherzig: „Frau, ich habe dir's gleich gesagt, du solltest nicht fasten; aber weil du's nun einmal so gewollt hast, so denke nicht weiter dran und sieh, daß du schläfst. Du wirthschaftest ja in dem Bette, daß die ganze Stube schüttert.“ Darauf sagte die Frau: „Kümmert Euch doch darum nicht; ich weiß allein, wie ich mich zu benehmen habe. Thut Ihr nur Eure Schuldigkeit, ich werde mich schon angreifen und mein Möglichstes thun.“ Und so war denn Bruder Puccio stille

und nahm seine Paternoster wieder zur Hand; die Frau aber und der Herr Pater ließen sich von dieser Nacht an in einem andern Theile des Hauses ein Bett machen, und schliefen darin, so lange Bruder Puccio's Bußzeit dauerte, mit großem gegenseitigen Ergötzen bis zum Morgen, wo dann der Mönch nach Hause ging, die Frau sich aber in ihr Bett legte, um dort Bruder Puccio, wenn er von seiner Buße käme, zu erwarten.

Während dieser nun auf solche Weise seine Bußübungen, die Frau aber und der Mönch ihr Vergnügen fortsetzten, sagte sie wol öfter im Scherze zu dem letzten: „Du läßt Bruder Puccio Buße thun, und dadurch sind wir ins Paradies gekommen." Uebrigens gab ihr der Mönch alle Ursache zur Zufriedenheit, sodaß sie sich an sein Futter gewöhnte und, weil der Mann so lange sie hatte fasten lassen, auch als seine Buße zu Ende ging, sich die Gelegenheit suchte, anderwärts mit dem Mönche sich satt zu essen, und lange Zeit vorsichtig mit ihm sich zu ergötzen wußte.

So geschah es denn, damit die letzten Worte der Geschichte sich von den ersten nicht entfernen, daß Bruder Puccio, während er durch seine Buße sich ins Paradies zu bringen meinte, zwei andere hineinbrachte: den Mönch, der ihm den nächsten Weg dahin gezeigt hatte, und die Frau, die großen Mangel an dem litt, womit der Herr Pater sie nun aus christlicher Liebe reichlich versorgte.

Fünfte Geschichte.

Zima schenkt Herrn Francesco Vergellesi ein schönes Pferd und erhält dafür die Erlaubniß, mit dessen Frau reden zu dürfen; als diese schweigt, antwortet er selbst in ihrem Namen und dann erfolgt alles seinen Antworten gemäß.

Pamphilus hatte nicht ohne Lachen der Damen die Geschichte des Bruder Puccio vollendet, als die Königin würdevoll Elisen fortzufahren hieß. Sie begann in der spöttischen Weise, die weniger in ihrem eigenen Wesen, als in alter Gewohnheit lag, folgendermaßen:

Viele, die viel wissen, denken, andere Leute seien ganz unwissend, und sehen sich dann manchmal, während sie andere anzuführen denken, dem Erfolge nach selbst angeführt. Darum halte ich es denn für eine große Thorheit, wenn man ohne Noth sich darauf einläßt, die Stärke des fremden Verstandes auf die Probe zu stellen. Weil aber vielleicht nicht ein jeder meiner Meinung sein dürfte, so will ich, die für unsere Geschichten festgesetzte Ordnung befolgend, euch erzählen, was einem pistojeser Edelmann begegnet ist.

Zu Pistoja war in der Familie der Vergellesi ein Edelmann, namens Francesco, der bei großem Reichthum, bei vieler Erfahrung und hellem Verstande über die maßen geizig war. Als dieser in Mailand zum Podestà erwählt war, hatte er sich mit allem, was er dazu bedurfte, anständig versehen; nur fehlte es ihm noch an einem Pferde, das gut genug für ihn gewesen wäre, und als er immer keins finden konnte, war er darüber in einiger Verlegenheit. Nun lebte damals in Pistoja ein Jüngling, namens Ricciardo, der zwar von geringer Familie, aber

äußerst reich war, und so geschmückt und sorgfältig gekleidet ging, daß man ihn allgemein nur den Stutzer (Zima) nannte. Dieser hatte seit langer Zeit die Frau des Herrn Francesco, die von großer Schönheit und Tugend war, geliebt und ihr ohne Erfolg den Hof gemacht. Zima aber hatte eines der schönsten Pferde in Toscana, das er auch seiner Schönheit wegen sehr werth hielt, und da es offenkundig war, daß er sich um die Frau des Herrn Francesco bemühte, rieth irgendein guter Freund dem letztern, er möge dem Zima um sein Pferd ansprechen, und gewiß werde dieser aus Liebe zu der Frau es ihm schenken.

Herr Francesco ließ sich vom Geize verleiten, den Zima zu sich rufen zu lassen, und bat ihn alsdann, das Pferd ihm zu verkaufen, in der Hoffnung, Zima werde es ihm zum Geschenke anbieten. Als Zima den Antrag vernahm, freute er sich und sagte zu dem Edelmann: „Herr, schenket Ihr mir Euer ganzes Vermögen, so wäre mir mein Pferd darum nicht verkäuflich. Wenn Ihr's aber zum Geschenke von mir annehmen wollt, so könnt Ihr's haben; doch unter der Bedingung, daß ich, ehe Ihr das Pferd erhaltet, mit Eurer Erlaubniß und in Eurer Gegenwart mit Eurer Frau (so weit jedoch von jedermann entfernt, daß niemand außer ihr selbst mich hören kann) einige Worte reden darf." Der Edelmann antwortete, vom Geize bestochen und in der Hoffnung, jenen anzuführen, er sei es zufrieden und Zima möge reden, so viel er wolle.

Und so ließ er ihn im großen Saale seines Palastes, und suchte seine Frau in ihrem Zimmer auf. Hier erzählte er ihr, wie wohlfeil er zu Zima's Pferde gelangen könne, hieß sie mit ihm kommen, um Zima anzuhören, befahl ihr aber auch, sich wohl zu hüten, auf was immer Zima sagen möchte, wenig oder viel zu antworten. Die Frau misbilligte diesen Handel sehr; da sie aber einmal den Wünschen ihres Mannes folgen mußte, fand sie sich endlich bereit und folgte ihm in den Saal, um zu hören, was Zima ihr zu sagen hätte.

Als dieser den Vertrag mit dem Edelmann noch einmal richtig gemacht hatte, setzte er sich mit der Dame, fern von den Leuten, an das eine Ende des Saals und sagte: „Verehrte Dame, unzweifelhaft scheint es mir, daß Ihr in Eurer Einsicht schon seit langer Zeit im Stande gewesen seid, zur Genüge zu bemerken, wie so große Liebe für Euch Eure Schönheit, die unfehlbar jede andere, die ich in meinem Leben gesehen habe, um vieles übertrifft, in mir entzündet hat. Dabei erwähne ich noch nicht einmal Eure untadeligen Sitten und so viele besondere Vorzüge, die Ihr in solchem Maße besitzt, daß der hochgesinnteste Mann nicht im Stande wäre, ihnen zu widerstehen. Und so ist denn unnöthig, daß ich Euch mit Worten erkläre, wie diese meine Liebe die größte und glühendste ist, die je ein Mann für seine Dame empfunden hat. Auf gleiche Weise werde ich aber auch so lange fortfahren, Euch zu lieben, als mein armes Leben diese Glieder noch aufrecht erhalten wird; ja, wenn man auch jenseits so wie hier liebt, so werde ich auch in der Ewigkeit Euch ebenso lieben. Darum könnt Ihr Euch denn überzeugt halten, daß Ihr nichts besitzt, sei es Euch theuer, oder gering von Euch geschätzt, das Ihr so Euer eigen nennen und auf das Ihr unter allen Umständen so zählen könntet, als auf mich (wie gering auch mein Werth sein möge) und auf alles, was mir gehört. Um Euch einen klaren Beweis davon zu geben, versichere ich Euch, daß ich es für eine größere Gnade halten würde, wenn Ihr mir in etwas, das ich zu thun im Stande wäre, und das Euch gefiele, Eure Befehle ertheilen wolltet, als wenn die ganze Welt meinen Geboten unweigerlich gehorchte. Bin ich nun so sehr Euer eigen, wie Ihr es hört, so darf ich nicht ohne Ursache meine Bitten zu Eurer Hoheit erheben, da Ihr allein, und nichts außer Euch im Stande seid, meinen Frieden, mein Glück und mein Heil mir zu verleihen. Und so bitte ich denn als Euer demüthigster Diener, Euch, mein theures Kleinod, einzige Hoff-

nung meiner Seele (die im Feuer der Liebe nur durch Hoffen sich noch erhält), daß Ihr mir gewogen sein und die Härte, die Ihr bisher mir erwiesen habt, erweichen möget (denn ich gehöre ja nur Euch zu), auf daß ich, von Euerm Mitleiden erquickt, sagen könne, Eure Schönheit habe mich zwar in Liebe entzündet, dann aber auch das Leben mir wiedergegeben; ein Leben, das unfehlbar verlöschen wird, wenn Euer stolzer Sinn meinen Bitten nicht nachgibt, und als dessen Mörderin Ihr dann nach meinem Tode erscheinen werdet. Gereichte mein Tod aber auch nicht, wie er es thun müßte, Euch zu geringer Ehre, so glaube ich doch, Euer Gewissen würde Euch zu Zeiten Vorwürfe machen; Ihr würdet bedauern, so hart gewesen zu sein, und wol einmal in freundlicherer Gesinnung sagen: wie übel that ich doch, mit meinem Zima kein Mitleid gehabt zu haben. Dann aber würde Eure Reue zu nichts führen und Euch nur um so mehr betrüben. So laßt denn, damit Eure Reue nicht zu spät komme, sie im voraus Euch zum Erbarmen bewegen, während Ihr mir noch Hülfe gewähren könnt; denn bei Euch allein steht es, mich zum froheſten und zum betrübtesten Menschen auf der Welt zu machen. Ich hoffe, Eure Huld wird groß genug sein, um es nicht zuzulassen, daß ich als Lohn für so heiße und so lange Liebe den Tod empfange; vielmehr werdet Ihr mit freundlicher und liebevoller Antwort meine Lebensgeister beruhigen, die ganz erschrocken sind und bei Euerm Anblicke zittern."

Hierauf schwieg Zima, und während er auf eine Antwort der edeln Dame wartete, folgten seinen tiefen Seufzern einige Thränen, die von den Augen niederflossen. So wenig nun seine langen Bemühungen, seine Waffenspiele, die Morgenständchen und die vielen andern Dinge, die Zima ihr zu Liebe unternommen, sie zu bewegen vermocht hatten, so ergriffen sie doch diese liebevollen Worte, die der leidenschaftliche Liebhaber zu ihr sprach, und sie begann zu fühlen, was sie nie zuvor gefühlt hatte, was

nämlich die Liebe sei. Obgleich sie nun, um den Befehlen ihres Mannes Folge zu leisten, schwieg, konnten nichtsdestoweniger ihre verstohlenen Seufzer nicht verbergen, was sie in Worten dem Zima offenbart haben würde. Als Zima der Antwort einige Zeit gewartet hatte und immer noch keine erfolgte, wunderte er sich; dann aber begann er die List zu errathen, deren sich der Edelmann gegen ihn bedient hatte. Wie er nun ferner seiner Dame ins Gesicht schaute und ihre Augen mehr als einmal bei seinem Anblick liebevoll erglänzen sah, auch der Seufzer achtete, die sie nur mit gedämpfter Kraft aus ihrer Brust emporsteigen ließ, faßte er wieder einige Hoffnung und entschloß sich mit deren Hülfe zu einem andern Versuche. Er fing nämlich namens der Dame und während sie selbst ihm zuhörte, sich in folgenden Worten zu antworten an:

„Mein Zima, wahrlich schon seit langer Zeit bin ich inne geworden, deine Liebe zu mir sei sehr feurig und von edler Art; nun erkenne ich es in deinen Worten in noch höherm Maße und freue mich dessen, wie es recht ist. Bin ich dir übrigens bisher hart und grausam erschienen, so wünsche ich nicht, daß du glaubest, ich sei im Herzen ebenso gesinnt gewesen, als ich im Gesichte mich bezeigt habe. Ich habe dich vielmehr immer vor allen andern Männern geliebt und werth gehalten, mußte mich aber aus Furcht vor einem andern und aus Besorgniß für meinen Ruf benehmen, wie ich es that. Jetzt aber kommt die Zeit, wo ich dir deutlich werde zeigen können, ob ich dich liebe, und wie ich für die Liebe, die du zu mir gefühlt hast und noch fühlst, dich zu belohnen im Stande bin. So freue dich denn und sei getroster Hoffnung; denn Herr Francesco ist, wie du weißt, im Begriff, in wenig Tagen als Podestà nach Mailand zu gehen, wozu du ihm ja selbst mir zu Liebe dein schönes Pferd geschenkt hast. Sobald er abgereist sein wird, verspreche ich dir unfehlbar bei meiner Ehre und bei der warmen Liebe, die ich

für dich empfinde, daß du in wenig Tagen mit mir allein sein sollst, und daß wir alsdann unsere Liebe zu völligem und ergötzlichem Ziele führen wollen. Und damit ich nicht nöthig habe, noch ein anderes mal dieser Sache wegen dich zu beschicken, so sage ich dir jetzt, sobald du eines Tags zwei ausgebreitete Handtücher am Fenster meiner Schlafstube, die nach dem Garten hinausgeht, hängen siehst, so komm den Abend, wenn es dunkel ist, mit großer Vorsicht, ja von niemand gesehen zu werden, durch die Gartenthür zu mir herauf. Dann sollst du mich finden; ich werde deiner schon warten, und wir werden beide die ganze Nacht über Freude und Vergnügen aneinander haben, wie wir es nur wünschen."

Als Zima im Namen der Dame also gesprochen hatte, fing er wieder an, für sich zu reden, und antwortete: „Vielgeliebte Dame, das unendliche Entzücken über Eure gute Antwort hat alle meine Kräfte so befangen, daß ich kaum vermag, zum schuldigen Dank, den ich Euch sagen möchte, die Worte zu finden. Könnte ich aber reden, wie ich es wünschte, so ist keine Frist weit genug, um den vollen Ausdruck des Danks, meinem Gefühl und meiner Pflicht entsprechend, in sich zu fassen. So muß ich es nun Euerm verständigen Ermessen überlassen, das zu erkennen, was ich trotz meiner Wünsche in Worten nicht zu sagen vermag. Nur das erwidere ich Euch: wie Ihr mir anbefohlen habt, so denke ich unfehlbar zu thun, und wenn ich dann vielleicht mehr beruhigt bin, werde ich mir Mühe geben, für das unaussprechliche Geschenk, das Ihr mir gewährt habt, Euch nach Kräften so sehr zu danken, als ich nur immer weiß. Nun habe ich für jetzt nichts weiter zu sagen, und darum, meine geliebteste Dame, gebe Gott Euch die schönste Freude und das beste Glück, die Ihr Euch nur wünscht, und somit lebet wohl."

Zu alledem sagte die Dame kein Wort; weshalb Zima nun aufstand und zu dem Edelmanne zurückkehrte. Als dieser die Sitzung aufgehoben sah, ging er ihm ent-

gegen und sagte lachend: „Nun, was meinst du, hab' ich mein Versprechen gut gehalten?" „Nein, Herr", antwortete Zima, „Ihr verspracht mir, mich mit Eurer Frau reden zu lassen, und ich habe zu einer Marmorstatue sprechen müssen." Diese Rede war dem Edelmann äußerst willkommen; denn, wie gut auch seine Meinung von der Frau gewesen war, so wurde sie doch hierdurch noch vermehrt. „Genug", sagte er, „das Pferd gehört nun mir, das bisher dein war", worauf Zima antwortete: „Freilich, Herr; hätte ich aber gedacht, daß die Gunst, die Ihr mir gestattet habt, solche Früchte tragen würde, wie sie es gethan hat, so hätte ich, ohne sie mir erst zu erbitten, Euch lieber gleich das Pferd geschenkt. Wollte Gott, ich hätte so gehandelt; denn jetzt habt Ihr den Gaul gekauft, ich habe ihn aber nicht verkauft." Der Edelmann lachte darüber, und reiste nun, da er ein Pferd hatte, wenige Tage später ab und ging nach Mailand, Podestà zu werden.

Als die Dame nun im Hause ihre eigene Herrin war, sagte sie wol bei sich selbst, wenn sie an die Worte des Zima, an seine große Liebe zu ihr und an das Pferd dachte, das er um ihretwillen weggeschenkt hatte, und wenn sie ihn dann wieder so oft vor ihrem Hause vorübergehen sah: „Was thue ich? Warum verliere ich meine Jugendzeit? Der ist nach Mailand gegangen und kommt die nächsten sechs Monate nicht wieder. Wann wird er sie mir je ersetzen? Etwa wenn ich alt bin? Und überdies, werde ich wol irgendeinen Verehrer, wie Zima, finden? Ich bin allein und brauche mich vor niemand zu fürchten. Ich weiß nicht, warum ich die guten Tage, die ich mir machen kann, mir soll entgehen lassen. Ich werde nicht immer die Freiheit haben, die ich jetzt habe. Niemand wird etwas davon erfahren, und käme es am Ende doch heraus, so ist es doch immer besser, Genossenes zu bereuen, als zu bereuen, daß man nichts genossen hat."

Als sie nun mit sich selbst sich berathen hatte, hängte

sie eines Tags, wie es Zima gesagt hatte, zwei Handtücher zum Gartenfenster hinaus. Zima, hocherfreut, als er sie sah, ging, sobald die Nacht angebrochen war, heimlich und allein zur Thür des Gartens seiner Dame. Er fand sie offen, und als er schnell hindurchgegangen war, erwartete die Edeldame ihn schon an der Hausthür. Wie sie ihn kommen sah, ging sie ihm entgegen und empfing ihn mit dem Ausdruck der größten Freude; er aber folgte ihr unter hunderttausend Umarmungen und Küssen die Treppe hinauf. Hier gingen sie, ohne ferner zu zögern, zu Bette und eilten das letzte Ziel der Liebe zu erreichen. Dies mal war aber nicht, wie es das erste mal gewesen war, auch das letzte; denn solange der Edelmann in Mailand war und auch nach seiner Rückkehr, besuchte Zima zu großem Vergnügen beider Theile seine Dame noch vielmals.

Sechste Geschichte.

Ricciardo Minutolo liebt die Frau des Filippello Fighinolfi. Er erfährt, daß sie eifersüchtig sei, und bringt es dahin, daß sie, weil er ihr vorspiegelt, Filippello werde am andern Tage mit seiner Frau in einem Bade zusammenkommen, dorthin geht, und während sie der Meinung ist, mit ihrem Manne zusammenzusein, findet sich, daß sie dem Ricciardo sich hingegeben hat.

Elise hatte nichts mehr zu sagen, als die Königin, nachdem sie die Schlauheit des Zima gelobt hatte, der Fiammetta mit einer andern Geschichte fortzufahren gebot. Mit freundlichem Lächeln erwiderte diese: „Gern, Madonna", und begann:

Wir wollen uns ein wenig von unserer Stadt entfernen, die, wie an allen andern Dingen, so auch an Beispielen jeder Art reich ist, und, wie schon Elise es gethan hat, mit den Geschichten, die in der übrigen Welt sich zugetragen haben, uns etwas beschäftigen. So will ich mich denn nach Neapel versetzen, und euch erzählen, wie eine von den Betschwestern, die so spröde gegen die Liebe thun, durch die Schlauheit ihres Liebhabers dahin gebracht ward, eher die Früchte der Liebe zu kosten, als sie ihre Blüten erkannt hatte. Diese Geschichte wird euch zugleich für mögliche zukünftige Fälle vorsichtig machen und in Betreff der vergangenen euch ergötzen.

In der uralten Stadt Neapel, die wol ebenso anmuthig oder anmuthiger als irgendeine andere in Italien ist, lebte einst ein junger Mann, dem seine edle Abkunft Ansehen und seine großen Reichthümer Glanz gewährten, Namens Ricciardo Minutolo. Obgleich dieser nun selbst eine sehr schöne und liebenswürdige junge Frau hatte, verliebte er sich doch in eine andere, die nach allgemeinem Dafürhalten an Schönheit alle Neapolitanerinnen um vieles übertraf. Sie hieß Catella, war äußerst sittsam und mit einem jungen Manne vermählt, der Filippello Fighinolfi hieß, ebenfalls von Adel war, und sie über alles liebte und werth hielt. Ricciardo Minutolo, der in seiner Liebe zur Catella alles Mögliche that, wodurch man im Stande zu sein pflegt, die Neigung einer Dame zu erwerben, und dennoch nichts erlangen konnte, das seinen Wünschen entsprochen hätte, war der Verzweiflung nahe, und wußte, da ihm Geschick oder Kraft, von dieser Liebe sich loszumachen, fehlten, weder zu sterben, noch freute es ihn zu leben.

Während er nun in dieser Stimmung sich befand, geschah es, daß einige Frauen, die mit ihm verwandt waren, ihn nachdrücklich ermahnten: er möge diese Liebe aufgeben, seine Mühe sei doch umsonst, denn nichts auf der Welt sei der Catella werth, außer ihrem Filippello,

den sie so eifersüchtig liebe, daß sie von dem Vogel in der Luft fürchte, er möge ihn ihr entreißen.

Kaum hatte Ricciardo von Catella's Eifersucht gehört, so faßte er in Betreff seiner Wünsche sogleich einen neuen Entschluß. Er begann sich nämlich zu stellen, als gebe er die Liebe zur Catella nun auf, und als habe er sein Herz statt dessen einer andern Edeldame geschenkt, der zu Ehren er denn auch Waffenübungen und Turniere und alles andere anstellte, was er sonst zu Ehren der Catella unternommen hatte. Er hatte auch nicht lange dergleichen gethan, als bereits ganz Neapel, und Catella ebenfalls, der Meinung war, daß er nicht mehr diese, sondern jene andere Dame auf das feurigste liebte. In diesem Benehmen verharrte er so lange, bis diese Meinung von allen für unfehlbar gehalten wurde, und anderer zu geschweigen, ließ Catella selbst von einer gewissen Sprödigkeit nach, welche sie wegen der Liebe, die er ihr zu bezeigen pflegte, angenommen hatte, und grüßte ihn als ihren Nachbarn, wie sie andere grüßte, freundlich, wenn sie ging oder kam.

Nun geschah es, daß wegen der großen Hitze viele Gesellschaften von Rittern und von Damen nach neapolitanischer Sitte an den Meeresufern spazierten, um sich dort zu ergötzen und Mittag- oder Abendbrot zu genießen. Sobald Ricciardo wußte, Catella sei mit ihrer Gesellschaft dorthin gegangen, ging er mit einigen seiner Bekannten an denselben Ort. Hier wurde er nun zur weiblichen Gesellschaft der Catella eingeladen; doch nahm er die Aufforderung erst an, nachdem er sich lange hatte bitten lassen, wie wenn er keine besondere Lust hätte, dort zu bleiben. Bald fingen die Damen, und unter ihnen namentlich auch Catella, an, wegen seiner neuen Liebe ihn aufzuziehen; er aber stellte sich gar sehr entflammt, und gab ihnen dadurch nur neuen Anlaß zu spaßen. Als man indessen weiter spazierte, verlor sich, wie es an jenem Ufer zu geschehen pflegt, die eine Dame dahin und die andere

dorthin. Wie zuletzt Ricciardo sich bis auf wenige andere mit Catella allein sah, ließ er gegen sie ein Wort von einer gewissen Liebschaft ihres Mannes Filippello fallen, das sogleich ihre Eifersucht erweckte und sie vor Begierde, zu hören, was Ricciardo ihr zu sagen hätte, innerlich ganz entbrennen ließ. Eine Zeit lang suchte sie sich zu halten, endlich aber vermochte sie es nicht mehr, und beschwor den Ricciardo bei seiner Liebe zu der Dame, die ihm am theuersten sei, sie über das, was er vom Filippello gesagt habe, gefällig aufzuklären.

Jener antwortete: „Ihr habt mich bei etwas so Werthem beschworen, daß ich Euch nicht zu verweigern weiß, was Ihr von mir fordert. Und so bin ich denn bereit, Euch Auskunft zu geben, wenn Ihr mir anders zuvor versprechet, daß Ihr weder gegen Euern Mann, noch gegen sonst jemand ein Wort darüber sagen wollt, bevor Ihr Euch nicht durch die That überzeugt haben werdet, was ich Euch erzählen werde, sei wahr; und begehrt Ihr es, so will ich Euch zum letzten Gelegenheit geben.“ Der Dame gefiel die Forderung des Ricciardo, um derentwillen sie seine Reden für desto wahrer hielt, und sie schwor ihm, niemals davon zu reden.

Nachdem sie nun, um von andern nicht gehört zu werden, auf die Seite gegangen waren, begann Ricciardo also zu sprechen: „Madonna, liebte ich Euch noch, sowie ich einst Euch geliebt habe, so hätte ich nicht den Muth, Euch etwas zu sagen, wovon ich glaubte, es werde Euch zum Verdrusse gereichen. Nun aber, da jene meine Liebe vorüber ist, werde ich weniger ängstlich sein, Euch in allem die Wahrheit zu eröffnen. Ich weiß nicht, ob den Filippello jemals die Liebe, die ich für Euch empfand, verdrossen haben mag, oder ob er sich eingebildet hat, ich sei irgendeinmal von Euch geliebt worden; wie dem auch sein mag, gegen mich selbst hat er sich nie etwas derart merken lassen. Jetzt aber, vielleicht nachdem er so lange gewartet hat, bis er glauben mochte, ich werde am ersten

unbesorgt sein, läßt er deutlich die Absicht blicken, mir das anzuthun, was, wie ich kaum zweifle, er voraussetzt, ich habe es ihm gethan, meine Frau nämlich zu seinem Willen zu haben. Meinen Nachrichten zufolge hat er seit nicht gar langer Zeit sie ganz insgeheim häufig mit Anträgen beschickt. Ich habe sie alle sogleich erfahren, und sie hat ihm alles geantwortet, was ich selbst ihr aufgetragen hatte. Diesen Morgen erst, ehe ich hierher kam, fand ich zu Hause ein Weib heimlich mit meiner Frau reden, und dachte mir gleich, sie müsse sein, was sie hernach wirklich war. Darum rief ich meine Frau und frug sie, was jene haben wolle. «Es ist wieder das Geplage von dem Filippello, den du mir mit deinem Antwortmachen und Hoffnunggeben auf den Hals geladen hast, und nun sagt er, er will durchaus wissen, was ich zu thun denke; wenn ich wolle, könne er es einrichten, daß ich heimlich mit ihm in einem hiesigen Bade zusammenkomme, und darum bittet er mich nun gar sehr. Hättest du mich aber nicht, Gott weiß warum, gezwungen, auf diesen Handel mich einzulassen, so hätte ich ihn mir schon auf eine Weise vom Halse geschafft, daß er nie wieder nach mir hätte hinsehen sollen.» Das schien mir denn doch etwas zu weit zu gehen und sich nicht mehr dulden zu lassen, weshalb ich auch beschloß, es Euch zu sagen, damit Ihr erführet, wie Eure aufrichtige Treue, um derentwillen ich einst dem Tode nahe war, belohnt wird. Damit Ihr aber nicht etwa glauben möchtet, das seien nur Worte und Fabeln, sondern im Stande wäret, im Falle Ihr dazu Lust bekämet, die Wahrheit offenbar zu sehen und mit Händen zu greifen, hieß ich meine Frau, der Botin, die auf sie wartete, zur Antwort ertheilen, sie wäre bereit, morgen Nachmittag, wenn die Leute schliefen, in das Bad zu kommen, worauf denn diese in größter Zufriedenheit zurückkehrte. Nun denke ich, Ihr werdet wol nicht glauben, ich werde sie hinschicken; wäre ich aber an Eurer Stelle, so würde ich's so einrichten, daß er mich

an der Stelle derjenigen fände, die er dort zu finden glaubt, und wäre ich dann eine Zeit lang mit ihm zusammen gewesen, so würde ich ihm zeigen, wen er umarmt habe, und ihm die Artigkeiten sagen, die ihm gebühren. Thätet Ihr das, dann glaube ich, würde er so sehr sich schämen müssen, daß der Schimpf, den er Euch, und den er mir anthun will, zu gleicher Zeit gerächt sein würde."

Als Catella das hörte, glaubte sie auf der Stelle den Worten Ricciardo's, nach Art der Eifersüchtigen unbekümmert, wer es sei, der es ihr erzählte, und um den Betrug, der von ihm zu erwarten war, und war sogleich geschäftig, gewisse kleine Ereignisse, die früher vorgefallen waren, hiermit zusammenzureimen. So antwortete sie denn, von plötzlichem Zorne entflammt, daß sie gewiß so thun werde, daß es ihr gar nicht soviel Ueberwindung koste, so zu thun, und daß, wenn er hinkomme, sie ihn sicher auf eine Weise beschämen wolle, daß es ihm sein Leben lang, so oft er ein Frauenzimmer zu sehen bekäme, wieder einfallen solle. Ricciardo war damit sehr zufrieden, und, überzeugt, sein Plan sei gut und finde den besten Fortgang, bestärkte er sie noch mit vielen andern Worten in ihrem Vorhaben, und vermehrte dadurch ihren Glauben noch ferner. Zugleich aber bat er sie, niemals zu sagen, daß sie es von ihm erfahren habe, was sie ihm auch bei ihrer Ehre versprach.

Den folgenden Morgen ging Ricciardo zu dem dienstfertigen Weibe, das die Bäder hielt, die er der Catella genannt hatte, sagte ihr seine Absicht und bat sie, in dieser Sache ihm so hülfreich als möglich zu sein. Diese Frau, die ihm vielen Dank schuldig war, versicherte es gerne thun zu wollen, und verabredete nun mit ihm, was zu thun und zu sagen sei. Nun hatte sie in ihrem Badehause ein sehr dunkles Zimmer, dem es an einem Fenster oder anderm Lichtloch gänzlich fehlte. Dieses machte die gute Frau nach der Anweisung des Ricciardo zurecht, und stellte ein Bette, so gut sie es auftreiben konnte, hinein,

in welches Ricciardo, nachdem er gegessen hatte, um die Dame zu erwarten, sich legte.

Diese aber war, als sie die Worte Ricciardo's gehört und ihnen mehr Glauben, als sie verdienten, beigemessen hatte, voller Zorn nach Hause zurückgekehrt. Zufällig kam Filippello, gerade an dem Abend gleichfalls mit andern Gedanken beschäftigt, nach Hause und that deshalb vielleicht nicht ganz so freundlich mit ihr, als er sonst zu thun gewohnt war. Wie sie das bemerkte, wurde ihr Verdacht noch um vieles stärker, als er es schon zuvor gewesen war, und sie sagte bei sich selbst: „Wahrhaftig, der hat nur das Weib in Gedanken, mit dem er morgen sich Lust und Vergnügen verspricht; daraus soll aber gewiß nichts werden.“ Mit solchen Gedanken und mit Ueberlegungen, was sie ihm sagen wolle, nachdem sie sich von ihm habe umarmen lassen, beschäftigte sie sich beinahe die ganze Nacht.

Um es kurz zu machen, als es 3 Uhr war, rief Catella ihre Dienerin und ging, ohne ihren Vorsatz irgend zu ändern, nach dem Bade, das Ricciardo ihr bezeichnet hatte. Hier fand sie jene gute Frau, und frug, ob Filippello an dem Tage schon dagewesen sei. Die Frau, die von Ricciardo unterrichtet worden war, antwortete: „Seid Ihr die Dame, die herkommen soll, um mit ihm zu reden?“ Catella erwiderte: „Ja, die bin ich.“ „Nun“, sagte die gute Frau, „so geht nur zu ihm hinein.“ Catella, die suchte, was sie lieber nicht gefunden hätte, ließ sich zu der Stube, in der Ricciardo sich befand, führen, trat mit verschleiertem Haupte ein und schloß die Thür hinter sich zu. Als Ricciardo sie kommen sah, stand er freudig auf, nahm sie in seine Arme und sagte leise: „Willkommen, mein liebes Herz.“ Catella, die sich noch für eine andere, als sie wirklich war, gehalten wissen wollte, umarmte und küßte ihn und erwies ihm die größten Zärtlichkeiten, jedoch ohne ein Wort zu reden; denn sie fürchtete, wenn sie spräche, von ihm erkannt zu werden.

Das Zimmer war äußerst dunkel, womit denn beide Theile sehr zufrieden waren, und selbst durch längern Aufenthalt gewannen die Augen darin nicht größere Kraft. Ricciardo führte sie zum Bette, und, ohne die Stimme zum Verräther werden zu lassen, verweilten sie hier zu größerer Lust und Vergnügen des einen wie des andern, eine geraume Zeit.

Als es aber endlich der Catella Zeit zu sein schien, ihren gefaßten Groll loszulassen, fing sie, von glühendem Zorne entbrannt, also zu reden an: „Ach, wie elend ist doch das Geschick der Frauen, und mit welchem Unrecht wenden viele ihre Liebe ihren Männern zu. Ich Unglückliche, acht Jahre sind es nun, seit ich dich mehr als mein Leben liebe, und du Bösewicht, du schändlicher Mensch, du glühst und verzehrst dich nun, wie ich eben erfahren habe, in der Liebe zu einem fremden Frauenzimmer. Wen denkst du denn umarmt zu haben? Die hast du umarmt, die du schon seit lange mit falschen Schmeichelreden und erheuchelter Liebe betrogen hast, während du eine andere liebtest. Ich bin Catella, du ruchloser Verräther, und nicht Ricciardo's Frau. Ich bin es ganz gewiß, und du wirst mich an der Stimme wol erkennen. Ich kann es aber nicht abwarten, daß wir im Hellen sind, um dich geilen, räudigen Hund zu beschämen, wie du es verdienst. Ach, ich unglückliches Weib, wem habe ich nun so viele Jahre lang so treue Liebe bewahrt? Diesem ruchlosen Hunde, der mir jetzt, da er ein fremdes Frauenzimmer zu umarmen dachte, in den wenigen Augenblicken, die ich mit ihm zusammen war, mehr Liebkosungen und Schmeicheleien angethan hat, als während der ganzen Zeit, daß ich seine Frau bin. Ja, du abtrünniger Hund, heute hast du dich angreifen können, und zu Hause bist du gewohnt, dich so schwächlich, so matt und unbrauchbar zu stellen. Aber gottlob, du hast nicht fremden Acker, wie du dachtest, sondern deinen eigenen gepflügt. Nun wundere ich mich nicht, daß du

mich diese Nacht nicht anrührtest; du dachtest deine Ladung anderwärts abzusetzen und wolltest gern als ein wackerer Ritter ins Feld rücken. Aber, Gott und meiner Klugheit sei es Dank, diesmal ist der Fluß noch in seinem rechten Bette geblieben. Nun, was antwortest du nicht, du schändlicher Mensch? Warum bringst du keine Silbe vor? Bist du stumm geworden bei meinen Worten? Wahrhaftig, ich weiß nicht, was mich abhält, dir mit den Nägeln ins Gesicht zu fahren und dir die Augen auszureißen. Du dachtest mir diesen Streich gar heimlich zu spielen, aber, bei Gott, was einer weiß, erfährt der andere, und so ist dir's nicht gelungen. Ich hatte bessere Hunde auf deiner Fährte, als du dir denken mochtest."

Ricciardo freute sich innerlich über diese Worte, und küßte und umarmte sie immerfort, ohne ein Wort zu sagen, und that mit ihr nur noch viel schöner als zuvor. Deshalb fuhr sie in ihrer Rede fort und sagte: „Du denkst wol, mit deinen erlogenen Liebkosungen mich zu bestechen, du widerwärtiger Hund; du denkst mich wol zu beruhigen und wieder gut zu machen? Da irrst du dich aber. Nicht eher werde ich dich mit dieser Geschichte zufrieden lassen, als bis ich öffentlich in Gegenwart aller unserer Verwandten, Nachbarn und Freunde dich ausgeschimpft habe. Und bin ich denn etwa nicht ebenso schön, als Ricciardo Minutolo's Frau? Bin ich nicht von ebenso guter Familie? Warum antwortest du nicht, du garstiger Hund? Was hat sie denn vor mir voraus? Weg mit dir, und unterstehe dich nicht mehr, mich anzurühren; du hast dich heute schon zu sehr angestrengt. Ich weiß ja nun doch nur zu genau, daß du dir Gewalt anthun müßtest, wenn du mit mir was anfangen wolltest, seit du mich erkannt hast. Aber, so wahr mir Gott helfen soll, ich werde dich noch nach mir hungern lassen. Ich weiß auch nicht, was mich abhält, mir den Ricciardo holen zu lassen, der mich mehr als sich

selbst geliebt hat und sich nicht hat rühmen können, daß ich ihn einmal angesehen hätte. Wahrlich, niemand würde mich darum tadeln können. Du aber hast gedacht, seine Frau hier zu genießen, und was dich und deinen Willen betrifft, so ist es so gut, als ob es geschehen wäre. Du hättest also gewiß kein Recht, mir was vorzuwerfen, wenn ich mich mit ihm einließe."

Auf solche Weise redete die Dame lange und beschwerte sich sehr; endlich aber bedachte Ricciardo, wie großes Uebel daraus entstehen könnte, wenn er sie in dieser Meinung gehen ließe, und so entschloß er sich, ihr sich zu entdecken und sie aus dem Irrthume, in dem sie sich befand, zu reißen. Nachdem er sie also wieder in den Arm genommen hatte und so fest umschlungen hielt, daß sie sich nicht losmachen konnte, sagte er: „Zürnt nicht, mein liebes Leben; was ich durch Liebe allein von Euch nicht erlangen konnte, hat Liebe mit List gepaart mich gewinnen lassen; ich bin Euer Ricciardo."

Als Catella das hörte und an der Stimme ihn erkannte, wollte sie sogleich aus dem Bette springen, konnte sich aber nicht losmachen. Dann wollte sie schreien, aber Ricciardo verschloß ihr mit der einen Hand den Mund und sagte: „Madonna, es ist nun einmal unmöglich, das, was geschehen ist, ungeschehen zu machen, wenn Ihr auch Euer ganzes Leben lang schriet. Wollt Ihr aber doch schreien, oder sonst auf irgendeine Weise irgendjemand mittheilen, was zwischen uns vorgefallen ist, so wird das zwei Folgen haben. Die erste, und sie kann Euch unmöglich gleichgültig sein, ist, daß Eure Ehre und Euer guter Ruf zu Grunde gehen. Denn, wenn Ihr auch immerhin sagt, ich habe Euch durch List hierher gelockt, so behaupte ich, es sei nicht wahr. Ihr seiet um Geld und um Geschenke, die ich Euch versprochen, hierher gekommen, und Ihr habet diesen Lärm und diesen Zank nur deshalb erhoben, weil Ihr zornig geworden seiet, daß ich Euch jene Geschenke nicht in dem Maße gegeben, in

dem Ihr sie gehofft hättet. Und da Ihr wißt, daß die Leute immer bereiter sind, das Böse als das Gute zu glauben, wird man viel mehr meinen, als Euern Worten vertrauen. Außerdem wird aber zwischen Euerm Mann und mir eine tödliche Feindschaft daraus entstehen, und es könnte sich leicht treffen, daß ich ebenso bald ihn umbrächte, als er mich, was Euch dann wieder ebenso wenig Freude als Vortheil gewähren dürfte. Und so bitte ich denn Euch, mein liebes Herz, nicht zugleich Euch selbst zu beschimpfen und Euern Mann und mich in Gefahr und Streit zu bringen. Ihr seid nicht die erste und werdet auch nicht die letzte sein, die betrogen wird. Auch habe ich Euch nicht betrogen, um Euch das Eurige zu nehmen, sondern aus übermäßiger Liebe, die ich zu Euch hege und immer als Euer demüthiger Diener zu hegen wünsche. Denn obgleich schon seit gar langer Zeit ich und alles, was mir gehört und was ich gelte und vermag, Euch zugehört und Euerm Dienste gewidmet ist, so denke ich doch, dies alles soll von nun an noch viel mehr als je zuvor der Fall sein. Ihr seid in andern Dingen so verständig; gewiß, Ihr werdet es auch hier sein."

Catella weinte, während Ricciardo diese Worte sprach, heftig; so erzürnt sie aber war, und so sehr die Sache sie verdroß, so war sie doch vernünftig genug, den wahren Worten des Ricciardo Raum zu geben und einzusehen, es könne gar leicht sich zutragen, wie er ihr voraussagte. Deshalb erwiderte sie: „Ricciardo, ich weiß bei Gott nicht, wie ich es anfangen soll, den Schimpf und den Betrug zu erdulden, die du mir angethan hast. Hier, wo mich meine Einfalt und übermäßige Eifersucht hergeführt haben, will ich nun nicht weiter Lärm machen; aber davon halte dich überzeugt, daß ich nicht eher wieder froh werde, als bis ich auf die eine oder andere Weise mich für den Streich, den du mir gespielt hast, gerächt sehe. Darum laß mich nun endlich los und halte mich nicht mehr. Du hast deinen Zweck erreicht und mich

übel genug zugerichtet. Nun ist es Zeit, daß du mich läßt, und ich bitte dich, laß mich los."

Ricciardo sah sie in diesen Worten noch sehr gegen sich aufgebracht; er aber hatte sich vorgesetzt, sie nicht eher loszulassen, als bis sie sich zugute gegeben hätte. Deshalb fing er wieder mit den besten Worten ihr zuzureden an, und sprach und bat so lange und beschwor sie so sehr, daß sie endlich nachgeben und mit ihm Frieden machen mußte. Darauf blieben sie noch, jetzt mit beiderseitigem Willen und großem Vergnügen, eine gute Weile beisammen. Wie nun die Dame bei dieser Gelegenheit sich überzeugte, wie viel wohlschmeckender die Küsse des Geliebten, als die des Gemahls seien, verwandelte sie ihre Härte gegen den Ricciardo in süße Liebe, wandte ihm von diesem Tage an ihr ganzes Herz zu, und wußte es mit vieler Vorsicht so einzurichten, daß sie noch vielemal ihrer Liebe sich erfreuen konnte. Gott gewähre uns die Freuden der unserigen.

Siebente Geschichte.

Tedaldo verläßt Florenz im Unfrieden mit seiner Geliebten. Nach einiger Zeit kommt er als Pilger gekleidet zurück, spricht mit der Dame, bringt sie zur Erkenntniß ihres Unrechts, befreit ihren Mann vom Tode, der ihm bevorstand, weil ihm bewiesen war, daß er den Tedaldo umgebracht habe, versöhnt ihn dann mit seinen Brüdern und erfreut sich vorsichtig mit seiner Geliebten.

Schon schwieg Fiammetta, und ihre Geschichte ward von allen gelobt, als die Königin, um keine Zeit zu verlieren, schnell Emilien das Erzählen übertrug, worauf diese also begann:

Mir beliebt es in unsere Stadt, von der meine beiden Vorgängerinnen sich zu entfernen für gut fanden, wieder zurückzukehren und euch zu berichten, wie einer unserer Mitbürger seine verlorene Geliebte wiedergewonnen hat.

Es lebte nämlich in Florenz ein junger Mann von Adel, Namens Tedaldo degli Elisei, der in eine Dame, die Monna Ermellina hieß und einen gewissen Aldobrandino Palermini zum Manne hatte, über die maßen verliebt war, und durch sein musterhaftes Betragen auch wirklich, wie er es verdient hatte, an das Ziel seiner Wünsche gelangte. Diesen Freuden widersetzte sich indeß das den Glücklichen feindliche Schicksal. Was auch immer der Grund davon sein mochte, die Dame, die zuvor mit ihrer Gunst gegen Tedaldo freigebig gewesen war, weigerte sich durchaus, ihm ferner zu Willen zu sein, und wollte sogar keinerlei Botschaft ferner von ihm anhören oder annehmen. Er verfiel darüber in tiefen und mislaunigen Trübsinn; so sehr aber war seine Liebe verborgen geblieben, daß niemand die wahre Ursache seiner Traurigkeit errieth. Als er sich nun nach Kräften vielfach bemüht hatte, die Liebe wiederzugewinnen, die er ohne seine Schuld verloren zu haben glaubte, und alle seine Anstrengungen ohne Erfolg bleiben sah, beschloß er die Welt zu fliehen, um derjenigen, welche die Schuld seines Unglücks trug, nicht die Freude zu gewähren, ihn allmählich sich verzehren zu sehen. Zu dem Ende raffte er an Geld zusammen, was er konnte, und verließ Florenz insgeheim, ohne irgendeinem Freunde oder Verwandten, einen Vertrauten ausgenommen, dem er alles mittheilte, von seinem Vorhaben ein Wort zu sagen.

So gelangte er unter dem angenommenen Namen Filippo von Sandoleccio nach Ancona, wo er sich mit einem reichen Kaufmann einigte, sich als Diener bei ihm verdang und auf seinem Schiffe mit ihm nach Cypern fuhr. Sein gutes Betragen und seine einnehmenden Sitten gefielen dem Kaufmann so wohl, daß er ihm nicht

nur einen bedeutenden Lohn aussetzte, sondern ihn zu seinem Handlungsgenossen machte und ihm überdies einen großen Theil seiner Geschäfte ganz übergab. Dieser Angelegenheit nahm sich Tedaldo wieder mit solchem Eifer und so vielem Glück an, daß er nach wenig Jahren ein geschickter, reicher und berühmter Kaufmann ward. Obgleich er nun bei seinen neuen Geschäften oftmals an seine grausame Dame zurückdachte und sich noch immer schwer von der Liebe verwundet fühlte, auch sehnsüchtig sie wiederzusehen begehrte, so war er doch standhaft genug, sieben Jahre lang siegreich diesen Kampf zu bestehen. Als es aber eines Tags sich zutrug, daß er in Cypern ein Lied singen hörte, welches er früher gedichtet hatte, und in dem die Liebe zu seiner Dame und ihre zu ihm und die Freuden, die sie miteinander genossen, geschildert wurden: da däuchte es ihm unmöglich, daß sie ihn vergessen haben sollte, und er entbrannte in solchem Verlangen, sie wiederzusehen, daß er es nicht länger ertragen konnte und sich entschloß, nach Florenz zurückzukehren. Und so reiste er denn, nachdem er alle seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, mit einem einzigen Diener nach Ancona, von wo aus er seine Sachen sämmtlich nach Florenz an einen Freund seines anconitaner Handelsgenossen sendete, selbst aber heimlich in der Tracht eines vom Heiligen Grabe kehrenden Pilgers mit seinem Diener desselben Weges zog.

Wie sie in Florenz angelangt waren, kehrte er in einem kleinen Gasthofe ein, der zwei Brüdern gehörte und ganz nahe an dem Hause seiner Dame war. Nicht eher aber wollte er irgendsonst wohin gehen, bis er nicht vor ihrem Hause gewesen und sie zu sehen versucht hatte. Er fand indeß Thüren und Fenster und alles verschlossen, und besorgte, sie möchte ausgezogen, oder gar gestorben sein. Nachdenklich hierüber wandte er sich nach der Wohnung seiner Brüder, und fand sie daselbst alle vier in Trauerkleidern vor der Thür sitzen. Da ihn dies sehr verwun-

derte, und da ihm bekannt war, seine Gestalt und seine Tracht seien gegen die, welche man vor seiner Abreise an ihm gewohnt war, so sehr verändert, daß er nicht leicht wiedererkannt werden könne, ging er dreist an einen Schuhmacher heran und frug ihn, weshalb jene schwarz gingen. Der Schuster antwortete ihm: „Die gehen schwarz, weil es noch nicht vierzehn Tage her ist, daß einer ihrer Brüder, der lange fortgewesen war und Tedaldo hieß, ermordet worden ist. Und wenn mir recht ist, so habe ich gehört, sie hätten vor Gericht bewiesen, daß einer, namens Aldobrandino Palermini, der auch gefangen sitzt, ihn umgebracht habe, weil jener seiner Frau gut war, und, um bei ihr sein zu können, unerkannt zurückgekommen war.“ Tedaldo verwunderte sich ausnehmend, daß jemand so sehr ihm gleichen solle, daß er für ihn gehalten worden sei, und bedauerte das Unglück des Aldobrandino.

Wie er nun noch erfahren hatte, seine Dame sei am Leben und gesund, kehrte er, als es schon Nacht geworden war, den Kopf voll mancherlei Gedanken, in das Wirthshaus zurück, und nachdem er mit seinem Diener zu Abend gegessen hatte, wurde ihm im obersten Stock des Hauses seine Schlafstelle angewiesen. Theils aber, weil viele Gedanken ihn beunruhigten, theils wegen des schlechten Bettes, vielleicht auch, weil das Abendessen sehr spärlich gewesen war, konnte er, als schon die Hälfte der Nacht vorüber war, immer noch nicht einschlafen. Wie er nun so wachte, glaubte er vom Dache her Leute in das Haus einsteigen zu hören, und gleich darauf sah er durch die Ritzen der Kammerthür ein Licht die Treppe heraufkommen. Er stand leise auf und legte das Auge an eine Spalte, um zu sehen, was das sagen wolle. Da erblickte er, wie ein recht hübsches junges Mädchen das Licht in Händen hielt, und wie drei Männer, die vom Dache heruntergestiegen waren, auf sie zukamen. Nach gegenseitiger freundlicher Bewillkommnung sagte der eine zu dem Mädchen: „Gottlob, nun können wir ruhig sein; denn wir wissen mit

Gewißheit, daß der Mord des Tedaldo Elisei von dessen Brüdern dem Aldobrandino Palermini bewiesen und von diesem eingestanden, das Urtheil auch schon ausgefertigt ist. Das hindert aber nicht, daß wir noch ferner schweigen müssen, denn erführe man jemals, wir seien es gewesen, so hätten wir dasselbe zu fürchten, was jetzt dem Aldobrandino bevorsteht." Nach diesen Worten, über die das Mädchen die größte Freude bezeigte, stiegen sie die Treppe herunter und gingen schlafen. Tedaldo aber wurde bei dem, was er gehört hatte, aufmerksam darauf, wie vielfach und wie groß die Irrthümer seien, denen der menschliche Verstand ausgesetzt ist. Zuerst dachte er daran, wie seine Brüder einen Fremden statt seiner beweint und begraben, dann wie sie des irrigen Verdachts wegen einen Unschuldigen angeklagt und durch falsche Zeugen dessen bevorstehenden Tod herbeigeführt hätten. Ferner aber dachte er der blinden Strenge der Gesetze und der Richter nach, welche im Eifer, die Wahrheit zu erforschen, sich oft so verhärten, daß sie das Falsche sich beweisen lassen, und, während sie sich Diener Gottes und der Gerechtigkeit nennen, in der That der Unbilligkeit und des Teufels Schergen sind. Zuletzt aber richtete er seine Gedanken darauf, wie er den Aldobrandino retten könne, und beschloß, was er zu diesem Ende thun wolle.

Wie er am andern Morgen aufgestanden war, ließ er seinen Diener zurück und ging, sobald es ihm Zeit schien, allein zum Hause seiner Dame. Zufällig fand er die Thür offen, und wie er eintrat, sah er in einem Vorsaal zu ebener Erde die Dame auf dem Boden in tausend Thränen und großer Traurigkeit sitzen. Fast hätte er selbst vor Mitleid geweint; er trat aber zu ihr und sagte: „Madonna, härmt Euch nicht, der Trost ist nahe." Als die Dame diese Worte hörte, erhob sie das Gesicht und sagte weinend: „Guter Freund, du scheinst mir ein fremder Pilger; was weißt du von Trost und von meiner Betrübniß?" „Madonna", erwiderte darauf der Pilger, „ich

bin aus Konstantinopel und eben erst angelangt, von Gott hierher gesandt, Eure Thränen in Lachen zu verkehren und Euern Mann vom Tode zu befreien." „Wie?" sagte die Dame, „bist du aus Konstantinopel und trafest erst eben hier ein, wie kannst du wissen, wer ich bin und wer mein Mann ist?" Der Pilger begann nun die ganze Geschichte von Aldobrandino's Unfällen von Anfang an zu erzählen, und sagte ihr auch ihren eigenen Namen, wie lange sie verheirathet sei und eine Menge anderer ihm gar wohlbekannter Umstände, die sie betrafen.

Die Dame verwunderte sich sehr darüber, hielt ihn für einen Propheten, warf sich vor ihm auf die Knie und bat ihn um Gottes willen, wenn er zu Aldobrandino's Rettung gekommen sei, möge er sie beschleunigen; denn die Zeit sei kurz. Der Pilger, der sich als ein besonders frommer Mann geberdete, sagte: „Madonna, stehet auf und weinet nicht. Merkt vielmehr auf das, was ich Euch sagen werde. Hütet Euch aber wohl, jemand etwas davon wiederzusagen. Soviel Gott mir offenbart hat, ist die Trübsal, welche Ihr erduldet, Euch um einer Sünde willen auferlegt worden, für die Gott Euch zum Theil durch diese Eure Unfälle hat bestrafen wollen, und die Ihr im übrigen vollständig abbüßen müßt, wollt Ihr nicht in noch größeres Unglück verfallen."

Darauf sagte die Dame: „Lieber Herr, ich habe der Sünden viele begangen und weiß nicht, welche es ist, von der Gott vorzugsweise verlangt, daß ich sie abbüßen soll. Darum sagt mir's, wenn Ihr es wißt, und ich will thun, was ich vermag, um die Buße zu vollenden." „Madonna", erwiderte der Pilger, „ich weiß gar wohl, was für eine Sünde es ist, und frage Euch nicht, um es von Euch besser zu erfahren, sondern nur um Eure Gewissensbisse durch Euer Bekenntniß zu vermehren. Doch ich will zur Sache kommen. Sagt mir, erinnert Ihr Euch, jemals einen Liebhaber gehabt zu haben?"

Als die Dame dies hörte, seufzte sie tief auf und ver-

wunderte sich sehr; denn sie glaubte nicht, daß jemand etwas von dieser Liebe erfahren hätte, obwol dergleichen Reden in den Tagen, wo der vermeintliche Tedaldo ermordet war, sich wegen einiger unvorsichtiger Worte, die der Vertraute Tedaldo's, der um das Geheimniß wußte, hatte fallen lassen, in der Stadt verbreitet hatten. Sie erwiderte: „Wahrlich, ich sehe, daß Gott Euch die Geheimnisse der Menschen offenbart, und so bin ich denn auch nicht gesinnt, die meinigen Euch vorzuenthalten. Es ist wahr, ich habe in meiner Jugend den Unglücklichen, dessen Tod meinem Manne zur Last gelegt wird, auf das zärtlichste geliebt, und habe auch jetzt meinem Schmerze über diesen seinen Tod freien Lauf gelassen; denn so streng und unfreundlich ich vor seiner Abreise mich auch gegen ihn bewies, so haben doch weder die Trennung noch seine lange Abwesenheit, noch selbst sein unglücklicher Tod, in meinem Herzen sein Bild vertilgen können."

Der Pilger entgegnete hierauf: „Nicht den unglücklichen Jüngling, der jüngst getödtet ward, habt Ihr je geliebt, sondern Tedaldo Elisei; sagt mir aber, was war der Grund, um dessentwillen Ihr Euch gegen ihn erzürntet? Beleidigte er Euch denn jemals?" „Nein", sagte die Dame, „beleidigt hat er mich wahrlich nie. Meine Entfremdung wurde aber durch die Worte eines vermaledeiten Pfaffen veranlaßt, bei dem ich einmal zur Beichte ging; denn als ich ihm von meiner Liebe zum Tedaldo und von unserer Vertraulichkeit erzählte, machte er mir einen Lärm und ein Aufhebens, daß ich mich noch davor fürchte, und sagte mir, wenn ich das nicht sein ließe, würde ich in den Abgrund der Hölle und in die Feuerqualen, dem Teufel in den Rachen fahren. Darüber erschrak ich nun so sehr, daß ich mich fest entschloß, die Vertraulichkeit Tedaldo's nicht mehr zu leiden, und um der Versuchung zu entgehen, wollte ich auch keine Botschaft und keinen Brief mehr von ihm annehmen, obgleich ich vermuthe, daß, wenn er ausgeharrt hätte, statt,

wie ich glauben muß, verzweifelt davonzugehen, und wenn ich ihn dann wie den Schnee an der Sonne sich hätte verzehren sehen, ich meinen harten Entschluß aufgegeben haben würde, weil ich doch zu nichts in der Welt so großes Verlangen trug, als zu ihm."

Der Pilger sagte darauf: „Madonna, dies ist die einzige Sünde, um derentwillen Ihr Trübsal erleidet. Ich weiß gewiß, daß Euch Tedaldo auf keine Weise zur Liebe gezwungen hat. Als Ihr ihn lieb gewannet, thatet Ihr es von freien Stücken, weil er Euch wohl gefiel. Dann kam er, Euerm eigenen Willen gemäß, zu Euch und wurde mit Euch vertraut, und Ihr erzeigtet ihm in Euerm fernern Umgang in Worten und Thaten so viel Freundlichkeit, daß, wenn er Euch schon früher lieb hatte, seine Liebe sich nun wol tausendfach vermehrte. Verhielt es sich nun so, und ich weiß, daß es sich so verhalten hat, was für ein Grund durfte vorhanden sein, Euch dahin zu bewegen, daß Ihr Euch so feindlich ihm entzoget? Ueber diese Dinge hättet Ihr im voraus nachdenken und, glaubtet Ihr, sie als ein Verbrechen bereuen zu müssen, sie ganz unterlassen sollen. Ihr wurdet die Seinige, wie er der Eurige wurde. Ihr konntet ebenso, wie Ihr andere Dinge, die Euch gehören, wegwerfen könnt, allerdings nach Euerm Belieben ihn nicht mehr für den Eurigen ansehen; aber Euch ihm, dem Ihr gehörtet, entreißen zu wollen, das war, wenn er nicht seinen Willen dazu gegeben hatte, ein Raub und ein unziemliches Benehmen.

„Nun müßt Ihr wissen, ich bin selbst ein Geistlicher, und kann daher, Euch zum Frommen, etwas ausführlicher über die Sitten der Geistlichen mich auslassen; für mich ist es nicht, wie es für einen andern sein würde, unschicklich, und ich sage gern etwas darüber, damit Ihr für die Zukunft eine richtigere Meinung von ihnen haben möget, als Ihr sie bisher gehabt habt.

„Einst waren allerdings Mönche und Geistliche gar heilige und wackere Leute; aber, die man heute so nennt,

und die dafür gelten wollen, die haben nichts vom Mönche als die Kutte. Und selbst die ist keine rechte Mönchskutte mehr; denn, während diese von den Stiftern der Orden eng und ärmlich und von schlechtem Zeuge bestimmt wurde, um einer Seele zu entsprechen, welche die weltlichen Dinge gering schätzte, als der Körper sich in so niedriges Gewand hüllte, — machen die jetzigen Mönche ihre Kutten weit und reichlich von feinem glänzenden Zeuge, geben ihnen dabei eine erlesene und hohepriesterliche Form, und entblöden sich dann nicht, in Kirchen und auf den Straßen und Plätzen darin, wie die Weltleute in ihren Kleidern, herum zu stolziren. Und wie der Fischer sich bestrebt, im Flusse soviel Fische als möglich mit seinem Netze zu fassen, so sind auch sie bedacht, in die Franzen und Falten ihrer weiten Gewänder recht viele Betschwestern, Witwen und andere thörichte Weiber und Männer zu verwickeln, und kennen außer diesem keine andern Sorgen, keinen andern Beruf. Darum haben denn diese Leute in der That nicht mehr Mönchskutten, sondern nur noch die Farben der Kutten. Während ehemals die Geistlichen danach strebten, die Menschen zur Seligkeit anzuleiten, streben die jetzigen nur nach Weibern und Reichthümern, und verwenden ihre ganze Sorgfalt schon seit lange nur darauf, durch Lärmen und durch Schreckbilder die Gemüther der Thoren zu entsetzen, und ihnen vorzureden, daß die Sünden durch Almosen und Messelesen gebüßt werden, damit ihnen (welche nicht aus Frömmigkeit, sondern allein aus niedriger Gesinnung ihre Zuflucht vor Arbeit und Mühe im geistlichen Stande gesucht haben) der eine Brot, der andere Wein bringe, und der dritte für die Seelen der Verstorbenen Mahlzeiten spende. Nun ist es freilich vollkommen wahr, daß Almosen und Gebete uns helfen, die Sünden abzubüßen; sähen oder wüßten aber diejenigen, die sich ihrer befleißigen, wem sie zugute kommen, so würden sie viel lieber ihre Geschenke behalten, oder sie ebenso viel Säuen vorwerfen.

„Weil diese Mönche aber ferner recht wohl wissen, daß je geringer die Anzahl der Besitzer eines großen Vermögens ist, desto reichhaltigerer Antheil einem jeden zufällt, so geben sie sich alle Mühe, durch ihr Geschrei und durch ihre Drohungen die andern von dem entfernt zu halten, was sie mit niemand zu theilen wünschen. Sie schelten vor den Leuten die Wollust, damit diese ihr entsagen, und die Weiber ihnen allein bleiben mögen. Sie verdammen Wucher und schlechten Erwerb, damit man ihnen auftragen möge, das übel Gewonnene wiederzuerstatten, auf daß sie sich bequemere Kutten, Bisthümer und einträglichere Prälaturen mit dem Gelde erkaufen können, von dem sie versicherten, daß es seine Besitzer nothwendig ins Verderben stürze.

„Wirft man ihnen nun dies und was sie sonst noch unrecht thun, vor, so bilden sie sich ein, durch die Antwort: «Handelt nach unsern Worten und nicht nach unsern Thaten!» sich vollkommen ihrer großen Schuld zu entladen, als ob es den Schafen leichter fiele, Stand zu halten und den Feind zu schlagen, als wie dem Hirten. Auch wissen die meisten unter ihnen recht gut, wie viele von denen, die sie mit einer solchen Antwort abfertigen wollen, dieselbe ganz anders verstehen, als sie gemeint war. Die Pfaffen von heutzutage wollen nämlich, nach der Meinung dieser letzten, daß man nach ihren Reden thue, das heißt, man soll ihnen die Beutel mit Geld anfüllen, ihnen seine Geheimnisse anvertrauen, Keuschheit bewahren, geduldig sein, Beleidigungen vergeben, und des übeln Leumundes sich enthalten — lauter gute, schöne und fromme Sachen; aber warum soll man so handeln? Darum, daß sie thun können, was ihnen nicht gewährt werden würde, wenn die Laien ebenso thäten. Wem ist unbekannt, daß die Faulenzerei ohne Geld nicht bestehen kann? Gibst du nun selbst das Geld zu deinem Vergnügen aus, so wird der Pfaffe in seinem Kloster nicht faulenzen können. Bist du nicht geduldig und vergibst

du nicht Beleidigungen, so wird sich der Mönch nicht in dein Haus wagen, um die Ehre deiner Familie anzutasten. Wozu soll ich erst alles ausführen? Gewiß, so oft sie diese Entschuldigungen vorbringen, klagen sie im Auge der Verständigen sich dadurch an. Warum bleiben sie nicht zu Hause und in der Welt, wenn sie sich für unfähig halten, heilig und enthaltsam zu leben? Wollen sie aber einmal dem geistlichen Stande sich widmen, warum befolgen sie dann nicht das heilige Wort des Evangeliums: „Jesus fing an beides, zu thun und zu lehren?“ Mögen sie denn erst thun und dann andere belehren. Ich habe in meinem Leben gewiß tausend gesehen, die den Hof machen, sich verlieben, und nicht nur weltliche, sondern auch Klosterfrauen besuchen, und dabei auf der Kanzel gerade den ärgsten Lärm machen. Solchen Menschen sollten wir nachleben? Nun, wer Lust hat, der mag es thun; Gott weiß aber, ob er wohl daran thut.

„Aber auch angenommen, der Mönch, der Euch schalt, habe recht gehabt, wenn er sagte, die eheliche Treue zu brechen sei eine sehr große Sünde, so frage ich, ob jemand zu bestehlen nicht eine viel größere ist? Ob es nicht eine viel größere Sünde ist, ihn zu tödten, oder ihn voller Jammer in die Welt hinauszustoßen? Das wird gewiß ein jeder zugeben. Der vertrauliche Umgang eines Mannes und einer Frau ist eine naturgemäße Sünde; aber rauben, tödten und verjagen, das entspringt aus der Bösartigkeit des Gemüths. Daß Ihr den Tedaldo beraubtet, wenn Ihr Euch, die Ihr freiwillig sein geworden waret, ihm wieder entzoget, ist Euch schon oben einleuchtend gemacht worden. Dann sage ich aber, daß Ihr ihn mordetet; denn an Euch, die Ihr Euch immer grausamer gegen ihn bezeigtet, hat es nicht gelegen, wenn er sich nicht mit eigenen Händen umgebracht hat; die Gesetze aber bestimmen, daß, wer an einem geschehenen Uebel schuld ist, demjenigen gleichsteht, der es durch seine eigene That vollbracht hat. Daß Ihr ferner an seinem Exil und

seinem siebenjährigen unglücklichen Umherirren schuld seid, das läßt sich gar nicht leugnen. Und so habt Ihr denn in einem jeden dieser drei Dinge eine viel größere Sünde begangen, als indem Ihr ihm Euern Umgang gewährtet.

„Aber verdiente nicht vielleicht Tedaldo eine solche Behandlung. Gewiß, er that es nicht! Ihr selbst habt das schon gestanden, und ich weiß auch außerdem, daß er Euch mehr als sich selbst liebte. Niemals ist ein Gegenstand so geehrt, so erhoben und so gefeiert worden, wie er es, vorzugsweise vor allen andern Damen, mit Euch that, wenn der Ort es ihm erlaubte, frei und ohne Verdacht zu wecken, von Euch zu reden. Sein ganzes Glück, seine Ehre, seine Freiheit waren allein in Eure Hände von ihm niedergelegt worden. War er nicht ein adelicher Jüngling? War er nicht schön vor andern seinesgleichen? War er nicht wacker in allem, was für junge Leute sich ziemt? War er nicht geliebt, hielt man ihn nicht werth, sah ihn nicht jedermann gerne? Auch hierauf werdet Ihr mir nicht Nein antworten. Wie konntet Ihr also um des Geschwätzes eines dummen, gemeinen und neidischen Pfäffleins willen gegen ihn einen grausamen Entschluß fassen?

„Ich weiß nicht, in was für einen seltsamen Irrthum die Weiber sich befinden, wenn sie die Männer verschmähen und gering schätzen, während sie doch, wollten sie nur bedenken, was sie sind, und wie großer und hoher Adel vor allen andern Geschöpfen von Gott dem Manne gegeben ist, sich glücklich preisen sollten, wenn sie von einem geliebt werden. Ueber alles sollten sie ihn werth halten, und mit aller ihrer Sorgfalt sollten sie sich bestreben, ihm gefällig zu sein, damit er sie zu lieben nie aufhöre. Was Ihr dagegen auf die Worte eines Pfaffen hin thatet, der gewiß auch so ein Topfgucker und Pastetenfresser war, das wißt Ihr selbst. Vielleicht hatte er Lust den Platz einzunehmen, von dem er sich soviel Mühe gab, einen andern zu verdrängen.

„Dies also ist die Sünde, welche die göttliche Gerechtigkeit, die mit rechter Wage allen Handlungen ihre Folgen zutheilt, nicht hat unbestraft lassen wollen; und so ist denn auch Euer Mann um Tedaldo's willen ebenso ohne seine Schuld in Gefahr und Ihr in Angst gekommen, wie Ihr dem Tedaldo ohne dessen Schuld Euch zu entziehen bemühtet. Wollt Ihr nun aus dieser Noth befreit sein, so müßt Ihr mir Folgendes versprechen, noch vielmehr aber dereinst danach thun: geschieht es ja, daß Tedaldo von seiner langen Verbannung wieder zurückkehrt, so müßt Ihr ihm Eure Gunst, Eure Liebe, Euer Wohlwollen und Euern vertraulichen Umgang wieder gewähren und ihn ganz wieder an den Platz einsetzen, den er einnahm, bevor Ihr dem albernen Mönche, thöricht genug, Glauben beimaßet."

Der Pilger hatte seine Rede beendigt, und die Dame seine Worte auf das sorgsamste in sich aufgenommen; sie hielt die Gründe, die er vorgebracht hatte, für vollkommen wahr, und, während sie ihn reden hörte, glaubte sie mit Bestimmtheit, sie erdulde ihre Trübsale um dieser Sünde willen. Nun aber sagte sie: „Freund Gottes, ich erkenne wohl, was Ihr zu mir gesagt habt, sei die Wahrheit, und die Geistlichen, die ich bisher für Heilige gehalten habe, seien so, wie Eure Worte sie mir schildern. Auch sehe ich deutlich ein, daß ich in meinem Benehmen gegen Tedaldo sehr gefehlt habe, und, würde es mir jemals möglich, so wollte ich diesen Fehler gern auf die Weise, die Ihr mir angegeben habt, wieder gutmachen. Wie soll das aber geschehen? Tedaldo kann nie mehr wiederkommen; denn er ist todt. Und so sehe ich nicht ein, warum ich Euch versprechen soll, was doch unmöglich bleiben muß."

Hierauf antwortete der Pilger: „Madonna, Tedaldo ist, wie Gott mir offenbart, durchaus nicht todt, vielmehr lebt er, und wenn er Eure Gunst wieder erlangt, so geht es ihm wohl." Die Dame erwiderte: „Habt Acht, was

Ihr sagt, ich habe ihn vor meiner Thür mit Messerstichen ermordet gesehen; in diesen meinen Armen habe ich ihn gehalten, und ihm das todte Angesicht mit vielen Thränen benetzt, die vielleicht schuld an dem gewesen sind, was man mir seit jener Zeit deswegen Uebels nachgesagt hat." Darauf sagte der Pilger: „Madonna, was Ihr mir auch sagen mögt, ich versichere Euch, daß Tedaldo am Leben ist, und wollt Ihr versprechen und halten, was ich Euch gesagt habe, so hoffe ich, Ihr sollt ihn bald sehen." „Gerne", entgegnete die Dame, „will ich es thun und thue es hiermit; denn nichts könnte mir begegnen, das mir zu gleicher Freude gereichte, als meinen Mann unverletzt wieder frei und den Tedaldo lebend zu sehen."

Nun schien es dem Tedaldo Zeit, sich zu offenbaren und die Dame durch sicherere Hoffnung in Betreff ihres Mannes zu erfreuen. „Madonna", sagte er deshalb, „um Euch wegen Eures Mannes zu trösten, muß ich Euch ein Geheimniß mittheilen, das Ihr Euer Leben lang bewahren und niemand verrathen werdet."

Die Dame hatte schon vorher das höchste Vertrauen zu der Heiligkeit, die sie dem Pilger beilegte, gefaßt, und daher hatte sie ihn bereits in ein entferntes und einsames Zimmer geführt; so zog denn nun Tedaldo einen Ring hervor, den er mit der äußersten Sorgfalt bewahrt hatte, und den die Dame in der letzten Nacht, die er mit ihr zugebracht, ihm geschenkt hatte. Diesen zeigte er ihr und sagte: „Kennt Ihr dies, Madonna?" „Ja wohl, Herr", erwiderte die Dame, als sie den Ring sah und sogleich erkannte; „den schenkte ich einst dem Tedaldo." Darauf richtete der Pilger sich auf, warf Pilgermantel und Hut schnell von sich und sagte in florentinischer Aussprache: „Und kennt Ihr mich denn nun?" Als die Dame ihn sah und erkannte, es sei Tedaldo, erschrak sie heftig und fürchtete sich so sehr vor ihm, wie man sich vor den Leichnamen fürchtet, wenn man sie nach Art der Lebendigen umhergehen sieht. Daher eilte sie auch nicht, ihn

als den von Cypern zurückgekehrten Tedaldo zu bewillkommnen, sondern vor ihm als vor dem aus dem Grabe Erstandenen zu fliehen. Tedaldo hielt sie aber zurück, indem er sagte: „Madonna, zweifelt nicht, ich bin Euer Tedaldo, lebendig und gesund, ich starb nicht und war noch niemals todt, was Ihr und meine Brüder auch glauben möget." Die Dame faßte ein wenig mehr Muth, und als sie seine Stimme erkannte, ihn etwas länger betrachtete und sich selber überzeugte, er sei es wirklich, fiel sie ihm weinend um den Hals, küßte ihn und sagte: „Mein süßer Tedaldo, gottlob, daß du wieder da bist." Als Tedaldo Kuß und Umarmung erwidert hatte, sagte er: „Madonna, zu einem herzlichern Empfange ist jetzt nicht Zeit. Ich will nun gehen und dafür sorgen, daß Euer Aldobrandino Euch wiedergegeben werde. Ich hoffe, Ihr sollt vor morgen Abend erwünschte Neuigkeiten darüber hören. Habe ich indessen, wie ich wol denke, noch heute gute Nachrichten wegen seiner Rettung, so sollt Ihr mich diese Nacht zu Euch kommen lassen, damit ich sie Euch mit größerer Bequemlichkeit erzähle, als ich es jetzt thun könnte."

Darauf bekleidete er sich wieder mit Pilgermantel und Hut, küßte die Dame noch einmal und ging, nachdem er sie mit guten Hoffnungen getröstet hatte, dahin, wo Aldobrandino gefangen saß, und mehr der Furcht des bevorstehenden Todes als der Hoffnung der Rettung nachdachte. Tedaldo trat als ein geistlicher Tröster mit Zustimmung der Gefangenwärter ein, setzte sich neben ihn und sagte: „Aldobrandino, ich bin dein Freund; von Gott, dessen Mitleid deine Unschuld erweckt hat, gesandt, um dich zu retten, und so sollst du, wenn du mir anders aus Ehrfurcht vor ihm ein kleines Geschenk, das ich von dir fordern werde, gewähren willst, vor morgen Abend, wo du dein Todesurtheil erwartest, deine Lossprechung hören." „Wackerer Mann", erwiderte jener, „weil du zu meiner Rettung dich beeiferst, so mußt du,

obgleich ich dich nicht kenne und mich nicht erinnere, dich je gesehen zu haben, mein Freund sein, wie du sagst. In der That, die Sünde, wegen welcher, wie die Leute sagen, ich zum Tode verurtheilt werden soll, habe ich nie begangen; wol aber andere genug, die mir vielleicht meine jetzige Lage von Gott zugezogen haben. Aber ich sage dir, hat Gott jetzt ein Erbarmen mit mir, so will ich gern aus Ehrfurcht vor ihm das Größte, wie viel mehr ein Geringes, übernehmen, geschweige denn versprechen; darum fordere nur, was dir beliebt, und unfehlbar werde ich mein Wort halten, wenn ich glücklich davonkomme." Der Pilger erwiderte darauf: „Ich verlange nichts weiter, als daß du den vier Brüdern des Tedaldo vergeben sollst, daß sie dich in dem Glauben, du seiest an dem Tode ihres Bruders schuld, in eine solche Lage gebracht haben, und daß du sie, wenn sie dich um Verzeihung bitten, als deine Freunde und Brüder behandeln sollst." Aldobrandino antwortete ihm: „Niemand weiß, wie süß die Rache ist, und wie sehnlich man nach ihr verlangt, als wer selbst Beleidigungen empfing; dessenungeachtet aber will ich, damit Gott meine Rettung bewirke, ihnen gerne vergeben, und vergebe ihnen hiermit. Auch will ich, wenn ich erst lebendig aus diesem Gefängnisse heraus bin und aller Gefahr entgehe, in dieser Angelegenheit mich so benehmen, wie es dir belieben wird." Diese Antwort war dem Pilger genügend, und, ohne ihm weitere Auskunft zu ertheilen, bat er den Aldobrandino nachdrücklich, guten Muthes zu sein; denn gewiß solle er, noch ehe der nächste Tag zu Ende gehe, die bestimmtesten Nachrichten über seine Befreiung erhalten.

Darauf verließ er ihn, um auf die Signorie zu gehen, wo er insgeheim dem Edelmann, in dessen Händen die Herrschaft sich an dem Tage befand, Folgendes sagte: „Gnädiger Herr, ein jeder soll mit Freuden dazu wirken, daß der wahre Hergang einer Sache erkannt werde, vor allen aber sollen es diejenigen, die den Platz ein-

nehmen, auf den Ihr gestellt seid, damit die Strafe nicht die Unschuldigen, sondern die Schuldigen treffe. Damit dies also zu Eurer Ehre und zum Unheil derer, die es verdient haben, geschehe, bin ich hierher gekommen. Ihr wißt, wie hart dem Aldobrandino Palermini zugesetzt ist, und Ihr glaubt nun, in Wahrheit gefunden zu haben, er sei es gewesen, der den Tebaldo Elisei umgebracht hat, und seid im Begriffe ihn zu verurtheilen. Gewiß aber ist Eure Meinung falsch, wie ich Euch noch vor Mitternacht vollständig zu beweisen und die wahren Mörder Euch in die Hände zu liefern denke." Der treffliche Mann, der mit Aldobrandino großes Mitleid hatte, lieh den Worten des Pilgers ein williges Ohr, und ließ, nachdem er sich mit ihm genauer darüber besprochen hatte, auch von ihm in jenes Haus eingeführt worden war, im ersten Schlafe die beiden Brüder, die Gastwirthe waren, und ihren Diener ohne Widerstand gefangen setzen. Er wollte, um den wahren Hergang der Sache zu erfahren, sie foltern lassen; aber sie ließen es nicht dazu kommen, sondern bekannten alle einzeln, und ebenso nachher gemeinschaftlich, unverhohlen, sie seien es gewesen, die Tebaldo Elisei, ohne ihn zu kennen, getödtet hätten. Als sie um die Ursache gefragt wurden, antworteten sie, weil er die Frau des einen von ihnen, während sie nicht zu Hause gewesen seien, sehr geplagt und mit Gewalt habe nöthigen wollen ihm zu Willen zu sein.

Als der Pilger dies erfahren hatte, entfernte er sich, nicht ohne bei dem Herrn von der Signorie sich zu beurlauben, und schlich sich heimlich in das Haus der Madonna Ermellina. Hier waren alle andere, bis auf die Dame, bereits schlafen gegangen; sie aber erwartete ihn mit gleichem Verlangen, gute Nachrichten in Betreff ihres Mannes zu hören, als mit ihrem Tebaldo nun völlig sich wieder zu versöhnen. Gleich beim Eintreten sagte er zu ihr: „Freue dich, mein liebstes Herz, denn gewiß sollst du morgen deinen Aldobrandino heil und gesund wieder

hier haben“, und um sie vollständiger davon zu überzeugen, erzählte er ihr nun ausführlich, was er gethan habe. Die Dame fühlte sich über zwei so unerwartete Ereignisse, als die waren, ihren Tedaldo lebendig wieder zu besitzen, den sie als unzweifelhaft todt beweint zu haben glaubte, und Aldobrandino außer Gefahr zu sehen, dessen Tod sie in wenig Tagen beweinen zu müssen dachte, unaussprechlich glücklich, und umarmte und küßte ihren Tedaldo mit der herzlichsten Liebe. Dann gingen sie miteinander schlafen, und schlossen, während sich eins am andern erfreute, ergötzlichen und anmuthigen Frieden. Wie der Morgen sich nahte, erhob sich Tedaldo, nachdem er, was er ferner zu thun gedenke, seiner Dame erklärt, und ihr zugleich aufs neue empfohlen hatte, dies ja völlig geheim zu halten, und verließ, noch immer in Pilgerkleidern, ihr Haus, um, wenn es Zeit sei, die Angelegenheiten Aldobrandino's wahrnehmen zu können.

Die Signorie glaubte hinlänglich über das Verbrechen aufgeklärt zu sein; sie befreite daher gleich am Morgen den Aldobrandino, und ließ wenige Tage darauf den Missethätern, an der Stelle, wo sie den Mord begangen hatten, den Kopf abschlagen. Wie nun Aldobrandino, zu seiner Frau und aller Freunde und Verwandten großer Zufriedenheit, frei geworden war, und alle deutlich einsahen, nur durch die Bemühungen des Pilgers sei dies gelungen, baten ihn die beiden Eheleute, solange in ihrem Hause zu wohnen, als es ihm gefallen würde, in der Stadt zu verweilen, und hier konnten beide nicht satt werden, ihm Liebe und Ehre anzuthun, besonders aber die Frau, die wohl wußte, wen sie vor sich hatte.

Dem Tedaldo aber schien es nach   tigen Tagen Zeit zu sein, seine Brüder mit Aldobrandino wieder zu versöhnen; denn er hörte, sie fühlten sich nicht allein durch dessen Freilassung beschimpft, sondern hätten sich auch aus Furcht bewaffnet. Er erinnerte also den Aldobrandino an die Erfüllung seines Versprechens, zu welcher dieser

sich auch gern bereit erklärte. Der Pilger hieß ihn darauf, zum folgenden Tage ein schönes Gastmahl herrichten, bei dem er verlangte, daß Aldobrandino mit seinen Vettern und den weiblichen Familiengliedern die vier Brüder und deren Frauen bewirthen sollte; er selbst, fügte er hinzu, werde sie sogleich im Namen des ersten zum Gastmahl und zur Versöhnung einladen. Aldobrandino war mit allem zufrieden, was der Pilger wünschte; dieser ging alsbald zu den vier Brüdern, und brachte es nach vielem Hin- und Widerreden, wie es zu ihrer Aufklärung nöthig war, am Ende mit unbesiegbaren Gründen ziemlich leicht dahin, daß sie sich bereit erklärten, um Verzeihung zu bitten und Aldobrandino's Freundschaft wieder zu suchen. Darauf lud er sie sammt ihren Weibern auf den andern Tag zum Mittagsessen bei Aldobrandino ein, und sie nahmen im Vertrauen auf ihn die Einladung willig an.

Am andern Morgen um die Essensstunde gingen zuerst die vier Brüder des Tedaldo, in Trauer wie sie waren, mit einigen ihrer Freunde in das Haus des Aldobrandino, der sie erwartete; hier warfen sie in Gegenwart aller, die von Aldobrandino geladen waren, ihnen Gesellschaft zu leisten, die Waffen auf den Boden, und lieferten sich selbst dem Aldobrandino aus, indem sie ihn zugleich wegen alles dessen, was sie gegen ihn unternommen hatten, um Verzeihung baten. Aldobrandino war zu Thränen gerührt, und nahm sie liebevoll auf; er küßte einen jeden auf den Mund, und vergab mit wenig Worten jede ihm widerfahrene Beleidigung. Hierauf kamen ihre Schwestern und ihre Frauen, alle in Trauer, und wurden von Madonna Ermellina und den andern Damen auf das freundlichste empfangen. Bei Tische wurden alle, Männer sowie Damen, auf das anständigste bewirthet, und nichts bei diesem Gastmahl war anders als löblich; allein eine gewisse Schweigsamkeit abgerechnet, welche der noch neue Schmerz veranlaßte, der sich in den dunkeln Kleidern der Angehörigen Tedaldo's aussprach. Um dieser Trauer willen war

auch das ganze Unternehmen des Pilgers sammt dem Gastmahl von mehreren getadelt worden, wie er dies selbst recht wohl bemerkt hatte. Als es ihm aber Zeit schien, diese Trauer, wie er schon früher bei sich beschlossen hatte, zu vertreiben, stand er auf, während die Uebrigen noch die Früchte genossen, und sagte: „Nichts hat uns gefehlt, um dies Gastmahl fröhlich zu machen, als Tedaldo, den ich euch nun zeigen will, da ihr ihn solange unter euch gehabt habt, ohne ihn zu kennen.“ Und damit warf er Pilgermantel und was sonst zur Pilgertracht gehörte von sich, und stand nun in einem Jäckchen von grünem Zindeltaffet vor ihnen. Sie aber betrachteten ihn mit großer Verwunderung lange Zeit, und erkannten ihn erst allmählich, ehe einer sich unterstand, zu glauben, er sei es wirklich. Wie Tedaldo dies bemerkte, erzählte er ihnen ausführlich von ihrer Verwandtschaft, von einer Menge sie betreffender Vorfälle und von seinen eigenen Schicksalen. Da eilten die Brüder und übrigen Männer unter Freudenthränen ihn zu umarmen, und auch die Frauen, verwandte wie fremde, Donna Ermellina allein ausgenommen, thaten ein Gleiches. Als Aldobrandino dies bemerkte, sagte er: „Was soll das, Ermellina, warum bezeigst du nicht, wie die andern Frauen, dem Tedaldo deine Freude über seine Rückkehr?“ Die Dame aber antwortete ihm vor allen Anwesenden: „Keine unter allen hätte ihn lieber freundlich bewillkommnet, als ich, die ich ihm mehr als irgendeine Dank schuldig bin, weil ich durch seine Hülfe dich wiedererlangt habe; aber das unschickliche Gerede, mit dem man sich getragen hat, als wir den beweinten, den wir für Tedaldo hielten, hält mich davon ab.“ Aldobrandino erwiderte ihr: „Ei, was; denkst du denn, ich werde den Kläffern glauben? Dadurch, daß er meine Rettung bewirkte, hat er deutlich genug die Unwahrheit jenes Geschwätzes, an das ich ohnedies nicht glaubte, bewiesen. Steh' nur auf und mach' schnell, daß du ihn umarmest.“ Die Dame, die nichts anderes

wünschte, zögerte nicht, ihrem Manne hierin Folge zu leisten; vielmehr erhob sie sich sogleich, und umarmte ihn und hieß ihn willkommen, wie die andern es gethan hatten. Dieses adeliche Benehmen des Aldobrandino gefiel den Brüdern Tedaldo's und allen andern gegenwärtigen Männern und Frauen gar sehr, und jener kleine Makel, der wegen der frühern Reden etwa noch in dem einen oder andern Gemüthe gehaftet hatte, wurde dadurch völlig getilgt.

Während nun jeder dem Tedaldo seine Freude bezeigte, riß er selbst seinen Brüdern die schwarzen, und seinen Schwestern und Schwägerinnen die braunen Gewänder vom Leibe, und verlangte, sie sollten gleich sich andere Kleidungsstücke kommen lassen. Wie sie nun alle sich umgekleidet hatten, ergötzten sie sich mit Gesang und Tanz und andern Lustbarkeiten gar lange Zeit, sodaß dies Gastmahl, das einen stillen Anfang gehabt hatte, laut und fröhlich endete. Dann gingen sie, voller Freude wie sie waren, alle in Tedaldo's Haus und aßen dort zu Abend; die Feste aber dauerten auf gleiche Weise noch mehrere Tage lang fort.

Die Florentiner betrachteten den Tedaldo geraume Zeit lang, wie einen von den Todten erstandenen Menschen, als ein Wunder, und viele, sogar die Brüder selbst, zweifelten innerlich noch einigermaßen, ob er es denn auch sei, oder nicht. Sie hielten es noch immer nicht für gewiß, und hätten so vielleicht noch eine Weile gethan, hätte nicht ein Vorfall sich zugetragen, der sie darüber aufklärte, wer der Ermordete gewesen sei; und das war folgender: Soldaten aus der Gegend von Luni gingen eines Tages vor Tedaldo's Hause vorbei, und als sie diesen vor der Thür stehen sahen, gingen sie auf ihn zu und sagten: „Möge es dir wohl gehen, Faziuolo." Tedaldo antwortete ihnen in Gegenwart der Brüder: „Ihr verwechselt mich mit einem andern." Wie die Soldaten ihn reden hörten, schämten sie sich und baten ihn um Ver-

zeihung: „Wahrlich“, sagten sie, „Ihr gleicht, mehr als wir je zwei Leute sich gleichen sahen, einem Kameraden von uns, Namens Faziuolo aus Pontremoli, der vor ungefähr vierzehn Tagen, oder nicht viel längerer Zeit hierher gekommen ist, ohne daß wir irgend weiter hätten erfahren können, was aus ihm geworden sei. Freilich wunderten wir uns wol über Euern Anzug; denn jener war Soldat, wie wir es sind.“ Der älteste Bruder des Tedaldo trat bei diesen Worten vor und frug sie, wie Faziuolo gekleidet gewesen sei. Sie gaben darüber Auskunft, und es fand sich, daß ihre Beschreibung dem Anzuge des Ermordeten genau entsprach, wodurch sie, in Verbindung mit andern Zeichen, sich überzeugten, dieser sei Faziuolo und nicht Tedaldo gewesen, und so schwand denn jeder Verdacht aus der Seele der Brüder. Tedaldo aber, der nun sehr reich geworden war, fuhr in seiner Liebe fort, ohne sich je wieder mit seiner Dame zu veruneinigen; vielmehr genossen sie bei vorsichtigem Benehmen noch lange ihrer Neigung. Gott gewähre uns die Freuden der unserigen.

Achte Geschichte.

Ferondo wird, nachdem er ein gewisses Pulver gegessen hat, für todt begraben; der Abt aber, der sich inzwischen mit seiner Frau ergötzt, holt ihn aus dem Grabe, setzt ihn ins Gefängniß und bildet ihm ein, er sei im Fegefeuer. Dann wird er auferweckt und erzieht einen Sohn, den der Abt mit seiner Frau erzeugt hat, als den seinigen.

So lang die Geschichte der Emilie gewesen war, so hatte sie um dessentwillen doch niemand misfallen, vielmehr hielten alle dafür, Emilie habe in Betracht der Mannich-

faltigkeit der vorgetragenen Ereignisse noch sehr kurz erzählt. Nun aber bezeigte die Königin der Lauretta ihr Verlangen durch einen bloßen Wink und veranlaßte sie dadurch, also zu beginnen:

Ihr lieben Mädchen, ich besinne mich eben auf eine wahre Geschichte, die ich euch zu erzählen Lust habe, die aber, so wenig sie es ist, doch gar sehr einer Lüge gleich sieht. Sie ist mir wieder eingefallen, weil ich eben hörte, wie einer für den andern betrauert und begraben worden ist, während ich euch erzählen werde, wie ein Lebender für todt begraben ward, und wie er sich nachher selbst, mit vielen andern, nicht für fortlebend, sondern für erweckt von den Todten und aus dem Grabe erstanden, gehalten hat, wie aber derjenige, der um deswillen eher als ein Schuldiger hätte verdammt werden sollen, gleich einem Heiligen angebetet ward.

In Toscana nämlich war, und ist noch heutzutage eine Benedictinerabtei, sowie man deren viele sieht, an einem wenig besuchten Orte gelegen, in der ein Mönch zum Abte geworden war, der in jeder Beziehung, allein den Umgang mit Weibern abgerechnet, ein sehr heiliger Mann genannt werden konnte. Diesen Umgang aber wußte er so insgeheim zu betreiben, daß bei seinem Rufe der Strenge und Heiligkeit beinahe niemand dergleichen ahnete, geschweige denn erfahren hätte. Nun traf es sich, daß ein besonders reicher Bauer, Namens Ferondo, mit dem Abte näher bekannt ward und bei seiner unmäßigen Einfalt und Albernheit vom Abte, der sich zuweilen an seinen Narrheiten ergötzen mochte, gern gesehen ward. Inzwischen wurde indeß der Abt gewahr, daß Ferondo ein wunderschönes Weib zur Frau habe, und verliebte sich so sehr in diese, daß er bei Tag und bei Nacht an nichts anderes dachte und fast verzweifeln wollte, als er erfuhr, Ferondo, der in allem übrigen so thöricht und so dumm war, sei vollkommen vernünftig, sobald es sich darum handle, seine Frau zu lieben und zu bewachen. Dennoch

war er geschickt genug, den Ferondo so weit zu bringen, daß er zuweilen mit seiner Frau heraufkam, sich im Klostergarten einige Zeit zu ergötzen. Hier sprach er ihnen dann mit vieler Salbung von der Seligkeit, vom ewigen Leben und von den heiligen Werken vieler verstorbener Männer und Weiber so lange vor, bis die Frau Lust bekam, bei ihm zur Beichte zu gehen, und die Erlaubniß dazu von ihrem Manne, wie sie ihn darum ansprach, sogleich erhielt.

Zu großer Freude des Abts kam die Frau nun wirklich ihm zu beichten, setzte sich zu seinen Füßen und begann, noch ehe sie etwas anderes redete: „Hochwürdiger Herr, hätte mir Gott einen andern oder auch gar keinen Mann gegeben, so würde es mir vielleicht nicht schwer fallen, unter Eurer Anleitung den Weg, der nach Euern Reden den Menschen zum Paradiese führt, zu gewinnen. Wenn ich aber bedenke, was Ferondo für ein Mensch und wie übermäßig seine Albernheit ist, so muß ich in dieser Hinsicht mich eine Witwe nennen, während ich doch wieder insofern verheirathet bin, als ich bei seinen Lebzeiten keinen andern Mann nehmen darf. Dabei ist er nun in seiner Einfalt, ohne irgendeinen Grund, so übertrieben eifersüchtig auf mich, daß ich um dessentwillen nicht anders als in Noth und Elend mit ihm leben kann. Deshalb bitte ich denn, bevor ich zur fernern Beichte schreite, Euch auf das demüthigste, mir in dieser Sache mit einigem Rathe gefällig sein zu wollen; denn erlange ich dadurch nicht erst die Möglichkeit gut zu thun, so wird übrigens das Beichten so wenig helfen als die Buße."

Diese Rede gefiel dem Abte in seiner Seele gar wohl, und ihn däuchte, das Glück habe ihm den Weg, seinen sehnlichsten Wunsch zu erlangen, bereits gebahnt. „Meine Tochter", antwortete er, „wol glaube ich, daß es einer so schönen und gefühlvollen Frau, wie Ihr es seid, sehr lästig sein mag, einen Blödsinnigen zum Manne zu haben; noch beschwerlicher aber muß ein Eifersüchtiger fallen. Da

Ihr nun zugleich den einen und den andern habt, so glaube ich Euch gerne, was Ihr von Euern Leiden erzählt. Für diese aber weiß ich, gerade herausgesagt, nur einen Rath und nur ein Mittel: nämlich ihn von seiner Eifersucht zu heilen. Die Arznei, die ihn zu heilen vermag, weiß ich recht wohl zu machen; wenn Ihr Euch nur getraut, was ich Euch sagen werde, gewißlich geheim zu halten."

Die Frau erwiderte: „Zweifelt nicht, ehrwürdiger Vater, eher will ich mein Leben lassen, als ich jemand das wiedersagte, was Ihr zu sagen mir verboten habt. Wie sollte aber das geschehen?" „Wollen wir", antwortete der Abt, daß er geheilt werde, so muß er nothwendig ins Fegefeuer." „Wie", sprach die Frau, „kann er denn bei lebendigem Leibe dahin kommen?" Der Abt sagte: „Er muß sterben und so hinkommen; wird er dann so viel Qualen erlitten haben, daß er von dieser seiner Eifersucht geheilt ist, so werden wir in gewissen Gebeten den lieben Gott bitten, daß er ihn wieder lebendig macht, und das wird dann auch geschehen." „Soll ich denn eine Witwe werden?" entgegnete die Frau. „Ja", sagte der Abt, „auf einige Zeit, während welcher Ihr Euch aber wohl hüten müßt, Euch an niemand anders verheirathen zu lassen; Gott würde es Euch sehr übel nehmen, und Ferondo, wenn er wiederkäme, und Ihr dann zu ihm zurück müßtet, eifersüchtiger sein, als je zuvor." Die Frau antwortete: „Wird er nur von diesem Uebel befreit, und brauche ich nur dann nicht immer wie im Gefängniß zu sitzen, so bin ich mit allem zufrieden. Thut nach Euerm Gefallen."

„So will ich es denn übernehmen", sagte der Abt; „wodurch wollt Ihr mich aber für einen solchen Dienst belohnen?" „Hochwürdigrr Herr", erwiderte die Frau, „fordert, was Ihr wollt, wenn ich es anders zu leisten vermag. Was kann aber ein armes Weib, wie ich bin, einem so vornehmen Herrn anbieten, das seiner würdig

wäre?“ Darauf sagte der Abt: „Madonna, Ihr könnt für mich nichts Geringeres thun, als was ich für Euch zu unternehmen im Begriffe stehe. Denn, sowie ich zu Euerm Glück und zu Eurer Zufriedenheit zu wirken denke, so seid Ihr im Stande, mein Leben und meine Ruhe mir wiederzugeben.“ „Ist das der Fall“, entgegnete die Frau, „so bin ich bereit.“ „Wohl denn“, sagte der Abt, „so schenkt mir Eure Liebe und gewährt mir Euern Leib; denn nur für Euch glühe ich und verzehre mich im Feuer.“

Als die Frau diese Worte hörte, sagte sie voller Schrecken: „Um Gottes willen, ehrwürdiger Vater, was begehrt Ihr da von mir. Ich dachte, Ihr wäret ein Heiliger. Ziemt sich's nun wol für heilige Männer, die Frauen, die sich bei ihnen Raths zu erholen kommen, um dergleichen Dinge anzusprechen?“ Der Abt antwortete ihr: „Mein süßes Herz, verwundert Euch nicht darüber; die Heiligkeit wird darum nicht geringer; denn sie wohnt in der Seele, und das Verlangen, das ich Euch entdeckt habe, ist eine Sünde des Körpers. Wie dem aber auch sei, Eure holde Schönheit übt solche Gewalt über mich aus, daß die Liebe mich zwingt, zu thun, wie ich gethan habe. Dabei könnt Ihr Euch denn Eurer Schönheit mehr als andere Weiber rühmen, wenn Ihr bedenken wollt, daß sie den Heiligen wohlgefällt, die doch gewohnt sind, die Schönheiten des Himmels zu betrachten. Uebrigens bin ich ein Mensch, wie sehr ich auch Abt bin, und, wie Ihr seht, noch nicht alt. Und so soll es Euch nicht leid sein, zu thun, wie ich Euch gesagt habe, vielmehr sollt Ihr es selber wünschen; denn während Ferondo im Fegefeuer ist, werde ich Euch nachts Gesellschaft leisten und Euch die Unterhaltung gewähren, die er Euch zu bieten hätte. Auch wird es niemals jemand gewahr werden; denn ein jeder denkt von mir so gut und vielleicht noch besser, als Ihr es eben vorhin thatet. Verschmähet nicht die Gnade, die Euch von Gott geboten wird; denn viele sind, die sehnlich begehren, was

Ihr haben könnt und haben werdet, wenn Ihr vernünftig genug seid, meinem Rathe zu vertrauen. Ueberdies habe ich manchen schönen und kostbaren Schmuck, der meinem Willen nach niemand anders als Euch gehören soll. So thut denn, süße Hoffung meines Herzens, für mich, was ich gerne für Euch thue."

Die Frau schlug die Augen nieder und wußte nicht, wie sie dem Abt seine Bitte abschlagen sollte; sie ihm zu gewähren, schien ihr aber nicht gut gethan. Als dieser bemerkte, sie zögere mit der Antwort, nachdem sie ihn doch angehört hatte, glaubte er sie schon halb bekehrt, und wirklich gelang es ihm, durch viele Worte, die er den ersten noch hinzufügte, noch ehe er ausgeredet hatte, ihr in den Kopf zu setzen, was er verlange, sei wohlgethan. Deshalb sagte sie ihm denn ganz verschämt, sie sei bereit, jedem seiner Befehle zu gehorchen; früher aber könne sie nicht, als bis Ferondo im Fegefeuer sein würde. Der Abt erwiderte ihr voller Freuden: „Nun, so wollen wir ihn denn gleich hinschicken; richtet es nur ein, daß er morgen, oder in diesen Tagen zum Besuche zu mir heraufkomme." Mit diesen Worten drückte er ihr verstohlen einen wunderschönen Ring in die Hand und entließ sie.

Die Frau war vergnügt über das Geschenk; denn sie hoffte, daß noch andere folgen sollten, und nachdem sie ihre Freundinnen wieder aufgesucht hatte, erzählte sie ihnen auf dem Heimwege Wunderdinge von der Frömmigkeit des Abts. Wenige Tage darauf ging Ferondo ins Kloster. Sobald der Abt ihn zu sehen bekam, nahm er sich vor, ihn ins Fegefeuer zu schicken. Zu diesem Ende suchte er ein Pulver von wunderbarer Kraft hervor, das er im Orient von einem mächtigen Fürsten mit der Versicherung erhalten hatte, der Alte vom Berge pflege sich desselben zu bedienen, wenn er jemand im Schlaf in sein Paradies oder wieder herausbringen wolle. Es schläfere dasselbe, in größerer oder geringerer Menge gegeben, denjenigen, der es genieße, ohne ihm irgend zu schaden, auf kürzere oder

längere Zeit dermaßen ein, daß, solange seine Kraft dauere, niemand einem solchen einen Funken von Leben beimessen könne. Von diesem Pulver nahm er so viel als nöthig war, um einen dreitägigen Schlaf hervorzubringen, und gab es dem Ferondo, mit einem Glase jungen und noch trüben Weins, in welches er dasselbe unbemerkt gethan hatte, auf seiner Zelle zu trinken. Dann führte er ihn in den Klostergang und fing an, mit einigen andern Mönchen an seinen Thorheiten sich zu ergötzen. Es dauerte indeß nicht lange, so wirkte das Pulver und den Ferondo überfiel eine so plötzliche und unüberwindliche Müdigkeit, daß er noch im Stehen einschlief und schlafend umfiel. Der Abt stellte sich erschrocken über den Vorfall, ließ ihm die Kleider lösen und kaltes Wasser bringen, um ihn damit zu bespritzen; auch versuchte er noch viele andere Mittel, wie wenn er glaubte, die Lebensgeister, die von übeln, aus dem Magen oder sonst aufgestiegenen Dünsten eingenommen seien, auf diese Weise mit dem Bewußtsein zurückzurufen. Als nun der Abt und die Mönche sahen, daß er bei alledem sich nicht erholte, und als sie den Puls, nach dem sie ihm fühlten, regungslos fanden, zweifelte keiner mehr daran, daß er todt sei. Deshalb ließ man es seiner Frau und seinen Angehörigen sagen, die alle schnell herbeikamen und ihn eine Weile gemeinschaftlich beweinten, worauf der Abt ihn, angezogen wie er war, in eine Gruft beisetzen ließ. Die Frau kehrte heim und erklärte, von einem Kinde, das er mit ihr erzeugt hatte, sich nie trennen zu wollen, und so blieb sie im Hause, allein beschäftigt, dem Vermögen, das Ferondo hinterlassen hatte, und der Erziehung ihres Söhnleins vorzustehen.

Der Abt indessen stand des Nachts mit einem bologneser Mönch, der an demselben Tage angekommen war, und zu dem er großes Vertrauen hatte, in aller Stille auf; beide nahmen den Ferondo aus seinem Begräbniß und legten ihn in ein anderes Gewölbe, worin man gar

kein Licht sah, und das zum Strafgefängniß für die Mönche bestimmt war. Hier zogen sie ihm seine Kleider aus, kleideten ihn statt dessen wie einen Mönch, setzten ihn auf ein Bündel Stroh und ließen ihn allein, bis er wieder zu sich kommen würde. Inzwischen wartete der bologneser Mönch, der vom Abte gehörig unterrichtet war, ohne Mitwissen irgendeines andern, daß Ferondo sich erholen sollte.

Der Abt ging am andern Tage mit einigen seiner Mönche wie zum Besuche in das Haus der Frau, die er ganz in Trauerkleidern und sehr betrübt fand. Nachdem er sie eine Weile getröstet hatte, erinnerte er sie leise an ihr Versprechen. Da die Frau sich nun frei und weder von Ferondo noch sonst von jemand belästigt fühlte, auch an des Abtes Finger schon einen zweiten schönern Ring bemerkt hatte, sagte sie, sie sei bereit, und verabredete mit ihm, daß er die nächste Nacht kommen solle. Wirklich ging er, sobald es Nacht geworden war, in den Kleidern des Ferondo und von seinem Mönche begleitet zu der Frau, bei der er bis zum Morgen unter Scherz und Freuden verweilte, bevor er zu seiner Abtei zurückkehrte. Oft genug machte er denselben Weg in gleicher Absicht, und wurde von einigen, die beim Kommen oder Gehen ihm begegneten, für den Geist des Ferondo gehalten, der, um Buße zu thun, in der Gegend umgehen müßte. Darüber erzählten denn die abergläubischen Leute in dem Dörfchen viele Geschichten, die auch zu den Ohren der Frau kamen, welche indeß wohl wußte, was es damit für eine Bewandtniß habe.

Der bologneser Mönch aber trat, als Ferondo in dem dunkeln Gefängniß erwachte, ohne zu wissen, wo er sich befinde, mit einer fürchterlichen Stimme hinein, und gab ihm mit einigen Ruthen, die er in der Hand hielt, eine gute Tracht Schläge. Ferondo frug unter Weinen und Schreien in einem fort: „Wo bin ich?“ „Du bist im Fegefeuer“, antwortete der Mönch. „Wie“, sagte Ferondo,

„so bin ich denn todt?" „Ja wohl", erwiderte der Mönch. Darauf begann Ferondo, sich selbst, seine Frau und sein Söhnlein bitterlich zu beweinen und sagte dabei die unerhörtesten Albernheiten. Indessen brachte ihm der Mönch etwas zu essen und zu trinken. Als Ferondo das sah, rief er aus: „Mein Himmel, essen denn die Todten?" „Ja", sagte der Mönch, „und was ich dir jetzt bringe, ist dasselbe Essen, welches die Frau, die ehemals dir zugehörte, heute Morgen der Kirche geschickt hat, um für deine Seele eine Messe lesen zu lassen. Das kommt dir nun, auf unsers Herrgottes Befehl, hier zugute." Darauf sagte Ferondo: „Ach, du meine Güte! Na, Gott gebe ihr ein vergnügtes Jahr. Ich bin ihr freilich vor meinem Tode immer gar zu gut gewesen, und hab' sie immer die ganze Nacht im Arm gehabt, und habe nichts anderes gethan als sie geküßt, und habe auch was anderes gethan, wenn ich die Lust kriegte." Dann fing er, hungerig und durstig wie er war, zu essen und zu trinken an. Da ihm aber der Wein nicht allzu gut vorkam, sagte er wieder: „Herrgott, gib ihr Unglück, sie hat dem Priester doch nicht von dem Fasse an der Wand geschickt."

Als er nun gegessen und getrunken hatte, kriegte ihn der Mönch wieder vor und schlug ihn mit denselben Ruthen aufs neue ganz mürbe. Nachdem Ferondo lange genug gejammert hatte, sagte er zu ihm: „Mein Gott, warum thast du denn das?" Der Mönch sagte: „Darum, weil unser Herrgott befohlen hat, daß dies alle Tage zweimal so geschehe. „Aus was für einer Ursache denn?" sagte Ferondo. Der Mönch erwiderte: „Weil du eifersüchtig warest, obgleich du das beste Weib zur Frau hattest, die weit und breit zu finden ist." „Ach Gott ja", sagte Ferondo, „und das honigsüßeste, viel verzuckerter als Marzipan. Aber ich wußte nicht, daß unser Herrgott es übel nähme, wenn ein Mann eifersüchtig ist; sonst wäre ich's nicht gewesen." Der Mönch antwortete: „Das hättest du bedenken und dich bessern sollen, während du

noch in jener Welt warest. Und sollte sich's treffen, daß du wieder hinkämst, so gib nur Acht, daß du in Gedanken behältst, was ich dir jetzt anthue, und daß du nie wieder eifersüchtig bist." „Ei", sagte Ferondo, „kommt denn jemals einer zurück, der gestorben ist?" „Freilich", entgegnete der Mönch, „wen Gott wieder hinbringen will!" „Ach Gott", sagte Ferondo, „wenn ich jemals zurückkäme, so wollte ich der beste Mann von der Welt sein; ich wollte sie niemals schlagen, niemals schelten, außer wegen des Weins, den sie heute Morgen geschickt hat. Sie hat aber auch kein bischen Licht gegeben, und ich habe im Dunkeln essen müssen." Der Mönch antwortete: „Wol hat sie Licht geschickt, aber man hat es zu den Seelenmessen verbrannt." „Ja", sagte Ferondo, „da wirst du recht haben. Und gewiß, wenn ich wieder hinkomme, da will ich sie thun lassen, wozu sie Lust hat. Aber, sag' mal, wer bist denn du, der du so mit mir umgehst?" Der Mönch erwiderte: „Ich bin auch todt, und war aus Sardinien, und weil ich im Leben meinen Herrn wegen seiner Eifersucht häufig gelobt habe, bin ich von Gott zu der Strafe verurtheilt, daß ich dir so lange zu essen und zu trinken geben und dich solcher Weise schlagen muß, bis Gott über dich und mich anders beschließen wird." Ferondo sagte: „Ist denn niemand hier, als nur wir beide?" „Ja wohl", sagte der Mönch, „zu Tausenden; aber du kannst sie so wenig hören und sehen, als sie dich." Darauf sagte Ferondo: „Wie weit sind wir denn wol von uns zu Hause?" „Oho", antwortete der Mönch, „du bist hier noch Meilen weit hinter Schön-Kackenhausen." „Ei der Kukuk!" sagte Ferondo, „das ist einmal weit; meinem Bedünken nach ist das so weit, daß wir schon aus der Welt raus sein sollten?"

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen wurde Ferondo bei Essen und Schlägen an die zehn Monate gehalten, während welcher der Abt, der sich gar glücklich fühlte, oft genug die hübsche Frau besuchte und sich mit

ihr den schönsten Zeitvertreib von der Welt machte. Wie aber die Unfälle mitunter zu kommen pflegen, so wurde die Frau schwanger und sagte es dem Abt, da sie es noch früh genug gemerkt hatte. Darum schien es denn nun beiden gerathen, daß Ferondo unverzüglich vom Fegefeuer zurückkommen und wieder ins Leben gerufen werden solle, auf daß sie, nachdem sie wieder beisammen gewesen wären, vorgeben könne, von ihm schwanger zu sein. Zu diesem Ende ließ der Abt in der nächsten Nacht den Ferondo in seinem Kerker mit verstellter Stimme anrufen und ihm Folgendes sagen: „Ferondo, sei guten Muthes, Gott beliebt es, dich in die Welt zurückzuschicken. Wenn du wieder hingekommen bist, wird deine Frau dir einen Sohn gebären, den sollst du Benedict nennen; denn Gott erzeigt dir diese Gnade um der Gebete deines heiligen Abts und deiner Frau willen, und aus Liebe zum heiligen Benedict." Als Ferondo das hörte, wurde er sehr froh und sagte: „Na, das ist mir lieb; Gott möge es unserm Herrgott lohnen, und dem Abte und dem heiligen Benedict und meiner honigsüßen, candirten, mit Käse bestreuten Frau ebenfalls." Darauf ließ ihm der Abt im Weine, den er ihm zu trinken gab, so viel von jenem Pulver reichen, daß er etwa vier Stunden lang davon schlafen mußte, und legte ihn, nachdem er wieder mit den alten Kleidern angethan war, mit Hülfe seines Mönchs aufs neue in die Gruft, in welche er zuerst begraben worden war.

Am andern Morgen kam Ferondo, wie der Tag anbrach, wieder zu sich, und sah durch einige Spalten der Gruft das Licht wieder, das er wol seit zehn Monaten nicht gesehen hatte. Da es ihm nun so vorkam, als sei er lebendig, so fing er an zu rufen: „Macht auf, macht auf", und stemmte sich selbst mit solcher Kraft gegen die Decke der Gruft, daß er, weil sie leicht zu heben war, sie lüftete. Er war noch damit beschäftigt, sie ganz abzuwerfen, als einige Mönche, die eben ihr Morgengebet ge-

sprochen hatten, herbeiliefen, die Stimme des Ferondo erkannten und ihn aus dem Grabe steigen sahen. Voller Schrecken über die unerhörte Begebenheit entflohen sie und eilten zum Abte. Dieser that, als stände er eben vom Gebete auf, und sagte: „Kinder, fürchtet euch nicht. Nehmt Kreuz und Weihwasser und folgt mir nach, damit wir sehen, was die göttliche Allmacht uns offenbaren will.“ Und so thaten sie.

Ferondo war indessen, ganz bleich von der langen Zeit, während welcher er den Himmel nicht gesehen hatte, aus der Gruft herausgestiegen. Sobald er den Abt erblickte, eilte er zu seinen Füßen und sagte: „Ehrwürdiger Vater, Eure Gebete nebst denen des heiligen Benedict und meiner Frau haben mich, wie mir offenbart worden ist, den Strafen des Fegefeuers entnommen und ins Leben zurückgerufen. Ich bitte Gott, daß er Euch dafür ein gutes Jahr und gute Tage heute und allezeit bescheren möge.“ Der Abt antwortete: „So sei denn die göttliche Allmacht gelobt! Gehe, mein Sohn, da Gott dich zurückgesandt hat, und tröste deine Frau, die, seitdem du von hinnen schiedest, immer in Thränen geschwommen hat; gehe und sei von nun an Gottes Freund und Diener.“ Ferondo sagte: „Hochwürdiger Herr, so ist mir wol gesagt worden. Laßt mich nur machen; denn wie ich hinkomme, küsse ich sie auch gleich, so gut bin ich ihr.“

Der Abt blieb mit seinen Mönchen zurück und bezeigte viele Verwunderung über diese Begebenheit, weswegen er denn in großer Demuth das Miserere singen ließ. Ferondo kehrte indeß ins Dorf zurück, wo jeder, der ihn sah, vor ihm floh, wie man es vor entsetzenswerthen Dingen zu thun pflegt. Er aber rief sie zurück und versicherte, er sei auferweckt worden. Die Frau fürchtete sich ebenfalls vor ihm, bis endlich die Leute etwas mehr Zutrauen zu ihm faßten, sich überzeugten, daß er lebendig sei, und ihn um vielerlei aus jener Welt befrugen. Er antwortete allen, als ob er vernünftiger zurück-

gekehrt sei, erzählte ihnen Neuigkeiten von den Seelen ihrer Angehörigen und erfand sich selber die schönsten Fabeln von der Welt über die Einrichtungen des Fegefeuers; auch erzählte er vor allem Volke die Offenbarung, die ihm durch den Mund des Herzbengel Gabelgürg vor seiner Wiedererweckung gemacht worden sei. Unterdessen kehrte er mit der Frau in sein Haus zurück, nahm von seinem Vermögen wieder Besitz und schwängerte sie, wenigstens seiner Meinung nach. Zum Glücke traf es sich, daß die Frau gerade zu der Zeit, welche nach der Meinung der Thörichten, die sich einbilden, die Weiber trügen genau neun Monate lang die Kinder im Leibe, die richtige war, von einem Knaben genas, der Benedict Ferondo getauft ward.

Die Rückkehr Ferondo's und seine Reden vermehrten dem Abte seinen Geruch der Heiligkeit um vieles; denn fast jedermann glaubte, jener sei wirklich vom Tode erweckt. Ferondo aber, der wegen seiner Eifersucht so viele Schläge bekommen hatte, war nun gänzlich von ihr geheilt, und plagte, wie der Abt versprochen hatte, von nun an die Frau nie mehr damit. Diese war darüber sehr erfreut und lebte wie zuvor mit ihm in allen Ehren, ohne jedoch zu versäumen, wenn es sich schicklich thun ließ, mit dem heiligen Abte sich zu sehen, der so gut und so sorgfältig sie in den wichtigsten Angelegenheiten bedient hatte.

Neunte Geschichte.

Gillette von Narbone heilt den König von Frankreich von einer Fistel und verlangt dafür Bertrand von Roussillon zum Manne. Dieser heirathet sie wider Willen und geht aus Verdruß nach Florenz. Hier verliebt er sich in ein junges Mädchen, die er zu umarmen glaubt, während er Gillette beschläft. Diese gebiert ihm zwei Söhne, um derentwillen er sie lieb gewinnt und als Frau behandelt.

Da die Königin dem Dioneus sein Vorrecht nicht rauben wollte, so kam die Reihe des Erzählens, als Laurettens Geschichte geendigt war, an niemand anders als an sie selbst. Deshalb begann sie denn, ohne eine Aufforderung der Uebrigen abzuwarten, fröhlich also zu reden:

Wer könnte wol eine Geschichte erzählen, die Beifall gewänne, nachdem wir die von Lauretten gehört haben? Wahrlich, es ist gut für uns, daß sie nicht die erste war, sonst würden wenige der andern uns gefallen haben. Denen, die heute noch mitgetheilt werden sollen, wird es, wie mich dünkt, freilich so ergehen; wie dem aber auch sei, will ich immerhin erzählen, was mir in Bezug auf den vorgeschriebenen Gegenstand eben einfällt.

Im Königreich Frankreich lebte ein Edelmann, namens Isnard Graf von Roussillon, der, weil er kränklich war, immer einen Arzt bei sich hatte, der Gerard von Narbonne hieß. Der genannte Graf hatte einen einzigen kleinen Sohn, mit Namen Bertrand, der von großer Schönheit und guten Sitten war. Mit ihm wurden mehrere Kinder seines Alters erzogen, unter denen sich eine Tochter des erwähnten Arztes, namens Gillette, befand. Diese fühlte

für den jungen Bertrand eine unendliche Liebe, die viel glühender war, als es für ihr zartes Alter gehörte. Bertrand aber mußte, als der Graf gestorben war und in seinem Testamente ihn den Händen des Königs anvertraut hatte, nach Paris ziehen, worüber das junge Mädchen unbeschreiblich trostlos war. Wie nun bald darauf auch ihr Vater starb, wäre sie, wenn sie einen schicklichen Vorwand gewußt hätte, gar gerne auch nach Paris gegangen, um Bertrand wiederzusehen. Da sie aber um des Reichthums willen, der ihr nun allein geblieben war, von vielen beachtet ward, so wußte sie keine anständige Auskunft. Inzwischen hatte sie, bereits zu mannbaren Jahren gekommen, da sie noch immer den Bertrand nicht vergessen konnte, ohne den Grund davon anzugeben, schon viele, mit denen ihre Verwandten sie hatten verheirathen wollen, zurückgewiesen.

Nun geschah es, daß sie, mehr als je in Liebe zu Bertrand entbrannt, der, wie ihr berichtet ward, ein schöner Jüngling geworden war, zufällig vernahm, der König von Frankreich sei infolge eines Geschwürs, das er auf der Brust gehabt hatte und das von den Aerzten schlecht geheilt war, mit einer Fistel behaftet, die ihm große Unbequemlichkeit und heftige Schmerzen verursache. Auch habe sich noch kein Arzt gefunden, so viele sich schon daran versucht hätten, der im Stande gewesen wäre, ihn zu heilen, vielmehr hätten alle das Uebel verschlimmert. Darum wolle denn der König, der jetzt an der Heilung verzweifle, von niemand mehr Rath oder Hülfe annehmen. Das Mädchen war hoch erfreut hierüber; denn nun glaubte sie nicht nur einen genügenden Vorwand gefunden zu haben, um nach Paris zu reisen, sondern sie hoffte auch, wenn diese Krankheit wirklich dieselbe wäre, die sie vermuthete, es leicht dahin bringen zu können, daß sie Bertrand zum Manne bekomme. Deshalb fertigte sie, von ihrem Vater in ärztlichen Dingen vielfach belehrt, aus gewissen Kräutern, die für die Krankheit dienlich waren,

welche sie beim Könige voraussetzte, ein Pulver an, stieg damit zu Pferde und reiste nach Paris.

Hier war ihr erstes Geschäft, daß sie Bertrand zu sehen suchte, und erst als ihr dies gelungen war, trat sie vor den König, und bat es sich von ihm als Gnade aus, daß er sein Uebel ihr zeige. Der König konnte es bei ihrer Jugend, Schönheit und Anmuth ihr nicht abschlagen, und zeigte ihr seinen Schaden. Sobald sie ihn gesehen hatte, faßte sie ein festes Zutrauen, ihn heilen zu können, und sagte: „Gnädiger Herr, wenn es Euch beliebt, so hoffe ich zu Gott, ohne Euch irgend Schmerzen oder Beschwerde zu machen, in acht Tagen von dieser Krankheit Euch befreit zu haben.“ Der König lachte im Stillen über ihre Worte, und sagte zu sich: „Wie sollte ein junges Mädchen zu bewirken wissen, was die größten Aerzte der Welt nicht vermocht und nicht verstanden haben?“ Darum dankte er ihr für ihren guten Willen, antwortete aber, er habe bei sich beschlossen, keinen ärztlichen Rath weiter zu befolgen. Darauf erwiderte das Mädchen: „Gnädiger Herr, Ihr verschmäht meine Kunst, weil ich ein Weib und noch jung bin. Ich erinnere aber dagegen, daß ich nicht durch *meine* Wissenschaft, sondern durch Gottes Beistand und durch die Wissenschaft des Meisters Gerard von Narbonne, der mein Vater und ein berühmter Arzt war, zu heilen verstehe.“

Der König sagte darauf in seinen Gedanken: „Vielleicht ist dies Mädchen mir von Gott gesandt; warum versuche ich nicht, was sie zu thun weiß, da sie mir doch verspricht, mich ohne Beschwerde in kurzer Zeit zu heilen?“ Und so sprach er, entschlossen, es mit ihr zu versuchen: „Jungfrau, wenn Ihr uns nicht heilt, im Falle wir um Euretwillen unserm Entschlusse zuwiderhandelten, was wollt Ihr dann, daß mit Euch geschehe?“ „Gnädiger Herr“, erwiderte das Mädchen, „laßt mich bewachen und, wenn ich Euch in acht Tagen nicht heile, so laßt mich verbrennen. Was soll ich aber für Lohn erhalten, *wenn*

ich Euch heile?“ Darauf antwortete der König: „Ihr scheint uns noch unverheirathet. Wenn Ihr das thut, so werden wir Euch einen guten und angesehenen Mann geben.“ „Gnädiger Herr“, sagte das Mädchen, „wahrlich, mir ist es lieb, wenn Ihr mich verheirathen wollt; ich begehre aber den zum Mann, den ich mir von Euch erbitten werde, wobei ich keinen Eurer Söhne und keinen aus dem königlichen Hause fordern will.“ Der König versprach ihr alsbald, nach ihrem Wunsche zu thun.

Das Mädchen begann nun ihre Heilung und hatte binnen kurzem, noch vor der bestimmten Frist, den König wiederhergestellt. Wie sich dieser nun geheilt fühlte, sagte er: „Jungfrau, Ihr habt Euch den versprochenen Mann wohl verdient.“ „Gut, gnädiger Herr“, sagte das Mädchen, „so habe ich denn Bertrand von Roussillon verdient, den ich schon in meiner Kindheit zu lieben anfing und seit der Zeit immer von ganzem Herzen geliebt habe.“ Dem König schien es ein Großes, ihr diesen geben zu sollen; da er es aber einmal versprochen hatte und sein Wort nicht brechen wollte, so ließ er ihn zu sich rufen und sprach zu ihm: „Bertrand, Ihr seid nun erwachsen und hinlänglich ausgebildet. Wir wollen, daß Ihr nun zurückkehrt, Eure Grafschaft selbst zu regieren; auch sollt Ihr ein Mädchen mit Euch heimführen, das wir Euch zur Frau bestimmt haben.“ Bertrand antwortete: „Und wer ist das Mädchen, gnädiger Herr?“ „Dieselbe“, antwortete der König, „die mit ihren Heilmitteln unsere Gesundheit wiederhergestellt hat.“ Bertrand hatte sie bereits gesehen und erkannt, und obwol auch er sie gar schön fand, sagte er dennoch in dem Gefühle, daß sie von keinem Geschlechte sei, welches seinem hohen Adel gezieme, ganz zornig: „Gnädiger Herr, wollt Ihr mir eine Quacksalberin zur Frau geben? Das möge doch Gott verhüten, daß ich mir jemals solch ein Frauenzimmer nehme.“ Der König antwortete: „So wollt Ihr denn, daß wir unserm Worte untreu werden, welches wir, um unsere

Gesundheit wiederzuerlangen, dem Mädchen gaben, das nun Euch, als Lohn, zum Manne begehrt hat?" „Gnädiger Herr", sagte Bertrand, „Ihr könnt mir alles nehmen, was ich besitze, und mich als Euern Vasallen verschenken, an wen es Euch beliebt; das aber versichere ich Euch, daß ich mich wegen dieser Heirath niemals zufrieden geben werde." „Ihr werdet schon", sagte der König; „denn das Mädchen ist hübsch und verständig, und liebt Euch sehr. Deshalb hoffen wir, daß Ihr mit ihr viel glücklicher leben werdet, als Ihr es mit einer Dame von höherer Abkunft gethan haben würdet."

Bertrand schwieg und der König ließ große Zurüstungen zum Hochzeitfeste machen. Als nun der festgesetzte Tag herangekommen war, vermählte sich Bertrand, so ungern er es auch that, in Gegenwart des Königs mit dem Mädchen, das ihn mehr als sich selbst liebte. Sobald dies aber geschehen war, beurlaubte er sich, wie er schon zuvor beschlossen hatte, beim König unter dem Vorwande, daß er in seine Grafschaft zurückkehren und dort erst die Ehe vollziehen wolle. Damit stieg er zu Pferde und reiste nicht in seine Grafschaft, sondern kam nach Toscana. Als er hier vernahm, daß die Florentiner mit den Sienesern im Kriege begriffen seien, entschloß er sich, zu ihren Gunsten am Streite theilzunehmen. Er ward mit großer Freude und Ehrenbezeigungen von ihnen empfangen, und, als sie ihn zum Anführer einer Abtheilung ihrer Kriegsleute gemacht und bedeutenden Sold ihm ausgesetzt hatten, blieb er eine gute Weile in ihren Diensten.

Die junge Frau war über diesen Hergang nicht sehr erfreut, reiste indeß in der Hoffnung, durch ihr gutes Benehmen ihn in seine Grafschaft zurückzurufen, nach Roussillon, und ward daselbst von allen als ihre Gebieterin aufgenommen. Weil nun während der langen Abwesenheit des Grafen alle Geschäfte verwahrlost waren, brachte sie dieselben, vermöge ihres großen Geschickes, mit vieler Mühe und Fleiß wieder in die beste Ordnung, worüber

die Unterthanen sich gar sehr freuten und ihr besonders zugethan wurden, auch den Grafen, dem sie nicht recht war, lebhaft tadelten.

Als sie nun alles im Lande wieder in guten Stand gesetzt hatte, gab sie dem Grafen durch zwei Edelleute Nachricht davon, und bat ihn, wenn er um ihretwillen zögere, in seine Grafschaft zu kommen, so möge er sie davon unterrichten und sie werde alsdann, ihm zu Gefallen, die Gegend verlassen. Der Graf antwortete ihnen äußerst hart: „Mag sie thun, wozu sie Lust hat; was mich aber betrifft, so werde ich nicht eher heimkehren, um mit ihr zu leben, als bis sie diesen Ring am Finger und ein Kind, das ich mit ihr gezeugt habe, auf dem Arme trägt.“ Eben den Ring aber hielt er sehr werth, und trennte sich auch wegen einer gewissen Kraft, die, wie man ihn überredet hatte, demselben beiwohnte, niemals von ihm.

Die Edelleute fühlten wol die Härte der Bedingung, die von zwei fast unmöglichen Dingen abhängig gemacht war; da sie aber sahen, daß sie ihn durch ihre Worte von seinem Vorsatze nicht abbringen konnten, so kehrten sie zu der Dame zurück und erzählten ihr des Grafen Antwort. Sie wurde darüber gar sehr betrübt, entschloß sich indeß nach langer Ueberlegung, zu versuchen, ob sie nicht vielleicht jene Forderungen erfüllen könne. Um nun auf solche Weise in Zukunft ihren Gemahl wiederzugewinnen, versammelte sie, sobald sie mit sich einig geworden war, was sie thun solle, einige der ältesten und tüchtigsten Männer aus der Grafschaft, und erzählte ihnen ganz der Ordnung nach, mit kläglichen Worten, was sie alles aus Liebe zum Grafen gethan und was für einen Lohn sie dafür erhalten habe. Zuletzt eröffnete sie ihnen ihre Absicht, nicht durch ihr längeres Verweilen des Grafen ewiges Exil zu veranlassen, sondern vielmehr den Rest ihres Lebens allein zu Pilgerfahrten und mitleidigen Werken zum Heil ihrer Seele zu verwenden. Deshalb bat sie jene Männer, daß sie Wache und Verwaltung

der Grafschaft übernehmen und den Grafen in Kunde setzen möchten, wie sie den Besitz frei und ledig gelassen habe, und in der Absicht, nie wieder nach Roussillon zu kommen, fortgezogen sei. Während sie also sprach, vergossen die guten Leute viele Thränen, und baten sie dringend, ihren Entschluß aufzugeben und bei ihnen zu bleiben. Alles indeß war vergebens.

Die Dame empfahl sich dem göttlichen Schutze, und trat in Begleitung eines ihrer Vettern und einer Dienerin in Pilgerkleidern und mit Geld und kostbaren Steinen wohl versehen, ohne daß jemand gewußt hätte, wohin sie gingen, die Reise an, und verweilte auch nicht eher, als bis sie in Florenz angelangt war. Hier kehrte sie, vom Zufall geleitet, in einem kleinen Gasthof ein, der einer guten Witwe gehörte, und gab sich, voller Verlangen, von ihrem Herrn Nachricht zu erhalten, für eine arme Pilgerin aus. Nun traf es sich, daß sie schon am andern Tage den Bertrand mit seinem Gefolge vor dem Gasthofe vorüberreiten sah. Obgleich sie ihn gar wohl erkannte, fragte sie doch die gute Wirthin, wer es sei. Diese erwiderte: „Er ist ein fremder Edelmann, der sich Graf Bertrand nennt, ein gefälliger, freundlicher Herr, den man in unserer Stadt ausnehmend gerne sieht, und der in eine meiner Nachbarinnen, ein armes Edelfräulein, über alle maßen verliebt ist. Das ist ein gar sittsames und wackeres Mädchen, die nur um ihrer Armuth willen noch nicht verheirathet ist, und mit ihrer Mutter, einer verständigen und wackern Frau, zusammenlebt. Aber wer weiß, was sie diesem Grafen nicht schon zu Gefallen gethan hätte, wenn ihre Mutter nicht wäre?“

Die Gräfin nahm den Inhalt dieser Worte sorgfältig in sich auf, erkundigte sich noch genauer nach allen Umständen, und faßte ihren Entschluß, sobald sie von allen unterrichtet war. Zu diesem Ende ließ sie sich Namen und Wohnung jener Frau und ihrer Tochter, in welche der Graf verliebt war, bezeichnen, und ging eines Tags,

ohne jemand etwas davon zu sagen, in Pilgerkleidung zu ihnen. Sie fand Mutter und Tochter recht ärmlich aussehend, begrüßte sie und sagte der ersten, wenn es ihr gefiele, wünschte sie mit ihr zu reden. Die Edelfrau stand auf und sagte, sie sei bereit zu hören, und so gingen sie in eine Nebenstube, wo die Gräfin, als sie sich niedergelassen hatten, so zu sprechen anfing: „Madonna, Ihr gehört, wie es mir scheint, sowol als ich, zu den Feinden Fortunens; wenn Ihr aber wolltet, so könntet Ihr wol Euch und mich glücklich machen." Die Dame antwortete, sie wünsche nichts so sehr, als ihre Lage auf anständige Weise zu verbessern. Die Gräfin fuhr fort: „Ich bedarf Eurer Verschwiegenheit. Verlasse ich mich auf sie, und verrathet Ihr mich dennoch, so schadet Ihr Euch ebenso wol als mir." „Vertrauet mir ruhig", erwiderte die Edeldame, „was Euch immer gefällt; gewiß werdet Ihr nie von mir betrogen werden." Darauf erzählte ihr denn die Gräfin auf so bewegliche Weise, wer sie sei und was sich alles zugetragen habe, seit sie zuerst sich in den Grafen verliebte, daß die Edeldame, welche diese Begebenheiten zum Theil schon von andern gehört hatte, ihren Worten Glauben beimaß und sie zu bemitleiden anfing.

Als die Gräfin mit ihrer Erzählung fertig war, fuhr sie fort: „Ihr habt gehört, was für zwei Dinge ich, zu meinem übrigen Unglück, besitzen muß, wenn ich meinen Mann erlangen will. Ist es nun wahr, was ich vernehme, daß der Graf Eure Tochter auf das zärtlichste liebt, so sehe ich ein, daß niemand außer Euch mir diese Dinge verschaffen kann." Die Edeldame antwortete ihr: „Madonna, ob der Graf meine Tochter liebe, das weiß ich nicht; aber sein Benehmen ist ganz danach. Was kann ich aber deshalb thun, um Euch zu verschaffen, was Ihr wünschet?" „Madonna", erwiderte die Gräfin, „gleich will ich es sagen; zuvor aber sollt Ihr hören, was Euch für ein Vortheil daraus erwachsen wird, wenn Ihr hierin mir dienet. Ich sehe, Eure Tochter ist schön und alt

genug zum Heirathen; auch muß ich aus dem, was ich gehört habe und selbst zu bemerken glaube, schließen, daß Ihr sie nur aus Mangel an einer anständigen Ausstattung noch im Hause behaltet. So denke ich denn zum Dank des Dienstes, den Ihr mir leisten sollt, Eurer Tochter von meinem Gelde eine Mitgabe auszusetzen, wie Ihr selbst sie angemessen glauben werdet, um sie ehrenvoll zu verheirathen." Der Dame, die bedürftig war, gefiel das Anerbieten sehr; dennoch aber antwortete sie zufolge ihrer adelichen Gesinnung: „Madonna, sagt mir, was ich für Euch thun kann? Ziemt es sich für mich, so soll es gern geschehen, und Ihr mögt nachher thun, was Euch belieben wird."

Darauf sagte die Gräfin: „Zu meinen Absichten ist es nöthig, daß Ihr durch jemand, auf den Ihr Euch verlassen könnt, dem Grafen, meinem Manne, sagen lasset, Eure Tochter sei gesonnen, ihm allen Willen zu thun, wenn sie nur gewiß sei, daß er sie wirklich so lieb habe, wie er vorgibt. Das könne sie aber nicht anders glauben, als wenn er ihr den Ring schicke, den er immer am Finger trägt, und der ihm, wie sie gehört habe, so theuer sei. Schickt er ihr den Ring, so werdet Ihr ihn mir geben und dem Grafen sagen lassen, daß Eure Tochter bereit sei, alle seine Wünsche zu erfüllen. Dann müßt Ihr ihn heimlich hierher kommen lassen, und mich unvermerkt anstatt Eurer Tochter ihm zur Seite legen. Vielleicht gewährt mir Gott die Gnade, daß ich von ihm empfange, und dann werde ich, seinen Ring am Finger und sein Kind auf dem Arme, ihn wiedergewinnen und mit ihm leben können, wie es Mann und Frau geziemt, und das werde ich dann Euch verdanken."

Der Edeldame schien es ein bedenkliches Ding, und sie fürchtete sehr, daß große Schande für ihre Tochter daraus entspringen könne. Wie sie aber wieder bedachte, es sei löblich, dazu mitzuwirken, daß die gute Frau ihren Mann wiederbekomme, und es sei auch eine löbliche Absicht, die

sie also zu thun bewog, versprach sie nicht nur, im Vertrauen auf ihre gute und ehrbare Gesinnung, das Gewünschte zu thun, sondern sie erhielt auch auf dem angegebenen Wege in wenig Tagen mit geheimer Vorsicht jenen Ring, obgleich es dem Grafen schwer fiel, sich von ihm zu trennen, und legte mit großer Geschicklichkeit die Gräfin statt ihrer Tochter dem Grafen zur Seite.

In diesen ersten Vereinigungen, die vom Grafen inbrünstig gewünscht waren, empfing, nach Gottes Willen, die Dame zwei männliche Kinder, wie sich zur gehörigen Zeit bei der Entbindung zeigte. Auch gewährte die Edelfrau der Gräfin die Umarmungen ihres Gemahls nicht nur einmal, sondern vielemal, wobei sie so vorsichtig zu Werke ging, daß nichts von diesem Verhältnisse verlautete und der Graf fortwährend der Meinung war, nicht seine Frau, sondern die, welche er liebte, genossen zu haben. Deshalb schenkte er ihr morgens, wenn er sie zu verlassen hatte, schöne und kostbare Edelsteine in Menge, welche die Gräfin sämmtlich sorgsam verwahrte.

Als diese von ihrer Schwangerschaft überzeugt war, wollte sie der Edeldame nicht weiter mit diesen Diensten beschwerlich fallen, sondern sagte ihr: „Madonna, Gott und Euch sei Dank, ich habe erlangt, was ich wünschte, und so ist es Zeit, daß ich nun nach Euerm Verlangen thue, um dann wieder abzureisen.' Die Edelfrau erwiderte, es sei ihr lieb, wenn die Gräfin irgendetwas nach ihren Wünschen erreicht habe. Was sie selbst aber gethan, sei nicht in Hoffnung irgendeines Lohnes geschehen, sondern allein weil sie gemeint habe, sie müsse so handeln, wenn sie Gutes thun wolle. „Madonna", erwiderte die Gräfin, „ich lobe diese Gesinnung an Euch, und denke selber nicht, was Ihr von mir verlangen werdet, Euch als einen Lohn zu schenken, sondern allein um Gutes zu thun, wie man meiner Meinung nach es thun soll." Hierauf bat die Edeldame nothgedrungen und voller Scham um hundert Goldgulden zur Ausstattung ihrer Tochter.

Die Gräfin bemerkte wohl ihre Scham und die Bescheidenheit ihrer Bitte, und schenkte ihr deshalb fünfhundert Gulden nebst schönem und kostbarem Geschmeide, das leicht ebenso viel werth sein mochte. Die Edelfrau war darüber hoch erfreut, und dankte der Gräfin, wie sie nur immer wußte und konnte. Diese aber verließ sie und kehrte in ihren Gasthof zurück.

Um für die Zukunft dem Bertrand allen Anlaß zu nehmen, ihr Haus zu beschicken, oder zu besuchen, zog die Edelfrau bald darauf nebst ihrer Tochter zu ihren Anverwandten aufs Land. Bertrand kehrte indeß, von den Seinigen zurückberufen, wie er erfuhr, die Gräfin sei davongegangen, selbst in seine Heimat zurück. Die Gräfin war sehr erfreut, als sie hörte, er sei von Florenz abgereist und in seine Grafschaft heimgekehrt, und verweilte dort noch bis zu ihrer Niederkunft, in der sie von zwei Knaben, die ihrem Vater äußerst ähnlich sahen, entbunden ward. Sie ließ die Kinder mit vieler Sorgsalt stillen, machte sich, als es ihr an der Zeit schien, auf den Weg, und langte, ohne von jemand erkannt zu sein, glücklich in Montpellier an. Hier ruhte sie sich einige Tage lang aus, und erfuhr infolge ihrer Erkundigungen nach dem Grafen und seinem Aufenthalt, er werde am nächsten Allerheiligentage in Roussillon ein großes Gastmahl für Damen und Ritter geben. Zu diesem ging sie nun, immer noch in ihrer gewohnten Pilgertracht, und eilte, ohne sich umzukleiden, ihre beiden Kinder im Arm, hinauf in den Saal des gräflichen Palastes, wo, wie sie hörte, Damen und Ritter versammelt waren, um zu Tische zu gehen.

Mitten durch die Leute drängte sie sich dahin, wo sie den Grafen sah, warf sich ihm zu Füßen und sagte weinend: „Mein Gebieter, ich bin deine unglückliche Gattin, die, um dich deiner Heimat zurückzuführen und zu erhalten, lange Zeit im Elend umhergegangen ist. Ich beschwöre dich bei Gott, daß du mir jetzt die Bedingungen

hältst, die du mir durch die zwei Edelleute auferlegt hast. Siehe hier in meinen Armen nicht ein, sondern zwei deiner Kinder und siehe hier deinen Ring. Nun ist es nach deinem eigenen Versprechen Zeit, daß ich als deine Frau von dir aufgenommen werde." Als der Graf dies hörte, erschrak er sehr; denn er erkannte den Ring und die Kinder, so ähnlich waren sie ihm; doch sagte er: „Wie sollte denn das geschehen sein?" Hierauf erzählte die Gräfin zu großer Verwunderung des Grafen und aller Uebrigen, die gegenwärtig waren, der Ordnung nach, was und wie es sich zugetragen hatte. Wie der Graf sich hierdurch überzeugte, sie rede die Wahrheit, und wie er ihre Ausdauer und ihren Verstand bedachte, und dann auch wieder die zwei schönen Kinder sah, legte er seinen hartnäckigen Stolz, nicht nur um seinem Worte treu zu bleiben, ab, sondern auch den Seinigen, Männern wie Frauen, zu Gefallen, die ihn alle baten, er möge sie nun als seine rechtschaffene Gattin aufnehmen und ehren. So hieß er denn die Gräfin aufstehen, küßte und umarmte sie, erkannte sie als seine rechtmäßige Gemahlin und die Kinder als die seinigen an. Dann ließ er sie mit Gewändern, die ihrem Stande geziemten, bekleiden, und feierte zu großer Freude aller Gegenwärtigen, wie auch seiner sämmtlichen Vasallen, die es erfuhren, nicht nur diesen, sondern noch mehrere andere Tage lang ein glänzendes Fest, und liebte sie von dem Tage an mit aller seine Gattin und Ehefrau gebührenden Achtung auf das herzlichste.

Zehnte Geschichte.

Alibech wird Einsiedlerin und der Mönch Rusticus lehrt sie, den Teufel in die Hölle heimschicken. Dann kehrt sie zurück und wird die Frau des Neerbal.

Dioneus, der die Erzählung der Königin mit vieler Aufmerksamkeit angehört hatte, hub, als sie vollendet war und er einsah, daß ihm allein zu reden obliege, ohne einen Befehl abzuwarten, lächelnd also zu sprechen an:

Holde Damen, ihr hörtet vielleicht noch niemals, wie man den Teufel in die Hölle heimschickt, und so will ich es euch denn erzählen, ohne mich groß von der Aufgabe zu entfernen, von der ihr heute den ganzen Tag über geredet habt. Wenn ihr es gelernt habt, könnt ihr dadurch vielleicht noch einmal eure Seele retten; auch werdet ihr aus dieser Geschichte erfahren, daß die Liebe, wenngleich sie lieber die heitern Paläste und die wollüstigen Gemächer bewohnt, es dennoch nicht verschmäht, zuweilen ihre Kräfte auch in den dichten Wäldern, den starren Alpen und den Höhlen der Wüste fühlbar zu machen. Daraus läßt sich denn entnehmen, daß ein jegliches Ding ihr unterworfen ist.

Um nun zur Sache zu kommen, sage ich, daß in der Stadt Capsa in der Berberei vor Zeiten ein gar reicher Mann lebte, der unter mehreren andern Kindern eine schöne und wohlgestaltete Tochter hatte, die Alibech hieß. Weil sie keine Christin war und von den vielen Christen, die in der Stadt lebten, den christlichen Glauben und Gottesdienst sehr loben hörte, frug sie eines Tags den einen von ihnen, wie man denn eigentlich Gott die-

nen könne, und am leichtesten dazu gelange. Dieser antwortete ihr, man diene Gott am besten, je mehr man den weltlichen Angelegenheiten entfliehe, wie es besonders diejenigen thäten, die in die Einöden der Thebaischen Wüste gegangen wären.

Das Mädchen mochte etwa vierzehn Jahre alt sein und war gar einfältig; daher machte sie sich, nicht aus vernünftigem Antriebe, sondern aus einer gewissen kindischen Lust, ohne irgendjemand etwas davon wissen zu lassen, am andern Morgen heimlich und ganz allein nach der Thebaischen Wüste auf den Weg, und gelangte, weil ihre Lust anhielt, mit großer Anstrengung nach einigen Tagen bis in jene Einöden. Hier ging sie auf die erste Hütte zu, die sie aus der Ferne sah, und fand einen heiligen Mann an der Thüre stehen, der ganz verwundert, sie hier zu erblicken, sie frug, was sie suchen gehe. Sie antwortete ihm, sie suche, auf Eingebung Gottes, wie sie ihm diene und jemand finden könne, der sie darin unterrichte. Wie der wackere Mann ihre Jugend und Schönheit betrachtete, fürchtete er, es möge der Teufel ihn wol betrügen, wenn er sie bei sich behielte. Darum lobte er ihren guten Vorsatz, gab ihr einige Kräuterwurzeln, wilde Aepfel und Datteln zu essen und Wasser zu trinken, und sagte dann: „Meine Tochter, nicht weit von hier wohnt ein heiliger Mann, der ein weit besserer Lehrmeister dessen ist, was du begehrst, als ich es bin; geh' du zu dem!“ und damit brachte er sie auf den Weg.

Wie sie nun zum zweiten kam und von ihm dieselbe Antwort erhielt, ging sie noch weiter und kam zur Zelle eines jungen Einsiedlers, eines recht frommen und guten Menschen, der Rusticus hieß, und richtete an ihn dieselbe Frage, die sie schon an die andern gethan hatte. Rusticus dachte eine große Probe seiner Festigkeit anzustellen und schickte sie deshalb nicht wie die andern weg, sondern behielt sie bei sich in seiner Zelle und machte ihr, wie es

Nacht ward, ein Bettchen von Palmenlaub und hieß ihr, sich darauf niederzulegen.

Als dies geschehen war, säumten die Versuchungen nicht eben lange, die Standhaftigkeit des Einsiedlers zu bekämpfen. Wie dieser sich aber von jener gar bald völlig im Stiche gelassen sah, wandte er, ohne viel Angriffe abzuwarten, dem Feinde den Rücken und ergab sich als besiegt. So ließ er denn die heiligen Gedanken, die Gebete und Geiselungen ganz beiseite liegen, rief sich dafür die Jugend und die Schönheit des jungen Mädchens ins Gedächtniß, und fing zugleich an, darüber nachzudenken, was für Mittel und Wege er ergreifen solle, um zum Ziele zu gelangen, damit sie nicht gewahr werde, er strebe, als ein unkeuscher Mensch, nach dem, was er von ihr begehrte. Zu dem Ende richtete er allerhand Fragen an sie, durch die er erfuhr, sie habe noch nie einen Mann gekannt und sei so einfältig, als sie aussah. Deshalb beschloß er, unter dem Scheine des Gottesdienstes sie seinen Wünschen folgsam zu machen.

Zuerst setzte er ihr mit vielen Worten auseinander, ein wie arger Feind des lieben Gottes der Teufel sei, und wie man durch nichts Gott so lieb werden könne, als wenn man den Teufel heim in die Hölle schicke, in die unser Herrgott ihn verbannt habe. Das Mädchen frug ihn, wie man das anfange. Rusticus antwortete ihr darauf: „Das sollst du bald erfahren, und darum thue, was du mich thun siehst.“ Und damit fing er an, die wenigen Kleidungsstücke, die er trug, sich auszuziehen, und warf sich, als er ganz nackt war, während das Mädchen ihm in allem nachahmte, auf die Knie, als wolle er beten. Das Mädchen ließ er sich gegenüber knien, und wie er in dieser Stellung verweilend beim Anblick ihrer entblößten Schönheiten mehr als je in seiner Begierde entbrannte, zeigte sich die Auferstehung des Fleisches. Als Alibech diese gewahr ward, wunderte sie sich und sprach: „Rusticus, was ist denn das für ein Ding, was ich an

dir so vorne 'raus kommen sehe und das ich gar nicht habe?" „Ach, meine Tochter", sagte Rusticus, „das ist eben der Teufel, von dem ich dir gesprochen habe. Siehst du, jetzt gerade plagt er mich so sehr, daß ich es kaum aushalten kann." „Nun Gott sei Lob", sagte das Mädchen darauf, „so sehe ich, daß mir's besser geht, als dir, denn ich für mein Theil habe keinen solchen Teufel." Rusticus sagte: „Du sprichst die Wahrheit, du hast aber ein anderes Ding, das ich wieder nicht habe, und das ist ebenso schlimm." „Warum nicht gar!" sagte Alibech. Rusticus antwortete ihr: „Du hast die Hölle, und ich sage dir, ich glaube, Gott hat dich zum Heil meiner Seele hierher gesandt; denn wenn du dich meiner erbarmen und mir erlauben willst, daß ich, so oft dieser Teufel mich so sehr plagt, ihn in die Hölle heimschicken darf, so wirst du mir große Erleichterung gewähren, Gott aber einen ausbündigen Dienst und Gefallen erzeigen, wenn du anders in der Absicht, die du mir gesagt hast, hierher gekommen bist." Die Dirne erwiderte in gutem Glauben: „Ehrwürdiger Vater, da ich einmal die Hölle habe, so kann's geschehen, wenn Ihr wollt." Darauf antwortete Rusticus: „Sei gesegnet, meine Tochter; so laß uns denn gehen und ihn heimschicken, auf daß er künftig mich in Frieden lasse." Und mit diesen Worten führte er das Mädchen zu dem einen ihrer Betten und lehrte sie, wie man sich stellen müsse, um diesen Verfluchten Gottes einzukerkern.

Die Dirne, die noch niemals einen Teufel heim in die Hölle geschickt hatte, spürte beim ersten mal einiges Ungemach und sagte deshalb zum Rusticus: „Wahrlich, mein Vater, der Teufel muß ein abscheuliches Ding und ein rechter Gottesfeind sein, denn er thut selbst der Hölle, geschweige denn andern Dingen weh, wenn er hineinkommt." Rusticus sagte: „Meine Tochter, das wird nicht immer so sein." Und um es dahin zu bringen, schickten sie, bevor sie sich vom Bettchen erhoben, ihn an sechsmal heim in

die Hölle, sodaß sie ihm für diesmal den Hochmuth aus dem Kopfe brachten und er ruhig in Frieden blieb. Als er sich aber später dennoch öfters wieder in Stolz erhob und das Mädchen sich immer willig zeigte, ihn zu demüthigen, geschah es, daß sie an dem Spiele Gefallen fand und zum Rusticus also sagte: „Nun sehe ich wohl, daß die wackern Leute in Capsa recht hatten, wenn sie sagten, Gott zu dienen sei ein so süßes Ding. Denn wahrlich, ich erinnere mich nicht, je etwas gethan zu haben, das mir so viel Lust und Vergnügen gewährt hätte, als den Teufel in die Hölle heimzuschicken. Und so halte ich dafür, daß jeder, der sich nicht anstrengt Gott zu dienen, ein unvernünftiges Thier ist.“ Aus diesem Grunde kam sie oft zum Rusticus und sagte: „Ehrwürdiger Vater, ich bin hierher gekommen, um Gott zu dienen und nicht um müßig zu gehen; so kommt denn und laßt uns den Teufel heim in die Hölle schicken.“ In dieser Beschäftigung sagte sie auch wol zuweilen: „Rusticus, ich weiß gar nicht, warum der Teufel aus der Hölle wieder 'rausgeht; denn wäre er so gerne drinne, als die Hölle ihn gern aufnimmt und festhält, so würde er immer drinne bleiben.“

Während die Dirne auf solche Weise den Rusticus oft zum Gottesdienste einlud und ermunterte, hatte sie ihm allmählich die Wolle so aus der Jacke gezupft, daß er fror, wenn ein anderer geschwitzt hätte. Deshalb sagte er nachgerade zu dem Mädchen, man müsse den Teufel nur dann züchtigen und in die Hölle heimschicken, wenn er sein Haupt in Hochmuth erhebe. „Wir aber“, fügte er hinzu, „haben ihn durch Gottes Hülfe so entlarvt, daß er Gott bittet, in Frieden bleiben zu dürfen.“ Dadurch brachte er das Mädchen auf einige Zeit zum Schweigen; da sie aber sah, wie Rusticus sie gar nicht weiter aufforderte, den Teufel in die Hölle heimzuschicken, sagte sie ihm eines Tags: „Rusticus, ist dein Teufel nun abgestraft und plagt er dich nicht mehr, so läßt mich

meine Hölle nicht in Ruhe. Und darum wirst du ein gutes Werk thun, wenn du mit deinem Teufel die Wuth meiner Hölle bändigen hilfst, wie ich mit meiner Hölle geholfen habe, deinem Teufel den Stolz zu vertreiben." Rusticus, der von Kräuterwurzeln lebte, war genöthigt, in diesem Spiele oft zu passen, und sagte ihr, um die Hölle zu beschwichtigen, brauche man einen ganzen Haufen Teufel; doch wolle er für sie thun, was er irgend im Stande sei. So erfüllte er denn zuweilen noch ihre Wünsche; doch geschah es so selten, daß es nicht mehr sagen wollte, als wenn man einem Löwen eine Bohne in den Rachen wirft. Auch war die Dirne, die Gott nicht ihren Wünschen gemäß zu dienen glaubte, damit gar nicht zufrieden.

Während aber dieser Streit zwischen dem Teufel des Rusticus und der Hölle der Alibech wegen übermäßigen Verlangens und geringer Kräfte noch fortdauerte, geschah es, daß in Capsa ein Feuer auskam, und Alibech's Vater mit allen seinen Kindern und sonstiger Familie im eigenen Hause verbrannte, sodaß nun Alibech die Erbin des ganzen Vermögens ward. Deshalb begab sich ein junger Mann, Namens Neerbal, der alle sein Geld in Großthuereien durchgebracht hatte, wie er hörte, sie sei noch am Leben, auf den Weg, sie zu suchen, und fand sie zu Rusticus großer Freude, noch bevor die Gerichte das Vermögen, das ihrem Vater gehört hatte, als erbloses Gut eingezogen hatten. Er führte sie gegen ihren Willen nach Capsa zurück, heirathete sie und nahm mit ihr das ganze Vermögen hin.

Als aber die Frauenzimmer sie, bevor sie noch bei Neerbal geschlafen hatte, befrugen, wodurch sie denn in der Wüste Gott gedient habe, antwortete sie, durch Heimschicken des Teufels in die Hölle, und Neerbal habe eine große Sünde begangen, sie solcher Verrichtung zu entziehen. Die Weiber frugen weiter, wie man denn den Teufel heim in die Hölle schicke, und die Dirne zeigte es

ihnen halb mit Worten und halb mit Zeichen. Darüber mußten jene so sehr lachen, daß sie gar nicht aufhören konnten, und sie sagten: „Liebes Kind, sei deshalb unbesorgt, das kann man auch hier bei uns recht gut thun, und Neerbal wird auf dieselbe Weise unserm Herrgott fleißig mit dir dienen." Dann erzählte eine der andern in der Stadt die Geschichte, und es wurde dort zum Sprichwort, der lustigste Gottesdienst sei, den Teufel heim in die Hölle zu schicken. So ist denn diese Redensart übers Meer gekommen, und dauert noch heute fort.

Drum, meine jungen Damen, müßt auch ihr, denen die Gnade Gottes gar noth thut, lernen, wie man den Teufel in die Hölle heimschickt, denn solche Uebungen sieht der liebe Gott gern, die Parteien ergötzen sich daran, und vieles Gute kann dadurch erzeugt werden und auf die Welt kommen.

Tausendmal und öfter hatte die Geschichte des Dioneus die sittsamen Mädchen zum Lachen erregt, so spaßhaft kamen ihnen seine Worte vor. Als er aber zum Schlusse kam und die Herrschaft der Königin nun ihr Ende erreicht hatte, nahm sie sich den Lorberkranz vom Haupt, setzte ihn mit vieler Anmuth dem Philostratus auf und sagte: „Nun werden wir sehen, ob der Wolf besser verstehen wird, die Schafe zu führen, als bisher Schafe die Wölfe geführt haben." Als Philostratus dies hörte, sagte er lächelnd: „Wäre es auf mich angekommen, so hätten die Wölfe den Schäflein ebenso gut gelehrt, den Teufel in die Hölle heimschicken, als Rusticus der Alibech. Und so nennt uns denn nicht Wölfe, da ihr euch nicht als Schäflein benommen habt. Da mir indeß das Regiment übertragen wird, so will ich mein Reich regieren." Neiphile antwortete ihm: „Höre, Philostratus, statt uns belehren zu wollen, hättet Ihr lieber, wie Masetto aus Lamporecchio, von den Nonnen Klugheit lernen und die

Sprache nicht eher wiederbekommen sollen, als bis die Knochen ohne Lehrmeister pfeifen gelernt hätten." Philostratus merkte wohl, daß für jeden seiner Pfeile eine Sichel zur Hand war, er gab deshalb das Witzeln auf und begann statt dessen, sich mit der Regierung des nun ihm übertragenen Reichs zu beschäftigen. Deshalb ließ er sich den Seneschall rufen und sich von ihm berichten, wie weit alles gediehen sei; dann ordnete er mit vielem Verstande für die Dauer seiner Herrschaft an, was ihm ziemlich und für das Vergnügen der Gesellschaft förderlich erschien, und wandte sich, als dies geschehen war, mit folgenden Worten zu den Damen:

„Liebevolle Damen, seitdem ich Gut und Böse zu unterscheiden wußte, war ich zu meinem Unglück, wegen der Schönheit der einen oder andern unter euch, dem Amor immer unterworfen. Daß ich demüthig und gehorsam war, und in allem, was ich wußte, aus vollen Kräften seiner Weise nachlebte, hat mir nichts geholfen; vielmehr hat man mich zuerst um eines andern willen verlassen, und nachher ist es mir immer schlecht und schlechter gegangen, und so wird es mir auch wol gehen bis an meinen Tod. Deshalb will ich denn, daß nichts anderes der Gegenstand unserer morgenden Geschichten sei, als was meinem eigenen Lose entspricht, nämlich

die Schicksale derjenigen, deren Liebe übeln Ausgang hatte.

Denn auch den Ausgang der meinigen erwarte ich, wenn es lange so fortdauert, höchst betrübend, und allein um dessentwillen hat mir einer, der wohl wußte, was er that, den Namen beigelegt, bei dem ihr mich ruft." Mit diesen Worten stand er auf und beurlaubte einen jeden bis zum Abendessen.

Der Garten war so schön und so ergötzlich, daß keiner aus der Gesellschaft es vorzog, ihn zu verlassen, um anderwärts größeres Vergnügen zu finden. Vielmehr unterhielten sie, da die schon kühlere Sonne sie nicht mehr

daran hinderte, den Rehen, Kaninchen und andern Thieren nachzueilen, die, während sie saßen, mehr als hundertmal zwischen ihnen durchgesprungen waren und sie gestört hatten, sich nun damit, das eine oder andere derselben zu verfolgen. Dioneus und Fiammetta fingen an, von Wilhelm und der Dame von Verju zu singen. Philomena und Pamphilus spielten Schach, und so vertrieben sie sich, der eine hiermit, der andere damit die Zeit, bis, kaum erwartet, die Stunde des Abendessens herankam. Die Tafeln waren bei dem schönen Springquell gedeckt, und sie aßen in großer Fröhlichkeit zu Abend. Darauf forderte Philostratus, um nicht von denen abzuweichen, die vor ihm Königinnen gewesen waren, Lauretten auf, einen Tanz zu beginnen und ein Lied zu singen. „Herr", erwiderte sie, „fremde Lieder weiß ich nicht, und von den meinigen kann ich keines auswendig, das einer so fröhlichen Gesellschaft hinlänglich entspräche. Wollt ihr es aber, so wie ich es habe, so will ich gern eines sagen." Der König antwortete darauf: „Nichts, was du gemacht hast, kann anders als schön und gut sein, und deshalb sage uns eins, wie du es im Gedächtniß hast." Da fing Laurette mit gar sanfter Stimme und in etwas schwermüthiger Weise, während die übrigen antworteten, also an:

Niemand hat Leid empfunden,
 Mit so viel Grund zu klagen,
 Als ich, die ich von Schmerzen bin umwunden.
Der Herr, auf dessen Wink die Himmel weichen,
 Hat mich zu seiner Lust gemacht,
 So schön, anmuthig, reizend ohne gleichen,
 Daß, wer hienieden himmelwärts gedacht,
 Der Schönheit säh' ein Zeichen,
 Die droben stets vor seinem Auge lacht;
 Allein die Erdennacht
 Begriff nicht meine Reize,
 Hat mich verschmäht und nimmer schön gefunden.

Wol war ein Jüngling einst, der voll Verlangen,
Weil zart ich war und klein,
Mit Arm und mit Gedanken mich umfangen:
Aus meinen Augen sog er Flammen ein;
Die Zeit, die schnell vergangen,
Verwandt' er nur, gefällig mir zu sein.
Hingebend ward ich sein,
Und fand ihn meiner würdig;
Jetzt aber, ach, ist solches Glück entschwunden.
Drauf hat ein andrer liebend mich erkoren,
Voll keckem Uebermuth,
Weil er sich tapfer dünkt und hochgeboren.
Der hält voll Eifersucht mich streng in Hut,
Leiht falschem Wahn die Ohren;
Ich aber fühl', in herber Thränenflut,
Verzweifelnd nur zu gut,
Daß ich, zum Heile vieler
Geboren, nun an einen mich gebunden.
Mein widriges Geschick muß ich verklagen,
Das mich bethöret, ach,
Des Kleiderwechsels willen, ja zu sagen.
Im dunkeln Kleid' einst froh, muß Ungemach
Ich nun im hellen tragen
Und überdies des bösen Leumund Schmach.
O, arger Hochzeitstag,
Was bin ich nicht gestorben,
Bevor ich deine Bitterkeit empfunden;
Geliebter Freund, den ich mit Lust besessen,
Der keine jemals glich,
Du weilst dort oben, in dem Anschaun dessen,
Der uns erschaffen hat; erbarme dich
Der Frau, die zu vergessen
Dich nie vermag, und überzeuge mich,
Die Flamm' entzünde sich
Aufs neu', in der ich glühte;
Wo nicht, so kürze dieses Lebens Stunden.

Hier endete Laurette ihr Lied, das von allen überdacht, von verschiedenen aber verschiedentlich verstanden ward. Die einen meinten, es komme auf das mailändische Sprichwort hinaus: „Besser eine fette Sau, als wie eine schöne Frau"; andere aber erkannten darin einen erhabenern, tiefern und richtiger aufgefaßten Sinn, von dem indeß zu reden jetzt nicht an der Zeit ist. Dann wurden auf des Königs Befehl Wachsfackeln in Menge angezündet, und auf dem Rasen und den Blumen mehr andere Lieder noch gesungen, bis alle Sterne sanken, die im Aufsteigen gewesen waren. Nun erst meinte der König, es sei Schlafenszeit, und hieß deshalb einen jeden mit der Gutennacht sich in sein Zimmer zurückziehen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Dekameron.

Zweiter Theil.

Das

Dekameron

von

Giovanni di Boccaccio.

Aus dem Italienischen übersetzt

von

Karl Witte.

Dritte verbesserte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1859.

Inhalt des zweiten Theils.

Seite

Vierter Tag.

Seite

Fünfter Tag. Dritte Geschichte.

Fünfter Tag. Vierte Geschichte.

Fünfter Tag. Fünfte Geschichte.

Fünfter Tag. Sechste Geschichte.

Fünfter Tag. Siebente Geschichte.

Fünfter Tag. Achte Geschichte.

Seite

Siebenter Tag.

Es schließt des Dekameron dritter Tag, und es beginnt

der vierte,

an welchem unter dem Regimente des Philostratus von den Schicksalen derjenigen geredet wird, deren Liebe übeln Ausgang hatte.

Geliebte Damen, sowol nach den Worten weiser Männer, die ich vernommen, als nach dem, was ich selbst oftmals gesehen und gelesen hatte, glaubte ich, daß der ungestüme und sengende Wind des Neides nur die hohen Thürme und die erhabensten Baumwipfel erschüttere; doch ich finde mich in dieser meiner Meinung betrogen. Weil ich nämlich das wilde Ungestüm jenes wüthenden Geistes fliehe, und immer vor ihm geflohen bin, habe ich absichtlich meinem Weg nicht allein in der Ebene, sondern in den tiefsten Thälern gehalten. Diese meine Gesinnung muß schon demjenigen deutlich genug einleuchten, der die gegenwärtigen Geschichtchen betrachtet, die ich nicht nur in florentinischer Volkssprache, und in Prosa, ohne weitere Bezeichnung, sondern in der anspruchslosesten und bescheidensten Schreibart von der Welt verfaßt habe. Dessen allen aber ungeachtet bin ich dem Ungestüm jenes Sturmes so wenig entgangen, daß er mich vielmehr gewaltig erschüttert, ja fast entwurzelt hat, und ich ganz zerfleischt bin von den Bissen des Neides. Daraus erhellt mir denn gar deutlich die Wahrheit dessen, was die Weisen sagen, daß allein unter allen gegenwärtigen Dingen die Erbärmlichkeit dem Neide entgeht.

Einige nämlich haben beim Lesen dieser Geschichten gesagt, daß ihr, o Damen, mir zu wohl gefallet, und daß es mir übel anstehe, wenn ich solches Behagen daran finde, euch zu unterhalten und zu ergötzen, oder gar (wie andere noch ärger sich ausgedrückt haben) euch zu loben. Wieder andere, die ihr Urtheil für ein reiferes gelten lassen möchten, haben gemeint, für mein Alter seien dergleichen Dinge unziemlich, als da wären, noch immer bemüht sein, den Damen zu gefallen und nur von ihnen zu reden. Noch andere haben sich auf das zärtlichste um meinen Nachruhm besorgt gestellt und geäußert, ich würde besser thun, mit den Musen auf dem Parnasse zu weilen, als mit derlei Geschwätze unter euch zu verkehren. Auch hat es nicht an solchen gefehlt, die, mit größerer Geringschätzung als Einsicht, der Meinung gewesen sind, daß ich gescheidter thun würde, daran zu denken, wo ich Brot hernehmen wollte, als bei solchen Narretheien vom Winde zu leben. Endlich haben auch einige zum Nachtheile meiner Arbeit behaupten wollen, die Begebenheiten meiner Erzählungen haben sich ganz anders zugetragen, als ich sie euch berichte. Von so vielfachen und so gewaltigen Stürmen, von so giftigen und so scharfen Zähnen werde ich gedrängt, beängstigt, ja lebensgefährlich verwundet, weil ich in euern Diensten, ihr werthen Damen, stehe; ich aber vernehme und ertrage diese Anfechtungen, Gott weiß es, mit heiterm Muthe.

Obgleich nun meine Vertheidigung in diesen Dingen euch allein obliegt, bin ich doch nicht gesonnen, meine Kräfte zu schonen, sondern beabsichtige vielmehr, ohne weitern Verzug, zwar nicht, wie es sich gebührte, zu erwidern, wol aber mit einer geringern Antwort mich von meinen Gegnern zu befreien. Denn, wenn sie, wo ich noch nicht zum Drittheil meines Werks gelangt bin, schon zahlreich und so übermüthig sind, so muß ich wol vermuthen, daß sie, bevor ich das Ende erreichte, wird ihnen anders nicht eine vorgängige Abfertigung zu Theil, leicht

solchermaßen sich vervielfältigt haben möchten, daß sie mich mit geringer Mühe niederwerfen, und eure, wenn auch noch so großen Kräfte nichts mehr dagegen vermögen würden. Bevor ich mich indeß darauf einlasse, irgendjemand Antwort zu ertheilen, will ich zu meiner Rechtfertigung nicht eine vollständige Geschichte erzählen, weil es sonst scheinen könnte, als wollte ich meine Geschichten mit denen einer so ehrenwerthen Gesellschaft, als die obenbeschriebene war, vermengen, wol aber einen Theil von einer Geschichte mittheilen, damit diese Mangelhaftigkeit selbst sie von jenen unterscheide.

So sage ich denn zu meinen Widersachern, daß in unserer Stadt schon vor geraumer Zeit ein Bürger, namens Filippo Balducci, lebte, der, obgleich von ziemlich geringem Stande, dennoch bemittelt und wohlerzogen und für seine Umstände ungewöhnlich welterfahreu war. Dieser hatte eine Frau, die er auf das zärtlichste liebte, und sie ihn ebenso, sodaß sie bei ihrem sorgenfreien Leben sich beide nichts so angelegen sein ließen, als eines dem andern recht viel Freude zu machen. Nun geschah es, wie dereinst uns allen geschehen wird, daß die gute Frau aus dieser Welt ging, und ihrem Filippo nichts als einen einzigen Sohn hinterließ, der etwa zwei Jahre alt sein mochte. Der Mann verfiel über den Tod seiner Frau in solche Schwermuth, als nur jemals einer, der den Gegenstand seiner Liebe verlor; und da er sich der Gesellschaft beraubt sah, die ihm unter allen die liebste gewesen war, beschloß er, nicht mehr der Welt angehören, sondern sich dem Dienste Gottes widmen und seinen kleinen Sohn gleichem Berufe zuführen zu wollen. Zu dem Ende vertheilte er sein ganzes Vermögen als Almosen, begab sich sodann auf den Monte Asinajo, und bezog daselbst mit seinem Sohn eine kleine Zelle. Während er nun, von Almosen ernährt, mit dem Kinde in Fasten und Beten fortlebte, vermied er auf das sorglichste, in dessen Gegenwart von weltlichen Dingen zu reden, oder ihm dergleichen vor die

Augen kommen zu lassen, damit sie dasselbe von jenem frommen Leben nicht abziehen möchten; vielmehr redete er ihm statt dessen nur von der Herrlichkeit des ewigen Lebens, von Gott und seinen Heiligen, und lehrte es nichts als fromme Gebete.

In solchem Leben erhielt er den Kleinen viele Jahre lang, ließ ihn nie aus der Zelle gehen, und duldete nicht, daß der Knabe jemand anders als ihn zu sehen bekam. Filippo war aber gewohnt, zu Zeiten nach Florenz zu wandern, von wo er, nach seinen Bedürfnissen von gottesfürchtigen Leuten unterstützt, in seine Zelle heimkehrte. Da geschah es denn, daß, als der Sohn das achtzehnte Jahr erreicht hatte, der Vater aber bereits alt geworden war, jener diesen frug, wohin er gehe, worauf Filippo ihm die Wahrheit sagte. Darauf entgegnete der Sohn: „Vater, Ihr seid nachgerade alt und ertragt die Arbeit nur mit Mühe. Warum nehmt Ihr mich nicht einmal mit nach Florenz und macht mich mit den gottesfürchtigen Freunden bekannt, damit ich dann, so oft Ihr es wünschet, allein nach unsern Bedürfnissen in die Stadt gehen kann, und Ihr zu Hause bleibt?“ Der Vater erwog, wie sein Sohn schon groß und an ein gottgefälliges Leben so gewöhnt sei, daß die Verlockungen der Welt ihn wol schwerlich würden an sich ziehen können, und sagte bei sich selbst: „Er hat nicht unrecht.“ Demzufolge nahm er ihn mit, als er hineinging.

Wie der junge Mensch nun Paläste, Häuser, Kirchen und alle die andern Schönheiten sah, von denen Florenz voll ist, und deren er, so weit seine Erinnerung reichte, noch niemals gesehen hatte, verwunderte er sich ausnehmend und frug bei vielen den Vater, wie sie genannt würden. Der Vater gab ihm Auskunft, und wenn er dann den Namen vernommen, war er zufrieden und frug nach etwas anderm. Während der Sohn also frug, und der Vater antwortete, geschah es, daß sie einer Schar schöner und geschmückter junger Mädchen begegneten, die

soeben von einem Hochzeitsfeste heimkehrten. Als der junge Einsiedler diese ansichtig wurde, frug er alsbald den Vater, was das für Dinger seien. Jener antwortete: „Mein Sohn, schlage die Augen nieder und schaue sie nicht an; denn sie sind vom Uebel." Darauf sprach der Sohn: „Wie nennt man sie denn aber?" Weil nun der Vater in dem Begehrungsvermögen des jungen Menschen nicht unnütze Lust und Verlangen zu erregen wünschte, mochte er sie nicht mit ihrem rechten Namen Weiber nennen, sondern sagte: „Das sind Gänschen." Und, in der That klingt es unglaublich, der junge Mann, der nie zuvor ein Weib erblickt, antwortete sogleich, unbekümmert um Paläste, Ochsen, Pferde, Esel, Geld und alle andern Dinge, die er gesehen: „Vater, ich bitte Euch, verschafft mir so ein Gänschen." „Ums Himmels willen, schweige", entgegnete der Vater, „die sind vom Uebel." Darauf frug ihn der Sohn: „Sieht denn, was vom Uebel ist, also aus?" „Ja", sagte der Vater; aber der Sohn entgegnete wieder: „Ich weiß nicht, was Ihr sprecht, und warum die vom Uebel sind. Was mich betrifft, so dünkt mich, daß ich so was Schönes und Reizendes noch nie gesehen habe. Die sind ja noch schöner als die gemalten Engel, die Ihr mir so oft gezeigt habt. Wenn Ihr mir gut seid, so laßt uns so ein Gänschen mit hinaufnehmen, ich will es schon auffüttern." Da sagte der Vater: „Ich will aber nicht; und du weißt auch gar nicht, womit die gefüttert sein wollen." Indem er aber so sprach, fühlte er, daß die Natur mehr vermöge als menschlicher Verstand, und bereute es, ihn nach Florenz mitgenommen zu haben.

Was ich bisher von dieser Geschichte erzählt habe, möge indeß genügen, und ich will mich nun zu denen wenden, an die ich sie gerichtet. Einige meiner Tadler sagten nämlich, ich thue übel daran, daß ich allzu sehr mich bemühe, euch, ihr jungen Damen, zu gefallen, und ich finde an euch ein allzu großes Behagen. Diese Vorwürfe nun, daß ihr nämlich mir gefallt, und daß ich

euch zu gefallen mich bestrebe, gestehe ich offen als wahr ein; frage aber jene, ob sie darüber sich verwundern können, wenn sie (die Bekanntschaft mit den liebevollen Küssen, den süßen Umarmungen und den höchsten Freuden der Liebe zu geschweigen, die ihr, holdselige Damen, öfters gewährt) nur eure erlesenen Sitten, eure gefällige Schönheit und eure zierliche Anmuth, und überdies eure weibliche Sittsamkeit fortwährend beachteten oder noch beachten: da ein Mensch, der auf einem wilden und einsamen Berge, innerhalb der Wände einer kleinen Zelle und in alleiniger Gesellschaft seines Vaters genährt, erzogen und groß geworden war, sobald er euch erblickt, nur nach euch verlangte, euch begehrte und nur euch in seinen Wünschen anhing? Werden mich jene tadeln, verspotten und beschimpfen dürfen, wenn ich, dessen Körper der Himmel ganz zur Liebe für euch geeignet erschaffen hat, und dessen Geist ich selbst seit meiner Keindheit euch zuführte, seit ich die Kraft eures Augenlichts, die Anmuth eurer honigsüßen Worte und die Flamme empfunden habe, die sich von euern sehnsüchtigen Seufzern entzündet, — wenn ich an euch Gefallen finde, oder euch zu gefallen mich bemühe; besonders, wenn sie ins Auge fassen, daß ihr vor allen andern Dingen einem Einsiedler, einem ungebildeten Jungen, oder, um richtiger zu sagen, einem wilden Thiere gefielet? Wahrlich, nur wer die Freuden und die Kraft der Gefühle nicht kennt, die die Natur in uns gelegt, und deshalb euch weder liebt, noch von euch geliebt zu werden wünscht, tadelt mich auf diese Weise; und der Tadel eines solchen kümmert mich wenig.

Diejenigen aber, die sich über mein Alter aufhalten, müssen wol nicht wissen, daß der Stengel des Lauchs grün bleibt, wenn der Kopf auch weiß ist, und ich antworte ihnen, allen Scherz beiseite, daß ich es nie für eine Schande halten werde, mich bis zum Ende meines Lebens um diejenigen zu bewerben, denen zu gefallen Guido Cavalcanti und Dante Allighieri in reifen Jahren,

Messer Cino von Pistoja aber in seinem späten Alter sich zur Ehre und Freude schätzten. Entfernte ich mich nicht dadurch von meiner herkömmlichen Redeweise, so würde ich die Geschichtsbücher herbeibringen und zeigen, wie voll sie von großen Männern des Alterthums sind, die noch in ihren spätesten Jahren sich eifrigst bemüht haben, den Frauen zu gefallen. Ist diese Thatsache jenen unbekannt, so mögen sie hingehen und sich belehren.

Daß ich mit den Musen auf dem Parnasse weilen solle, ist, ich sage es selbst, ein guter Rath. Da wir aber weder immer bei den Musen, noch sie immer bei uns bleiben können, so ist es nicht zu tadeln, daß man sich, wenn man von ihnen entfernt ist, mit Gegenständen beschäftige, die ihnen ähnlich sehen. Nun sind die Musen Frauen, und wenn ihnen gleich die Damen an Würde nicht gleichstehen, so haben sie doch auf den ersten Anblick Aehnlichkeit mit ihnen, und müßten mir also gefallen, wäre es auch aus keinem andern Grunde, als diesem. Ueberdem aber haben die Damen mir schon Anlaß gegeben, Tausende von Versen zu dichten, während ich auf Anlaß der Musen noch keinen einzigen gemacht habe. Wol aber halfen mir die Musen und lehrten mich jene Tausende schreiben, und es ist nicht unmöglich, daß sie während des Schreibens dieser Geschichtchen, so anspruchlos sie sind, mich schon mehreremal heimgesucht haben. Ist dem aber also, so thaten sie es vermuthlich der Aehnlichkeit, welche die Damen mit ihnen haben, zu Ehren und zu Gefallen. Demzufolge entferne ich mich, wenn ich diese Geschichten niederschreibe, lange nicht so weit von dem Berge Parnaß und von den Musen, als manche vielleicht denken mögen.

Was sollen wir aber denen antworten, die mir aus lauter Mitleiden mit meinem Hunger rathen, auf meinen Broterwerb zu denken? Wahrlich, ich wüßte nicht; soviel aber weiß ich wol, daß, wenn ich mir überlege, wie ihre Antwort ausfallen würde, wollte ich sie meiner Nothdurft wegen ansprechen, ich sie mir nicht anders den-

ken kann, als: „Geh, bettle dir bei deinen Fabeln Brot.“ Doch haben den Dichtern ihre Fabeln mitunter schon mehr eingebracht, als vielen Reichen ihre Schätze. Manche verherrlichten durch ihre Fabeln das ganze Zeitalter, dem sie angehörten, während viele andere im Gegentheil über dem Bestreben, mehr als ihnen nöthig war zu erwerben, selbst in Kummer und Sorgen verkamen. Doch, wozu die vielen Worte; mögen jene Tadler mich immerhin abweisen, wenn ich von ihnen etwas verlange. Gottlob, für jetzt bedarf ich dessen nicht; sollte ich aber später dennoch in Noth gerathen, so weiß ich nach der Lehre des Apostels sowol Ueberfluß als Mangel zu ertragen, und deshalb möge es sich denn niemand angelegener um mich sein lassen, als ich es selber thue.

Diejenigen endlich, welche behaupten, diese Geschichten haben sich nicht auf die erzählte Weise zugetragen, würden mir einen großen Gefallen thun, wenn sie die rechte Wahrheit beibrächten; verhielte sich diese alsdann anders, als ich geschrieben habe, so würde ich ihren Tadel gegründet finden und meinen Fehler zu bessern bemüht sein. Solange aber nichts anderes zum Vorschein kommt als Worte, will ich ihnen ihre Meinung lassen; für mein Theil aber bei der meinigen bleiben und von *ihnen* dasselbe sagen, was sie *mir* vorwerfen.

Da ich nun gesonnen bin, für diesmal mit dem Gesagten mich zu begnügen, erkläre ich, daß ich mit Gottes Hülfe, und mit der, die ich von euch, ihr holdseligen Damen, hoffe, und mit Geduld bewaffnet, diesen Stürmen den Rücken kehren und sie blasen lassen will. Kann mir ja doch nichts anderes, als dem leichten Staube, geschehen, den der Sturmwind entweder nicht von der Stelle rührt, oder den er, wenn er ihn ergreift, in die Höhe führt, und oftmals auf die Häupter der Menschen, die Kronen der Könige und Kaiser, und zu Zeiten auf stolze Paläste und erhabene Thürme absetzt, von denen er, wenn er niederfällt, doch nicht tiefer als bis zu dem Orte fallen

kann, von dem er aufgehoben ward. Habe ich also jemals mich mit allen meinen Kräften bemüht, euch in etwas zu gefallen, so werde ich es nun mehr als je zuvor thun, weil ich erkenne, daß niemand wider mich mit Grund etwas anderes sagen kann, als daß die übrigen sowol als ich, die wir euch lieben, nach dem Willen der Natur verfahren. Ihren Gesetzen aber zu widerstreben bedarf es allzu großer Kräfte, und die es zu thun versuchen, bemühen sich oftmals nicht allein vergebens, sondern zu ihrem eigenen wesentlichen Nachtheil. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich jene Kräfte weder habe, noch zu haben wünsche; ja, besäße ich sie auch, so würde ich sie doch lieber einem andern leihen, als für mich verwenden. So mögen denn jene Kläffer schweigen, und wenn sie unfähig sind, sich zu erwärmen, in ihrer Frostigkeit weiter leben. Mögen sie ihren Freuden, oder richtiger, ihren verderbten Lüsten nachgehen, und mir, in dem kurzen Leben, das uns verliehen ist, die meinigen lassen. Nun aber ist es Zeit, daß wir, schöne Damen, nach langem Abschweife dahin wieder zurückkehren, von wo wir ausgegangen sind, und in der begonnenen Ordnung fortfahren.

Die Sonne hatte vom Himmel bereits alle Gestirne und von der Erde die feuchten Schatten der Nacht vertrieben, als Philostratus aufstand und die ganze Gesellschaft aufstehen hieß. Sie gingen in den schönen Garten und lustwandelten dort nach Gefallen; als aber die Essensstunde gekommen war, speisten sie eben da, wo sie Tags zuvor das Abendessen verzehrt hatten. Nach dem Mittagsschlafe, den sie beendeten, als die Sonne am höchsten stand, setzten sie sich in der gewohnten Weise zu der schönen Quelle nieder. Dann gebot Philostratus Fiammetten, die Reihe der Erzählungen zu beginnen; sie aber hub, ohne weitere Reden zu erwarten, anmuthig zu reden an:

Erste Geschichte.

Tancredi, Fürst von Salerno, tödtet den Geliebten seiner Tochter und schickt ihr sein Herz in einer goldenen Schale; sie gießt vergiftetes Wasser darüber, trinkt es und stirbt.

Einen traurigen Gegenstand hat der König uns für heute zu besprechen aufgegeben, da wir fremde Thränen, die nicht erzählt werden können, ohne daß Hörer und Sprecher zum Mitleid erregt werden, schildern sollen, wo wir nur, um uns zu erheitern, zusammenkamen. Vielleicht that er es, um die Heiterkeit der vorigen Tage ein wenig auszugleichen; was aber immer ihn dazu veranlaßt haben mag, so will ich, da es mir nicht zukommt, seinen Gefallen zu ändern, eine klägliche, herzzerreißende und eurer Thränen würdige Begebenheit euch erzählen.

Tancredi, der Fürst von Salerno, wäre ein mildherziger und gutgesinnter Fürst gewesen, hätte er sich in seinen alten Tagen nicht noch die Hände mit dem Blute zweier Liebenden besudelt. Es hatte derselbe während seines ganzen Lebens nur eine Tochter gehabt, und wohl ihm! hätte er auch sie nicht besessen. Der Vater liebte sie so zärtlich, als jemals eine Tochter von ihrem Vater geliebt ward, und nur um dieser Liebe willen, weil er sich von ihr zu trennen, nicht übers Herz bringen konnte, verheirathete er sie selbst da noch nicht, als sie schon um mehrere Jahre die Zeit der Mannbarkeit überschritten hatte. Endlich gab er sie zwar einem Sohne des Herzogs von Capua zur Frau, aber nach kurzer Ehe machte dessen Tod sie zur Witwe, und sie kehrte zum Vater zurück.

Sie war von Gesicht und von Gestalt so schön, als je ein anderes Weib gewesen, und dabei jung, entschlossen

und gescheidt in höherm Maße, als einer Frau vielleicht taugen mag. Während sie nun bei dem zärtlichen Vater in Ueberfluß und Bequemlichkeiten lebte, wie sie ihrem hohen Range geziemten, und gewahr ward, daß der Vater vor großer Liebe sich wenig bemühte, sie wieder zu verheirathen, beschloß sie, weil es ihr nicht schicklich däuchte, ihn um einen zweiten Mann anzusprechen, wenn es geschehen könne, heimlich einen würdigen Geliebten sich zu verschaffen. So beschaute sie sich denn viel adeliche und nichtadeliche Männer, die am Hofe ihres Vaters, wie wir das an Höfen geschehen sehen, verkehrten, und beachtete das Betragen und die Sitten vieler unter ihnen. Vor den andern aber gefiel ihr ein junger Diener ihres Vaters, namens Guiscardo, der, seiner Abkunft nach, ziemlich gering, seinen Eigenschaften und seinem Betragen zufolge aber mehr als alle übrigen adelich zu nennen war, und in diesen verliebte sie sich, wie sie ihn öfter sah und an seinem Wesen immer größeres Gefallen fand, in aller Stille auf das inbrünstigste. Auch hatte der junge Mann, der gleichfalls verständig war, die Gesinnung der Dame erkannt, und ihr sein Herz in solchem Maße zugewendet, daß er alle Gedanken, außer der Liebe zu ihr, aus seiner Seele fast gänzlich getilgt hatte.

Während nun beide einander auf solche Weise heimlich liebten, und die junge Dame nach nichts so sehr als nach einer Zusammenkunft mit ihm verlangte, und dennoch ihre Liebe niemand vertrauen wollte, erdachte sie sich eine neue List, um ihn mit den Mitteln dazu bekannt zu machen. Sie schrieb nämlich einen Brief, in welchem sie ihm anzeigte, was er des folgenden Tags zu thun habe, um zu ihr zu gelangen; dann steckte sie diesen in die Höhlung eines Rohres, das sie dem Guiscardo scherzend mit den Worten übergab: „Daraus magst du heute Abend deiner Magd ein Blaserohr zum Feueranzünden machen.“ Guiscardo nahm es hin und errieth bald, daß sie es ihm nicht ohne Ursache gegeben und

also dabei gesprochen haben werde. Demzufolge entfernte er sich sogleich und ging damit nach Hause, besah das Rohr und zerbrach es, wie er es gespalten fand. Als er nun innen ihren Brief entdeckte, ihn gelesen und die darin enthaltenen Vorschläge wohl in sich aufgenommen hatte, wurde er so froh wie kein anderer, und begann sogleich ins Werk zu richten, was nöthig war, um auf die angegebene Weise zu ihr zu gelangen.

Hart an dem fürstlichen Palaste war schon vor undenklichen Zeiten eine Höhle in den Felsen gehauen, die von einem künstlich durch die Wand des Felsens getriebenen Luftloche einiges Licht empfing. Weil indeß die Höhle selbst vernachlässigt war, hatten aufgeschossene Dornen und Sträuche auch jenes Luftloch fast gänzlich verdeckt. In diese Höhle nun konnte man durch eine geheime Treppe, die sich in einem der von der Dame im Erdgeschoß bewohnten Zimmer des Palastes befand, gelangen, obgleich der Eingang mit einer starken Thür verschlossen war. Auch war von der Treppe seit so undenklichen Zeiten kein Gebrauch gemacht, daß sie dem Gedächtnisse aller im Schlosse so gut wie entfallen war, und kaum einer sich erinnerte, daß sie vorhanden sei; dennoch aber hatte die Liebe, deren Auge das Verborgenste beachtet, sie in das Andenken der liebenden Dame zurückgerufen. Damit indeß niemand das Mindeste gewahr würde, hatte sie ganz allein tagelang mit den Werkzeugen, die ihr zur Hand waren, sich abgemüht, die Thür zu öffnen; dann war sie in die Höhle gegangen, hatte sich jenes Luftloch angesehen und dem Guiscardo geschrieben, daß er suchen möge, dort herunterzukommen, und zu diesem Ende ihm auch angegeben, wie tief es ungefähr von dort bis auf den Boden sein könne.

Zur Ausführung dieses Plans machte sich Guiscardo in aller Eile einen Strick mit allerhand Knoten und Schlingen zurecht, um daran hinabzusteigen, zog einen ledernen Koller an, der ihn vor den Dornen schützen sollte,

und machte sich dann, ohne jemand ein Wort wissen zu lassen, in der nächsten Nacht auf den Weg nach jenem Luftloch. Hier befestigte er das eine Ende des Strickes an einen kräftigen Stamm, der hart am Rande stand, ließ sich alsdann in die Höhle hinab und erwartete die Dame. Diese stellte sich am andern Tage, als wolle sie schlafen, hieß ihre Gesellschafterinnen sie verlassen, und eröffnete, nachdem sie sich eingeschlossen, die Thür zur Höhle, in der sie ihren Guiscardo fand. Beide begrüßten sich mit unbeschreiblicher Freude, gingen dann miteinander in das Zimmer, und verbrachten dort den größten Theil des Tags unter dem lebhaftesten beiderseitigen Ergötzen. Als sie darauf sorgfältige Abrede getroffen, wie sie ihre Liebe fernerhin geheim halten wollten, kehrte Guiscardo in die Höhle zurück, und die junge Dame suchte, nachdem sie die Thür verschlossen, ihre Gesellschafterinnen wieder auf. Guiscardo aber kletterte die folgende Nacht an seinem Stricke empor, kroch aus dem Luftloche, durch das er gekommen war, wieder heraus und ging nach Hause.

Wie er nun den Weg einmal gefunden hatte, legte er ihn im Verlaufe der Zeit noch oft auf dieselbe Weise zurück. Endlich aber verwandelte das Schicksal, das den Liebenden so lange und so große Freuden nicht gönnte, durch ein trauriges Ereigniß ihre Glückseligkeit in Jammer und Thränen.

Tancredi pflegte zuweilen ganz allein in das Zimmer seiner Tochter zu kommen, eine Zeit lang bei ihr zu bleiben, mit ihr zu sprechen und dann wieder zu gehen. So kam er denn auch eines Tags nach Tische, als die junge Dame, deren Name Ghismonda war, mit ihren Gesellschafterinnen im Garten verweilte, herunter in ihr Zimmer, ohne daß ihn jemand gehört oder gesehen hätte. Als er sie nicht fand, wollte er ihr Vergnügen nicht unterbrechen; die Fenster waren verschlossen und die Vorhänge des Bettes niedergelassen, und der alte Fürst setzte sich in eine Ecke zu Füßen des letztern auf einen Schemel, lehnte das

Haupt ans Bette, zog den Vorhang über sich, als hätte er sich absichtlich verbergen wollen, und schlief ein.

Während er noch schlief, verließ Ghismonda, die zu ihrem Unglück eben an jenem Tage den Guiscardo zu sich beschieden hatte, ihre zwei Gesellschafterinnen, kehrte leise in ihr Zimmer zurück, verschloß es hinter sich, und öffnete, ohne zu bemerken, daß jemand da sei, dem Guiscardo, der sie bereits erwartete, die Thür. Wie beide nun, ihrer Gewohnheit nach, sich zusammen niederlegten, miteinander scherzten und sich ergötzten, geschah es, daß Tancredi erwachte und dem, was Guiscardo und seine Tochter miteinander vornahmen, zuhörte und zusah. Tief ergrimmt darüber, wollte er zuerst seinen Zorn sogleich gegen sie ausschütten, dann aber zog er es vor, zu schweigen und womöglich verborgen zu bleiben, um später mit größerer Ueberlegung und geringerer Schande für sich selbst das auszuführen, was zu thun ihm bereits dunkel vorschwebte. Die beiden Liebenden blieben nach gewohnter Weise lange Zeit beieinander und wurden Tancredi noch immer nicht gewahr. Endlich standen sie auf, Guiscardo kehrte in die Höhle zurück, und die junge Dame verließ das Zimmer. Darauf ließ Tancredi, obgleich er schon alt war, sich aus einem Fenster des Zimmers in den Garten hinunter und erreichte, ohne von jemand beobachtet worden zu sein, mit tödlichem Gram im Herzen, sein Zimmer.

In der folgenden Nacht wurde auf seinen Befehl Guiscardo, den der lederne Koller, mit dem er sich verwahrt hatte, unbehülflich machte, eben als er um die Zeit des ersten Schlafs aus jenem Luftloche schlüpfen wollte, von zwei Reisigen gefangen und heimlich vor Tancredi geführt. Als dieser ihn ansichtig wurde, sagte er ihm, fast bis zu Thränen erschüttert: „Guiscardo, meine Güte gegen dich hat den Schimpf und die Schande nicht verdient, die du mir, wie ich heute mit eigenen Augen sah, in den Meinigen angethan hast.“ Guiscardo ant-

wortete ihm auf diese Worte weiter nichts als: „Liebe vermag um vieles mehr, als Ihr und ich."

Darauf befahl Tancredi, daß er in aller Stille in einem benachbarten Zimmer bewacht werde, und so geschah es; Tancredi aber ging, nachdem er viel und mancherlei Vorhaben durchdacht hatte, am andern Tage, bevor Ghismonda von dem Geschehenen das Mindeste erfahren, seiner Gewohnheit zufolge, nach Tische auf das Zimmer seiner Tochter, ließ sie zu sich rufen, schloß sich mit ihr ein und sagte dann unter Thränen: „Ghismonda, ich glaubte deiner Tugend und Ehrbarkeit so gewiß zu sein, daß ich, von wem es mir auch gesagt worden wäre, hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, mir niemals hätte träumen lassen, du könntest nur daran denken, dich einem Manne, der dir nicht angetraut wäre, zu ergeben, geschweige denn, du wärest fähig, es wirklich zu thun. Daß es nun dennoch geschehen ist, wird mir den kurzen Rest von Leben, den mein Alter mich noch erwarten läßt, auf immer verbittern. Wollte Gott nur wenigstens, daß, wenn du einmal zu solcher Sittenlosigkeit herabsinken solltest, du dir einen Mann erwählt hättest, der deinem Adel geziemend gewesen wäre; so aber hast du unter so vielen, die an meinem Hofe sich aufhalten, dir den Guiscardo ausgewählt, einen Menschen vom niedrigsten Stande, der an unserm Hofe, sozusagen, aus bloßem Erbarmen bis auf den heutigen Tag ernährt worden ist, und hast mich dadurch in die größten Sorgen gestürzt, da ich nicht weiß, was ich nach dem Geschehenen mit dir anfangen soll. Ueber Guiscardo, den ich diese Nacht, als er aus dem Luftloche der Höhle schlüpfte, festnehmen ließ und gefangen halte, stehen meine Vorsätze bereits fest; was aber aus dir werden soll, mag Gott wissen, denn ich weiß es nicht. Auf der einen Seite bewegt mich die Liebe, die ich von jeher zärtlicher für dich empfunden habe, als je ein Vater für seine Tochter; auf der andern erregt mich der gerechte Zorn über deine

verbrecherische Thorheit. Jene will, daß ich dir vergebe, dieser aber nöthigt mich wider meine Natur, dich hart zu bestrafen. Bevor ich mich jedoch entschließe, will ich hören, was du selbst über das Geschehene zu sagen hast" — und mit diesen Worten senkte er das Haupt und weinte so heftig, als ein Kind nach argen Schlägen es nur immer thun kann.

Ghismonda hatte bei den Reden ihres Vaters, aus denen sie abnahm, daß nicht allein ihre geheime Liebe entdeckt, sondern auch ihr Guiscardo gefangen sei, unbeschreiblichen Schmerz empfunden, und war oft nahe daran gewesen, demselben, nach Art der meisten Weiber, in Thränen und lauten Wehklagen Luft zu machen; dennoch aber besiegte sie diese Schwäche, behielt die Züge ihres Gesichts mit wunderbarer Festigkeit in ihrer Gewalt, und setzte sich, in der Meinung, daß ihr Guiscardo schon umgebracht sein möge, vor, ihr Leben lieber lassen zu wollen, als die geringste Bitte für sich zu thun.

Demzufolge antwortete sie ihrem Vater nicht wie ein betrübtes, oder ihres Vergehens bezichtigtes Weib, sondern fest und unbekümmert, mit trockenen Augen und sichern, unveränderten Zügen, folgendermaßen: „Tancredi, ich bin weder gesonnen zu leugnen, noch zu bitten; denn das eine würde, und das andere soll mir nichts nützen. Auch will ich deine Liebe und Milde durch nichts auf der Welt für mich zu erregen suchen; vielmehr bin ich entschlossen, zuerst die Wahrheit zu gestehen und meine Ehre mit genügenden Gründen zu vertheidigen, dann aber meine Seelengröße durch Thaten auf das nachdrücklichste zu bewähren. Es ist wahr, daß ich Guiscardo geliebt habe, ihn noch liebe, und ihn, nicht nur solange ich noch am Leben bleibe, was nicht lange sein wird, sondern wenn man nach dem Tode noch liebt, auch alsdann zu lieben nie aufhören werde. Zu dieser Liebe hat mich indeß nicht sowol meine weibliche Schwäche, als deine Saumseligkeit, mich zu verheirathen, verbunden mit seiner Trefflichkeit,

getrieben. Da du selbst, Tancredi, von Fleisch und Blut bist, so mußtest du wissen, du habest eine Tochtee erzeugt, die aus Fleisch und Blut und nicht aus Eisen oder Stein besteht; du mußtest dich erinnern und mußt es noch heute thun, obwol du jetzt alt geworden bist, in welcher Art und mit welcher Kraft die Gesetze der Natur die Jugend bestürmen; und wenn du gleich als Mann einen Theil deiner besten Jahre in Waffenübungen verbracht hast, so konnte dir doch nicht unbekannt sein, was Muße und Ueberfluß über Bejahrte, geschweige denn über junge Leute vermögen. Nun bin ich, als deine Tochter, von Fleisch und Blut, und weit entfernt verlebt zu sein, vielmehr noch jung an Jahren, und aus beiden Gründen voller sinnlichen Verlangens, dessen Stärke besonders dadurch auf das äußerste gesteigert worden ist, daß ich schon einmal verheirathet gewesen und dadurch gewahr worden bin, welche Wollust es ist, jenes Verlangen zu befriedigen.

„So entschloß ich mich denn, da ich doch jenen Angriffen zu widerstehen nicht vermochte, als ein schwaches, junges Weib, wie ich war, zu thun, wozu sie mich verlockten, und verliebte mich wirklich. Aber wahrlich, ich bot dabei alle meine Kräfte auf, soweit ich es zu verhindern im Stande wäre, durch den Fehltritt, zu dem die Natur mich nöthigte, weder dir noch mir Schande zu bereiten. Auch hatten Amor's Mitleid und meines Geschickes Gunst mir so verborgene Wege erspäht und gewiesen, daß ich zum Ziele meiner Wünsche gelangte, ohne daß jemand etwas davon gewahr worden wäre. Dies alles leugne ich dir nicht, wer dir auch jene Kunde hinterbracht hat, oder wie du sonst das Geschehene erfahren hast. Uebrigens habe ich dem Guiscardo mich nicht, wie viele thun, aufs Gerathewohl ergeben; nein, ich habe ihn nach sorgfältiger Ueberlegung vor vielen andern erwählt, ihn mit umsichtiger Sorgfalt zu mir eingeführt und, mit bedächtiger Ausdauer von beiden Seiten, mich lange der Erfüllung meiner Wünsche gefreut.

„Daß ich eben ihn mir ausersehen, scheinst du, noch außer meinem Fehltritte an sich (weil du der gemeinen Meinung mehr als der Wahrheit nachgehst), mir mit besonderer Bitterkeit vorzuwerfen, wenn du sagst, ich habe mich mit einem Menschen geringen Standes eingelassen, als ob du mir nicht gezürnt haben würdest, wenn ich mir einen Edelmann zu gleichem Umgange gewählt hätte. Dabei berücksichtigst du aber nicht, daß du keineswegs mich eines Unrechts zeihest, sondern allein das Schicksal, welches nur allzu oft die Unwürdigen erhebt und die Würdigsten in der Tiefe läßt. Aber schweigen wir jetzt davon, und fassen für einen Augenblick das Wesen der Dinge ins Auge, so wirst du erkennen, daß unser aller Fleisch aus einem Stoffe besteht, und daß unsere Seelen alle von ein und demselben Schöpfer mit gleichen Fähigkeiten, gleichen Anlagen und gleichen Eigenschaften ausgestattet worden sind. Erst die Tugend hat uns, die wir gleich geboren wurden, und noch werden, unterschieden, und diejenigen, welche sie im höhern Grade besaßen oder übten, wurden edel genannt, während die übrigen unedel blieben. Wenn nun gleich späterhin widerstrebende Gebräuche dieses Grundgesetz verhüllt haben, so ist es darum weder aufgehoben, noch aus der Natur und den edeln Sitten getilgt. Der also beweist unwiderleglich seinen Adel, der tugendhaft handelt, und wer ihn dann anders nennt, der ladet auf sich und nicht auf den fälschlich Benannten eine Makel. Thue dich unter allen deinen Edelleuten um, erwäge ihre Eigenschaften, ihre Sitten, ihr Betragen, und stelle ihnen Guiscardo mit den seinigen gegenüber; willst du dann leidenschaftlos richten, so mußt du ihn hochadelich, deine Edelleute aber gemein nennen.

„Was übrigens Guiscardo's Tugenden und seinen Werth betrifft, so habe ich mich in Hinsicht ihrer auf niemandes Urtheil, als allein auf deine Worte und meine Augen verlassen. Wer lobte ihn wol je so lebhaft, als du ihn wegen alles dessen gepriesen hast, was an einem

wackern Manne des Lobes werth ist? Und wahrlich, du thatest nicht unrecht daran; denn täuschen meine Augen mich nicht, so hast du ihm keinen Lobspruch ertheilt, den ich nicht von ihm durch die That viel herrlicher hätte rechtfertigen sehen, als deine Worte es auszudrücken vermochten. Hätte ich mich aber hierbei dennoch irgendwo betrogen, so wärest du es gewesen, der mich getäuscht hätte. Willst du nun noch sagen, ich habe mich mit einem Menschen von niedrigem Stande eingelassen? Gewiß, du sprächest die Unwahrheit.

„Sagtest du aber vielleicht: mit einem armen Menschen, so könnte man dir allerdings zu deiner Schande einräumen, daß du einen trefflichen Mann in deinen Diensten nicht besser gefördert hast; doch Armuth beraubt niemand des Adels, sondern nur des Besitzes. Viele Könige, viele große Fürsten sind arm gewesen, und viele, die Hacken und Spaten führen, oder das Vieh hüten, waren und sind überreich.

„Das letzte Bedenken, das du erwähntest, was du nämlich mit mir machen sollst, schlage dir nur völlig aus dem Sinne. Bist du in deinem späten Alter gesonnen, zu thun, was du in deiner Jugend nicht pflegtest; willst du hart und grausam verfahren, so übe an mir, als der ersten Ursache dieses Vergehens, wenn meine That anders ein solches zu nennen ist, immerhin deine Härte; denn ich bin entschlossen, mit keinem Worte deine Milde in Anspruch zu nehmen. Auch betheuere ich dir, daß, was immer du auch dem Guiscardo angethan hast oder anthun wirst, ich mir dasselbe, im Falle du es nicht thust, mit meinen Händen bereiten werde. Wohlan denn, weine, wenn du willst, gleich Weibern, und verschließe, wenn du glaubst, daß wir es verdient haben, dem Mitleiden dein Herz, und tödte uns beide mit einem Schlage.“

Der Fürst erkannte in dieser Rede die Seelengröße seiner Tochter, glaubte sie aber dennoch zu dem, was sie angedeutet hatte, nicht so fest entschlossen, als in ihren

Worten lag. Deshalb gab er, als er sie verließ, den Gedanken, seine Härte an ihr selbst auszulassen, zwar völlig auf, beabsichtigte aber dafür ihre glühende Liebe durch andere Schläge abzukühlen, und befahl zu dem Ende den zweien, die den Guiscardo bewachten, diesen in der nächsten Nacht ohne alles Geräusch zu erdrosseln, ihm das Herz aus dem Leibe zu nehmen, und dieses ihm, dem Fürsten, zu bringen. Die Wächter thaten genau, wie ihnen befohlen worden war; der Fürst aber ließ sich am andern Tage eine große und schöne goldene Schale reichen, that in diese Guiscardo's Herz und schickte sie alsdann seiner Tochter durch einen vertrauten Diener, dem er auftrug, wenn er die Schale übergäbe, zu sagen: „Das schickt dir dein Vater, um dir an dem, was du am meisten liebst, ebenso viel Freude zu bereiten, als du ihm an dem gewährt hast, was er am liebsten hatte."

Ghismonda hatte sich inzwischen, unerschüttert in ihrem schrecklichen Vorsatze, sobald ihr Vater von ihr gegangen, giftige Wurzeln und Kräuter bringen lassen, diese abgekocht und ein Wasser daraus bereitet, das sie zur Hand haben wollte, sobald, was sie fürchtete, geschähe. Wie nun der Diener mit dem Geschenke und den Worten des Fürsten vor sie kam, nahm sie mit unverändertem Gesichte die Schale, und war, sobald sie dieselbe aufdeckte, das Herz erblickte und jene Worte vernahm, sogleich völlig überzeugt, es sei Guiscardo's Herz. Deshalb blickte sie zu dem Diener auf und sagte: „Wahrlich, einem Herzen wie dieses ziemte kein geringeres Grab als ein goldenes, Darin hat mein Vater verständig gehandelt." Und nach diesen Worten führte sie es zum Munde, küßte es und sagte: „Mein Vater hat mir von jeher und bis zu diesem letzten Augenblicke meines Lebens in allen Dingen die zärtlichste Liebe bewiesen, jetzt aber thut er es mehr als je zuvor. Bestelle ihm dafür den letzten Dank, den ich ihm jemals sagen werde."

Als sie dies gesagt hatte, wendete sie sich wieder

zur Schale, die sie noch fest in den Händen hielt, und sagte, während sie unverwandt das Herz anblickte: „O, geliebtester Wohnort aller meiner Freuden, Fluch über die Grausamkeit dessen, der schuld daran ist, daß ich dich mit körperlichen Augen sehe. Genügte es mir doch, mit den Augen des Geistes dich immerdar zu schauen. Du hast nun deinen Lauf beendet und vollbracht, was dein Geschick dir bestimmt hatte. Du bist zu dem Ziele gediehen, dem ein jeder entgegengeht. Alles Elend und alle Mühen dieser Welt hast du hinter dir gelassen, und durch deinen Feind selber ein Grab gefunden, wie es deinem Werthe gebührt. Nichts fehlt dir nun zu deiner vollen Bestattung als die Thränen derjenigen, die du im Leben so zärtlich geliebt hast; damit aber auch diese dir zu Theil würden, gab Gott es meinem unbarmherzigen Vater ein, daß er dich mir schickte, und ich will sie dir gewähren, wenngleich ich mir vorgesetzt hatte, mit trockenen Augen zu sterben und durch keinen Schrecken meine Züge verändern zu lassen. Werde ich dir meine Thränen gezollt haben, so will ich ohne Säumen dazu thun, daß durch deine Hülfe sich meine Seele mit derjenigen, die einst von dir so sorgsam beherbergt ward, vereinige. Und unter welchem Geleite könnte ich wol zufriedener und sicherer in jenes unbekannte Land gehen, als in der ihrigen? Ich glaube sicher, sie weilt noch hierinnen und betrachtet den Schauplatz ihrer und meiner Freuden, und da ich gewiß bin, sie liebt mich noch, so erwartet sie wol meine Seele, die ihr auf das zärtlichste anhängt."

Als sie so gesprochen, begann sie, ohne nach Art der Frauen laut zu klagen, über die Schale geneigt, unter tausend Küssen, die sie dem todten Herzen gab, einen solchen Strom von Thränen zu vergießen, daß es wunderbar zu sehen war, und nicht anders schien, als sei in ihrem Haupte ein Wasserquell. Ihre Gesellschafterinnen, die um sie herstanden, begriffen weder, was das für ein Herz sei, noch was die Worte der Dame zu bedeuten

hätten. Dennoch aber weinten sie alle aus Mitleiden, frugen sie theilnehmend aber vergebens nach der Ursache ihrer Thränen, und beeiferten sich noch vielmehr, zu thun, was sie nur wußten und konnten, um sie zu trösten.

Die Dame aber richtete ihr Haupt, als sie genug geweint zu haben glaubte, wieder auf, trocknete sich die Augen und sagte: „O, vielgeliebtes Herz, nun sind alle meine Pflichten gegen dich vollendet, und mir bleibt nichts weiter zu thun übrig, als daß ich mit meiner Seele komme, um der deinen Gesellschaft zu leisten." Und mit diesen Worten ließ sie sich die Flasche reichen, die das Wasser enthielt, das sie am Tage zuvor bereitet, schüttete es in die Schale, in der das Herz von ihren vielen Thränen gebadet lag, setzte sie vollkommen furchtlos an den Mund und trank sie völlig leer. Dann aber bestieg sie, die Schale in der Hand, ihr Bette, nahm die geziemendste Lage an, die sie ihrem Körper zu geben wußte, drückte das Herz des todten Geliebten an das ihrige, und erwartete so, ohne ein Wort zu reden, ihren Tod.

Inzwischen hatten ihre Gesellschafterinnen, obgleich sie nicht wußten, was für ein Wasser Ghismonda getrunken, alles, was sie mitangesehen und gehört hatten, dem Tancredi hinterbracht. Dieser eilte, von der Ahnung des Geschehenen getrieben, in das Zimmer der Tochter, und trat in dem Augenblicke ein, wo sie sich auf ihr Bette niederlegte. Nun es zu spät war, sprach er ihr mit süßen Worten Trost zu, und fing, als er erkannte, wie weit es mit ihr gekommen war, bitterlich zu weinen an. Ghismonda aber sagte zu ihm: „Tancredi, spare diese Thränen auf ein Unglück, das du nicht, wie dieses, selbst herbeigeführt, und verschwende sie nicht um mich, die ich dergleichen nicht begehre. Wer, außer dir, möchte auch wol über das weinen, was er selbst gewollt hat? Wenn aber dennoch eine Spur der Liebe, die du für mich empfandest, noch in dir lebt, so gewähre mir, als letzte Gunst, daß, wenn du nicht dulden wolltest, daß ich still-

schweigend und verborgen mit Guiscardo lebte, nun mein Leib wenigstens mit dem seinen, wohin du ihn immer hast werfen lassen, öffentlich zusammenruhe.“ Der Drang der Thränen gestattete dem Fürsten nicht zu antworten. Die Dame aber fühlte, daß ihr Ende gekommen sei, drückte noch einmal das todte Herz an die Brust und sagte: „Lebt mit Gott, ich scheide.“ Da verschleierten sich ihre Augen, ihre Sinne schwanden, und sie schied aus diesem Leben des Leidens.

Ein so trauriges Ende nahm, wie ihr vernommen, Guiscardo's und Ghismonda's Liebe. Tancredi aber bereute seine Grausamkeit zu spät mit vielen Thränen, und ließ die beiden Leichen, unter allgemeinem Bedauern der Salernitaner, ehrenvoll in einem und demselben Grabmal bestatten.

Zweite Geschichte.

Bruder Alberto redet einer Frau ein, daß der Engel Gabriel in sie verliebt sei, und beschläft sie mehrmals in dessen Namen. Endlich springt er, aus Furcht vor ihren Verwandten, aus dem Fenster, und flüchtet sich in das Haus eines armen Mannes, der ihn, als wilden Mann verkleidet, am andern Tage auf den Marktplatz bringt, wo er erkannt, von seinen Klosterbrüdern festgehalten und ins Gefängniß gesetzt wird.

Die Geschichte, welche Fiammetta erzählte, hatte mehrmals die Augen ihrer Gefährtinnen mit Thränen gefüllt; als sie nun aber zu Ende gediehen war, sagte der König mit unfreundlichem Gesichte: „Wohlfeilen Kaufes würde ich die Hälfte der Freuden, die Guiscardo und Ghismonda

genossen, mit meinem Leben zu bezahlen glauben; und daß ich so denke, kann niemand unter euch Wunder nehmen, da ich lebend immerwährend tausend Tode erleide, und mir darum dach nicht das kleinste Theilchen Lust gewährt wird. Doch will ich meine Lage für jetzt nicht weiter berühren und gebe Pampineen auf, in den kläglichen Geschichten, die meinem Unglücke theilweise ähnlich sind, fortzufahren. Wird sie dann der Weise, in welcher Fiammetta angefangen hat, einigermaßen nachkommen, so darf ich sicher hoffen, daß ich meine Glut durch einige Thautropfen gemildert fühlen werde." Als Pampinea den an sie gerichteten Befehl vernahm, erkannte sie in ihrer Freundschaft besser den Wunsch ihrer Gefährtinnen, als den des Königs in dessen Worten. So beschloß sie denn, in der Absicht, jene vielmehr zu erheitern, als, den Befehl selbst abgerechnet, dem Könige zu folgen, ohne von der Aufgabe abzuweichen, eine lächerliche Geschichte zu erzählen, und begann also:

Das Volk hat ein Sprichwort: „Gilt ein Bösewicht für gut, er kann Böses thun, und niemand glaubt daran", das mir nicht allein reichlichen Stoff über dasjenige, was mir aufgegeben ist, zu reden, leiht, sondern an dem sich auch zeigen läßt, wie groß die Heuchelei der Mönche ist, die mit ihren weiten und langen Gewändern, mit ihren künstlich gebleichten Gesichtern, mit ihrer Stimme, die sanft und demüthig ist, wenn sie fremdes Gut begehren, aber laut und ungestüm, wenn sie an andern ihre eigenen Laster tadeln, oder wenn sie vorgeben, daß sie durch Nehmen, andere aber durch Geben selig werden, ja daß sie überall nicht wie Menschen sind, die gleich uns sich selbst um ihre Seligkeit zu mühen haben, sondern wie Herren, und Besitzer des Paradieses, jedem, der da stirbt, je nach der Summe Geldes, die er ihnen hinterläßt, einen mehr oder weniger vorzüglichen Platz in demselben gewähren können, — die mit allem diesem, sage ich, zuerst sich selbst, wenn sie anders daran glauben, und dann alle

diejenigen zu täuschen suchen, die ihren Worten Glauben beimessen. Dürfte ich nur, in Betreff ihrer, alles offenbaren, was zu sagen wäre, so wollte ich manchen einfältigen Seelen klar machen, was jene in ihren weiten Kapuzen verbergen. Wollte aber Gott, daß es ihnen allen mit ihren Lügen so ginge, wie einem Minoriten, der nicht mehr jung war, aber in Venedig für einen der größten Casuisten galt, und dessen Geschichte ich besondere Lust habe, euch zu erzählen, damit ihr eure Gemüther, die noch von Mitleid über den Tod der Ghismonda erfüllt sind, vielleicht durch Scherz und Lachen einigermaßen wieder erholen möget.

In Imola nämlich war einmal ein Mann, der ein gar ruchloses und sündhaftes Leben führte und Berto della Massa hieß. Wie seine Schändlichkeiten aber den Imolesen bekannt wurden, kam es bald dahin, daß ihm in seiner Heimat niemand mehr trauen wollte, selbst wenn er die Wahrheit, geschweige denn, wenn er Lügen erzählte So sah er denn wol ein, daß es in Imola mit seinem Riemchenstechen nicht mehr gehen wollte, siedelte deshalb nach Venedig, dem Sammelplatze aller Taugenichtse, über, und hoffte hier auf neue Art bessere Gelegenheit zu finden, als bisher anderwärts der Fall gewesen, nach seiner Weise im Trüben zu fischen. Zu dem Ende stellte er sich über alle die schlechten Streiche, die er zuvor gemacht, reuigen Gewissens, that als habe sich eine unsagliche Demuth seiner bemächtigt, wurde der frömmste Katholik auf der Welt, und ließ sich zum Minoriten einkleiden, als welcher er Bruder Alberto von Imola genannt ward.

In diesem seinem neuen Gewande begann er dem Scheine nach ein gar strenges Leben zu führen, empfahl Bußen und Enthaltsamkeit auf das nachdrücklichste, aß kein Fleisch und trank keinen Wein, — wenn er nämlich keinen hatte, der nach seinem Geschmacke war. Dem allen zufolge war fast niemand gewahr worden, daß unser Mönch aus einem Diebe, Kuppler, Fälscher und

Mörder plötzlich, und ohne jene Laster aufzugeben, wenn er sie im Verborgenen begehen konnte, ein gewaltiger Prediger geworden war. Auch hatte er sich überdies zum Priester weihen lassen, und weinte bitterlich über das Leiden Christi, da ihm Thränen, wenn er ihrer bedurfte, wenig kosteten, so oft er vor den Augen vieler Messe las. Mit einem Worte, er wußte durch seine Predigten und durch seine Thränen die Gemüther der Venetianer in solchem Maße zu gewinnen, daß er fast in jedem Testamente als zuverlässiger Vollstrecker und Bewahrer ernannt ward, daß viele ihr Geld ihm zum Aufheben gaben, und daß er Beichtiger und Rathgeber des beinahe größern Theils aller Männer und Frauen ward. Auf solche Weise war er denn vom Wolfe zum Hirten geworden, und der Ruf seiner Heiligkeit war in jener Gegend größer, als der des heiligen Franciscus jemals in Assisi gewesen ist.

Nun geschah es, daß ein junges, albernes und einfältiges Weib, welche Madonna Lisetta, aus der Familie Quirino, hieß, und an einen Großhändler verheirathet war, der mit seinen Galeeren nach Flandern gefahren, bei eben diesem heiligen Mönche mit andern Frauen zur Beichte ging. Als diese nun vor ihm kniend, nach venetianischer Weise (und Windmacher sind die Venetianer alle) ihm einen Theil ihrer Angelegenheiten vorgetragen, frug Bruder Alberto sie, ob sie keinen Liebhaber habe. Sie aber antwortete mit erzürntem Gesichte: „Wo denkt Ihr hin, Herr Vater; habt Ihr denn keine Augen im Kopfe? Scheinen meine Reize Euch von derselben Sorte, wie die der andern Weiber? Mehr als zu viele hätte ich, wenn ich sie wollte; aber ich bin keine Schönheit, in die sich jeder Narr verlieben dürfte. Wie viele sind Euch denn schon vorgekommen, deren Reize den meinigen gleich kämen? Ich wäre auch im Paradiese schön.“ Und so fuhr sie fort von ihrer Schönheit so viel Wesens zu machen, daß es gar nicht zum Aushalten war. Bruder

Alberto merkte gleich, die gute Frau leide nicht an übermäßigem Verstande, und weil er Erdreich gefunden zu haben glaubte, daß seinem Pfluge gerecht sei, verliebte er sich alsbald auf das lebhafteste in sie. Dennoch wollte er sich die guten Worte für eine gelegenere Zeit aufheben und fing, um seine Heiligkeit an den Tag zu legen, für diesmal an, sie zu schelten und ihr zu sagen, das seien Eitelkeiten, und mehr solche Redensarten. Darauf erwiderte ihm die Frau, er sei ein Esel und wisse nicht, daß eine Schönheit mehr heißen wolle, als die andere. Bruder Alberto aber wollte sie nicht allzu sehr erzürnen, beschloß die Beichte und ließ sie mit den übrigen gehen.

Als nach dieser Zeit einige Tage verstrichen waren, nahm er einen vertrauten Gefährten, und begab sich mit diesem in das Haus der Madonna Lisetta; hier ging er mit ihr in ein Zimmer beiseite, warf sich, daß niemand ihn sehen konnte, ihr zu Füßen und sagte: „Madonna, ich bitte Euch um Gottes willen, vergebt mir, was ich Euch am Sonntage sagte, als Ihr mir von Euerer Schönheit sprachet. Ich bin die nächste Nacht so dafür geschlagen worden, daß ich bis heute nicht habe aus dem Bette aufstehen können.“ Darauf sagte Frau Theekessel: „Wer schlug Euch denn so?“ „Das will ich Euch wol sagen“, entgegnete Bruder Alberto; „während ich, meiner Gewohnheit nach, die Nacht über auf meinen Knien lag und betete, erblickte ich plötzlich einen hellen Glanz in meiner Zelle, und ich konnte nicht sobald mich umwenden, um zu sehen, was es sei, als ich einen wunderschönen Jüngling mit einem dicken Stocke in der Hand vor mir stehen sah, der mich sogleich beim Kragen faßte, mich zu seinen Füßen riß und mir so viel Hiebe gab, bis ich ganz zerschlagen war. Darauf frug ich ihn, warum er mir so gethan habe; er aber antwortete: «Weil du dich heute unterstanden hast, die himmlische Schönheit der Madonna Lisetta, die ich nächst Gott vor allen andern Dingen liebe, zu schmähen.» Dann frug

ich ihn wieder: «Wer seid Ihr denn?» und er antwortete mir, er sei der Engel Gabriel. «Ach Herr», erwiderte ich darauf, «seid doch nur so gut und verzeiht mir.» Er entgegnete mir aber: «Ich verzeihe dir; jedoch nur unter der Bedingung, daß du, sobald du kannst, zu ihr gehst und dir von ihr verzeihen läßt. Will sie dir dann nicht vergeben, so komme ich wieder und prügele dich so lange, daß du dein Leben lang daran genug haben wirst.» — Was er mir aber hernach noch gesagt hat, wage ich Euch nicht wieder zu erzählen, wenn Ihr mir nicht zuvor vergeben wollt."

Frau Grützkopf, die nicht leicht ein Wasser trübte, war über diese Worte, denen sie vollen Glauben beimaß, ganz vergnügt geworden und sagte nach einer kleinen Weile: „Habe ich Euch es nicht gleich gesagt, Bruder Alberto, daß meine Schönheit himmlischer Art ist? Aber Gott soll mir nicht helfen, wenn es mir nicht leid ist um Euch, und damit Euch weiter kein Leides geschehe, verzeihe ich Euch gleich vom Flecke, unter der Bedingung, daß Ihr mir erzählt, was der Engel weiter zu Euch sagte."

Bruder Alberto erwiderte: „Madonna, weil Ihr mir denn verziehen habt, will ich Euch alles genau sagen; doch mache ich Euch darauf aufmerksam, daß Ihr Euch wohl hüten müßt, gegen irgendjemand auf der Welt von dem, was ich Euch sagen werde, das Mindeste zu erwähnen, wenn Ihr, die Ihr das glücklichste Frauenzimmer seid, das lebt, nicht alle Eure Angelegenheiten verderben wollt. Derselbe Engel Gabriel trug mir auf, Euch zu bestellen, Ihr gefielt ihm so gut, daß er schon oft gekommen sein würde, die Nacht bei Euch zuzubringen, wenn er nicht gefürchtet hätte, Euch zu erschrecken, und nun läßt er Euch durch mich sagen, daß er Euch eine Nacht besuchen und eine Weile bei Euch bleiben will; weil er aber ein Engel ist, und Ihr ihn nicht anrühren könntet, wenn er in Engelsgestalt käme, so will er Euch

zu Gefallen, während er Euch besucht, menschliche Gestalt annehmen. Zu dem Ende will er von Euch wissen, wann und in wessen Gestalt er zu Euch kommen soll. Sobald er darüber Auskunft hat, wird er kommen, und Ihr könnt Euch für die glücklichste Frau von der Welt halten."

Frau Liese sagte darauf, es sei ihr sehr angenehm, wenn der Engel Gabriel sie liebte, denn sie hätte ihn auch recht lieb, und sie kriegte ihn niemals abgebildet zu sehen, daß sie nicht ein Dreierlicht vor ihm anbrennte. Jeder Zeit, wenn er sie besuchen wollte, würde er ihr willkommen sein; sie würde ihn ganz allein auf ihrer Stube erwarten. Das bedinge sie sich aber aus, daß er sie nicht um die Jungfrau Maria im Stiche ließe. Man habe ihr gesagt, daß er der gar zu gut sei, und es komme ihr selbst so vor; denn überall, wo sie ihn sähe, läge er immer vor der Jungfrau auf den Knien. Im übrigen möchte er kommen, in was für einer Gestalt ihm beliebte, wenn sie nur nicht erschräke.

Dem entgegnete Bruder Alberto: „Madonna, was Ihr da sagt, ist sehr verständig, und ich werde mit dem Engel schon alles in Ordnung bringen, was Ihr mir auftragt. Ihr könntet mir aber eine große Gunst erzeigen, die Euch nichts kostete. Die Gunst ist nämlich die daß Ihr dem Engel in meiner Gestalt zu Euch kommen heißt. Nun will ich Euch aber auch sagen, warum das eine Gunst für mich ist. Nimmt er meine Gestalt an, so muß er mir die Seele aus dem Leibe holen und sie derweilen ins Paradies versetzen; dann geht er in meinen Körper ein, und solange er bei Euch bleibt, solange weilt meine Seele im Paradiese." Darauf sagte Madonna Einfalt: „Gut, ich bin es zufrieden; so mögt Ihr denn zur Entschädigung für die Prügel, die Ihr um meinetwegen bekommen, diese Freude haben." „Tragt denn Sorge", entgegnete Bruder Alberto, „daß er heute Nacht Eure Hausthür offen findet und ohne weiteres herein kann; denn, wenn er, wie er das doch thun soll, in

menschlicher Gestalt zu Euch kommt, so kann er nicht anders als durch die Thür herein." Die gute Frau sagte, sie werde es besorgen, und Bruder Alberto empfahl sich; sie aber warf sich, wie sie allein war, so in die Brust, daß ihr der Hintere nicht ans Hemde langte, und es dünkten ihr tausend Jahre, bis der Engel Gabriel sie zu besuchen käme.

Bruder Alberto hatte inzwischen, in der Meinung, daß er diese Nacht nicht sowol den Engel, als den tüchtigen Reiter spielen müsse, um nicht allzu schnell aus dem Sattel gehoben zu werden, bereits angefangen, sich mit Zuckerwerk und andern guten Dingen zu stärken. Dann ließ er sich vom Kloster Urlaub geben, und ging mit einem andern Mönche in das Haus einer seiner Freundinnen, von welchem aus er in vorkommenden Fällen den Weiberlauf schon öfter begonnen. Als es ihm an der Zeit schien, begab er sich von dort in das Haus der Lisetta, wo er sich zuvor mit allerhand Narrheiten, die er mitgebracht, als Engel verkleidete und dann hinauf in das Zimmer der jungen Frau ging. Als diese die weiße Figur eintreten sah; warf sie sich vor ihm auf die Knie; der Engel aber segnete sie, hieß sie aufstehen und winkte ihr sich schlafen zu legen. Ihr kam dieses Geheiß nicht anders als gelegen, sie gehorchte mithin alsbald, und der Engel legte sich darauf neben seine Verehrerin. Bruder Alberto war wohlgewachsen und kräftig, auch standen ihm die Beine trefflich zu Leibe, und so lieferte er denn in Frau Lisetta's Armen, die ein festes Fleisch und weiche Haut hatte, ihr andere Beweise der Liebe, als sie von ihrem Manne gewohnt war. Auch ohne Flügel that er die Nacht über manchen Flug, und erfreute dadurch die junge Frau, der er noch überdies gar viel von der himmlischen Herrlichkeit erzählte, ausnehmend.

Als endlich der Morgen herannahte, schied er, nach besprochener Wiederkehr, mit seiner Engelsmaske, und kehrte zu dem Klosterbruder zurück, dem inzwischen, damit er

sich allein im Bette nicht fürchten möchte, die gute Frau vom Hause freundliche Gesellschaft geleistet hatte. Frau Lisetta aber ging, sobald sie gegessen hatte, in geziemender Begleitung zum Bruder Alberto, berichtete ihm Neuigkeiten vom Engel Gabriel, erzählte ihm, was sie über die Herrlichkeit des ewigen Lebens von ihm gehört habe, und wie er aussehe, und fügte zu dem allen noch die seltsamsten Fabeln. Bruder Alberto antwortete ihr darauf: „Madonna, ich weiß nicht, was zwischen ihm und Euch vorgefallen ist; wol aber weiß ich, daß, wie er diese Nacht zu mir kam, und ich ihm Eure Bestellung gemacht hatte, er sogleich meine Seele unter soviel Blumen und Rosen davontrug, daß man deren hienieden noch nie so viele beisammen gesehen hat; da weilte ich denn an einem der entzückendsten Oerter, die je gewesen sind, bis heute früh zum Morgengebet. Was inzwischen aus meinem Körper geworden ist, davon weiß ich nicht." „Sag' ich's Euch denn nicht?" entgegnete die Frau, „Euer Körper hat die ganze Nacht mit dem Engel Gabriel in meinen Armen gelegen, und wenn Ihr mir nicht glauben wollt, so seht Euch nur unter der linken Brustwarze nach, wo ich dem Engel solch einen erschrecklichen Kuß gegeben habe, daß noch ein paar Tage lang das Mal an Euch zu sehen sein wird." Darauf sagte Bruder Alberto: „Nun, so will ich denn heute Abend etwas thun, was ich seit gar langer Zeit nicht gethan, ich will mich entblößen, um doch nachzusehen, ob Ihr mir die Wahrheit sagt."

Nach vielem fernern Geschwätze ging die junge Frau wieder nach Hause, Bruder Alberto aber kehrte in Engelsgestalt noch oft zu ihr zurück, ohne auf irgendein Hinderniß zu stoßen. Indessen geschah es, daß Madonna Lisetta, als sie eines Tags mit einer Gevatterin zusammen war und sich mit dieser über Schönheiten stritt, ihrer erwähnten Einfalt zufolge, um ihrer Schönheit den Vorrang vor allen übrigen zu behaupten, sagte: „Wenn Ihr nur wüßtet, wem meine Schönheit gefällt, so würdet Ihr

wahrhaftig von den übrigen still sein." Da die Gevatterin sie schon kannte, so war sie neugierig zu hören, was da herauskommen würde, und sagte: „Madonna, es kann immer sein, daß Ihr recht habt; solange man aber nicht weiß, wer es ist, von dem Ihr redet, so lange ändert man auch nicht leicht seine Meinung." Darauf erwiderte die kurzsichtige junge Frau: „Gevatterin, man soll nicht davon reden, aber der Engel Gabriel ist mein Liebster. Der hat mich lieber als sich selbst, denn er sagt, ich sei das schönste Frauenzimmer auf der Welt und an der See." Die Gevatterin hatte bei diesen Reden wol Lust zu lachen, doch bezwang sie sich, damit Frau Lisetta noch weiter erzählen möchte, und sagte: „Nun beim Himmel, wenn der Engel Gabriel Euer Liebster ist und Euch das versichert, so muß es wol wahr sein; aber ich dachte nicht, daß die Engel solche Geschichten machten." „Gevatterin", sagte die junge Frau, „da habt Ihr Euch geirrt. Gott soll mich strafen, wenn er es nicht besser macht, wie mein Mann; auch sagt er mir, sie machen es dort oben so gut wie wir; weil er mich aber für schöner hält, als im Himmel keine ist, da hat er sich in mich verliebt und kommt oft über Nacht zu mir. Habt Ihr es nun begriffen?"

Wie die Gevatterin von Madonna Lisetta fortging, konnte sie es gar nicht erwarten, daß sich Gelegenheit fände, alle diese Geschichten weiter unter die Leute zu bringen. Zu dem Ende rief sie bei einem Feste eine große Menge Frauen zusammen und erzählte diesen ihre Neuigkeiten in guter Ordnung. Die Frauen theilten die Geschichte ihren Männern und andern Freundinnen mit, diese erzählten sie wieder weiter, und so war ganz Venedig in weniger als zwei Tagen voll davon. Unter den andern aber, die von der Angelegenheit reden hörten, waren auch die Schwäger der Madonna Lisetta, und diese nahmen sich in aller Stille vor, den Engel kennen zu lernen und zu versuchen, ob er auch fliegen könne. Zu dem Ende standen sie mehrere Nächte auf der Lauer.

Inzwischen hatte aber auch Bruder Alberto ganz von ferne von der Geschichte reden hören. Wie er nun eines Nachts zu der jungen Frau ging, um ihr Vorwürfe zu machen, hatte er sich kaum entkleidet, als ihre Schwäger, die ihn hatten kommen sehen, auch schon an der Thür waren und herein wollten. Als Bruder Alberto das hörte, errieth er wohl, was es zu bedeuten habe, sprang schnell aus dem Bette, riß ein Fenster, das auf den großen Kanal hinausging, auf und stürzte sich, da ihm kein anderer Ausweg übrig blieb, von dort aus ins Wasser. Da der Boden tief war, und er gut schwimmen konnte, that er sich keinen Schaden; vielmehr schwamm er auf die andere Seite des Kanals hinüber, flüchtete sich eilig in ein Haus, das er dort offen fand, und bat einen Mann, den er darin antraf, um Gottes willen, ihm das Leben zu retten, wobei er ihm eine Menge Lügen vorerzählte, warum er nackt und zu später Stunde sich dort befinde. Der gute Mann hieß, in einer Regung von Mitleid, ihn, während er selbst in Geschäften ausgehen mußte, sich in sein Bett legen und dort bis zu seiner Rückkehr ruhig verweilen. Dann schloß er ihn ein und besorgte, was er zu thun hatte.

Indessen fanden die Schwäger der jungen Frau, als sie hereinkamen, daß der Engel Gabriel mit Zurücklassung seiner Flügel davongeflogen sei. Zornig, daß sie so angeführt seien, sagten sie der Frau die härtesten Dinge, und kehrten endlich von der Trostlosen mit den Geräthen des Engels nach Hause zurück.

Derweile war es heller Tag geworden, und der gute Mann, zu dem Bruder Alberto sich geflüchtet, hörte, während er auf dem Rialto stand, erzählten, wie der Engel Gabriel die Nacht bei Madonna Lisetta geschlafen habe, wie er, als die Schwäger ihn bei ihr gefunden, in der Angst ins Wasser gesprungen, und wie man nicht wisse, was aus ihm geworden sei. Aus allem diesem errieth er bald, es müsse der sein, den er bei sich im Hause hatte.

Als er nun heimkam, brachte er den Mönch zum Geständniß, und wußte es nach vielem Hin- und Herreden mit diesem so weit zu bringen, daß er ihm funfzig Dukaten herbeischaffen mußte, wollte er nicht an die Schwäger der Madonna Lisetta ausgeliefert sein.

Der gute Mann erhielt sein Geld, als aber Bruder Alberto nachher von dort wegzukommen begehrte, sagte ihm jener: „Dazu gibt es kein Mittel, es wäre denn, daß Ihr Euch zu einem entschließen wolltet. Wir feiern heute ein Fest, zu dem der eine einen Menschen, als Bären verkleidet, mitbringt, der andere einen, als wilden Mann, der dritte so, der vierte anders. Dann wird auf dem Marcusplatze eine Jagd gehalten; ist die zu Ende, so ist auch das Fest aus, und ein jeder geht mit dem, welchen er mitgebracht, wohin er will. Wollt Ihr nun dazuthun, ehe man auskundschaften kann, daß Ihr hier seid, und soll ich Euch auf eine der erwähnten Weisen mitnehmen, so kann ich Euch nachher hinführen, wohin Ihr wollt. Widrigenfalls aber sehe ich nicht ein, wie Ihr, ohne erkannt zu werden, von hier wegkommen wollt; denn die Schwäger Eurer Dame haben, in der Vermuthung, daß Ihr in dieser Nachbarschaft versteckt sein müßt, überall Wache ausgestellt, um Euch zu fangen.“

Obgleich es dem Bruder Alberto hart ankam, in solchem Aufzuge ausgehen zu sollen, so entschloß er sich, aus Furcht vor den Verwandten der Dame, doch endlich dazu, und sagte dem guten Manne, wohin er gebracht sein wolle, und wie er mit jeder Verkleidung, unter welcher ihn führen wolle, zufrieden sei. Darauf salbte ihn jener über und über mit Honig, bestreute ihn mit Flaumenfedern, that ihm eine Kette um den Hals, band ihm eine Larve vor, und gab ihm einen großen Stock in die eine Hand und an die andere zwei gewaltige Hunde, die er sich vom Fleischer dazu geholt hatte.

Inzwischen aber ließ er, mit echt venetianischer Redlichkeit, auf dem Rialto durch jemand bekannt machen,

daß jeder, der den Engel Gabriel sehen wollte, auf den Marcusplatz kommen möchte. Bald nachdem dies geschehen war, führte er ihn heraus, ließ ihn vor sich hergehen, während er ihn von hinten an der Kette hielt, und brachte ihn so unter großem Lärmen vieler, die fortwährend riefen: „Wer ist denn das?“ auf den Platz, auf welchem theils an denen, die ihnen nachgezogen, theils an den andern, welche die Bekanntmachung gehört und vom Rialto herbeigekommen waren, eine unglaubliche Menschenmenge sich versammelt hatte. Wie er auf dem Platze war, band er an einer erhöhten Stelle seinen wilden Mann an eine Säule, und stellte sich, als ob er auf den Anfang der Jagd warte; den armen Alberto aber plagten indessen Fliegen und Bremsen, weil er mit Honig bestrichen war, auf das fürchterlichste. Sobald nun jener den Platz recht voller Leute sah, that er, als wolle er seinen wilden Mann loslassen, zog aber dem Bruder Alberto die Larve vom Gesichte und sagte: „Ihr Herren, weil der Eber ausbleibt und aus der Jagd nichts werden kann, so will ich euch, damit ihr nicht umsonst gekommen seid, den Engel Gabriel zeigen, der nachts vom Himmel auf die Erde kommt, um dem venetianer Frauenzimmer die Zeit zu vertreiben.“

Wie die Larve herunter war, wurde Bruder Alberto sogleich von allen erkannt; allgemein erhob sich gegen ihn ein wüthendes Geschrei, und es wurden ihm die härtesten Dinge und die ärgsten Schimpfreden gesagt, mit denen jemals ein schlimmer Geselle überhäuft worden war, und noch überdies warf ihm der eine den, der andere jenen Unrath ins Gesicht. Auf solche Weise hielten sie ihn eine lange Weile fest, bis endlich die Neuigkeit noch zum Glück in sein Kloster gelangte, worauf nicht weniger als sechs Mönche sich auf den Weg machten, die, als sie auf dem Platze ankamen, ihm eine Kutte überwarfen, ihn losbanden und, nicht ohne großen Lärm hinter sich herzuziehen, ihn in ihre Wohnung brachten, wo man glaubt,

daß er nach einem trübseligen Leben im Kerker gestorben sei.

So that Alberto, der böse war und für gut galt, Böses, und niemand glaubte daran; er wagte es, sich für den Engel Gabriel auszugeben, wurde in einen wilden Mann verwandelt, und hatte endlich, verdientermaßen, in Schimpf und Schanden seine Sünden erfolglos zu beweinen. Möchte es Gott gefallen, daß es allen andern seinesgleichen ebenso ginge!

Dritte Geschichte.

Drei junge Männer lieben drei Schwestern und flüchten mit diesen nach Kreta. Die älteste von ihnen ermordet aus Eifersucht ihren Geliebten. Die zweite rettet jene dadurch vom Tode, daß sie sich dem Herzoge von Kreta ergibt, dafür ermordet aber ihr Geliebter sie und flieht mit der ältesten. Die dritte Schwester und ihr Freund werden dieses Mordes beschuldigt und bekennen sich im Gefängnisse dazu. In der Furcht vor dem Tode bestechen sie ihre Wächter und fliehen arm nach Rhodus, wo sie im Elende sterben.

Als Philostratus das Ende von Pampineens Geschichte vernommen, blieb er eine Weile nachdenklich und sagte dann zu ihr: „Eure Geschichte wurde gegen das Ende erträglich und mir wohlgefällig; vorher aber enthielt sie zu viel Lächerliches, das ich hinweg gewünscht hätte." Darauf wandte er sich zu Lauretten und sagte: „Dame, fahrt fort, und wo möglich mit einer bessern Geschichte." Laurette erwiderte lächelnd: „Ihr seid mit den Liebenden auch gar zu unbarmherzig, wenn Ihr ihnen immer ein schlimmes Ende wünscht. Um Euch aber zu gehorchen, will ich

euch von drei Paaren erzählen, die sämmtlich nach kurzem Genusse ihrer Liebe elendiglich umkamen.“ Und wie sie dies gesagt hatte, begann sie folgendermaßen.

Wie ihr deutlich wahrnehmen könnt, ihr jungen Mädchen, gereicht ein jedes Laster leichtlich nicht allein demjenigen, der es begeht, sondern nicht selten auch andern zum größten Nachtheil; unter allen übrigen aber scheint mir der Zorn eines von denen zu sein, das am meisten mit verhängten Zügeln uns in die Gefahren stürzt. Der Zorn, sage ich, der nichts anders als eine plötzliche, unüberlegte Aufregung der Seele ist, die, durch einen Verdruß veranlaßt, alle Vernunft von sich stößt, die geistigen Augen mit Finsterniß umhüllt und das Gemüth zu siedender Wuth entflammt. Obgleich nun diese Leidenschaft häufig an Männern wahrgenommen wird und den einen mehr als den andern beherrscht, hat man sie doch, und zwar mit nachtheiligern Wirkungen, auch schon bei Frauen beobachtet; denn in ihnen entzündet sie sich leichter, brennt in ihnen mit einer lebhaftern Flamme und regiert sie mit minderer Scheu. Auch ist es kein Wunder, daß es sich so verhält, denn, wollen wir Acht haben, so werden wir finden, daß das Feuer seiner Natur nach die leichten und zartgewebten Dinge eher ergreift, als die härtern und schwerern. Die Männer mögen es aber nicht übel deuten: weicher und zarter als sie sind wir, und um vieles leichtsinniger. Weil ich nun finde, daß wir zu diesem Fehler geneigt sind, und weil ich zugleich erkenne, daß unsere Sanftmuth und Freundlichkeit ebenso viel zu der Ruhe und dem Glücke der Männer beiträgt, mit denen wir zu verkehren haben, als ihnen unser Zorn und unsere Heftigkeit lästig und gefährlich ist, will ich, auf daß wir mit um so festerm Willen uns vor diesen hüten, euch in meiner Geschichte die Liebesabenteuer dreier jungen Männer und ebenso vieler Mädchen berichten, welche, wie ich schon früher erwähnte, durch den Zorn einer der letztern aus vollem Glücke in das höchste Unglück versetzt wurden.

Die alte und ehrenwerthe Stadt Marseille, die ehemals an großen Kaufleuten reicher war, als sie es jetzt ist, liegt, wie ihr wissen werdet, am Meeresufer in der Provence. Unter jenen Kaufleuten war einer, namens 'N. Arnaut Cluada, ein Mann von niedriger Abkunft, aber von erprobter Ehrlichkeit, ein rechtlicher und an Geld und Besitzungen über die maßen reicher Kaufherr, dem seine Frau unter mehreren andern Kindern drei Töchter hinterlassen hatte, die den Söhnen dem Alter nach vorgingen. Zwei derselben waren Zwillinge von funfzehn Jahren, die dritte hatte ihr vierzehntes Lebensjahr ebenfalls schon erreicht, und ihre Angehörigen verschoben ihre Verheirathung nur noch, bis 'N. Arnaut, der mit Waaren nach Spanien gegangen war, von dort zurückgekommen sein würde. Die beiden ältern hießen Ninette und Madelon, die dritte aber wurde Berta genannt. In Ninetten hatte sich nun ein junger Edelmann, namens Restagnon, außer maßen verliebt, der zwar arm, aber von guter Familie war, und ebenso das Mädchen sich in ihn; auch hatten beide es so zu stellen gewußt, daß sie die Früchte ihrer Liebe ohne jemandes Mitwissen genossen.

Schon war in diesem wechselseitigen Verständniß eine geraume Zeit vergangen, als zwei miteinander befreundete junge Männer, von denen der eine Folquet, der andere aber Uc hieß, und welche sich beide nach dem Tode ihrer Väter im Besitz eines bedeutenden Vermögens befanden, sich jener in Madelon, dieser aber in Berta verliebten. Als Restagnon, von Ninetten darauf aufmerksam gemacht, dies gewahr wurde, dachte er darauf, seinem Mangel durch die Liebe jener beiden abzuhelfen. Zu dem Ende befreundete er sich mit ihnen, begleitete bald den einen, bald den andern, bald aber auch beide zu ihren Geliebten und zu der seinigen, und als er dann zur Genüge mit ihnen vertraut geworden zu sein glaubte, rief er sie eines Tags in sein Haus und sagte zu ihnen: „Geliebte Freunde, unser bisheriger Umgang hat euch überzeugen können, wie

groß meine Liebe zu euch ist und wie ich für euch so viel als für mich selber zu thun bereit wäre. Und weil ich euch denn so lieb habe, will ich euch mittheilen, was mir in den Sinn gekommen ist; dann könnt ihr ja immer mit mir gemeinschaftlich dasjenige beschließen, was wir für das Vernünftigste halten werden. Ihr seid, wenn eure Worte nicht trügen, und auch dem zufolge, was ich bei Tage wie bei Nacht an euerm Benehmen bemerkt zu haben glaube, von der glühendsten Liebe zu jenen zwei Schwestern entbrannt, wie ich zu der dritten. Für diese Liebe nun getrauete ich mich, wenn ihr damit zufrieden wäret, ein willkommenes, süßes Mittel zu finden, das in Folgendem bestehen würde: Ihr seid überreiche Leute, und ich bin es nicht; wollt ihr nun euer Vermögen zusammenthun und mich zu einem Drittheil daran theilnehmen laßen, so beschließt nur, in welche Weltgegend wir ziehen und jener Reichthümer uns erfreuen sollen, denn ich übernehme es, die drei Schwestern unfehlbar dahin zu bringen, daß sie mit einem großen Theil des Vermögens ihres Vaters uns begleiten, wohin wir nur wollen. Da könnten wir dann, ein jeder mit der seinigen, wie drei Brüder, als die glücklichsten Menschen auf der Welt leben. Nun ist es aber an euch, zu bestimmen, ob ihr ein solches Glück erwerben oder es aufgeben wollt."

Die beiden jungen Männer, die in hellen Flammen standen, besannen sich, als sie hörten, sie sollten ihre Geliebten erhalten, nicht lange, sondern antworteten, wenn das geschehen könne, so seien sie bereit, zu thun, wie er gesagt habe. Als Restagnon von den jungen Männern diese Antwort erhalten hatte, verschaffte er sich nach wenig Tagen eine Zusammenkunft mit Ninetten, zu der er niemals ohne bedeutende Schwierigkeiten gelangen konnte. Nach kurzen Gesprächen berichtete er ihr den Inhalt seiner Unterredung mit den jungen Leuten, und suchte sie mit vielen Gründen für seine Unternehmung zu gewinnen. In der That ward ihm dies nicht schwer, denn sie wünschte

noch mehr als er, ungestört von fremdem Verdachte mit ihm zusammen sein zu können. So antwortete sie ihm denn entschlossen, sie sei damit zufrieden, und ihre Schwestern würden, besonders in diesem Falle, thun, was sie wolle; er möge also, fügte sie hinzu, nur alles Nöthige sobald als möglich in Ordnung bringen.

Als Restagnon zu den jungen Männern, die inzwischen ihn schon vielfach wegen seiner frühern Reden gemahnt hatten, zurückkehrte, sagte er ihnen, wie die Sache von seiten ihrer Geliebten bereits in Richtigkeit sei. Jene, die inzwischen nach Kreta zu ziehen beschlossen hatten, verkauften nun einige ihnen gehörende Besitzungen unter dem Vorgeben, mit dem Erlöse Waaren in der Fremde einhandeln zu wollen, kauften sich, nachdem sie alles ihr übriges Besitzthum ebenfalls in Geld umgesetzt hatten, ein schnellsegelndes Schiff, das sie in der Stille auf das beste bewaffneten, und erwarteten dann den Tag der Ausführung. Auf der andern Seite wußte Ninette, welche die Wünsche der Schwestern zur Genüge kannte, sie mit süßen Worten dem Plane Restagnon's so geneigt zu machen, daß sie die Zeit nicht abwarten zu können glaubten, bis er ins Werk gesetzt würde.

Als nun die Nacht gekommen war, in welcher sie das Schiff besteigen sollten, eröffneten die drei Schwestern einen großen Kasten ihres Vaters, nahmen daraus eine Menge Gold und Edelsteine und gingen damit in der größten Stille aus dem Hause an den Platz, wo ihre drei Liebhaber nach der getroffenen Abrede sie bereits erwarteten. Dann bestiegen sie ohne Verzug das Schiff, ließen die Ruder ins Wasser werfen, stießen vom Lande und verweilten sich an keinem Orte, bevor sie nicht am folgenden Abend Genua erreichten, wo die liebenden Paare zuerst die Freuden ihrer Liebe genossen. Nachdem sie hier die nöthigen Erfrischungen eingenommen, fuhren sie weiter und gelangten, von Hafen zu Hafen, noch vor dem achten Tage, ohne einigen Unfall, nach Kreta, wo sie

sich ausgedehnte und schöne Besitzungen kauften und, unweit der Stadt Candia, köstliche und anmuthige Wohnungen bauten. Hier lebten sie dann mit ihren Geliebten im Besitze einer zahlreichen Dienerschaft, trefflicher Hunde, Falken und Pferde, unter Gastgelagen, wie die größten Herren, als die glücklichsten Leute von der Welt, in lauter Herrlichkeit und Freuden.

Während sie aber noch ein solches Leben führten, geschah es, daß, wie wir täglich den Leuten Dinge, die ihnen noch so sehr behagten, überdrüßig werden sehen, weil sie zu großen Ueberfluß daran haben, auch Restagnon Ninetten, die er zärtlich geliebt hatte, nun sie ihm ohne alle Gefahr in allem zu Willen sein konnte, satt zu bekommen und ihr daher die gehörige Liebe nicht zu beweisen anfing. Darauf fand er bei einem Feste an einem jungen, schönen und edeln Mädchen, die dort einheimisch war, besonderes Behagen, ging ihr auf das angelegentlichste nach, und erschöpfte sich ihr zu Ehren in Huldigungen und Festlichkeiten.

Als Ninette das gewahr ward, wurde sie gegen Restagnon so eifersüchtig, daß er keinen Schritt mehr gehen konnte, den sie nicht ausgekundschaftet, und über welchen sie nicht ihm und sich nachher durch Vorwürfe und durch üble Laune das Leben sauer gemacht hätte. Wie aber das Uebermaß der Dinge sie uns zum Ekel werden läßt, so vermehrt die Verweigerung der begehrten die Lust zu ihnen, und so fachte Ninettens Verdruß in Restagnon's Herzen die Flammen seiner neuen Liebe nur um so mehr an. Wie es sich nun im Verlaufe der Zeit zugetragen haben mag, ob Restagnon die Freundschaft der geliebten Dame erlangt oder nicht, das lassen wir unentschieden; genug, Ninette glaubte, der Himmel weiß auf wessen Bericht, für gewiß, es verhalte sich so, verfiel darüber zunächst in tiefe Traurigkeit, dann in glühenden Zorn, und gab sich endlich solch einer Wuth hin, daß ihre bisherige Liebe für Restagnon sich in den bittersten Haß ver-

wandelte, und daß sie, von ihrem Zorn verblendet, den Schimpf, den Restagnon, wie sie wähnte, ihr angethan, nur durch dessen Tod sühnen zu können glaubte. Sie ließ sich zu dem Ende eine alte Griechin rufen, die in der Bereitung der Gifte äußerst erfahren war, und bewog sie durch Geschenke und durch Versprechungen, ihr ein tödliches Wasser zu bereiten, das Ninette dann, ohne sich mit irgendjemand zu berathen, eines Abends, als Restagnon erhitzt war und kein Arges hatte, diesem zu trinken gab. Die Kraft des Trankes war so groß, daß Restagnon ihm noch vor dem Ende der Nacht erlag.

Als Folquet und Uc seinen Tod erfahren, beweinten sie ihn, ohne zu wissen, daß er an Gift gestorben sei, mit ihren Geliebten und mit Ninetten bitterlich, und ließen ihn dann ehrenvoll zur Erde bestatten. Nun geschah es aber, daß nach wenigen Tagen die Alte, die Ninetten das vergiftete Wasser bereitet, wegen anderer Schlechtigkeiten verhaftet ward, und auf der Folter unter ihren übrigen Verbrechen auch dieses, unter genauer Angabe, wozu das Gift gedient habe, bekannte. Der Herzog von Kreta erwähnte gegen niemand ein Wort von dieser Aussage, sondern umringte eines Nachts in der Stille das Schloß des Folquet, und führte Ninetten ohne Geräusch und Widerstand von dort gefangen mit sich fort. Diese wartete die Folter nicht erst ab, sondern gestand sogleich, was der Herzog über Restagnon's Tod von ihr hören wollte. Inzwischen erfuhren Folquet und Uc unter der Hand vom Herzog, warum er Ninetten gefangen gesetzt, und von ihnen bekamen es ihre Frauen zu wissen. Die Nachricht betrübte sie alle sehr, und sie boten alles auf, was sie nur wußten, um Ninetten vom Scheiterhaufen zu retten, zu dem sie vermutheten, daß sie verdientermaßen verurtheilt werden würde. Alles schien aber umsonst zu sein, und der Herzog bestand darauf, sie hinrichten zu lassen. Da kam der Madelon, die schön und jung war, und der der Herzog lange Zeit, ohne die mindeste Gefälligkeit von ihr

erlangen zu können, den Hof gemacht hatte, der Gedanke ein, wenn sie dem Herzoge zu Willen wäre, würde sie die Schwester vom Feuertode retten können, und demzufolge ließ sie ihm durch einen schlauen Boten wissen, wenn er ihr zwei Dinge gewähre, wolle sie alle seine Befehle erfüllen. Das erste, daß sie ihre Schwester frei und unversehrt wieder bekomme; das zweite, daß dieses Abkommen geheim bleibe.

Als der Herzog die Botschaft vernahm, gefiel sie ihm wohl, und wenngleich er sich lange besann, ob er es thun solle, ging er am Ende doch darauf ein und sagte, er sei bereit. Zu dem Ende ließ er, nach vorgängiger Verabredung mit der Dame, eine Nacht Folquet und Uc, als ob er sich bei ihnen über den Tod ihres Schwagers weiter unterrichten wollte, aufheben, und nahm inzwischen heimlich bei Madelon sein Nachtquartier. Schon zuvor hatte er gethan, als habe er Ninetten in einen Sack gesteckt, um sie noch dieselbe Nacht im Meere säcken zu lassen; nun aber führte er sie zu ihrer Schwester zurück, schenkte sie dieser zum Danke für die genossene Nacht, und bat am Morgen beim Scheiden die Madelon, sie möge diese Nacht nicht, wie sie die erste in ihrer Liebe gewesen war, die letzte sein lassen. Ueberdies empfahl er ihr noch, die Schuldige fortzubringen, damit nicht entweder ihre Straflosigkeit ihm zur Schande gereichte, oder er gezwungen würde, mit neuer Strenge gegen sie zu verfahren. Am folgenden Morgen hörte Folquet und Uc, Ninette sei die Nacht gesäckt worden, maßen der Nachricht vollen Glauben bei, und kehrten, als sie ohne weiteres freigelassen waren, zu ihren Weibern zurück, um sie über den Tod ihrer Schwester zu trösten.

Ob nun gleich Madelon bemüht war, Ninetten auf das sorgfältigste zu verbergen, so wurde Folquet doch gewahr, wo sie sei, und faßte, über ihre Rettung nicht wenig verwundert, sogleich Verdacht gegen Madelon, von der ihm bereits zu Ohren gekommen war, daß der Herzog

sie liebe. Als er sie frug, wie es zugehe, daß Ninette bei ihr sei, antwortete Madelon mit einer langen Fabel, die sie sich ersonnen, um ihn zu täuschen, welcher er indeß, vermöge seiner Schlauheit, so wenig Glauben beimaß, daß sie sich bald von ihm in die Enge getrieben sah, und ihm nach vielem Hin- und Herreden die Wahrheit gestand. Da ließ sich Folquet von seinem Schmerz überwältigen, zog wüthend den Degen und tödtete sie, ohne ihren Bitten um Gnade Gehör zu geben. Dann aber ließ er, in der Furcht vor dem Zorne und der Gerechtigkeit des Herzogs, die Leiche im Zimmer liegen, ging mit scheinbar heiterer Miene in das Gemach, wo Ninette sich befand, und sagte zu ihr: „Gehen wir schnell dahin, wo ich nach dem Willen deiner Schwester dich hinbringen soll, damit du nicht wieder in die Hände des Herzogs fällst.“ Ninette glaubte seinen Worten, und da sie in ihrer Angst nichts sehnlicher wünschte, als bald fort zu kommen, ging sie, ohne von ihrer Schwester weitern Abschied zu nehmen, in der Dunkelheit, die schon eingebrochen war, mit Folquet. So eilten sie mit dem wenigen Gelde, das Folquet hatte nehmen können, zum Meeresufer, bestiegen einen Kahn, und entflohen, ohne daß man je erfahren, wohin sie gelangt seien.

Als Madelon am andern Morgen ermordet gefunden ward, hatten einige aus Neid und Haß gegen Uc nichts Angelegentlicheres zu thun, als dem Herzog die Kunde zu hinterbringen. Der Herzog eilte, wegen seiner großen Liebe für Madelon über das Geschehene doppelt aufgebracht, sogleich in das Haus, nahm Uc und seine Geliebte gefangen, und wußte sie, da sie von dem Hergange der Sache, nämlich von Folquet's und Ninettens Flucht, noch nichts wußten, zu zwingen, daß sie sich als Folquet's Mitschuldige und als Madelon's Mörder bekannten. Da sie nun infolge dieses Geständnisses mit Recht für ihr Leben fürchteten, bestachen sie mit vieler Mühe ihre Wächter, indem sie ihnen einen Theil des Geldes überwiesen, das sie auf vor-

kommende Fälle in ihrem Hause verborgen hatten. Dann bestiegen sie mit ihren Wächtern, ohne daß sie sich Zeit genommen hätten, etwas von ihren Sachen mit sich zu führen, einen Kahn, und flohen nachts nach Rhodus, wo sie nur kurze Zeit noch in Armuth und Elend lebten.

Zu solchem Ungemache also brachten Restagnon's thörichte Liebe und Ninettens Zorn sowol diese selbst als ihre Gefährten.

Vierte Geschichte.

Gerbino greift gegen das Versprechen König Wilhelm's, seines Großvaters, um die Tochter des Königs von Tunis zu rauben, ein Schiff des letztern an. Die Bemannung des Schiffes tödtet die Dame, wofür Gerbino sie alle umbringt, ihm aber nachher der Kopf abgeschlagen wird.

Lauretta schwieg am Ende ihrer Geschichte, und in der Gesellschaft äußerte der eine gegen den andern sein Mitleid über das Unglück der Liebenden, andere tadelten Ninettens Zorn, und so drückten alle verschiedentlich ihre Empfindungen aus, bis endlich der König, als komme er von tiefen Gedanken wieder zu sich, das Haupt erhob und Elisen fortzufahren winkte, worauf diese gehorsamlich begann: „Liebenswürdige Mädchen, es gibt gar viele, welche glauben, Amor sende seine Pfeile, nur von den Augen entflammt, und welche diejenigen verspotten, die dafür halten, daß sich jemand dem Rufe nach verlieben könne; wie sehr aber diese im Irrthum befangen sind, wird in der Geschichte deutlich erhellen, die ich euch zu erzählen gesonnen bin. In ihr werdet ihr nicht allein vernehmen, wie das Gerücht, ohne daß die Liebenden sich

jemals gesehen, solche Gefühle erzeugt hat, sondern auch wie beide dadurch jämmerlichen Tod erlitten haben."

Wilhelm, der zweite König von Sicilien, hatte, wie die Sicilianer berichten, zwei Kinder, von denen der Sohn Ruggieri, die Tochter aber Costanza hieß. Ruggieri hinterließ, als er noch vor seinem Vater starb, einen Knaben, Namens Gerbino, der vom Großvater mit besonderer Sorgfalt erzogen ward und zu einem jungen Manne heranwuchs, der durch Schönheit ausgezeichnet und wegen seiner Tapferkeit und seines adelichen Betragens berühmt war. Der Ruhm von ihm blieb aber nicht innerhalb der Grenzen Siciliens, sondern ertönte in verschiedenen Gegenden der Welt, und war besonders in der Berberei, die zu jenen Zeiten den Königen von Sicilien steuerpflichtig war, verbreitet.

Unter den andern, denen hier der glänzende Ruhm von Gerbino's Tugenden und Ritterlichkeit zu Ohren kam, war eine Tochter des Königs von Tunis, die, nach dem, was alle, die sie jemals gesehen, von ihr sagten, eins der schönsten Wesen, die jemals von der Natur geformt worden, und dabei von erlesenen Sitten und großer, edler Seele war. Wie sie nun überhaupt gern von ehrenwerthen Männern reden hörte, so vernahm sie besonders die rühmlichen Thaten des Gerbino, die ihr bald von dem einen und bald von dem andern berichtet wurden, mit Aufmerksamkeit, und fand an ihnen ein solches Wohlgefallen, daß sie sich in ihrer Einbildungskraft ein Bild von ihm entwarf, sich auf das heftigste in ihn verliebte, und lieber als von irgendeinem andern Gegenstande von ihm redete und reden hörte.

Zugleich war aber auch, sowie in andere Gegenden, nach Sicilien der große Ruhm von der Schönheit und dem Edelsinn jener Prinzessin gedrungen, und hatte, nicht ohne Wohlgefallen des Hörers, in Gerbino's Ohren Eingang gefunden, ja ihn mit nicht minderer Glut für sie entflammt, als die war, in welcher die junge Dame sich

für ihn entbrannt fühlte. Aus diesem Grunde trug er, voller Verlangen, sie selbst zu sehen, bis ein geziemender Grund ihm des Großvaters Erlaubniß, nach Tunis gehen zu dürfen, gewähren würde, inzwischen jedem seiner Freunde, der dorthin reiste, auf, nach Kräften und in der Weise, die er für die zweckmäßigste halten würde, sie von seiner geheimen und innigen Liebe zu unterrichten und ihm Nachrichten von ihr zurückzubringen. Einer dieser Freunde richtete den Auftrag auf das geschickteste aus, indem er unter dem Vorwande, daß er, nach Art der Kaufleute, zum Frauenschmucke bestimmte Juwelen der Dame zum Ansehen bringe, ihr Gerbino's Glut ohne Rückhalt offenbarte und diesen und alles das Seinige ihrer freien Verfügung darbot. Die Dame empfing Boten wie Botschaft mit dem freudigsten Gesichte, erwiderte, wie sie in gleicher Liebe entbrannt sei, und sandte zum Zeugniß ihrer Worte dem Gerbino einen ihrer köstlichsten Juwelen. Als Gerbino dies Geschenk erhielt, war er darüber entzückt, wie man es über den Empfang der herrlichsten Gabe nur immer sein kann. Derselbe Freund mußte der Dame noch öfters Briefe und prächtige Geschenke von Gerbino überbringen, und die Liebenden besprachen sich darüber, wie sie, wenn das Schicksal es ihnen gestatten würde, sich sehen und umarmen wollten.

Während die Angelegenheiten noch so standen und wol etwas langsamer gefördert wurden, als zu wünschen gewesen wäre, da auf der einen Seite die junge Dame und auf der andern Gerbino in gleichen Flammen brannten, versprach der König von Tunis seine Tochter an den König von Granada. Diese war außermaßen darüber betrübt, daß sie nicht allein durch diese Heirath von ihrem Geliebten so weit entfernt, sondern ihm nun so gut als gänzlich entrissen werden sollte; und, wenn sie ein Mittel gewußt hätte, so wäre sie, damit das Gefürchtete nicht geschähe, gern vom Vater geflohen und zu Gerbino gekommen.

Als Gerbino von jener Verbindung hörte, verfiel er

darüber gleichfalls in unmäßige Traurigkeit, und gedachte oftmals bei sich selbst, wenn es eine Möglichkeit sei, und wenn sie zu Schiffe nach Granada gehe, wollte er sie mit Gewalt entführen.

Der König von Tunis bekam indeß von dieser Liebe und von Gerbino's Plänen einige Nachricht, und weil er wegen der Tapferkeit und der Macht des letztern in Sorge war, that er um die Zeit, als er seine Tochter hinüberschicken sollte, dem König Wilhelm dieses sein Vorhaben zu wissen, und erklärte zugleich, daß er es auszuführen gedenke, wenn er versichert sei, daß er daran weder durch Gerbino, noch durch einen andern an dessen Statt verhindert werden würde. König Wilhelm, der ein alter Herr war und von Gerbino's Liebschaft niemals etwas vernommen, ließ sich nicht einfallen, daß um ihretwillen jene Versicherung nachgesucht werde, gewährte sie also willig und schickte seinen Handschuh dem König von Tunis zum Zeichen. Als dieser die Zusicherung empfangen, ließ er im Hafen von Karthago ein großes und schönes Schiff zurichten, es mit allem versehen, was den darauf Reisenden nöthig sein konnte, und es zur Ueberfahrt seiner Tochter nach Granada verzieren und schmücken, und wartete nur noch auf günstiges Wetter.

Als die junge Dame dies alles geschehen sah, sandte sie heimlich einen ihrer Diener nach Palermo, befahl ihm, den schönen Gerbino von ihr zu grüßen und ihm zu sagen, daß sie in wenig Tagen nach Granada abzureisen im Begriff stehe. Da würde man ja sehen, ob er so tapfer sei, als man von ihm sage, und ob er sie so liebe, wie er sie öfters habe versichern lassen. Der Diener bestellte seinen Auftrag auf das beste, und kehrte auch nach Tunis wieder zurück. Gerbino aber wußte, als er die Botschaft der Dame vernahm, da die Zusicherung seines Großvaters ihm bekannt war, nicht, was er thun sollte. Dennoch eilte er, von der Liebe getrieben, und um nicht, nach den Worten der Dame, die ihm hinterbracht worden,

für feige zu gelten, nach Messina, ließ dort sogleich zwei leichte Galeeren bewaffnen, bemannte sie mit tapfern Leuten und steuerte damit gegen Sardinien, wo er vermuthete, daß das Schiff der Dame vorbeikommen müsse. Auch entsprach der Erfolg in kurzem seinem Dafürhalten, denn kaum war er einige Tage hier angelangt, als das Schiff mit geringem Winde der Stelle, wo Gerbino, um zu warten, beigelegt hatte, ziemlich nahe kam.

Sobald Gerbino das gewahr wurde, sagte er zu seinen Gefährten: „Ihr Herren, seid ihr so tüchtige Männer, als ich euch dafür halte, so denke ich, wird wol keiner unter euch sein, der die Liebe nicht gefühlt hätte oder noch fühlte, ohne die, nach meinem Dafürhalten, kein Sterblicher einige Tugend oder sonstiges Gute in sich beherbergen kann. Habt ihr aber geliebt, oder liebt ihr noch, so wird es euch leicht sein, meine Lage zu begreifen. Ich liebe; aus Liebe habe ich euch zur gegenwärtigen Unternehmung veranlaßt, und der Gegenstand meiner Liebe verweilt auf dem Schiffe, das ihr dort vor euch seht, auf welchem sich, außer dem Inbegriff meiner Wünsche, die größten Reichthümer befinden, die wir, wenn anders ihr tüchtige Leute seid, durch einen männlichen Kampf mit leichter Mühe erobern können. Ich will indeß von diesem Siege kein ander Theil haben, als jenes Mädchen, der zu Liebe ich die Waffen ergriffen; alles andere überlasse ich euch im voraus auf das freiwilligste. Wohlan denn, so laßt uns jenes Schiff mit sicherm Erfolg angreifen. Gott selbst zeigt sich unserm Unternehmen günstig und hält es uns durch völlige Windstille fest."

Die vielen Worte des schönen Gerbino wären nicht einmal nöthig gewesen, denn die Messinesen, die ihn begleiteten, führten, von Raubsucht entbrannt, in Gedanken schon aus, wozu er sie noch mit Worten ermahnte. Aus diesem Grunde erhoben sie zu Ende seiner Rede ein lautes Beifallsgeschrei. Dann stießen sie in die Trompeten, griffen

zu den Waffen, tauchten die Ruder ins Meer und gelangten rasch zu dem feindlichen Schiffe.

Als die Mannschaft des letztern die Galeeren auf sich zukommen sah und nicht entfliehen konnte, rüstete sie sich zur Vertheidigung. Der schöne Gerbino verlangte von ihnen, sobald er herangekommen war, wenn sie sich nicht mit ihm schlagen wollten, möchten sie ihm die Schiffsherren an Bord seiner Galeeren liefern. Wie die Sarazenen aber ihre Gegner erkannt und die Aufforderung vernommen hatten, erwiderten sie, solcher Ueberfall geschehe gegen das vom König verpfändete Wort, und zeigten zum Beweise König Wilhelm's Handschuh vor. Uebrigens aber erklärten sie, unter keiner Bedingung sich, oder irgendetwas, das sie am Bord hätten, anders als mit dem Schwerte in der Hand ergeben zu wollen. Gerbino, der inzwischen seine Dame auf dem hintern Verdeck des Schiffs gesehen, und sie noch unendlich viel schöner gefunden hatte, als er sich eingebildet, antwortete im Feuer der vermehrten Glut, als jene ihm den Handschuh zeigten, hier wären vorläufig keine Falken, und so sei denn auch kein Handschuh vonnöthen. Wollten sie also die Dame nicht geben, so möchten sie sich bereit halten, den Kampf anzunehmen.

Mit diesen Worten fingen beide Theile, ohne weitern Aufschub, eifrig aufeinander Pfeile zu schießen und Steine zu werfen an, und kämpften in dieser Weise geraume Zeit lang zu großem beiderseitigen Nachtheil. Als aber Gerbino sah, daß er dem Ziele solchergestalt nicht viel näher komme, zündete er endlich ein Fahrzeug an, das seine Leute aus Sicilien mitgenommen, und drängte es alsdann durch Hülfe seiner beiden Galeeren hart an das feindliche Schiff. Bei diesem Anblick sahen die Sarazenen wohl ein, daß ihnen nun kein anderer Ausweg bleibe, als entweder sich zu ergeben, oder zu sterben. Darum ließen sie denn die Tochter des Königs, die inzwischen im untern Raume saß und weinte, auf das Verdeck bringen, führten sie an

die Spitze des Schiffs, riefen dem Gerbino zu und tödteten sie dann unter seinen Augen, so sehr sie auch um Gnade und um Hülfe rief. Darauf warfen sie den Leichnam ins Meer und sagten: „Nimm sie, wir geben sie dir, wie wir dürfen und wie deine Redlichkeit sie verdient hat.“

Kaum hatte Gerbino diese Grausamkeit gesehen, so ließ er sich, als suchte er den Tod, unbekümmert um Pfeile und Steine, an das feindliche Schiff heranführen, und sprang, allen, die es vertheidigten zum Trotze, hinauf. Nicht anders, wie ein hungeriger Löwe, der unter eine Schar junger Stiere geräth, bald diesen, bald jenen erwürgt, und mit Zähnen und Krallen eher seine Wuth als seinen Hunger befriedigt, traf Gerbino hier, mit dem Schwerte in der Hand, bald den einen und bald den andern Sarazenen, und tödtete ihrer viele. Inzwischen nahm das Feuer in dem entzündeten Schiffe schon überhand. Gerbino ließ also seine Leute, um sie zufrieden zu stellen, nehmen was sie konnten, und kehrte dann, wenig über den davongetragenen Sieg erfreut, auf seine Galeeren zurück. Noch ließ er den Körper der schönen Dame aus dem Meere fischen, weinte lange und mit vielen Thränen über ihn, und bestattete ihn auf der Rückkehr nach Sicilien feierlich auf Ustica, einer kleinen Insel, die Trapani ungefähr gegenüberliegt. Alsdann erst schiffte er, über alle maßen traurig, nach seiner Heimat zurück.

Sobald der König von Tunis von dem Vorgefallenen Kunde erhalten, schickte er an König Wilhelm schwarzbekleidete Gesandte, und beschwerte sich bei ihm, daß sein Versprechen so schlecht gehalten worden sei. Die Gesandten berichteten den Hergang der Sache; König Wilhelm aber wurde über das Geschehene sehr aufgebracht und ließ den Gerbino gefangen setzen, da er nicht wußte, unter welchem Vorwande er die Genugthuung, die jene forderten, verweigern sollte. Ja er verurtheilte ihn darauf, da keiner seiner Barone ihn für Gerbino um Gnade bitten

mochte, selbst zum Tode, und ließ ihm das Haupt in seiner Gegenwart abschlagen; denn er wollte lieber ohne Enkel sterben, als für einen Fürsten gelten, der sein Wort bricht.

Auf solche Weise fanden also innerhalb weniger Tage zwei Liebende elendiglich in unnatürlichem Tode ihr Ende, ohne nur die geringste Frucht ihrer Liebe gekostet zu haben.

Fünfte Geschichte.

Lisabetta's Brüder ermorden deren Geliebten. Er erscheint ihr im Traume, und zeigt ihr, wo er verscharrt sei. Darauf gräbt sie seinen Kopf heimlich aus, thut ihn in einen Basilicumnapf und benetzt ihn täglich stundenlang mit ihren Thränen. Endlich nehmen die Brüder ihr ihn fort, und sie stirbt bald darauf vor Gram.

Als der König Elisens eben beendete Geschichte ein wenig gelobt hatte, erging das Geheiß, weiter zu erzählen an Philomelen, welche, noch voller Mitleid für den armen Gerbino und seine Dame, nach einem wehmüthigen Seufzer also begann: Geliebte Mädchen, meine Geschichte betrifft zwar keine Personen so hohen Ranges, als diejenigen waren, von denen Elisa erzählt hat, wol aber dürfte sie vielleicht nicht weniger rührend sein. Messina, dessen eben gedacht wurde, brachte sie mir in Erinnerung, weil sich dort die Begebenheit zugetragen hat.

In Messina nämlich lebten drei Brüder, junge Kaufleute, die bei dem Tode ihres Vaters, der aus San Gimignano stammte, in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gekommen waren. Diese hatten eine Schwester, namens Lisabetta, die sie, obwol sie jung und hübsch und wohlerzogen war, aus was immer für einem Grunde,

noch nicht verheirathet hatten. Außerdem hielten sie in einem ihrer Kaufläden einen jungen Pisaner, namens Lorenzo, als Diener, der alle ihre Geschäfte in Händen hatte und besorgte, und überdies von einnehmender Gestalt und gefälligen Sitten war. Als nun Lisabetta diesen mehrmals betrachtet hatte, fing sie an, sich übermäßig in ihn zu verlieben. Sobald Lorenzo das zu wiederholten malen gewahr worden war, gab er seine übrigen Liebschaften auf und begann ebenfalls, ihr seine Neigung zuzuwenden; und so geschah es, daß bei gleichmäßigem beiderseitigen Wohlgefallen sie binnen kurzer Frist sicher zu werden anfingen und miteinander thaten, wonach sie beide am meisten verlangten.

Während sie nun auf diese Weise ihr Verständniß fortführten und sich einander viel Lust und Zeitvertreib gewährten, wußten sie die Sache doch nicht so geheim zu betreiben, daß nicht der älteste Bruder eines Nachts Lisabetta, als sie sich in das Schlafzimmer des Lorenzo schlich, von ihr selber unbemerkt, gesehen hätte. So weh es ihm auch that, diese Entdeckung gemacht zu haben, so faßte er doch, als ein verständiger junger Mann wie er war, den geziemendern Entschluß und sagte vorläufig kein Wort, sondern erwartete unter verschiedenen Gedanken über das Geschehene, die sich in seiner Seele durchkreuzten, den Morgen. Als aber der Tag angebrochen war, erzählte er seinen Brüdern, was er in der vergangenen Nacht in Betreff Lisabetta's und Lorenzo's gesehen hatte, und beschloß, nach langer Ueberlegung, mit ihnen gemeinschaftlich, damit weder ihnen noch ihrer Schwester Schande daraus erwüchse, die Sache so lange mit Stillschweigen zu übergehen und sich in allem zu stellen, als ob sie nichts gesehen oder sonst entdeckt hätten, bis sich eine gelegene Zeit finden würde, diesen Schimpf, bevor er ärger würde, ohne einigen Nachtheil oder Gefahr, sich aus dem Gesicht zu schaffen. Sie blieben diesem Entschlusse treu, und plauderten und scherzten mit Lorenzo nach alter Weise;

und so führten sie ihn einmal, unter dem Vorwande, eine Lustreise auf das Land zu machen, mit sich fort. Wie sie aber an einen ganz einsamen und abgelegenen Ort gekommen waren, nahmen sie die Gelegenheit wahr, und brachten Lorenzo, der sich dessen nicht versah, um und verscharrten seinen Körper so, daß niemand von der Sache etwas gewahr ward.

Nach Messina zurückgekehrt, verbreiteten sie alsdann, sie hätten den Lorenzo in ihren Geschäften irgendwohin geschickt, und dieses Vorgeben wurde von niemand bezweifelt, da sie ihn häufig umherreisen zu lassen pflegten. Als aber Lorenzo gar nicht wiederkam, und Lisabetta, die seine lange Abwesenheit mit Schmerzen empfand, sich oft und angelegentlich nach ihm erkundigte, geschah es, daß einer ihrer Brüder, eines Tags wo sie besonders dringend nach ihm frug, ihr erwiderte: „Was soll das bedeuten? Was hast du mit Lorenzo zu schaffen, daß du soviel nach ihm fragst? Wirst du noch einmal fragen, so werden wir dir antworten, wie du es verdient hast.“ Das Mädchen wurde über diese Reden traurig und betrübt. Es war ihr bange, und sie wußte nicht wovor. Sie erkundigte sich auch weiter nicht nach ihm; wenn es aber Nacht war, rief sie ihn häufig voller Wehmuth, bat ihn, er möge doch kommen, und klagte zuweilen unter vielen Thränen über seine lange Entfernung.

So blieb sie, ohne einen frohen Augenblick zu haben, eine Weile in fortwährender Erwartung. Eine Nacht aber, als sie Lorenzo's Ausbleiben besonders lange beweint hatte und endlich über ihre Klagen eingeschlafen war, erschien Lorenzo ihr im Traume, bleich und ganz zerstört, mit schmuzigen und zerfetzten Kleidern, und es war ihr, als ob er zu ihr sagte: „Ach, Lisabetta, du rufst mich unaufhörlich, du betrübst dich über mein langes Ausbleiben und klagst mich mit deinen Thränen auf das härteste an. Wisse aber, daß ich nicht mehr zurückzukehren vermag; denn an dem Tage, wo du mich zum letzten

mal sahest, mordeten mich deine Brüder." Dann bezeichnete er ihr noch die Stelle, wo jene ihn verscharrt hätten, wiederholte ihr, daß sie ihn nicht mehr rufen oder erwarten solle, und verschwand. Das Mädchen erwachte und weinte bitterlich über ihr Traumgesicht, dem sie vollen Glauben beimaß.

Am andern Morgen hatte sie zwar nicht den Muth, ihren Brüdern etwas zu sagen, beschloß aber, an den bezeichneten Ort zu gehen, um sich zu überzeugen, ob, was sie im Traume gesehen, Wahrheit sei. Sobald sie also die Erlaubniß erhalten hatte, in Begleitung eines Mädchens, die früher bei den Geschwistern gedient hatte und alle Geheimnisse Lisabetta's wußte, zu ihrem Vergnügen einen Spaziergang vor die Stadt zu machen, ging sie an jene Stelle und grub nach, wo sie nach Wegräumung einiger dürren Blätter, die daselbst den Boden bedeckten, die Erde am lockersten fand. Auch hatte sie noch nicht lange gegraben, als sie auf den noch völlig erhaltenen und unbeschädigten Körper ihres unglücklichen Geliebten stieß, und dadurch nur allzu deutlich die Wahrhaftigkeit ihres Traumgesichts erkannte. Unaussprechlich über diese Entdeckung betrübt, fühlte sie doch wohl, daß sie ihren Thränen hier nicht freien Lauf lassen dürfe, und hätte, wenn es möglich gewesen wäre, gern den ganzen Körper mit sich genommen, um ihn geziemend zu begraben. Da sie aber davon die Unmöglichkeit einsah, trennte sie, so gut sie konnte, den Kopf mit einem Messer vom Rumpfe, gab ihn, in ein Handtuch gehüllt, nachdem sie den Rest des Körpers wieder mit Erde bedeckt, der Dienerin zu tragen, und kehrte dann, ohne von jemand gesehen zu sein, nach ihrer Wohnung zurück. Hier verschloß sie sich mit dem Kopfe in ihre Stube und weinte, über ihn hingeneigt, so lange Zeit bitterlich, daß ihre Thränen, während sie ihn mit tausend Küssen bedeckte, ihn völlig abwuschen. Dann legte sie ihn, mit einem saubern Tuche umwunden, in einen schönen Blumentopf, von der Art, wie man

Majoran und Basilicum darin zieht, schüttete Erde darüber und pflanzte einige schöne Stauden salernitanisches Basilicum hinein, und begoß sie nicht anders als mit Rosen= oder Orangenwasser, oder mit ihren Thränen. Dabei pflegte sie sich denn immer zu dem Blumentopf zu setzen und das Gefäß, das ihren Lorenzo verborgen hielt, mit inniger Sehnsucht zu betrachten. Hatte sie ihn lange so angeschaut, so trat sie wieder heran und weinte so lange über ihn hingebeugt, bis sie das ganze Basilicum begossen hatte. Sowol durch die lange und ununterbrochene Pflege, als durch die Fruchtbarkeit, die der verwesende Kopf dem Erdreich mittheilte, wurde die Pflanze wunderschön und duftete köstlich.

Da das junge Mädchen immer in dieser Weise fortfuhr, wurde sie öfters von den Nachbarn dabei beobachtet. Diese aber sagten zu ihren Brüdern, die sich darüber verwunderten, daß ihre Schönheit verginge und ihre Augen aussähen, als seien sie im Kopfe verloschen: „Wir haben bemerkt, daß sie sich täglich so und so benimmt.“ Wie die Brüder dies hörten, und daß dem also sei, selber wahrnahmen, schalten sie sie einigemal deswegen und ließen ihr endlich, als das nichts helfen wollte, den Blumentopf heimlich wegnehmen. Als sie ihn vermißte, verlangte sie vielemal auf das dringendste nach ihm; wie sie ihn aber doch nicht wieder bekam, wurde sie unter fortwährenden Thränen und Klagen krank und begehrte auch in der Krankheit nichts als ihren Blumentopf. Die Brüder verwunderten sich über dies Verlangen und verfielen deshalb darauf, zu untersuchen, was darin sei. Sie schütteten also die Erde aus und fanden das Tuch, und in diesem den Kopf, der noch nicht so völlig verwes't war, daß sie ihn an dem krausen Haarwuchs nicht für den des Lorenzo erkannt hätten. Höchlichst darüber erstaunt, fürchteten sie, ihre That könnte ruchtbar werden, und verließen, ohne jemand davon zu sagen, sobald sie den Kopf vergraben hatten, vorsichtig die Stadt Messina,

um, nach vorgängiger Ordnung ihrer Geschäfte, nach Neapel zu ziehen. Das Mädchen aber hörte nicht auf zu weinen und ihren Blumentopf zu verlangen, und starb in solcher Weise unter Thränen.

Das war das Ende dieser traurigen Liebe. Mit der Zeit aber wurde die Begebenheit vielen bekannt, und es dichtete einer das Lied darauf, das heute noch gesungen wird:

> Wer war der arge Bösewicht,
> Der meinen Blumenstock genommen?

Sechste Geschichte.

Andreola liebt den Gabriotto. Sie erzählt ihm einen Traum, den sie gehabt, und er ihr einen andern. Darauf stirbt er plötzlich in ihren Armen, und während sie ihn mit ihrer Dienerin nach seinem Hause trägt, werden sie von der Wache gefangen, und sie gesteht, wie sich alles zugetragen. Der Podestà will ihrer Ehre Gewalt anthun, sie wehrt sich aber. Ihr Vater erfährt indeß, wo sie sei, und befreit sie, da er sie unschuldig findet. Sie aber weigert sich, länger in der Welt zu leben, und wird Nonne.

Die Geschichte, die Philomela soeben erzählt, war den Damen sehr willkommen gewesen, da sie jenes Lied schon oft singen gehört hatten, nirgends aber, trotz allen Fragens, die Veranlassung, auf die es gedichtet war, hatten erfahren können. Der König hatte kaum das Ende gehört, so hieß er dem Pamphilus in der Ordnung weiter fortfahren. Pamphilus sagte darauf: Der in der vorigen Geschichte erwähnte Traum veranlaßt mich, euch eine andere zu erzählen, in der ihrer zwei vorkommen, welche

zukünftige Dinge betrafen, sowie jener vergangene, und von denjenigen, die sie geträumt hatten, kaum erzählt waren, als sie auch beide schon eintrafen. Ihr müßt nämlich wissen, liebenswürdige Damen, daß alle lebenden Menschen, vermöge einer gemeinschaftlichen Erregbarkeit, im Traume mancherlei Dinge sehen, die zwar dem Träumenden, solange er schläft, vollkommen wahr scheinen, von denen aber, sobald er wieder erwacht, nur einige als wahr, andere als wahrscheinlich und noch andere als aller Wahrheit widersprechend erkannt werden. Viele messen nun demzufolge jedem ihrer Träume ebenso viel Glauben bei, als den Gegenständen, die sie wachend sehen, und betrüben oder erfreuen sich über ihre Träume, je nachdem ihr Inhalt sie hoffen oder fürchten macht. Umgekehrt gibt es aber auch manche, die keinem Traume früher glauben, als wenn sie der Gefahr, vor der sie gewarnt wurden, bereits erlegen sind. Ich billige weder das eine noch das andere; denn die Träume sind weder immer wahr, noch allemal falsch. Daß sie nicht alle wahr sind, wird wol ein jeder von uns öfters erfahren haben. Daß sie aber auch nicht alle täuschen, habt ihr schon aus Philomelens Geschichte ersehen, und ich denke es euch jetzt, wie ich schon erwähnte, auch durch die meinige zu beweisen. Deshalb meine ich denn, daß man sich durch keinen widersprechenden Traum bei tugendhaftem Leben und Wandel in Furcht versetzen, noch von seinen guten Entschlüssen abbringen lassen soll. Ebenso soll man, wie vortheilhaft auch die Träume uns ein schlechtes und widerrechtliches Benehmen darstellen und uns mit lockenden Vorspiegelungen dazu verleiten wollen, ihnen doch keinen Glauben beimessen, wol aber im umgekehrten Falle sie alle für wahr halten. Doch, kommen wir nun zu unserer Geschichte.

In der Stadt Brescia lebte vor Zeiten ein Edelmann, Herr Negro von Ponte Carali genannt, der unter mehreren andern Kindern eine Tochter, namens Andreola, hatte,

die jung und hübsch und unverheirathet war, und sich zufälligerweise in einen ihrer Nachbarn verliebte, der Gabriotto hieß, und zwar von niedrigem Stande, aber von gar löblichen Sitten und schönem, wohlgefälligem Aussehen war. Auch wußte die junge Dame es durch Hülfe eines Mädchens, das im Hause diente, nicht allein dahin zu bringen, daß Gabriotto ihre Liebe zu ihm erfuhr, sondern sie ließ ihn auch zu großem beiderseitigen Vergnügen gar häufig zu sich in einen schönen Garten ihres Vaters führen. Und damit keine Macht außer dem Tode ihre wechselseitige Liebe zu trennen vermöchte, wurden sie heimlich Mann und Frau.

Während sie nun auf solche Weise verstohlen ihre Zusammenkünfte fortsetzten, geschah es, daß die junge Dame, schlafend, eines Nachts im Traume mit Gabriotto in ihrem Garten zu sein und voller gegenseitiger Freude ihn in ihren Armen zu halten glaubte. Und als sie noch in dieser Stellung verweilten, war es ihr, als sehe sie aus seinem Körper ein schwarzes scheußliches Ding herauskommen, dessen Gestalt sie nicht erkennen konnte. Dann kam es ihr vor, als faßte dies Ding den Gabriotto und risse ihn wider ihren Willen mit unglaublicher Kraft aus ihren Armen und verschwinde mit ihm unter die Erde, sodaß sie weder das eine noch den andern wieder zu sehen bekam. Darüber empfand sie so heftigen Schmerz, daß sie aufwachte; und, ob sie wol, erwacht, sich freute, daß die Erscheinungen ihres Traumes verschwunden waren, erfüllte sie dennoch das, was sie geträumt hatte, mit Angst. Deshalb bemühte sie sich, als Gabriotto die folgende Nacht zu ihr kommen wollte, soviel sie nur wußte, ihn für diesen Abend davon abzubringen. Da sie aber seinen festen Willen sah, gab sie, damit er sie nicht in anderm Verdacht haben möchte, nach, ihn die Nacht in ihrem Garten zu empfangen.

So pflückten sie denn, da es eben die Jahreszeit war, viel weiße und rothe Rosen, und setzten sich dann mit-

einander an den Rand eines schönen Springbrunnens des klarsten Wassers, der den Garten zierte. Nachdem sie hier eine Zeit lang unter gegenseitigen lebhaften und anhaltenden Freudenbezeigungen verweilt hatten, frug Gabriotto seine Dame, aus was für einem Grunde sie am vergangenen Tage ihm diese Zusammenkunft abgeschlagen. Das Mädchen that, wie er wünschte, und erzählte ihm den Traum, den sie die Nacht zuvor gehabt, und die Besorgniß, die sie deshalb gefaßt habe. Gabriotto aber lachte über ihre Rede und sagte, Träumen einigen Glauben beizumessen, sei eine große Thorheit, denn sie entständen aus Uebermaß oder aus Mangel an Speise, und man sehe täglich, daß sie vollkommen eitel seien.

Dann fügte er hinzu: „Hätt' ich mich nach Träumen richten wollen, so wäre ich, nicht sowol wegen des deinigen, als wegen eines Traumes, den ich, gleichfalls in dieser letzten Nacht, gehabt habe, nicht gekommen. Mir träumte nämlich, ich sei in einem anmuthigen, schönen Walde auf der Jagd und hätte das niedlichste und allerliebste Reh gefangen, das je gesehen worden ist. Das Reh war weißer als Schnee, und wurde in kurzer Zeit so zutraulich, daß es gar nicht mehr von mir ging. Dennoch war es mir im Traume, als ob ich, damit es mir nicht entflöhe, und weil ich es so lieb hatte, ihm ein goldenes Halsband um die Kehle legte und es an einer goldenen Kette mit der Hand hielte. Dann aber schien mir, während das Reh schlummerte und sein Kopf in meinem Schoße lag, von woher weiß ich nicht, ein kohlenschwarzer Windhund, von gierigem und furchtbarem Aussehen, auf mich zuzukommen. Mir kam es vor, als leistete ich ihm gar keinen Widerstand, und als packte er mich mit den Zähnen in die linke Seite und nagte so lange daran, bis er zum Herzen gelangte, es herausriß und dann forteilte. Darüber empfand ich denn solch einen Schmerz, daß ich aus dem Schlafe auffuhr und, erwacht, mir eilig nach der Seite griff, um zu fühlen, ob ich dort

nichts hätte; als ich indeß nichts fand, lachte ich mich selber aus, daß ich erst nachgesehen hatte. Was hat denn das alles aber auf sich? Aehnliche und noch viel schrecklichere Träume habe ich schon oft genug gehabt, ohne daß mir darum der mindeste Unfall von der Welt zugestoßen wäre. Bekümmere dich also nicht wegen der Träume, sondern laß uns allein unserm Glücke nachgehen."

Die junge Dame, die schon über ihren Traum so sehr erschrocken war, wurde es über die Rede ihres Geliebten noch weit mehr; um ihn aber auf keine Weise zu verstimmen, verbarg sie ihre Angst soviel sie nur vermochte. Obgleich sie nun ihren Gabriotto öfters umarmte und ihn küßte, und auch in seinen Umarmungen und Küssen einige Freude fand, so fürchtete sie doch fortwährend, ohne selber zu wissen was, blickte ihm häufiger als sonst ins Gesicht, und sah sich zuweilen im Garten um, ob nicht irgendwo etwas Schwarzes auf sie zukomme.

Während sie noch so miteinander weilten, seufzte Gabriotto tief auf, umarmte sie und rief: „Ach Gott, mein liebstes Herz, hilf mir, denn ich sterbe"; und mit diesen Worten fiel er auf den Rasen der Wiese nieder. Sogleich hob ihn Andreola wieder auf, legte ihn sich in den Schos und sagte fast unter Thränen: „Ach, mein süßester Gebieter, um Gottes willen, was fehlt Euch denn?" Gabriotto antwortete nicht, sondern stöhnte heftig unter plötzlichem Schweiße, und es währte nicht lange, so verschied er.

Wie schmerzlich und wie betrübend dies der jungen Dame sein mußte, die ihn mehr als sich selbst liebte, wird sich eine jede von euch einbilden können. Lange weinte sie über ihn, und oftmals rief sie ihn vergebens bei Namen; als sie aber fühlte, daß er schon am ganzen Leibe kalt sei, und sich dadurch überzeugte, er sei wirklich todt, ging sie, da sie sich auf der Welt keinen Rath wußte, in aller ihrer Angst und mit nassen Augen, ihre Dienerin, welche die Vertraute dieser Liebe war, zu rufen

und erzählte dieser ihren Jammer und ihr Elend. Nachdem sie gemeinschaftlich Gabriotto's todte Züge eine Zeit lang mit ihren Thränen benetzt hatten, sagte die Dame zur Dienerin: „Da Gott mir ihn genommen hat, so denke auch ich nicht länger am Leben zu bleiben. Bevor ich aber Hand anlege, mich zu tödten, wünschte ich, daß wir ein genügendes Mittel ergriffen, um meine Ehre und das Geheimniß der Liebe, die zwischen uns bestanden hat, zu bewahren; und diesen Körper, von dem die geliebte Seele geschieden ist, zur Erde zu bestatten."

Darauf entgegnete die Dienerin: „Sage nicht, meine Tochter, du wollest dir das Leben nehmen; denn, hast du ihn in dieser Welt verloren, so würde dein Selbstmord auch in jener Welt dich von ihm trennen, weil du zur Hölle verbannt werden würdest, wo seine Seele gewiß nicht weilt, denn er war ein braver Mensch. Viel besser ist es also, du suchst dich zu trösten, und bemühst dich, sein Heil durch Gebete und andere gute Werke zu befördern, wenn er um etwaiger Sünden willen dessen bedürfen sollte. Was aber sein Begräbniß betrifft, so haben wir dazu hier im Garten die beste Gelegenheit, und, da niemand weiß, daß er jemals hierher gekommen, wird auch kein Mensch das Geringste davon erfahren. Ist dir das aber nicht genehm, so legen wir die Leiche hier vor dem Garten ruhig nieder, dann werden ihn morgen früh die Leute schon finden und nach Hause schaffen, daß seine Angehörigen ihn begraben lassen."

Trotz der Bitterkeit ihres Schmerzes und ihrer unablässigen Thränen hatte die junge Dame auf den Rath ihrer Dienerin gehört, und antwortete, da dessen erste Hälfte nicht nach ihrem Sinne gewesen, nun auf die zweite: „Behüte Gott, daß solch ein trefflicher Mann, den ich so herzlich geliebt und der mein Gatte war, mit meinem Willen wie ein Hund verscharrt oder auf die Straße geworfen werden sollte. Meine Thränen sind ihm geworden; so sollen ihm denn auch, so weit es an mir liegt, die

der Seinigen zu Theil werden, und schon zeigen sich mir die Mittel, wie wir es zu bewerkstelligen haben."

Nach diesen Worten befahl sie ihr, eilig ein Stück seidenes Zeug zu holen, das sie vorräthig im Schranke hatte, breitete dies, als die Dienerin es gebracht, auf den Boden aus und legte mit deren Hülfe die Leiche des Gabriotto, der sie ein Kissen unter den Kopf that, darauf. Dann drückte sie ihm Augen und Mund unter vielen Thränen zu, bekränzte ihn mit Rosen und überschüttete ihn ganz mit allen den übrigen Rosen, die sie zusammen gepflückt, und sagte endlich zur Dienerin: „Es ist nicht weit bis zur Thür seines Hauses, und so wollen wir ihn denn beide, du und ich, geschmückt, wie wir ihn haben, forttragen und dort an der Schwelle niederlegen. Binnen kurzem wird es ja Tag, und dann die Leiche gefunden und aufgehoben werden. Den Seinigen freilich wird unsere Sorgfalt keinen Trost gewähren können; ich aber, in deren Armen er gestorben ist, werde mich daran freuen."

Als sie so gesprochen, fiel sie dem todten Körper abermals mit einem Strome von Thränen um den Hals und weinte eine lange Weile. Erst auf vielfältiges Dringen der Dienerin, und als der Tag zu dämmern begann, richtete sie sich auf, zog sich alsdann den Ring vom Finger, mit dem Gabriotto sich ihr vermählt hatte, und sagte, während sie ihn an den seinigen steckte: „Mein theurer Gemahl, wenn deine Seele jetzt meine Thränen sieht, oder wenn der Körper, nachdem jene ihn verlassen, noch fähig ist, etwas zu empfinden oder wahrzunehmen, so nimm das letzte Geschenk deines Weibes, das du im Leben so zärtlich geliebt hast, freundlich auf." Und mit diesen Worten sank sie bewußtlos auf die Leiche nieder. Sobald sie sich aber ein wenig erholt hatte, nahm sie mit Hülfe der Dienerin das Tuch, auf dem der todte Körper lag, trug es zum Garten hinaus und schlug den Weg nach seinem Hause ein.

Während sie aber noch dahin unterwegs waren, traf

es sich, daß einige von des Wache der Podestà, die zufällig um eben diese Zeit einer Amtsverrichtung nachgingen, ihnen begegneten, und die Leiche, die sie trugen, gewahr wurden. Als Andreola, welcher der Tod willkommener gewesen wäre wie das Leben, die städtische Wache erkannte, sagte sie unerschrocken: „Ich sehe wohl, wer ihr seid, und daß fliehen zu wollen nichts fruchten würde. Auch bin ich bereit, euch vor die Obrigkeit zu folgen und ihr zu berichten, wie es sich mit dieser Angelegenheit verhalte. Soll ich aber nachher nicht über euch Beschwerde führen, so wage niemand, solange ich willig euch folge, mich zu berühren, oder diese Leiche ihres Schmuckes in irgendetwas zu berauben." Infolge dieser Rede gelangte sie, ohne daß einer sich unterstanden hätte, sie zu berühren oder die Leiche zu versehren, auf das Stadthaus.

Der Podestà stand auf, sobald es ihm gemeldet worden, und befrug sie in seinem Zimmer wegen des Vorgefallenen. Auch ließ er den Leichnam von Aerzten untersuchen, ob sich Spuren fänden, daß der arme Mensch durch Gift oder auf andere Weise umgebracht wäre. Alle verneinten es und erklärten, es sei ihm ein Geschwür in der Nähe des Herzens aufgebrochen und habe ihn erstickt. Als der Podestà diesen Ausspruch vernahm und erkannte, daß sie keines erheblichen Verbrechens geziehen werden könne, wollte er sich das Ansehen geben, als schenke er ihr, was er ihr doch nicht hätte verkaufen können, und versprach ihr die Freiheit, im Falle sie zuvor seinen Lüsten nachgeben wolle. Weil aber diese Worte bei der Dame nichts fruchteten, wollte er wider alles Fug und Recht Gewalt anwenden. Andreola indeß, welcher Zorn und Abscheu ungewohnte Kräfte gaben, vertheidigte sich hartnäckig und überhäufte ihn mit Schimpfworten und Ausdrücken ihrer Verachtung.

Inzwischen war der helle Tag angebrochen, und Herr Negro hatte zu seiner tiefsten Betrübniß das Geschehene erfahren. Sogleich begab er sich, von vielen seiner Freunde

begleitet, auf das Stadthaus und verlangte, sobald der Podestà ihm alles berichtet, unwillig seine Tochter zurück. Der Podestà, der es für gerathen hielt, bevor die Dame es thäte, sich selber wegen der Gewalt anzuklagen, die er ihr hatte anthun wollen, lobte zuvörderst sie und ihre Standhaftigkeit, und gestand sodann, als besten Beleg für jene, was er gethan habe, und mit welchem Erfolge. Daß er sie dabei so unerschütterlich gefunden, setzte er hinzu, habe ihm die wärmste Liebe zu ihr eingeflößt, und, wenn es Herrn Negro, als ihrem Vater, und ihr selbst genehm sei, werde er sie, trotz ihrer frühern Verbindung mit einem Menschen niedrigen Standes, gern zur Frau nehmen.

Während nun beide noch so miteinander redeten, trat Andreola vor ihren Vater, warf sich weinend vor ihm nieder und sagte: „Vater, ich glaube, es ist unnöthig, daß ich Euch die Geschichte meiner Verwegenheit und meines Unglücks erzähle, denn gewiß habt Ihr sie bereits vernommen und kennt sie zur Genüge. Darum bitte ich Euch denn, so innig und so demüthig als ich nur kann, um Verzeihung für das Vergehen, daß ich ohne Euer Wissen mir den zum Manne genommen, der mir am besten gefiel. Ich bitte Euch darum, nicht damit mir das Leben geschenkt werde, sondern damit ich als Eure Tochter und nicht als Eure Feindin sterben könne.“ Mit diesen Worten sank sie zu seinen Füßen weinend zu Boden.

Herr Negro, der schon bei Jahren und überhaupt wohlwollenden und liebevollen Gemüths war, begann bei der Rede seiner Tochter zu weinen, richtete voller Zärtlichkeit sie unter Thränen auf und sagte dann: „Meine Tochter, freilich wäre es mir viel lieber gewesen, hättest du einen Mann gehabt, wie er nach meiner Ansicht sich für dich geziemt hätte. Wenn du ihn aber auch nach deinem Gefallen gewählt hättest, so würde der von dir Erwählte nothwendig auch mir gefallen haben. Daß du mir jedoch deine Wahl verborgen, kränkt mich wegen deines geringen Zutrauens zu mir. Noch mehr aber schmerzt es mich,

zu sehen, daß du ihn verloren, bevor ich noch davon gewußt. Da es indeß nun einmal so ist, so will ich zu deiner Beruhigung wenigstens dem Todten anthun, was ich gern dem Lebenden gewährt hätte, ihm nämlich die Ehre erweisen lassen, die meinem Schwiegersohne zukommt."

Darauf wandte er sich zu seinen Kindern und Verwandten, und hieß sie für den Gabriotto ein großes und ehrenvolles Begräbniß zurüsten. Inzwischen waren auch die männlichen und weiblichen Angehörigen des jungen Mannes, die von dem Vorfalle Nachricht erhalten, und außer ihnen fast so viel Männer und Frauen als in der Stadt waren, herbeigekommen. So wurde denn die Leiche, die mitten im Hofe auf Andreola's Tuche lag und noch mit all den Rosen geschmückt war, nicht allein von ihr und von seinen Verwandtinnen, sondern fast von allen Frauen in der Stadt und von vielen Männern öffentlich beweint, und alsdann, nicht nach Art eines gemeinen Mannes, sondern eines großen Herrn, aus dem Hofe des Stadthauses auf den Schultern der edelsten Bürger unter großen Ehren zur Gruft getragen.

Nach einigen Tagen wiederholte der Podestà seine bereits gemachten Anträge, und Herr Negro sprach davon zu seiner Tochter. Sie aber wollte nichts davon hören, und da der Vater bereit war, ihr den Willen darin zu lassen, nahm sie mit ihrer Dienerin in einem seiner Heiligkeit wegen berühmten Kloster den Schleier, wo beide noch lange ein tugendhaftes Leben führten.

Siebente Geschichte.

Simona liebt den Pasquino. Während sie miteinander in einem Garten sind, reibt Pasquino sich mit einem Salbeiblatte die Zähne und stirbt. Simona wird festgenommen und stirbt gleichfalls, als sie, um dem Richter den Tod des Pasquino deutlich zu machen, ein anderes jener Salbeiblätter an den Zähnen zerreibt.

Als Pamphilus seine Pflicht, zu erzählen, gelöst, zeigte der König für Andreola kein Mitleid, sondern gab Emilien durch einen an sie gerichteten Blick zu erkennen, er wünsche, daß sie mit einer Geschichte denen, die vor ihr gesprochen, nachfolgen möge. Sie aber begann, ohne im mindesten zu zögern, also: Liebe Freundinnen, die Geschichte, die Pamphilus uns erzählt hat, veranlaßt mich, eine andere euch mitzutheilen, die jener nur darin gleicht, daß das Mädchen, von der ich euch erzählen werde, ihren Geliebten, wie Andreola den ihrigen, in einem Garten verlor, und daß sie, gleich dieser, festgenommen ward, obwol weder ihre Kraft noch ihre Standhaftigkeit, sondern allein ihr plötzlicher Tod sie von den Gerichten befreite. Wie schon früher unter uns bemerkt worden ist, verschmäht Amor, obgleich er die Schlösser adelicher Herren gern bewohnt, deshalb keineswegs die Herrschaft über die Hütten der Armen, sondern zeigt vielmehr in diesen seine Kraft zuweilen in solchem Maße, daß die Reichern ihn eben hier als übermächtigen Gebieter erkennen und fürchten lernen. Dies wird nun, wenn nicht vollständig, doch zum Theil aus meiner Geschichte erhellen, mit welcher ich in unsere Stadt zurückzukehren gesonnen bin, von der wir uns heute, unter verschiedentlichen Reden über verschiedenerlei,

solange entfernt und von entlegenen Weltgegenden gesprochen haben.

Es war nämlich vor nicht gar langer Zeit in Florenz ein ganz hübsches und für ihren Stand gar artiges Mädchen, die Simona hieß und eines armen Mannes Tochter war. Obgleich sie sich mit ihrer Hände Arbeit das Brot verdienen mußte, das sie essen wollte, und sich vom Wollespinnen ernährte, so hatte sich die Armuth ihrer Gesinnung doch so wenig bemächtigt, daß sie sich von jener nicht abschrecken ließ, die Liebe in ihr Herz aufzunehmen, die seit geraumer Zeit den Eingang dazu mit dem gefälligen Betragen und den freundlichen Worten eines jungen Mannes begehrte, der um nichts vornehmer war als sie, und für einen Wollenweber, bei dem er diente, ihr Wolle zu spinnen gab.

So sehr aber auch das gefällige Aeußere des jungen Mannes, der Pasquino hieß und sie ebenfalls liebte, die Simona entflammt hatte, so getraute sie sich bei dem lebhaftesten Verlangen doch nicht, weitere Schritte zu thun, sondern stieß nur unter dem Spinnen bei jedem Endchen wollenen Fadens, das sie um die Spule wand, in Gedanken an denjenigen, in dessen Auftrage sie spann, tausend Seufzer aus, die heftiger als Feuer brannten. Auf der andern Seite war auch er ausnehmend sorgsam geworden, daß die Wolle seines Herrn gut gesponnen würde, und mahnte um die der Simona aufgetragene, als ob allein aus dieser und aus keiner andern alles Tuch gewoben werden sollte, am häufigsten. Wie nun der eine fortwährend bat, die andere aber Vergnügen daran fand, gebeten zu werden, wurde er allmählich dreister, als er früher gepflegt, und sie verlor einen großen Theil von ihrer sonst gewohnten Furcht und Scham, bis sie sich endlich in voller Gewährung gegenseitiger Freuden einigten. Solches Gefallen fanden aber beide Theile an diesen, daß sie, weit entfernt die Aufforderung des andern abzuwarten, sich selber gegenseitig mit den Anträgen zu ihrer Wiederholung entgegenkamen.

Während sie nun diese ihre Vergnügungen vom einen zum andern Tage fortsetzten und sich in ihrer Wiederkehr immer mehr entflammten, sagte Pasquino eines Tags zur Simona, sie müsse sich ihm zu Gefallen nothwendig so einzurichten wissen, daß sie mit ihm einen Garten, in den er sie führen wolle, besuchen könne, damit sie dort in größerer Muße und geringerer Furcht beisammenseien. Simona sagte, sie sei es zufrieden. Dann redete sie eines Sonntags nach dem Essen ihrem Vater ein, sie wolle den Ablaß von San-Gallo besuchen, und ging statt dessen mit einer Freundin, namens Lagina, in den Garten, den Pasquino ihr bezeichnet. Hier fanden sie den Pasquino schon mit einem seiner Kameraden, der Puccino hieß, aber gewöhnlich Stramba genannt ward, und wie dieser in der Eile eine Liebschaft mit der Lagina anfing, ließen Pasquino und Simona sie am einen Ende des Gartens, und verloren sich am andern, um ihre gewohnten Vergnügungen zu wiederholen.

Nun stand in der Gegend, wo Pasquino und seine Geliebte sich befanden, zufällig ein Salbeibusch von besonderer Größe, neben dem sie sich niedersetzten und eine gute Weile sich miteinander ergötzten. Dann redeten sie noch lange über das Vesperbrot, das sie mit aller Gemächlichkeit in diesem Garten einnehmen wollten, wobei sich Pasquino zu dem großen Salbeibusche niederbeugte, ein Blatt davon abpflückte und sich mit der Bemerkung, daß ihm der Salbei, was etwa vom Essen zurückgeblieben sei, am besten davon wegnehme, Zähne und Zahnfleisch tüchtig damit zu reiben begann. Als er dies eine Zeit lang gethan, fuhr er fort über den Imbiß zu sprechen, von dem vorher die Rede gewesen war.

Indeß hatte er noch nicht lange weiter gesprochen, als er plötzlich die Farbe wechselte, wenig Augenblicke darauf Gesicht und Sprache verlor und endlich binnen kurzem starb. Beim Anblick aller dieser Unfälle hub Simona laut zu weinen und zu klagen an, und rief nach Stramba

und Lagina. Diese kamen eilig gelaufen und fanden den Pasquino nicht allein todt, sondern auch schon aufgeschwollen, und im Gesichte und auf dem Leibe voller dunkler Flecke. Als Stramba dies gewahr wurde, rief er sogleich: „Abscheuliches Weibsbild, du hast ihn vergiftet!" und erhub einen solchen Lärm, daß viele, die in der Nachbarschaft des Gartens wohnten, davon hörten. Alle, die darüber herbeiliefen, den todten und geschwollenen Körper sahen, und hörten, wie Stramba wehklagte und die Simona beschuldigte, jenen hinterlistig vergiftet zu haben, glaubten, es verhalte sich wirklich, wie Stramba vorgab, da auch das Mädchen vor Schmerz über den Unfall, der ihren Geliebten ihr so plötzlich entrissen, wie außer sich war und sich nicht zu vertheidigen wußte.

So wurde sie denn ergriffen und unter heftigem Weinen auf den Palast des Podestà geführt. Hier brachten Stramba, Atticciato und Malagevole, lauter Kameraden des Pasquino, die sich inzwischen eingefunden hatten, ihre Anklage so ungestüm vor, daß einer der Richter das Mädchen, ohne weitern Aufschub, über den Hergang der Sache zu befragen anfing. Da es ihm nun dabei gar nicht einleuchten wollte, daß sie in böser Absicht gehandelt habe und schuldig sei, beschloß er, die Leiche, den Ort, wo sich alles zugetragen, und die Nebenumstände, von denen sie ihm gesprochen, in ihrem Beisein in Augenschein zu nehmen; denn aus ihrer Erzählung wußte er sich nicht recht zu vernehmen. Zu dem Ende ließ er sie, unter Vermeidung alles Aufsehens, in den Garten zurückbringen, wo der Leichnam des Pasquino, aufgeschwollen wie eine Tonne, noch immer am Boden lag.

Als der Richter nachkam, verwunderte er sich sehr über das Ansehen des Todten, und frug sie, wie es denn zugegangen sei. Das Mädchen erzählte zuerst alles, was vorher geschehen, und trat alsdann, um dem Richter das Ereigniß desto vollständiger vorzustellen, an den Salbeibusch und rieb sich, sowie Pasquino gethan, mit einem

von den Blättern desselben die Zähne. Stramba und Atticciato nebst Pasquino's übrigen Freunden und Gefährten verhöhnten dem Richter gegenüber alles, was Simona vorbrachte, als alberne Erfindungen, verdoppelten ihre Anklagen gegen sie und verlangten nichts Geringeres, als daß sie mit dem Feuer für solche Verruchtheit bestraft werden solle. Das arme Mädchen aber, das aus Schmerz über den Verlust ihres Geliebten und aus Angst vor der Strafe, die Stramba für sie begehrte, die Sprache verlor, wurde nun, infolge des Salbei, mit welchem sie sich die Zähne gerieben, von denselben Zufällen, denen früher Pasquino erlegen, zum großen Erstaunen aller Umstehenden betroffen.

Glückliche Seelen, denen das Los zu Theil ward, an demselben Tage ihre glühende Liebe und dies irdische Leben endigen zu sehen. Doppelt glücklich, wenn ihr beide einem gemeinschaftlichen Aufenthaltsort zueiltet. Ueberselig, wenn man auch jenseits liebt, und wenn eure Liebe dort ebenso fortdauert, wie sie diesseits euch durchdrang. Am glücklichsten aber ist nach unserm Dafürhalten, die wir am Leben geblieben sind, als sie starb, Simona zu preisen, weil das Geschick nicht zuließ, daß ihre Unschuld dem Zeugnisse des Stramba, des Atticciato und des Malagevole, welche Wollkratzer oder noch geringeres Volk sein mochten, erläge, sondern ihr einen ehrenvollern Weg bereitete, auf dem sie durch denselben Tod, den ihr Geliebter gestorben, sich der Schmach entriß, die jene ihr zugedacht, und der vielgeliebten Seele ihres Pasquino nachfolgte.

Der Richter, der gleich allen übrigen höchlich über dies Schauspiel erstaunte, wußte nicht, was er sagen sollte, und blieb in langem Schweigen. Als er sich endlich wieder gefaßt hatte, sagte er: „So muß denn dieser Salbei giftig sein, was doch sonst nicht die Art der Pflanze ist. Damit sie aber in Zukunft niemand mehr auf solche Weise schade, soll man sie bis zu den Wurzeln abschneiden

und ins Feuer werfen.“ Der Wächter des Gartens gehorchte alsbald diesem Befehle in des Richters Gegenwart. Kaum aber hatte er den großen Busch vertilgt, als offenbar ward, was am Tode des unglücklichen Paares schuld gewesen sei. Es saß nämlich unter diesem Salbeibusche eine Kröte von erstaunlicher Größe, deren giftiger Hauch, wie alle vermutheten, die Pflanze vergiftet hatte. Wie nun aber niemand den Muth hatte, sich der Kröte zu nähern, umlegte man sie rings mit vielem Reisig und verbrannte sie darin mit sammt dem Salbei.

So endete die Untersuchung des Herrn Richters über den Tod des armen Pasquino. Die Leiche des letztern aber wurde nebst der seiner Simona, geschwollen, wie sie waren, vom Stramba, Atticciato, Guccio Imbratta und dem Malagevole in der Kirche San-Paolo, wo die Verstorbenen eingepfarrt gewesen, zur Erde bestattet.

Achte Geschichte.

Girolamo liebt die Salvestra. Die Bitten seiner Mutter nöthigen ihn, nach Paris zu gehen, und wie er zurückkommt, findet er seine Geliebte verheirathet. Er schleicht sich verstohlen in ihr Haus und stirbt an ihrer Seite. Die Leiche wird in eine Kirche getragen, und Salvestra sinkt todt neben ihr nieder.

Die Geschichte der Emilie war zu Ende gediehen, als Neiphile auf Befehl des Königs also begann:

Nach meinem Dafürhalten, Ihr werthen Damen, gibt es Leute, die sich zwar größere Klugheit als allen andern zuschreiben, in der That aber deren weniger besitzen. Darum sind sie denn übermüthig genug, nicht allein menschlichen Rathschlägen, sondern auch den Anordnungen der Natur

ihre Weisheit entgegenzusetzen, woraus schon öfter die größten Unfälle erwuchsen, niemals aber das mindeste Gute erfolgt ist. Weil nun aber die Liebe noch weniger als alle übrigen Naturtriebe sich durch Rath und Widerstreben beherrschen läßt, und ihrem Wesen nach sich eher in sich selbst verzehren, als durch menschliche Vorkehrungen vertilgt werden wird, bin ich gesonnen, euch von einer Frau zu erzählen, die, während sie weiser sein wollte, als sie war und als sich für sie schickte, ja weiser, als mit der Angelegenheit, in der sie ihren Scharfsinn zu zeigen gedachte, sich vertrug, statt dem verliebten Herzen die Liebe zu entreißen, welche die Sterne vielleicht in ihm hatten entstehen lassen, nur das erlangte, daß sie Liebe und Leben zugleich aus dem Körper ihres Sohnes vertrieb.

In unserer Stadt nämlich lebte, wie die Bejahrtern uns erzählen, vor Zeiten ein großer und sehr begüterter Kaufmann, namens Leonardo Sighieri, der bald, nachdem seine Frau ihm einen Knaben, welcher Girolamo genannt wurde, geboren, seine letzten Verfügungen traf und aus der Welt ging. Die Vormünder des Kindes verwalteten in Gemeinschaft mit dessen Mutter seine Angelegenheiten treu und redlich. Der Knabe wuchs mit den Kindern der Nachbarn auf; mit keinem von der Straße, auf welcher sie wohnten, wurde er aber so vertraut, als mit einem Mädchen seines Alters, der Tochter eines Schneiders. Wie nun beide an Alter zunahmen, verwandelte sich die Gewohnheit des Umgangs in so große und heftige Liebe, daß Girolamo nur so lange sich wohl fühlte, als er das Mädchen sah. Auf der andern Seite liebte auch sie ihn gewiß nicht minder, als sie von ihm geliebt ward.

Sobald die Mutter des Knaben diese Neigung bemerkt hatte, schalt und züchtigte sie ihn oft deshalb. Als aber Girolamo es doch nicht lassen konnte, beschwerte sie sich gegen die Vormünder darüber und sagte zu ihnen, in der thörichten Meinung, bei dem großen Reichthum ihres Sohnes könne sie einen Mohren weiß waschen: „Unser

Girolamo ist kaum erst vierzehn Jahre alt und hat sich in eine Schneiderstochter aus unserer Nachbarschaft, die Salvestra heißt, schon so verliebt, daß ich immer fürchte, wenn wir sie ihm nicht aus den Augen bringen, nimmt er sie einmal ohne jemandes Vorwissen sich zur Frau, und betrübt mich dadurch für mein ganzes Leben. Sieht er sie dagegen an einen andern verheirathet, so wird er sich um ihretwillen ganz verzehren. Und so dächte ich, ihr würdet gut thun, wenn ihr ihn, um beides zu vermeiden, in den Angelegenheiten des Handelshauses nach irgendeinem entlegenen Orte schicktet. Entfernt er sich von ihrem Anblicke, so wird er sie schon sich aus dem Sinne schlagen, und dann können wir ihm ein Mädchen von guter Abkunft zur Frau geben." Die Vormünder billigten die Rede der Mutter und versprachen nach ihren Kräften so zu handeln.

Zu dem Ende ließen sie den Knaben zu sich in das Gewölbe rufen, und einer unter ihnen sagte ihm gar freundlich: „Mein Sohn, du fängst nachgerade an, groß zu werden, und da ziemt es sich, daß du selbst lernst in deinen Angelegenheiten nach dem Rechten zu sehen. Deshalb wäre es uns denn sehr lieb, wenn du eine Zeit lang in Paris verweilen wolltest, wo du einen großen Theil deiner Reichthümer wirst umsetzen sehen. Ueberdies wirst du dich dort viel mehr auszubilden, und gute Sitten und feines Betragen zu erlernen besser Gelegenheit haben, als hier, wenn du die großen Herren, die Barone und Edelleute, die dort vorzüglich zahlreich sind, beobachtest. Hast du alsdann ihre Sitten dir zu eigen gemacht, so magst du hierher wieder zurückkehren."

Der Knabe hatte der Rede aufmerksam zugehört, antwortete nun aber mit wenig Worten, er wolle von allem dem nichts thun; denn er denke, so gut wie ein anderer, ruhig in Florenz bleiben zu können. Die guten Leute erklärten ihm zwar ausführlich ihre Misbilligung seiner Antwort; da sie indeß keine andere aus ihm herausbringen

konnten, erstatteten sie der Mutter über alles Bericht. Diese sagte ihm dann in heftigem Zorne, nicht sowol über seine Weigerung, nach Paris zu gehen, als vielmehr über seine Liebschaft gar harte Sachen. Dann aber suchte sie ihn durch freundlichere Worte wieder zu gewinnen, und schmeichelte und bat ihn auf das zärtlichste, daß er ihr zu Gefallen thun möge, was seine Vormünder verlangten. In der That wußte sie ihm so viel vorzureden, daß er sich bereit erklärte, auf ein Jahr, auf länger aber nicht, hingehen zu wollen.

So reiste Girolamo denn ab; als er aber, seine heftige Liebe im Herzen, in Paris angelangt war, wurde er von einem Tage zum andern so lange hingehalten, bis zwei Jahre verstrichen waren. Endlich, verliebter als je zuvor nach Florenz heimgekehrt, fand er seine Salvestra an einen ehrlichen Bürgersmann, der ein Zeltmacher war, verheirathet, und grämte sich darüber außermaßen. Als er indeß einsah, daß die Sache nun doch nicht mehr zu ändern sei, suchte er für seinen Gram auf andere Weise Trost zu gewinnen. Zu dem Ende erfrug er ihre Wohnung und ging alsdann nach Art der verliebten Jünglinge häufig vor dem Hause vorüber, denn er dachte nicht anders, als sie werde ihn ebenso wenig vergessen haben, als er sie. Doch verhielt es sich damit ganz anders. Sie gedachte seiner nicht mehr, als ob sie ihn nie gesehen, und wenn sie sich ja noch einigermaßen an ihn erinnerte, so drückte sie wenigstens in ihrem Benehmen das Gegentheil davon aus. Girolamo wurde dies in kurzer Zeit gewahr und betrübte sich darüber ausnehmend. Dennoch that er, was er nur konnte, um ihre Neigung wieder zu gewinnen, und als alles ihm gar nichts zu fruchten schien, beschloß er, und wenn es sein Leben kostete, wenigstens noch einmal mit ihr zu reden.

Nachdem er sich in dieser Absicht von einem Nachbar das Innere des Hauses genau hatte bezeichnen lassen, schlich er sich eines Abends, als sie mit ihrem Manne in die

Nachbarschaft zu Lichte gegangen war, heimlich hinein und versteckte sich in ihrem Schlafzimmer hinter einige Stücke Zeltleinwand, die dort ausgebreitet waren. Hier wartete er, bis sie zurückkamen und zu Bette gingen, und bis er den Mann schlafen hörte. Dann trat er an die Seite des Bettes, wo er die Salvestra sich hatte niederlegen sehen, legte ihr die Hand auf die Brust und sagte leise: „Liebes Herz, schläfst du schon?" Das junge Weib wachte noch und war im Begriff zu schreien; er aber sagte eilig: „Schreie nicht, um Himmels willen, ich bin ja dein Girolamo." Darauf erwiderte sie unter heftigem Zittern: „Um Gottes willen, Girolamo, geh wieder fort. Die Zeit ist jetzt vorbei, wo wir als Kinder ineinander verliebt sein durften. Ich bin, wie du siehst, verheirathet, und da wär's ja eine Schande, wollte ich mich mit einem andern einlassen, als mit meinem Manne. Darum bitte ich dich um Gottes Barmherzigkeit willen, daß du fortgehest; denn hörte dich mein Mann, so würde, selbst wenn kein anderes Unglück daraus entstünde, doch das die Folge sein, daß ich mein Leben lang nicht wieder in Ruh' und Frieden mit ihm würde leben können, während ich jetzt, weil er mich lieb hat, mich wohl und zufrieden mit ihm fühle."

Der Jüngling, der über diese Rede sich heftig betrübte, erinnerte sie an die vergangene Zeit und an seine Liebe, die sich auch in der Ferne niemals verringert habe, bestürmte sie mit Bitten und den größten Versprechungen, konnte aber dessenungeachtet nichts von ihr erlangen. Da bat er sie denn endlich, weil er sich nichts mehr wünschte als den Tod, daß sie ihm zum Lohne für so große Liebe weiter nichts gestatten möge, als daß er sich so lange neben sie niederlegen dürfe, bis er sich ein wenig erwärmt hätte; denn er sei, während der Zeit, wo er auf sie gewartet habe, vor Kälte völlig erstarrt. Er versprach dabei, weder ein Wort zu reden, noch sie anrühren zu wollen, sondern zu gehen, sobald er einigermaßen wieder warm geworden wäre. Salvestra fühlte doch ein wenig Mit=

leid mit ihm, und gestattete ihm, unter den Bedingungen, die er sich auferlegt hatte, das Erbetene. Der Jüngling legte sich also neben sie nieder und berührte sie nicht, sondern richtete alle seine Gedanken auf seine lange Ausdauer in der Liebe zu ihr, auf ihre gegenwärtige Grausamkeit und seine vernichteten Hoffnungen, und beschloß nicht mehr leben zu wollen. Und so hielt er die Lebensgeister an, preßte die Hände zusammen und starb, ohne einen Laut von sich zu geben, an ihrer Seite.

Die junge Frau wunderte sich inzwischen über seine Enthaltsamkeit und sagte nach einer Weile, aus Besorgniß, daß ihr Mann aufwachen möchte: „Nun Girolamo, warum gehst du denn noch nicht?“ Da sie keine Antwort erhielt, glaubte sie, er möchte wol eingeschlafen sein, und streckte die Hand nach ihm aus und hub ihn zu schütteln an, daß er aufwachen sollte. Als sie aber bei der Berührung fühlte, er sei kalt wie Eis, verwunderte sie sich ausnehmend, und wie er bei abermaligem stärkern Anfassen sich nicht bewegte, erkannte sie nach öfter wiederholten Versuchen, daß er todt sei.

Voller Schrecken darüber wußte sie geraume Zeit lang durchaus nicht, was sie thun sollte, bis sie sich endlich entschloß, ihren Mann dadurch über den Vorfall auszuforschen, daß sie ihm denselben unter erdichteten Namen vortrüge. Zu dem Ende weckte sie ihn, erzählte ihm, was soeben hier geschehen war, als habe es sich in dem Hause eines andern zugetragen, und frug ihn alsdann, was er beschließen würde, wenn ihr dasselbe begegnete. Der gute Mann erwiderte, seinem Dafürhalten nach müsse man in einem solchen Falle den todten Körper in der Stille bis zu seiner Wohnung zurücktragen und ihn dort liegen lassen, ohne fernerhin der Frau, die ihm nicht gefehlt zu haben scheine, einigen Groll nachzutragen. „Nun“, entgegnete die junge Frau, „so laß uns denn dasselbe thun“; und damit nahm sie seine Hand und ließ ihn den todten jungen Mann anfühlen. Ganz erschrocken über diesen

Vorfall, stand der Mann auf und machte Licht an; dann bekleidete er, ohne mit der Frau, der ihre Unschuld zu Hülfe kam, weiter über die Sache zu reden, die Leiche mit des Verstorbenen eigenen Kleidern, nahm sie alsbald auf die Schultern und trug sie bis an die Thür des Hauses, das Girolamo bewohnt hatte, wo er sie niederlegte.

Als darauf der Tag anbrach und der Todte vor der Pforte seines eigenen Hauses gefunden wurde, erhoben alle, besonders aber die Mutter, ein großes Wehklagen. Man untersuchte und besichtigte den ganzen Körper; da sich aber keine Wunde und keine Quetschung fand, erklärten die Aerzte sämmtlich, er müsse, wie er es wirklich war, vor Gram gestorben sein. Nachdem man den Körper von dort hinweggenommen und in eine Kirche gebracht hatte, kam die betrübte Mutter mit vielen andern verwandten oder benachbarten Frauen, und sie beweinten und beklagten nach der Sitte unserer Stadt den Verstorbenen gemeinschaftlich mit unzähligen Thränen.

Während nun diese Wehklagen in voller Heftigkeit anhielten, sagte der gute Mann, in dessen Hause der Todesfall geschehen war, zu Salvestra: „Du möchtest doch einmal einen Mantel umnehmen und in die Kirche gehen, wo sie den Girolamo hingetragen haben. Stell' du dich unter die Frauen und merke auf, was über den Vorfall geredet wird. Ich werde dasselbe unter den Männern thun, damit wir erfahren, ob die Leute über uns was sagen." Der jungen Frau, bei der das Mitleid etwas spät nachgekommen war, gefiel der Vorschlag, da sie den Jüngling, den sie, während er gelebt, nicht mit einem einzigen Kusse hatte erfreuen wollen, nun er todt war, zu sehen wünschte, und so ging sie hin.

Wunderbar ist es, wenn man bedenkt, wie schwer zu erforschen die Gewalt der Liebe ist. Dasselbe Herz, das sich dem Glücke des Girolamo nicht hatte aufthun wollen, ward nun von dessen Unglück erweicht. Alle die alten Flammen erwachten plötzlich aufs neue und verwandelten

sich beim Anblicke des todten Angesichts in solches Mitleid, daß Salvestra sich ganz mit dem Mantel verhüllte und zwischen den umstehenden Frauen sich so lange vordrängte, bis sie zur Leiche gelangt war. Hier fiel sie mit einem lauten Schrei auf das Gesicht des todten Jünglings nieder, badete es aber nicht mit vielen Thränen, denn sie hatte es kaum berührt, als der Schmerz ihr das Leben nahm, wie er dem Girolamo früher das seine genommen. Die Frauen sprachen ihr, ohne sie erkannt zu haben, Trost zu und hießen ihr, sich ein wenig wieder aufzurichten; sie erhob sich aber nicht. Da wollten jene sie mit Gewalt emporheben, und erst, als sie sie unbeweglich fanden, erkannten sie zugleich, daß sie Salvestra und daß sie todt sei. Von doppeltem Mitleid über diesen neuen Unfall ergriffen, erhoben alle gegenwärtigen Frauen nun ein noch viel größeres Wehklagen als zuvor. Dadurch verbreitete sich die Nachricht bis vor die Kirche, wo die Männer standen, und als sie zu den Ohren von Salvestra's Mann gelangte, der sich unter jenen befand, weinte er lange, ohne von jemand Trost oder Zuspruch annehmen zu wollen. Dann aber erzählte er vielen von den Gegenwärtigen den Vorfall, der sich in der vergangenen Nacht zwischen dem jungen Manne und seiner Frau zugetragen, wodurch dann allen die Ursache von dem Tode des erstern offenbar und ihr Leidwesen noch um vieles vermehrt ward. Der Körper der jungen Frau wurde geschmückt, wie man die Todten zu schmücken pflegt, alsdann auf dasselbe Bette neben dem Jünglinge niedergelegt und endlich beide, nachdem sie lange in jener Kirche beweint worden waren, in einem und demselben Begräbnisse beigesetzt.

Die also die Liebe im Leben nicht hatte vereinigen können, verband nun der Tod mit unzertrennlichen Banden.

Neunte Geschichte.

Herr Guillem von Roussillon gibt seiner Frau das Herz des von ihm getödteten Herrn Guillem von Cabestaing, den sie geliebt, zu essen. Sobald sie es erfahren, stürzt sie sich aus einem hohen Fenster und wird mit ihrem Geliebten begraben.

Als die Geschichte der Neiphile, nicht ohne lebhaftes Mitleid in den Freundinnen der Erzählerin geweckt zu haben, beendet war, hub der König, weil er des Dioneus Vorrecht nicht zu schmälern gedachte und weil sonst kein anderer mehr zu erzählen hatte, also zu reden an: Ihr mitleidigen Damen, ich erinnere mich einer Geschichte, die euch, wenn ihr für die Unfälle der Liebenden soviel Theilnahme empfindet, nicht weniger rühren muß, als die vorige; denn diejenigen, welchen geschah, was ich euch berichten werde, standen höher und erfuhren noch Schrecklicheres, als dies in Neiphilens Geschichte der Fall war.

So wißt denn, daß, nach den Berichten der Provenzalen, vor Zeiten in der Provence zwei edle Ritter lebten, deren jeder über Schlösser und Lehnsmannen zu gebieten hatte, und von denen der eine Herr Guillem Roussillon, der andere aber Herr Guillem Cabestaing hieß. Weil nun der eine wie der andere mit besonderer Tapferkeit die Waffen führte, waren sie einander sehr gewogen und pflegten zu jedem Turniere, Lanzenrennen oder sonstigem Waffenspiele miteinander und in gleicher Rüstung zu reiten. Da geschah es denn, daß, obgleich jeder von ihnen beiden ein eigenes Schloß bewohnte und diese wol drei Stunden auseinander lagen, dennoch Herr Guillem Cabe-

staing, ohne seine Freundschaft und Waffenbrüderschaft mit Herrn Guillem Roussillon zu berücksichtigen, sich in dessen schöne und liebenswürdige Gemahlin über die maßen verliebte. Auch wußte er diese Liebe in seinem Betragen auf mancherlei Weise der Dame an den Tag zu legen, sodaß sie seine Gefühle errieth und, da sie wußte, welch ein wackerer Ritter er sei, an ihm Gefallen fand, ja endlich solch' eine Liebe zu ihm faßte, daß sie ihn über alles begehrte und liebte, und nur darauf wartete, daß er sie um ihre Gunstbezeigungen anspräche. Dies geschah bald genug, und so hatten sie in großer gegenseitiger Liebe öftere Zusammenkünfte. Weil sie aber nicht mit genügender Vorsicht verfuhren, wurde der Mann ihr Einverständniß gewahr, und gerieth darüber in solchen Zorn, daß er seine frühere Liebe zu Cabestaing nun in tödlichen Haß verkehrte und, indem er denselben besser zu verstecken wußte als das liebende Paar seine Neigung, jenen umzubringen beschloß.

Während sich nun Roussillon noch mit diesem Vorsatze trug, wurde in Frankreich ein großes Turnier angesagt. Roussillon gab dem Cabestaing sogleich davon Nachricht, und ließ ihm sagen, wenn es ihm genehm sei, möge er zu ihm kommen, damit sie sich gemeinschaftlich entschließen könnten, ob und wie sie jenes Turnier besuchen wollten. Cabestaing erwiderte voller Freude, er werde auf jeden Fall den folgenden Tag zum Abendessen kommen. Roussillon aber dachte bei dieser Antwort, nun sei die Zeit gekommen, wo er ihn umbringen könne. Er bewaffnete sich daher des andern Tags, und ritt mit einigen seiner Diener etwa eine Viertelstunde weit von seiner Burg, wo er sich an einer Stelle, an der Cabestaing vorübermußte, im Gebüsch verbarg. Schon hatte er eine lange Weile gewartet, als er den Cabestaing, der sich nichts Arges von ihm vermuthete, unbewaffnet mit zwei gleichfalls unbewaffneten Dienern des Weges kommen sah. Kaum war dieser nun an der Stelle, wo jener ihn haben

wollte, als er tückisch und voll Ingrimm unter dem Rufe: „Du bist des Todes!“ mit vorgestreckter Lanze über ihn herfiel, und im selben Augenblicke dessen Brust mit der Lanze durchbohrte. So fiel Cabestaing, ohne das Mindeste zu seiner Vertheidigung thun zu können, und starb nach wenig Augenblicken, ohne daß er im Stande gewesen wäre, nur noch ein Wort zu reden.

Seine Diener hatten indessen, bevor sie noch erkannt, von wem dieser Anfall ausgegangen sei, eiligst die Häupter ihrer Pferde herumgewandt und waren, so schnell sie vermochten, nach der Burg ihres Herrn geflohen. Roussillon aber stieg vom Pferde, öffnete dem Cabestaing mit einem Messer die Brust, und nahm mit eigenen Händen das Herz heraus. In ein Lanzenfähnchen eingewickelt, ließ er es sich von einem der Diener nachtragen, und ritt alsdann, nachdem er ihnen allen eingeschärft, daß keiner sich unterstehen solle, von dem Geschehenen ein Wort zu sagen, da es schon Nacht geworden, in seine Burg zurück.

Die Dame hatte vernommen, daß Cabestaing zum Abendessen kommen wollte, und erwartete ihn mit der größten Sehnsucht; als er aber ausblieb, verwunderte sie sich gar sehr und sagte zu ihrem Gemahle: „Herr, was ist es nur, daß Cabestaing noch immer nicht gekommen?“ Der Mann aber erwiderte: „Frau, er hat mich wissen lassen, daß er vor morgen nicht hier sein kann“, worüber die Dame bei übler Laune blieb.

Inzwischen hatte sich Roussillon, als er kaum vom Pferde gestiegen, den Koch rufen lassen und zu ihm gesagt: „Nimm dies Eberherz und mache daraus das beste und wohlschmeckendste Gericht, das du weißt, und schick' es mir dann in einer silbernen Schale zur Tafel.“ Der Koch nahm das Herz, zerhackte es und that viel gute Gewürze dazu, und bereitete so nach aller seiner Kunst und Geschicklichkeit ein äußerst schmackhaftes Gedämpftes daraus.

Herr Guillem setzte sich, sobald es Zeit war, mit seiner Gemahlin zu Tische. Die Speisen wurden aufgetragen;

das Verbrechen aber, das er zu begehen im Begriffe stand, lag ihm so sehr in Gedanken, daß er nur wenig aß. Endlich schickte der Koch das Gedämpfte. Herr Guillem ließ die Speise vor die Dame setzen, weil er, wie er vorgab, für den Abend keinen Appetit hatte, und empfahl sie ihr als besonders vorzüglich. Die Dame, der es nicht an Hunger fehlte, versuchte das Gericht und verzehrte es, da sie es wohlschmeckend fand, völlig.

Als der Gemahl sah, die Dame habe die Schüssel leergegessen, sagte er: „Frau, was meint Ihr von der Speise?“ Sie entgegnete: „Beim Himmel, Herr, sie hat mir gut geschmeckt.“ „Das glaub' ich Euch“, erwiderte der Ritter, „so wahr mir Gott helfe, und find' es ganz natürlich, daß Ihr an dem, was Euch lebendig vor allem andern behagte, auch, nun es todt ist, Behagen findet.“ Die Dame stutzte über diese Worte einen Augenblick, dann aber sagte sie: „Und was war es denn, das Ihr mir zu essen gabet?“ „Was Ihr gegessen habt“, entgegnete der Ritter, „war wahrlich das Herz des Herrn Guillem Cabestaing, das Ihr als ein pflichtvergessenes Weib geliebt habt. Zweifelt nicht, es war es wirklich; denn ich hab' es ihm selber, kurz bevor ich zurückkam, mit diesen meinen Händen aus dem Leibe gerissen.“

Wie sehr es die Dame schmerzte, von Dem, den sie über alles liebte, diese Nachricht zu erhalten, darf ich Euch nicht erst berichten. Nach einer Weile aber sagte sie: „Ihr thatet wie ein ehrloser und niederträchtiger Ritter; denn, wenn ich, ohne von Cabestaing gezwungen zu sein, ihn zum Gebieter über meine Neigungen erwählt hatte, und Eurer Ehre dadurch zu nahe getreten war, so konnte mich, nicht aber ihn dafür Strafe treffen. Das aber soll, so Gott will, nie geschehen, daß ich eine andere Speise nach einer so edeln genieße, als das Herz des Herrn Guillem Cabestaing war, den an Tapferkeit und an Sittenadel kein anderer Ritter übertraf.“ Mit diesen Worten stand sie auf und stürzte sich, ohne einen Augen-

blick zu zögern, rücklings aus einem hinter ihr befindlichen Fenster. Da dies Fenster hoch über dem Boden war, blieb die Dame von dem Sturze nicht allein auf der Stelle todt, sondern ihr Körper war auch fast ganz zerschmettert.

Ueber diesen Anblick erschrak Herr Guillem sehr, und glaubte nun selber übel gethan zu haben. Deshalb ließ er, in der Furcht vor der Rache des Volks und des Grafen von Provence, die Pferde satteln und floh. Am andern Morgen war der Hergang der Sache schon in der ganzen Gegend bekannt. Die Leute vom Schlosse des Herrn Guillem Cabestaing, wie von dem der Dame, hoben unter unzähligen Thränen und Wehklagen die beiden Leichen auf, und bestatteten sie in der der Dame gehörigen Burgkapelle in eine gemeinsame Gruft. Darüber wurde in Versen der Name der dort Begrabenen und Art und Ursache ihres Todes geschrieben.

Zehnte Geschichte.

Die Frau eines Arztes legt ihren Geliebten, der einen Schlaftrunk genommen, den sie aber für todt hält, in einen Kasten, den zwei Wucherer mit dem Scheintodten in ihr Haus tragen. Letzterer erholt sich und wird als Dieb gefangen. Die Dienerin der Frau redet dem Richter vor, sie habe jenen in den Kasten gelegt, den die Wucherer gestohlen, und so wird er vom Galgen gerettet, die Wucherer aber werden wegen des Kastendiebstahls mit einer Geldstrafe belegt.

Als der König seine Geschichte beendet, lag es allein dem Dioneus noch ob, seine Pflicht zu erfüllen. So begann er denn, im Bewußtsein derselben und auf Geheiß des

Königs folgendermaßen: Die traurigen Ereignisse unglücklicher Lieben, die uns bisher erzählt sind, haben (euch, ihr Damen, zu geschweigen) selbst mir Herz und Augen so sehr gerührt, daß ich ihr Ende sehnlich herbeigewünscht habe. Gottlob, daß sie nun hinter uns liegen, wenn ich nicht etwa, wovor Gott mich aber bewahren soll, dieser kläglichen Waare noch eine betrübte Zugabe beifügen wollte. Ohne mich also länger bei traurigen Gegenständen zu verweilen, will ich von anmuthigern und heitern zu reden beginnen, um dadurch für die Erzählungen des nächsten Tags vielleicht einen bessern Stoff anzudeuten.

Ihr müßt nämlich wissen, reizende Mädchen, daß vor nicht gar langer Zeit in Salerno ein vortrefflicher Wundarzt, namens Mazzeo della Montagna, lebte, der ein schönes junges Weibchen, das er noch in seinem späten Alter zur Frau genommen, zwar mit vornehmen und prächtigen Kleidungsstücken, mit Edelsteinen und allem andern Schmuck, der ein Weib erfreuen kann, besser versah, als irgendeine andere in der Stadt dergleichen aufweisen konnte; dafür aber zuließ, daß sie sich des Nachts meistentheils erkältete, weil er zu wenig dafür that, sie im Bette gehörig zugedeckt zu halten. Und, sowie Herr Ricciardo von Chinzica seiner Frau die Festtage einlehrte, so versicherte dieser der seinigen, wenn man bei einer Frau geschlafen, brauche man, Gott weiß, wie viel Tage, um sich wieder zu erholen, und mehr solche Albernheiten, an denen das arme Weib sich nicht sonderlich erbaute. Weil aber die Frau verschlagen und entschlossen war, so setzte sie sich, um den Hausvorrath zu sparen, vor, auf der Straße sich umzuthun und wo möglich von anderer Leute Tellern zu essen.

Eine Weile sah sie sich eine Anzahl junger Leute nacheinander an; endlich aber fand sie einen, der ihr ganz zu Sinne war, und setzte auf ihn allein alle ihre Hoffnung, ihre Gedanken und ihr Glück. Wie der junge

Mann dies gewahr ward, wandte auch er, da sie ihm besonders wohlgefiel, ihr seine ganze Liebe zu. Sein Name war Ruggieri von Jeroli, und, obwol er von edler Abkunft war, führte er doch ein so schlechtes Leben und war in so traurigen Umständen, daß er weder Freund noch Verwandten behalten hatte, der ihm wohlgewollt oder ihn nur vor sich gelassen hätte; denn in ganz Salerno war er wegen seiner Diebereien und ähnlicher Schändlichkeiten der niedrigsten Art berüchtigt. Doch, da er ihr übrigens wohlgefiel, kümmerte sich die Dame nur wenig um dies alles, und wußte es durch die Vermittelung einer ihrer Dienerinnen so weit zu bringen, daß sie eine Zusammenkunft hatten. Nachdem sie eine Zeit lang sich miteinander ergötzt hatten, fing die Dame sein bisheriges Leben zu tadeln an, und bat ihn, ihr zu Liebe für die Zukunft dergleichen Dinge zu lassen. Um ihm dies aber möglich zu machen, unterstützte sie ihn bald mit einer größern, bald mit einer kleinern Geldsumme.

Während das liebende Paar auf solche Weise vorsichtig seine Freuden fortsetzte, traf es sich, daß unser Wundarzt einen Kranken bekam, der einen beträchtlichen Schaden an dem einen Beine hatte. Als der Arzt das Uebel untersucht hatte, sagte er zu den Angehörigen des Kranken, wenn man diesem nicht einen angegangenen Knochen herausnähme, müsse er nothwendig entweder das ganze Bein verlieren, oder sterben, während er infolge jener Operation genesen könne. In jedem Falle aber, erklärte er, könne er ihn nur als einen vollkommen Aufgegebenen in die Cur nehmen. Auch damit waren die Verwandten zufrieden, und übergaben ihm den Kranken unter der erwähnten Bedingung. Der Arzt überzeugte sich indeß, daß der Patient ohne einen Schlaftrunk die Schmerzen nicht ertragen und die Operation nicht geschehen lassen würde. Zu dem Ende ließ er am Morgen (da er gegen Abend das Geschäft vorzunehmen dachte) ein Wasser über gewisse Ingredienzien abziehen, das die Kraft besaß,

den Leidenden, wenn er es getrunken, so lange schlafend zu erhalten, als der Wundarzt über dem Schnitte zuzubringen glaubte. Als das Wasser bereitet war, ließ er es sich ins Haus bringen, und stellte es in sein Zimmer, ohne jemand zu sagen, was es sei und wozu es diene.

Wie es aber Abend wurde und unser Wundarzt eben zu seinem Patienten gehen wollte, erhielt er einen Boten aus Amalfi von einigen seiner liebsten Freunde, daß er sich ja durch nichts auf der Welt abhalten lassen möge, sogleich hinüber zu kommen, da bei einer eben vorgefallenen großen Schlägerei viele verwundet worden seien. In der That verschob der Wundarzt die Operation des Beines auf den andern Morgen, und fuhr sogleich mit einem Kahne nach Amalfi.

Da nun die Frau wußte, daß ihr Mann diese Nacht nicht mehr nach Hause komme, ließ sie nach alter Gewohnheit den Ruggieri heimlich rufen, und schloß ihn auf so lange in ihre Stube ein, bis gewisse Leute, die zu dem Hauswesen gehörten, zu Bette gegangen sein würden. Während Ruggieri die Dame noch in ihrem Zimmer erwartete, überfiel ihn entweder infolge der Anstrengungen des Tages, oder weil er Gesalzenes gegessen, oder vielleicht auch aus Gewohnheit des Trinkens ein unmäßiger Durst; weshalb er denn, da ihm auf dem Fensterbret die Flasche mit Wasser in die Augen fiel, die der Arzt für den Kranken bereitet hatte, in der Meinung, es sei Trinkwasser, sie an den Mund setzte und völlig leer trank. Natürlich dauerte es gar nicht lange, so überfiel ihn unsagliche Müdigkeit, und er schlief ein.

Die Frau des Arztes kam, sobald es ihr möglich war, in dasselbe Zimmer, und rührte den Ruggieri, als sie ihn schlafend fand, zuerst nur leise an, und sagte ihm halblaut, daß er aufstehen möge. Da dies aber gar nichts fruchtete, und er weder antwortete noch sich bewegte, rüttelte die Dame ihn ziemlich unwillig mit aller Kraft und sagte: „Nun, Siebenschläfer, so wach' auf! Wenn du

schlafen wolltest, mußtest du zu Hause gehen und nicht zu mir kommen." Von diesem Rütteln fiel Ruggieri von dem Kasten, auf dem er gesessen, zu Boden, und gab dabei nicht mehr Lebenszeichen von sich, als der Körper eines Todten gethan haben würde. Darüber erschrak die Dame ein wenig, und schüttelte ihn, als sie ihn wieder aufgerichtet, noch heftiger als zuvor, kniff ihn an der Nase und zupfte ihn am Bart; aber alles war umsonst, denn er hatte den Gaul an einen guten Pflock gebunden. Die Dame fing nachgerade zu fürchten an, er möge todt sein; doch ließ sie sich dadurch nicht abhalten, ihn nach Kräften zu zwicken und mit einem Lichte zu brennen. Als er sich aber immer noch nicht regte, glaubte die gute Frau, die trotz der ärztlichen Kenntnisse ihres Mannes keine Heilkundige war, nicht mehr zweifeln zu dürfen, daß Ruggieri todt sei. Wie sehr sie sich darüber betrübte, darf ich nicht erst sagen, da sie ihn über alles lieb hatte. So hub sie denn, da sie kein Geräusch zu machen sich getraute, in aller Stille ihn zu beweinen und über ein so herbes Schicksal sich zu beklagen an.

Nach einiger Zeit aber bedachte sie, daß sie ihrem Unglücke nicht noch Schande hinzufügen dürfe, und fühlte wol, daß sie zu dem Ende ohne Verzug ein Mittel finden müsse, den Todten sich aus dem Hause zu schaffen. Da sie sich aber selber keinerlei Rath dazu wußte, rief sie insgeheim ihre Dienerin, zeigte ihr das Misgeschick, das sie betroffen, und sprach sie um ihren Beistand an. Die Dienerin erschrak nicht wenig und sagte, nachdem sie ihn ebenfalls vergebens gezupft und gezwickt hatte, sowol als ihre Gebieterin, daß er ohne allen Zweifel todt sei. Auch hielt sie, wie jene, dafür, man müsse ihn aus dem Hause bringen. Die Dame entgegnete: „Wo sollen wir ihn aber hinschaffen, daß nicht bei denen, die ihn morgen früh finden werden, der Verdacht entstehe, er sei aus unserm Hause herausgetragen?" Das Mädchen erwiderte jedoch: „Madonna, ich sah erst heute Abend spät, der

Werkstätte unsers Nachbars, des Tischlers, gegenüber, einen Kasten von mäßiger Größe stehen, der, wenn der Meister ihn nicht wieder in sein Haus genommen hat, uns zu unserm Vorhaben trefflich zu statten kommen wird. Da können wir ihn hineinthun, ihm zwei oder drei Messerstiche versetzen und ihn dann ruhig liegen lassen. Wer ihn alsdann dort finden wird, kann unmöglich einen Grund haben zu glauben, daß er von hieraus und nicht anderswoher dahingebracht sei; sondern wird vielmehr voraussetzen, daß einer seiner Feinde ihn, als einen übermüthigen Menschen, auf bösen Wegen betroffen, ermordet und dann in jenen Kasten gethan habe."

Die Dame billigte den Rath der Dienerin, bis auf die Messerstiche, die diese ihm geben wollte; denn das zu thun, sagte sie, würde sie um nichts in der Welt über sich gewinnen können. So ließ sie denn ihre Dienerin nachsehen, ob der Kasten noch dastehe, worauf diese eine bejahende Antwort zurückbrachte. Dann nahm die Magd, die jugendkräftig war, den Ruggieri auf die Schultern, wobei ihr die Dame behülflich war und nun vorausging, um Acht zu haben, ob jemand käme. So brachten sie den vermeintlichen Todten zu dem Kasten, thaten ihn hinein und ließen ihn, nachdem sie jenen wieder verschlossen, ruhig darin zurück.

Nicht weit von eben diesem Hause waren seit einigen Tagen ein paar junge Männer eingezogen, die auf wucherliche Zinsen liehen, und im Verlangen, viel zu gewinnen und wenig auszugeben, als sie den Tag zuvor jenen Kasten gesehen, sich miteinander verabredet hatten, ihrem Bedürfniß nach Hausgeräthe abzuhelfen und ihn, wenn er die Nacht über dort bliebe, in ihr Haus zu tragen. Als Mitternacht gekommen war, schlichen sie sich aus ihrem Hause, und nahmen den Kasten, den sie noch an seinem Platze fanden, obgleich er ihnen ein wenig schwer vorkam, dennoch, ohne sich auf weitere Untersuchung einzulassen, eilig mit zurück und stellten ihn neben der Kam=

mer, wo ihre Frauen schliefen, auf. Dabei nahmen sie sich denn nicht einmal die Zeit, ihn gehörig zurecht zu rücken und zu befestigen, sondern ließen ihn stehen, wie er eben stand, und gingen schlafen.

Als Ruggieri nun schon gar lange geschlafen, das Getränk verdauet und dessen Kraft besiegt hatte, erwachte er kurz vor dem Frühgeläute. Und obgleich ihn der Schlaf verlassen und die Sinne ihre Thätigkeit wiedergewonnen hatten, blieb ihm doch eine Betäubung im Gehirn zurück, die ihn nicht allein in dieser Nacht, sondern noch während mehrerer folgender Tage verwirrte. Wie er also jetzt die Augen aufthat und nichts sah und beim Umhertappen mit den Händen sich in den Kasten eingeschlossen fand, besann er sich hin und wieder und sagte bei sich selber: „Was will das nur bedeuten? Wo bin ich? Schlaf' ich, oder wach' ich? Ich erinnere mich doch noch, daß ich heute Abend in das Zimmer meiner Geliebten kam, und jetzt ist mir, als wär' ich in einem Kasten. Wie in aller Welt hängt das zusammen? Sollte der Arzt zurückgekommen sein, oder sonst etwas sich zugetragen haben, um dessentwillen die Frau mich, während ich schlief, hier hereingesperrt hätte? So denk' ich es mir, und so ist es ganz gewiß." Infolge dieser Vermuthung hielt er sich nun ganz ruhig und horchte nur, ob er etwas vernähme.

Als er aber eine geraume Zeit in einer, wegen der Kleinheit des Kastens ziemlich unbequemen Stellung zugebracht hatte, und die Seite, auf der er lag, ihn sehr zu schmerzen anfing, wollte er sich auf die andere umwenden und stellte sich dabei so geschickt an, daß er durch einen Stoß mit der Hüfte gegen die eine Seite des Kastens, der auf etwas ungleichen Boden gestellt war, diesen erst ins Schwanken brachte und nachher völlig umwarf. Es machte dieser Fall einen solchen Lärm, daß die Frauenzimmer, die ganz in der Nähe schliefen, davon aufwachten, zugleich aber auch vor lauter Furcht ganz stille blieben.

Ruggieri war über das Umstürzen des Kastens gewaltig erschrocken; da er aber gewahr wurde, es sei derselbe von dem Falle aufgesprungen, zog er es vor, auf allen Fall sich lieber draußen, als dort drinnen betreffen zu lassen. Weil er indeß nicht recht wußte, wo er sei, und das eine durch das andere brachte, fing er an im Hause umherzutappen, um zu sehen, ob er keine Treppe oder Thür zum Entwischen finde. Die Frauenzimmer, die noch wach waren, hörten dies Tappen und riefen: „Wer da?" Ruggieri gab aber, da er die Stimmen nicht erkannte, keine Antwort. Nun riefen die Weiber den beiden jungen Männern; doch diese schliefen, weil sie lange aufgeblieben waren, gar fest, und vernahmen von allem diesen Lärmen nichts. Dadurch wurden denn die Frauenzimmer noch furchtsamer, und sprangen auf, und liefen ans Fenster und schrien: „Diebe, Diebe!" Ueber das Geschrei kamen die Nachbarn auf verschiedenen Wegen, der eine über das Dach, der eine hier und der andere dort herum in das Haus gelaufen, und auch die jungen Männer wachten über dem Lärm nun gleichfalls auf. Da nahmen sie denn den Ruggieri, der, vor Verwunderung, sich in jenem Hause zu befinden, fast die Besinnung verloren hatte und keinen Ausweg sah, auf dem er hätte entfliehen können oder sollen, gefangen, und übergaben ihn den Lanzenknechten des Statthalters von Salerno, die über dem Auflaufe bereits herbeigeeilt waren. Diese führten ihn vor ihren Gebieter, der dem Ruggieri, weil er allgemein für einen gar ruchlosen Menschen galt, sogleich die Tortur geben ließ. Ruggieri gestand auch, er habe sich in das Haus der Wucherer geschlichen, um dort zu stehlen, und der Statthalter war gesonnen, ihn ohne lange Zögerung aufhängen zu lassen.

Inzwischen verbreitete sich noch während des Vormittags die Nachricht, daß Ruggieri im Hause der Wucherer über dem Stehlen betroffen worden sei, durch ganz Salerno und drang auch zu den Ohren der Dame und

ihrer Dienerin. Diese aber waren darüber so erstaunt und betroffen, daß sie fast im Begriffe standen, sich selbst zu überreden, was sie in der vorigen Nacht gethan, hätten sie nicht wirklich gethan, sondern nur zu thun geträumt; zugleich aber betrübte sich die Dame über die Gefahr, in der Ruggieri schwebte, auf solch eine Weise, daß nicht viel daran fehlte, so hätte sie den Verstand darüber verloren.

Indeß waren noch nicht viel mehr als anderthalb Stunden seit Sonnenaufgang verstrichen, als der Arzt von Amalfi zurückkehrte und, da er nun die Operation mit dem Kranken vorzunehmen dachte, nach dem bereiteten Wasser verlangte. Als er aber das Fläschchen leer fand, zankte er gewaltig, daß er nichts im Hause in seiner rechten Ordnung erhalten könne. Die Frau, der anderer Gram durch den Kopf ging, antwortete verdrießlich: „Meister, was würdet Ihr erst über eine Sache von Bedeutung sagen, wenn Ihr über ein Fläschchen Wasser schon solchen Lärm verführt, als ob in der ganzen Welt kein Wasser mehr zu haben wäre." Darauf erwiderte der Arzt: „Frau, du bildest dir ein, das sei reines Wasser gewesen. So verhält es sich aber keineswegs; vielmehr war das ein Wasser, das bereitet war, um jemand schlafen zu machen"; und damit erzählte er ihr, wozu es ihm habe dienen sollen. Als die Frau diesen Aufschluß erhalten, errieth sie wol, daß Ruggieri dies Wasser getrunken habe und deshalb von ihnen für todt angesehen worden sei. Darum sagte sie zu ihrem Manne: „Meister, das haben wir nicht gewußt, und so bereitet es Euch nun noch einmal." In der That ließ der Wundarzt, da er sah, daß kein anderes Mittel war, den Schlaftrunk aufs neue bereiten.

Bald darauf aber kehrte die Dienerin, die auf Befehl der Dame ausgegangen war, um zu hören, was über Ruggieri gesagt werde, heim und erzählte ihr Folgendes: „Madonna, von Ruggieri hört man überall nichts Gutes,

und, soviel ich erfahren habe, ist weder Freund noch Verwandter für ihn aufgestanden, noch ist Hoffnung, daß es in Zukunft geschehen werde. So glaubt man denn mit Gewißheit, der Blutrichter werde ihn morgen hängen lassen. Außerdem will ich Euch aber eine Neuigkeit erzählen, aus der ich zu errathen glaube, wie er in das Haus der Wucherer gekommen ist. Damit verhält es sich nämlich so: Ihr kennt ja den Tischler, vor dessen Hause der Kasten stand, in den wir den Ruggieri thaten. Diesen nun traf ich eben in dem heftigsten Wortwechsel mit einem andern, dem der Kasten vermuthlich gehören muß. Der verlangte das Geld für den Kasten, der Meister aber antwortete, er habe ihn nicht verkauft, sondern er sei ihm die vorige Nacht gestohlen worden. Darauf entgegnete jener wieder: «Das lügst du; denn du hast ihn an die zwei Wucherer verkauft, wie sie mir selbst heute früh erzählt haben, als ich ihn bei Ruggieri's Festnehmung in ihrem Hause sah.» Der Tischler erwiderte: «Da lügen sie, und ich habe ihn nicht an sie verkauft, wol aber mögen sie ihn diese Nacht bei mir gestohlen haben. Darum wollen wir gleich zu ihnen hingehen.» Und so gingen sie friedlich miteinander in das Haus der Wucherer, ich aber eilte nach Hause. So scheint mir denn, wie auch Ihr schon durchschaut haben werdet, klar, auf welche Weise Ruggieri in jenes Haus gebracht ist, in dem er gefangen wurde; wie er aber dort auferstanden ist, das weiß ich noch nicht zu begreifen."

Die Dame erkannte indeß nun den ganzen Zusammenhang der Sache vollkommen, und erzählte auch der Dienerin, was sie von ihrem Manne gehört hatte; dann aber bat sie dieselbe inständig, zu Ruggieri's Rettung mitzuwirken, da sie, wenn sie wollte, zu gleicher Zeit Ruggieri's Leben und die Ehre ihrer Gebieterin erhalten könne. Die Magd erwiderte: „Madonna, sagt mir nur wie, und ich will ja gern alles thun."

Die Dame, der das Messer an der Kehle saß, hatte

in der Schnelligkeit einen Plan gefaßt, wie alles wieder ins Gleiche zu bringen sei, und theilte diesen der Dienerin ausführlich mit. Demzufolge ging die letztere zu dem Arzte und sagte ihm weinend: „Ach, Herr, ich habe Euch wegen eines argen Vergehens, das ich gegen Euch begangen, um Verzeihung zu bitten.“ „Und was wäre das?“ entgegnete der Meister. „Herr“, sagte die Magd, ohne darum im Weinen einzuhalten, „Ihr wißt ja, was für ein Mensch der Ruggieri von Jeroli ist; nun der hat ein Aug' auf mich geworfen, und da habe ich heuer, halb aus Furcht und halb aus Liebe, wol seine Liebste werden müssen. Und als er gestern Abend erfahren, daß Ihr aus wäret, hat er mir so viel vorgeredet, daß ich ihn am Ende mit in Euer Haus und in meine Kammer nahm, um ihn über Nacht bei mir zu behalten. Wie er nun solchen Durst kriegte, und ich in der Eile nicht wußte, wo ich sonst Wein oder Wasser hernehmen wollte (denn Eure Frau war im Saale, und vor der wollte ich mich nicht sehen lassen), da fiel mir ein, daß ich in Euerm Zimmer ein Fläschchen mit Wasser hatte stehen sehen. Geschwinde holt' ich's ihm, er trank es aus, und ich setzt' es wieder hin, wo ich's gefunden hatte. Nun habt Ihr darüber so schrecklich gescholten, und gewiß, ich habe unrecht gethan; wer vergeht sich aber nicht zuweilen? Ich hab' es auch schon bitterlich bereut, und zwar nicht allein um dessentwillen, sondern infolge der Geschichte soll Ruggieri nun auch noch sein Leben einbüßen. Darum bitt' ich Euch denn, so hoch ich nur kann, vergebt mir, und erlaubt mir hinzugehen und, insofern ich es vermag, dem Ruggieri zu helfen.“ Als der Arzt diese Erzählung vernommen, antwortete er, seines Aergers ungeachtet, mit einem Spaße: „Nun du hast dir die Buße selbst auferlegt; denn während du dir einen Bettgenossen versprachst, der dir die Glieder wacker durchschütteln sollte, hattest du einen Siebenschläfer. So gehe denn für jetzt nur und rette deinen Liebsten vom Galgen; in Zukunft

aber laß ihn mir aus dem Hause, denn, träf' ich ihn wieder an, so solltest du mir für diesmal noch mit bezahlen."

Die Dienerin meinte, der erste Wurf sei ihr nicht übel gelungen, und begab sich in aller Eile nach dem Gefängnisse, wo Ruggieri saß. Dort wußte sie dem Schließer so viel vorzureden, daß er sie mit dem Gefangenen sprechen ließ. Sobald sie ihn zur Genüge über alles belehrt, was er, um loszukommen, dem Richter sagen solle, ging sie selbst zum letztern und kam auch wirklich vor ihn. Da das Mädchen ein frisches und derbes Ding war, so fand der Herr Richter für gut, bevor er ihr weiteres Gehör gäbe, die mitleidige Fürbitterin genauer zu sondiren, was sie sich denn auch, zu besserer Förderung ihres Anliegens, gern gefallen ließ. Als sie mit dieser Untersuchung fertig geworden waren, sagte sie: „Herr, Ihr habt den Ruggieri von Jeroli für einen Spitzbuben gefangen, Ihr thut ihm aber unrecht." Und damit erzählte sie ihm die alte Geschichte wieder von Anfang bis zu Ende: wie sie seine Liebste sei, wie sie ihn über Nacht in des Arztes Haus geführt, wie sie ihm, ohne es zu wissen, den Schlaftrunk zu trinken gegeben und ihn für todt in den Kasten gethan habe. Dann berichtete sie ihm auch die Reden, die sie zwischen dem Tischlermeister und dem Eigenthümer des Kastens mit angehört, und machte ihm dadurch begreiflich, auf welche Weise Ruggieri in das Haus der Wucherer gekommen sei.

Der Richter sah wol ein, daß es nicht schwer sei, in dieser Angelegenheit die Wahrheit zu entdecken, und frug zu dem Ende zunächst den Arzt, ob es sich mit dem Schlaftrunk wirklich so verhalte. Dann ließ er den Tischler, den Eigenthümer des Kastens und die Wucherer kommen, und brachte nach vielem vergeblichen Gerede wirklich heraus, daß die letzten in der vergangenen Nacht den Kasten gestohlen und in ihr Haus getragen hätten. Endlich schickte er auch nach dem Ruggieri und frug ihn,

wo er die letzte Nacht zugebracht habe. Dieser erwiderte: wo er sie wirklich zugebracht habe, das wisse er nicht; wol aber erinnere er sich, zur Magd des Meisters Mazzeo in der Absicht gegangen zu sein, die Nacht über dort zu bleiben. Auch besinne er sich noch, vor übermäßigem Durste dort Wasser getrunken zu haben; von dem aber, was nachher aus ihm geworden, wisse er weiter nichts, als daß er bei seinem Erwachen im Hause der Wucherer sich in einem Kasten befunden habe. Der Richter war über das Zusammentreffen dieser Aussagen gar sehr erfreut, und ließ sie sich von der Dienerin, von Ruggieri, von dem Tischler und den Wucherern mehr als einmal wiederholen. Dann ließ er den Ruggieri, den er nun als vollkommen unschuldig erkannte, frei und verurtheilte die Wucherer, die den Kasten gestohlen hatten, in zehn Unzen Goldes.

Wie sehr Ruggieri sich über diesen Ausgang freute, wäre überflüssig zu sagen, aber auch seiner Dame war er kaum minder erwünscht. Lange Zeit noch lachte und scherzte sie darüber mit ihm und ihrer lieben Dienerin, die ihm die Messerstiche hatte versetzen wollen, und förderte ihre Liebe und ihre Lust noch jahrelang vom Guten zum Bessern. So wollt' ich denn, geschähe auch mir, ohne jedoch in den Kasten gesperrt zu werden.

Hatten die frühern Geschichten die Herzen der Damen betrübt, so erregte diese letzte des Dioneus, und besonders seine Beschreibung, wie der Blutrichter die Magd mit der Sonde untersucht habe, wieder ein solches Lachen bei ihnen, daß dies wol als Ersatz für ihre Betrübniß über die vorhergehenden gelten konnte.

Wie nun der König sah, daß die Sonne sich goldig zu färben anfing und das Ende seines Regiments herbeiführte, entschuldigte er sich zunächst mit gar artigen Worten bei den schönen Damen wegen seines Verfahrens, infolge dessen über einen so betrübenden Gegenstand, als die Unglücksfälle der Liebenden sind, hatte geredet werden

müssen. Dann aber stand er auf, nahm sich den Lorberkranz vom Kopfe und setzte ihn, während die Damen neugierig erwarteten, wem er ihn übergeben werde, mit folgenden Worten auf das goldig glänzende Haupt der Fiammetta: „Dir übertrag' ich diese Krone, denn du wirst besser als irgendeine andere unsere Gefährtinnen durch den morgenden Tag für den bittern zu entschädigen wissen, den sie heute erleben mußten."

Fiammetta's langes, lockiges, goldenes Haar fiel ihr anmuthig auf die weißen, sammeten Schultern, das rundliche Gesicht schimmerte in lebendigen Farben weißer Lilien und purpurner Rosen. Die Augen leuchteten darin wie die eines ungezähmten Falken, und das kleine Mündchen prangte mit einem Paar Lippen, die zwei dunkeln Rubinen glichen. Jetzt aber antwortete sie lächelnd: „Wohl denn, Philostratus; willig nehme ich deine Krone an, und um dich vollkommener von der Verkehrtheit deines heutigen Verfahrens zu überzeugen, will und befehle ich alsbald, daß jeder sich auf morgen

von den Glücksfällen, die nach widrigen und betrübten Ereignissen Liebende betroffen haben,

zu erzählen rüste."

Allen gefiel die Aufgabe; die Königin aber ließ sich den Seneschall kommen, traf mit ihm einige nothwendige Verabredungen und entließ alsdann, indem sie gleich den übrigen sich erhob, die ganze Gesellschaft fröhlich bis zum Abendessen. Diese nun gingen zum Theil innerhalb des Gartens, von dessen Schönheiten man nicht sobald übersättigt werden konnte, zum Theil auf dem Wege nach den Mühlen, die außerhalb desselben belegen waren, der eine hier und der andere dort, je nach den verschiedenen Neigungen, bis zur Stunde des Abendessens verschiedenerlei Vergnügen nach. Sobald diese aber gekommen war, vereinigten sie sich alle nach früherer Gewohnheit in der Nähe der schönen Quelle, und aßen heiter, und wohlbedient zu Nacht.

Als die Tafel aufgehoben war, ergötzten sie sich, gleichfalls nach dem Gebrauche der vorigen Tage, unter Philomelens Vortritt mit Tanz und mit Gesang. Dann aber sagte die Königin: „Philostratus, ich denke von meinen Vorgängern nicht abzuweichen, sondern beabsichtige, sowie sie es gethan haben, ein Lied singen zu lassen. Weil ich aber überzeugt bin, daß deine Lieder sein werden wie deine Erzählungen, so wünsche ich, daß du, um nicht noch andere Tage durch deine Leidensgeschichten zu verstimmen, uns gleich heute ein Lied singst, wie es dein Geschmack dir eingeben wird." Philostratus erklärte sich gern bereit und begann ohne Verzug folgendermaßen zu singen:

Warum mein Herz so klage,
Daß es Verrath in Amor's Dienst gewann,
Künd' ich mit tausend Thränen jedermann.

Als Amor in mein Herz zuerst getragen
Das Bild der Ursach' meiner jetz'gen Schmerzen,
Für die ich Trost nicht ahne,
Erschien sie mir im liebevollen Wahne
So voller Huld, daß ich für sie im Herzen
Gern jede Qual getragen;
Doch nun fühl' ich nur Plagen,
Und welch ein Truggebild ich mir ersann,
Erkenn' ich jetzt mit bittern Schmerzen an.

Daß ich von ihr, in deren schönen Armen
Ich alles Glück mir träumte, ward verlassen,
Ließ meinen Wahn verdunsten;
Denn, als ich schon von ihrer Huld und Gunsten
Das letzte Ziel bald hoffte zu erfassen,
Sah ich, wie, ohn' Erbarmen
Mit mir auf ewig Armen,
In ihrer Brust sich neue Lieb' entspann,
Und über mich verhängte herben Bann.

Als ich mich so vertrieben nun erkannte,
Beklagte sich mein Herz ob seiner Qualen,
Und noch brennt seine Wunde.
Oft auch verwünsch' ich Tag sowol als Stunde,
Wo ich zuerst ihr Antlitz sah, das Strahlen
Von Schönheit ringsum sandte
Und hold in Glut entbrannte.
Ob Glauben, Lieb' und Hoffnung fluchet dann
Die Seele, die zu sterben schon begann.

Wie leer an Trost die Schmerzen, die ich leide,
Weißt du, o Herr, an meiner Stimme Klange,
Mit der ich oft dich rufe.
So sag' ich denn, ich steh' auf solcher Stufe,
Daß ich zur Linderung den Tod verlange.
Drum komm', o Tod, zerschneide
Mein Leben voller Leide
Durch deinen Schlag. Wo immerhin ich dann
Auch gehe, glücklich, wenn ich hier entrann.

Nichts kann mir mehr in meinen Leiden frommen
Als nur der Tod, nur er kann Hülfe geben;
Drum send' ihn mir, o sende
Ihn, Amor, schnell, als meines Jammers Ende,
Befrei' das Herz von so betrübtem Leben.
Er ist mir ja willkommen,
Denn Glück ist mir benommen.
Erfreu' sie denn durch meinen Tod, Tyrann,
Wie neue Liebe sie durch dich gewann.

Mein Lied, laß es geschehn, wenn, weil du kläglich,
Dich niemand lernen mag; es kann ja keiner
Dich so wie ich betonen.
Drum sollst du mir nur in dem einen frohnen:
Geh' hin zu Amor und, sobald allein er,
Sag' ihm, wie unerträglich
Mir dieses Leben täglich.

Dann rufe flehentlich um Hülf' ihn an,
Der in der Ruhe Port uns führen kann.

Warum mein Herz so klage u. s. w.

Die Worte dieses Liedes schilderten den Gemüthszustand des Philostratus und die Ursache desselben deutlich genug. Noch deutlicher würden indeß die Gesichtszüge eines der Mädchen, die an dem Tanze theilnahmen, die letztere vielleicht bezeichnet haben, wenn die Dunkelheit der inzwischen angebrochenen Nacht die Röthe, die in ihre Wangen getreten war, nicht verhüllt hätte.

Nach Beendigung dieses Liedes wurden bis zur Stunde des Schlafengehens noch viele andere gesungen; dann zog sich auf Befehl der Königin ein jeder auf sein Zimmer zurück.

Es schließt des Dekameron vierter Tag, und es beginnt

der fünfte,

an dem unter Fiammettens Regiment von den Glücksfällen erzählt wird, die nach widrigen und betrübten Ereignissen Liebende betroffen haben.

Schon stand der Osten in weißem Glanze, und schon erhellten die Strahlen der aufgehenden Sonne unsere ganze Halbkugel, als Fiammetta von den süßen Gesängen der Vögel, die des Tages erste Stunde mit frohen Kehlen von Bäumen und Sträuchern verkündeten, erwachte und, während sie selbst aufstand, die übrigen Mädchen und die drei Männer rufen ließ. Langsamen Schrittes gingen sie dann auf das niedrig gelegene Feld hinaus und lustwandelten unter mancherlei Gesprächen in der weiten Ebene auf thauigem Grase, bis die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel stand. Als aber die Sonnenstrahlen zu brennen anfingen, wandte die Königin ihre Schritte nach dem Saale zurück, wo die Gesellschaft sich auf ihr Geheiß zuerst mit trefflichem Weine und mit Gebackenem von der geringen Anstrengung erholte, die sie sich gemacht, und alsdann in dem anmuthigen Garten bis zur Essenszeit ihrem Ergötzen nachging. Inzwischen bereitete der verständige Seneschall die Tafel, und als die Stunde herangekommen war, und man noch ein Zitherlied und ein oder ein paar Tänzerliedchen gesungen hatte, setzten auf der Königin Anordnung alle fröhlich sich zum Essen. Während der Tafel walteten Anstand und Munterkeit; nach

Tische aber gedachte man des Herkommens, zu tanzen, und führte mit Instrumenten und Gesängen mehrere kleine Tänze auf. Dann beurlaubte die Königin einen jeden, bis die Schlafenszeit vorüber sein werde. Auch legten einige sich wirklich schlafen; andere aber verweilten zu ihrer Lust in dem schönen Garten. Nicht lange nach der dritten Nachmittagsstunde aber versammelten sie sich alle bei der Quelle, wie die Königin ihnen befohlen. Und kaum hatte diese als Vorsitzerin feierlich sich niedergelassen, als sie auch schon mit einem Blick auf Pamphilus diesem den Auftrag gab, die heitern Geschichten zu beginnen. Pamphilus gehorchte willig dem Befehle und sprach also:

Erste Geschichte.

Cimon wird durch Liebe vernünftig und raubt Iphigenie, seine Geliebte, zur See. In Rhodus verhaftet, wird er durch Lysimachus befreit und beide gemeinschaftlich entführen Iphigenie und Kassandra von ihrem Hochzeitsfeste. Sie fliehen nach Kreta und heirathen dort ihre Geliebten, mit denen sie endlich in die Heimat zurückberufen werden.

Mancherlei Geschichten wüßte ich, ihr holdseligen Damen, deren Mittheilung einen so fröhlichen Abend, als der heutige zu werden verspricht, schicklich eröffnen würde. Eine unter ihnen sagt mir aber am meisten zu, weil ihr nicht allein in ihr den fröhlichen Ausgang wahrnehmen werdet, von dem zu erzählen wir eben anfangen wollen, sondern zugleich auch erkennen könnt, wie heilig, wie gewaltig und wie segensreich die Kräfte der Liebe sind, die viele, ohne selbst zu wissen, was sie reden, mit großem Unrechte tadeln und verdammen. Und da ihr, wenn ich mich nicht betrüge, sämmtlich verliebt seid, so kann euch diese Einsicht nicht anders als willkommen sein.

Nach dem nämlich, was ich vor Zeiten in den alten Geschichten der Cyprier gelesen habe, lebte auf jener Insel ein Mann von edelm Geschlechte, der Aristipp hieß und an Reichthum in zeitlichen Dingen alle seine Landsleute um vieles übertraf, sodaß er, wenn das Schicksal ihm nicht in einem Punkte feindlich gewesen wäre, sich vorzugsweise glücklich hätte erachten können. Er hatte aber unter seinen übrigen Kindern einen Sohn, der an Größe und körperlicher Schönheit zwar die übrigen jungen Männer übertraf, doch zugleich fast albern und blödsinnig zu nennen war. Sein wahrer Name war Galesus; weil aber weder die Bemühungen der Lehrer noch Zureden oder Schläge des Vaters, noch endlich der Scharfsinn irgendeines andern im Stande gewesen waren, ihm von Kenntnissen oder guten Sitten das Mindeste beizubringen, und vielmehr seine Stimme plump und mistönend, sein Betragen aber mehr einem Viehe als einem Menschen geziemend geblieben waren, so nannten ihn alle spottweise nur den Cimon, was in der dortigen Sprache soviel heißen will, als auf deutsch ein Rindvieh. Das nichtige Leben des Sohnes ging dem Vater gar sehr zu Herzen, und als er in Betreff seiner endlich alle Hoffnung aufgegeben, befahl er ihm, um den Anlaß seines Grams nicht immer vor Augen zu haben, auf das väterliche Landgut zu gehen und dort mit den Ackerknechten zu leben. Mit dieser Bestimmung war denn auch Cimon, dem die Sitten und Gebräuche der gemeinen Leute viel besser zusagten als die feinern, ausnehmend zufrieden.

Während er nun auf dem Lande sich mit den Angelegenheiten des Landbaus ausschließend beschäftigte, ging er eines Tags bald nach Mittag, seinen Stock auf der Schulter, von einem Vorwerk zum andern, und durchschnitt dabei ein Gebüsch, das, weil es eben Mai war, ein dichtes Laubdach bildete und an jener Stelle gerade seine volle Schönheit zeigte. Hier führte ihn sein glückliches Schicksal zu einer kleinen, rings von hohen Bäu-

men umgebenen Wiese, an deren Ende eine anmuthige und kühle Quelle entsprang. Neben dieser erblickte er auf dem grünen Rasen ein reizendes junges Mädchen schlafend, deren feines und durchscheinendes Gewand die alabasternen Glieder nur unmerklich verhüllte, während eine leichte und schneeweiße Decke vom Gürtel niederwärts über sie hingebreitet war. Zu ihren Füßen lagen zwei Mädchen und ein Mann, die in den Diensten der jungen Dame standen, und schliefen gleichfalls.

Beim Anblick dieser Schönen erstaunte Cimon nicht anders, als ob er nie zuvor ein Frauenbild gesehen hätte, und beschaute sie sprachlos auf seinen Stab gelehnt, aufmerksam und mit unsaglichem Entzücken. Da fühlte er, wie in seiner rohen Brust, welcher tausendfach wiederholter Unterricht nicht den mindesten Eindruck edlerer Neigungen hatte mittheilen können, plötzlich ein Gefühl erwachte, das seinem plumpen und ungebildeten Geiste dies Mädchen als den schönsten Gegenstand darstellte, den jemals das Auge eines Lebendigen gesehen hätte. Dann betrachtete er die einzelnen Theile ihres Körpers und bewunderte die Schönheit ihrer Haare, die ihm golden däuchten, Stirne, Mund und Nase, Hals und Arme, vor allem aber den Busen, dessen Hügel sich erst wenig wölbten. Er, der soeben noch in jedem Betracht ein Bauer gewesen war, fällte nun schon ein Urtheil über Schönheit und verlangte sehnlichst, daß sie die Augen, die ein tiefer Schlaf noch verschlossen hielt, aufschlagen möge. Mehrmals wandelte ihn die Lust an, sie zu wecken, damit er ihre Augen sähe; dann aber schien sie ihm so über allen Vergleich schöner als alle Frauen, die er je zuvor gesehen, daß er sie für eine Göttin zu halten geneigt war, und wenigstens so viel richtiges Gefühl hatte er, daß er einsah, göttliche Dinge verdienten größere Ehrfurcht als die irdischen. So gewann er es denn über sich, abzuwarten, bis sie von selbst aufwachen würde, und, so lang ihm auch ihr Schlaf vorkam, wußte er sich, in das

Vergnügen ihres Anschauens versunken, doch nicht loszureißen.

Endlich, obwol nach einer geraumen Zeit, geschah es, daß die junge Schöne, die Iphigenie hieß, früher als einer der ihrigen erwachte. Wie sie nun das Haupt emporhob, die Augen aufschlug und Cimon auf seinen Stab gelehnt vor sich stehen sah, erstaunte sie nicht wenig und sagte: „Cimon, was suchst du zu dieser Stunde hier im Holze?“ denn sowol wegen seiner schönen Gestalt und seiner Blödsinnigkeit, als wegen des Adels und des Reichthums seines Vaters war Cimon fast einem jeden in der Gegend bekannt. Er aber antwortete auf Iphigeniens Worte nicht eine Silbe, sondern blickte unverwandt in ihre Augen, sobald sie dieselben aufgeschlagen hatte, und glaubte bei sich selbst eine von ihnen ausgegangene Süßigkeit zu empfinden, die ihn mit nie gekannter Wonne durchdringe. Wie das Mädchen dies sein Betragen gewahr wurde, begann sie zu fürchten, daß er infolge seiner Roheit von diesem starren Anschauen zu Dingen übergehen möchte, die ihrer Schamhaftigkeit Gefahr drohten. Deshalb rief sie ihre Dienerinnen, erhob sich vom Boden und sagte: „Cimon, gehabe dich wohl.“ Cimon aber erwiderte sogleich: „Ich gehe mit dir.“ Und obgleich die junge Dame, weil sie fortwährend wegen seiner Absichten besorgt war, seine Begleitung ablehnte, konnte sie ihn doch auf keine Weise eher von sich entfernen, als bis er sie zu ihrer Wohnung geleitet hatte.

Von dort ging er sogleich zu seinem Vater und erklärte ihm, unter keiner Bedingung auf das Land zurückkehren zu wollen. Freilich war dies nun dem Vater und den übrigen Angehörigen gar nicht gelegen, doch ließen sie ihn in der Stadt, um abzuwarten, wodurch Cimon so umgestimmt worden sei. Dieser aber, dessen jeder guten Lehre unzugängliches Herz Iphigeniens Schönheit mit dem Pfeil der Liebe durchdrungen hatte, schritt von einem guten Vorsatz immer weiter zu neuen und erregte binnen kurzem

das Erstaunen seines Vaters, aller seiner Verwandten und überhaupt eines jeden, der ihn gekannt hatte. Zuerst bat er den Vater, ihn im Anzuge und in allem andern ebenso geschmückt wie seine Brüder einhergehen zu lassen, und der Vater that es mit Freuden. Dann suchte er den Umgang wackerer junger Leute und erforschte von ihnen, was für Sitten adelichen Männern, besonders aber den Liebenden geziemen, und lernte zu jedermanns größter Verwunderung in gar kurzer Zeit nicht allein die Anfangsgründe der Wissenschaften, sondern machte sich auch die Weltweisheit auf das vollkommenste zu eigen. Wie die Liebe, welche er für Iphigenien empfand, ihn zu dem allen geführt hatte, so verwandelte sie auch ferner seine rauhe und bäurische Stimme in eine wohlklingende und gebildete, und ließ ihn des Spiels und des Gesangs wohl erfahren und im Reiten und den Waffenübungen zu Wasser und zu Lande geübt und tapfer werden. Kurz, um nicht alle seine Geschicklichkeiten im einzelnen aufzählen zu müssen: noch war seit dem Tage, an dem er sich zuerst verliebt hatte, das vierte Jahr nicht verstrichen, als er schon alle jungen Männer, die auf der Insel Cypern zu finden waren, an Artigkeit, guter Sitte und vorzüglichen Eigenschaften übertraf.

Wie sollen wir, o holde Damen, uns nun wol diese Erscheinung erklären? Gewiß, wir können es nur dadurch, daß wir voraussetzen, ein neidisches Geschick habe die hohen Anlagen, mit denen der Himmel Cimon's Seele ausgestattet hatte, in den engsten Raum seines Herzens zusammengedrängt und dort mit den festesten Banden so lange gefesselt und verschlossen, bis der gewaltigere Amor alle jene Ketten sprengte und zerbrach, die schlummernden, von trauriger Betäubung umnachteten Lebensgeister erweckte und mit seiner Kraft an das helle Licht zog, um dadurch zu offenbaren, aus welcher Dunkelheit er die ihm ergebenen Geisteskräfte durch seine Strahlen zum vollen Glanze zu führen vermöge.

Ob Cimon nun wol nach der gewöhnlichen Art verliebter Jünglinge bei seiner Liebe für Iphigenien in einigen Dingen das Maß überschritt, so ertrug Aristipp dergleichen nicht allein mit Geduld, sondern ermunterte, in Betracht, daß ja die Liebe ihn vom Thiere zum Menschen verwandelt hatte, ihn auch selbst, in dieser Rücksicht ganz seinem Gefallen nachzuleben. Cimon, der im Andenken, daß Iphigenie ihn so genannt, diesen Namen behalten und nicht mehr Galesus genannt sein wollte, hielt indeß, um seine Wünsche geziemend erfüllt zu sehen, bei Iphigeniens Vater, Cypseus, wiederholt um die Hand des Mädchens an. Cypseus aber erwiderte, daß er sie bereits dem Pasimundas, einem jungen rhodiser Edelmann, zugesagt habe und gegen diesen sein Wort nicht brechen wolle. Als nun die Zeit, wo Iphigenie infolge dieses Versprechens vermählt werden sollte, herangekommen war, und der Bräutigam auch schon nach ihr gesandt hatte, sagte Cimon bei sich selbst: „Nun, o Iphigenie, ist es an der Zeit zu beweisen, wie sehr ich dich liebe. Schon bin ich durch dich zum Menschen geworden; gelingt es mir, dich zu besitzen, so werde ich dadurch zweifelsohne glorreicher werden, als einer der Götter; und gewiß, besitzen werde ich dich oder sterben.“

Als er so bei sich gesprochen, bat er in der Stille einige junge Edelleute, mit denen er befreundet war, um ihren Beistand, rüstete heimlich ein Schiff mit allem aus, das zu einem Seegefechte nöthig ist, und ging dann mit seinen Gefährten in See, um das Fahrzeug zu erwarten, auf dem Iphigenie zu ihrem Bräutigam nach Rhodus gebracht werden sollte. Der Vater des Mädchens hatte inzwischen den Freunden ihres Bräutigams viel Ehre angethan, und nun steuerten die letzten mit ausgespannten Segeln auf Rhodus zu. Cimon aber schlief nicht, sondern erreichte sie des andern Tags und rief ihnen von der Spitze seines Schiffs mit lauter Stimme zu: „Haltet an, streicht die Segel, oder seid gewärtig besiegt und in

den Grund gebohrt zu werden!" Cimon's Gegner hatten indeß ihre Waffen schon auf das Verdeck gebracht und rüsteten sich zur Vertheidigung. Cimon aber ergriff nach jenen Worten sogleich einen großen eisernen Enterhaken, zog damit das Schiff der Rhodier, die aus allen Kräften weiter segelten, gewaltsam an das seine, und sprang mit dem Muthe eines Löwen, ohne daß ein anderer ihm gefolgt wäre, hinüber, als ob er die Rhodier alle für gar nichts achtete. Die Liebe lieh ihm Kräfte, und so stürzte er sich, ein Messer in der Hand, mit wunderbarer Gewalt mitten unter die Feinde und schlachtete gar viele, bald hier und bald dorthin stoßend, gleich Schafen ab, sodaß die Rhodier endlich, voller Schrecken, ihre Waffen von sich warfen und mit Einer Stimme sich als Gefangene ergaben. Cimon dagegen sagte zu ihnen: „Junge Männer, weder aus Verlangen nach Beute, noch aus Haß, den ich gegen euch hegte, bin ich von Cypern gesegelt, um euch hier mitten im Meere mit bewaffneter Hand zu überfallen. Was mich so zu thun bewogen hat, dessen Eroberung ist für mich das Höchste, ihr aber könnt es mir gar leicht, auch friedlich überlassen: das ist nämlich Iphigenie, die ich über alles liebe, und die, mir mit den Waffen feindlich von euch zu erkämpfen, da ihr Vater sie mir nicht als Freund mit Gutem überlassen wollte, die Liebe mich gezwungen hat. So will ich ihr denn sein, was euer Pasimundas ihr werden sollte; gebt sie mir, und dann ziehet im Namen Gottes."

Die Jünglinge überließen, mehr von der Noth als von gutem Willen bewogen, die weinende Dame dem Cimon. Er aber sagte, als er sie weinen sah, zu Iphigenien: „Betrübe dich nicht, o holde Dame; ich bin dein Cimon und habe dich durch meine lange Liebe besser verdient als Pasimundas durch gelobtes Versprechen." Iphigenien hatte er, ohne von dem Gut der Rhodier das Mindeste zu berühren, inzwischen schon in sein Schiff steigen lassen, und nun kehrte er selbst zu seinen Gefährten wieder zurück

und hieß jene weiter ziehen. Hocherfreut über den Erwerb einer so theuern Beute, verwandte Cimon die erste Zeit, um die Weinende, so viel er konnte, zu trösten, und überlegte dann mit seinen Gefährten, ob es nicht allzu gefährlich sein möchte, für jetzt nach Cypern zurückzukehren. Wirklich beschlossen sie gemeinschaftlich, den Lauf ihres Schiffs lieber nach Kreta zu lenken, wo sie sich insgesammt, besonders aber Cimon, wegen alter und neuer Verbindungen und vieler Freundschaft mit Iphigenien sicher glaubten.

Das Glück aber, das die Erbeutung der Dame freundlich dem Cimon gewährt hatte, verwandelte jetzt in seiner Unbeständigkeit die überschwengliche Freude des liebenden Jünglings plötzlich in bittere, schmerzliche Thränen. Noch waren nicht vier Stunden vergangen, seit Cimon die Rhodier verlassen hatte, als mit derselben Nacht, von der Cimon sich die höchste, nie empfundene Seligkeit versprochen hatte, ein stürmisches Wetter heraufstieg, das den Himmel mit Wolken und das Meer mit verheerenden Winden überzog. So sehr wüthete der Sturm, daß niemand zu erkennen vermochte, was man thun und wohin sich wenden sollte, ja daß die Schiffer nicht einmal sich aufrecht zu halten und einige Hülfe zu leisten im Stande waren. Wie sehr Cimon darüber sich betrübte, bedarf nicht erst der Rede; es dünkte ihm, die Götter hätten ihn an das Ziel seiner Wünsche nur gelangen lassen, damit er den Tod, der ihm vorher gar gleichgültig gewesen wäre, um so schmerzlicher empfinden solle. Es beklagten sich auch die Gefährten; vor allen aber jammerte Iphigenie, weinte laut und schreckte bei jedem Wellenstoße neu zusammen. Mit harten Worten verwünschte sie unter ihren Thränen Cimon's Liebe und schalt auf seine Verwegenheit; denn nur darum, sagte sie, sei dies stürmische Unwetter entstanden, weil die Götter, weit entfernt, zu gestatten, daß Cimon, der sie wider ihren Willen zur Gattin verlangte, seines anmaßlichen Begehrens froh würde, ihn vielmehr, nachdem er sie zuvor habe sterben sehen, selbst elendiglich umkommen lassen wollten.

Unter solchen und noch heftigern Klagen ward das Schiff, das die Seeleute auf keine Weise zu lenken vermochten, von dem immer heftiger tobenden Sturme in die Nähe der Insel Rhodus geführt. Da nun aber die Schiffer nicht wußten, daß es Rhodus sei, bemühten sie sich, um ihr Leben zu retten, aus allen Kräften, dort, wo möglich, Land zu gewinnen. In der That war ihnen das Glück behülflich dazu, und führte sie in einen kleinen Meerbusen, in welchen kurz vorher auch die Rhodier, die Cimon freigelassen, mit ihrem Schiffe eingelaufen waren. Nicht eher aber erkannten sie, daß sie nach Rhodus verschlagen worden seien, als bis sie bei dem Dämmerlicht, das am andern Tage das aufsteigende Morgenroth über den etwas aufgehellten Himmel verbreitete, etwa in der Entfernung eines Bogenschusses, das Schiff gewahr wurden, das sie Tags zuvor verlassen hatten. Cimon, der die Gefahr drohen sah, die ihn nachher wirklich betraf, erschrak darüber unsäglich und befahl, daß alle Kräfte aufgeboten würden, nm nur von dort wieder zu entkommen, und dann sich treiben zu lassen, wohin es immer dem Schicksal gefallen möchte, da sie ja doch nirgend schlimmer aufgehoben sein könnten, als eben dort. Die Schiffer ließen nichts unversucht, um hinauszukommen; aber alles war vergeblich. Der Wind blies so heftig in der entgegengesetzten Richtung, daß sie, weit entfernt, sich aus jener kleinen Bucht herausarbeiten zu können, alles Widerstrebens ungeachtet an das Land getrieben und, kaum dort angelangt, von den rhodischen Seeleuten, die ihr Schiff inzwischen verlassen hatten, erkannt wurden. Sogleich lief einer der letzten nach einem nahegelegenen Landgute, wohin die jungen rhodiser Edelleute schon vorausgegangen waren, berichtete diesen, wie Cimon mit Iphigenien, gleich ihnen, dort mit ihrem Schiffe zu landen, vom Unwetter gezwungen worden sei. Die Edelleute eilten, hocherfreut über diese Nachricht, mit einer Menge Menschen von jenem Gute an das Meer, wo sie Cimon, der mit den

Seinigen schon ausgestiegen war und in einen benachbarten Wald zu flüchten gedachte, nebst Iphigenien und allen übrigen gefangen nahmen und sie insgesammt nach dem erwähnten Landhause führten. Als aber Pasimundas von dem, was sich zugetragen, Kunde erhalten hatte, beklagte er sich bei dem Senate von Rhodus, und auf dessen Beschluß kam Lysimachus, der in jenem Jahre die höchste Würde bei den Rhodiern bekleidete, mit einem großen Geleite von Kriegsmännern aus der Stadt hinaus und führte Cimon und seine Gefährten ins Gefängniß.

Auf solche Weise verlor der arme, liebende Cimon seine Iphigenie, die er kurz zuvor erst gewonnen, ohne ihr mehr als einige Küsse genommen zu haben. Iphigenien dagegen empfingen viel edle rhodische Damen, sprachen ihr Trost wegen der erlittenen Gefangenschaft und der auf dem stürmischen Meere ausgestandenen Angst zu, und behielten sie bis zu dem Tage, auf den die Hochzeit bestimmt war, bei sich. Dem Cimon und seinen Gefährten wurde indeß aus Rücksicht, daß sie Tags zuvor die jungen Rhodier freigelassen, trotz der Bemühungen des Pasimundas, ihr Todesurtheil zu bewirken, das Leben geschenkt; freilich aber wurden sie zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt, und wie traurig, wie ohne Hoffnung, je wieder eine Freude zu erfahren, sie diese ertrugen, ist wol leicht zu denken.

Während indeß Pasimundas die Vorbereitungen zur bevorstehenden Hochzeit soviel als möglich beschleunigte, bereitete das Glück, als wäre ihm das Unrecht wieder leid geworden, das es dem Cimon so plötzlich angethan, ein neues Ereigniß zu seiner Rettung. Pasimundas hatte einen, wenn zwar an Jahren, doch nicht an Tugenden jüngern Bruder, namens Hormisdas, der sich lange Zeit um die Hand eines schönen und adelichen Mädchens jener Stadt, welche Kassandra hieß, und die Lysimachus auf das feurigste liebte, beworben hatte, doch war die Verbindung mehrerer Umstände willen schon verschiedene mal wieder auseinander gegangen. Wie nun Pasimundas jetzt

das große Fest überdachte, mit dem er seine Hochzeit würde feiern müssen, hielt er für räthlich, um ähnlichen Kosten und Gastereien für die Zukunft zu entgehen, den Hormisdas womöglich zugleich mitheirathen zu lassen. Zu dem Ende knüpfte er die Unterhandlungen mit Kassandra's Aeltern wieder an und führte sie soweit zum Ziele, daß an demselben Tage, an dem Pasimundas mit Iphigenien sich verbände, auch Hormisdas seine Hochzeit mit Kassandra feiern sollte.

Dem Lysimachus missfiel dieser Entschluß, der ihm alle seine Hoffnungen zu rauben schien, ausnehmend, denn bisher hatte er fortwährend gedacht, wenn Hormisdas sie nicht erhalte, werde sie ihm noch zu Theil werden. Verständig aber, wie er war, hielt er seinen Unmuth innerlich verborgen, und dachte vielmehr darüber nach, wie er die Ausführung jener Pläne vielleicht noch hindern könne; doch wußte er keinen möglichen Ausweg zu erkennen, als nur den einen, sie zu rauben. Dies zu thun, schien ihm freilich vermöge seines Amts besonders leicht; auf der andern Seite dünkte es ihm aber auch gerade wegen jener Würde desto unziemlicher. Endlich trug indeß nach langem innern Kampfe die Liebe über die Ziemlichkeit den Sieg davon, und er beschloß, was immer daraus entstehen möchte, Kassandra zu rauben.

Während er noch über die Gehülfen, die er sich erwählen mußte, und über die Art der Ausführung nachdachte, erinnerte er sich des Cimon, den er mit seinen Gefährten im Gefängniß hielt, und es leuchtete ihm ein, daß er in dieser Angelegenheit keinen bessern und treuern Gehülfen, als eben den Cimon würde finden können. Zu dem Ende berief er in der nächsten Nacht ihn insgeheim in sein Zimmer und hub folgendermaßen zu ihm zu reden an: „Cimon, wie die Götter ihre Gaben gütig und freigebig an die Menschen vertheilen, so wissen sie auch die Tugenden der Menschen auf das genaueste zu prüfen, und würdigen alsdann diejenigen, die sie bei allem Wechsel des Schicksals standhaft und unerschütterlich finden,

ihres höhern Werths wegen auch der Gelegenheit, sich noch höhere Verdienste zu erwerben. Demnach haben sie denn auch von deinen Tugenden gewichtigere Proben verlangt, als du innerhalb der Mauern deines väterlichen Hauses, das, wie ich höre, an Reichthümern Ueberfluß hat, deren abzulegen im Stande gewesen wärest. Zu Anfang haben sie dich, wie man sagt, durch die stechenden Schmerzen der Liebe vom unvernünftigen Thiere zum Menschen gemacht; dann aber prüften sie, ob zuerst die Unglücksfälle und nun der plagende Kerker deinen Muth gegen die Zeit, wo du für wenig Augenblicke deiner gewonnenen Beute froh warst, herabstimmen könnten. Bist du nun aber noch, der du warst, so sind sie jetzt bereit, dir zu schenken, wogegen alles, was sie bisher dir gewährten, verschwindet; und was dies sei, das will ich, damit du deine gewohnte Kraft wiedergewinnst und guten Muthes wirst, jetzt dir sagen: Derselbe Pasimundas, dessen höchste Freude dein Unglück ist, und der mit aller Mühe dir den Tod zu bereiten gesucht hat, beschleunigt jetzt, so sehr er kann, seine Verbindung mit deiner Iphigenie, um der Beute froh zu werden, die das Glück dir erst freundlich gewährt hatte, und dann im schnellen Wechsel seiner Laune dir wieder entzog. Wie sehr das dich aber schmerzen muß, wenn du anders so, wie ich es glaube, liebst, das empfinde ich an mir selbst, dem des Pasimundas Bruder Hormisdas in der Person der Kassandra, die ich über alles liebe, an demselben Tage gleiche Kränkung anthun will. Um nun so hartem Geschicke und so schwerem Unrechte zu entgehen, hat das Glück uns, wie mich dünkt, nur den einen Weg offen gelassen, den die Tapferkeit unsers Muthes und unserer Rechten uns mit dem Schwerte, dir zu dem zweiten, mir aber zu dem ersten Raube unserer beiderseitigen Damen bahnen soll. Ist dir also, ich sage nicht deine Freiheit, denn ich vermuthe, daß dir, ohne Iphigenien zu besitzen, an jener wenig gelegen sein mag, wol aber deine Dame lieb, so haben die

Götter jetzt dein Schicksal, wenn du dich an mein Unternehmen anschließen willst, in deine eigenen Hände gelegt."

Diese Worte gaben dem Cimon seinen verlorenen Muth vollkommen wieder, und er antwortete ohne sich lange zu besinnen: „Lysimachus, wenn ich auf diesem Wege das erlangen soll, wovon du mir sprichst, so kannst du zu deinem Unternehmen weder einen muthigern noch einen zuverlässigern Gefährten finden. Bestimme mir also nur, was du mir zu übertragen für gut finden wirst, und du sollst sehen, daß ich es mit mehr als natürlicher Kraft ausführen werde." Darauf erwiderte Lysimachus: „Uebermorgen werden die neuvermählten Frauen ihren ersten Einzug in das Haus ihrer Männer halten. Wir aber werden uns gegen Abend, du mit den Deinigen und ich mit einer Anzahl völlig zuverlässiger Gefährten, beiderseits bewaffnet, dort einschleichen, die beiden Bräute mitten von dem Gastmahl rauben und sie zu dem Schiffe führen, das ich heimlich schon habe zurüsten lassen; jeder aber, der sich uns zu widersetzen wagt, ist des Todes." Cimon war mit diesen Anordnungen zufrieden, und kehrte bis zu der bestimmten Zeit ruhig in sein Gefängniß zurück.

Glänzend und kostbar war am Hochzeitstage das Gepränge und überall im Hause der beiden Brüder herrschte festliche Heiterkeit. Als die Zeit nun dem Lysimachus gelegen schien, vertheilte er den Cimon und dessen Gefährten, sowie seine eigenen Freunde, die sämmtlich unter den Kleidern Waffen trugen, nachdem er sie zuvor mit vielen Worten zur Unternehmung angefeuert hatte, in drei Haufen. Den einen hieß er sich vorsichtig im Hafen aufstellen, damit niemand, wenn es erst soweit gekommen sein würde, sie hindern könnte, das Schiff zu besteigen. Den zweiten ließ er an der Hausthür, um sich zu versichern, daß sie nicht etwa eingeschlossen, oder ihnen der Eingang verwehrt würde. Er selbst endlich ging mit Cimon und den übrigen die Treppe hinauf, gerade in den Speisesaal, wo sich die beiden Bräute mit noch viel andern Damen schon in geziemender Ordnung

zu Tische niedergelassen hatten. Keck traten die jungen Männer heran, stürzten die Tische um, nahmen ein jeder die Seinige und übergaben sie den Armen ihrer Gefährten, daß diese sie augenblicklich auf das segelfertige Schiff brächten. Die beiden Bräute huben zwar an zu weinen und zu schreien, und die übrigen Damen und die Diener nicht minder, sodaß das ganze Haus alsbald voller Lärm und voller Klagen war. Cimon und Lysimachus aber zogen ihre Schwerter und bahnten sich, ohne daß jemand ihnen zu widerstehen gewagt hätte, den Weg zu der Treppe. Als sie nun diese hinunterstiegen, begegnete ihnen Pasimundas, der, einen großen Stock in der Hand, auf den Lärm herbeieilte. Cimon traf ihn indeß mit seinem Schwerte so gewaltig auf den Kopf, daß er ihn wol halb herunterhieb und Pasimundas ihm todt zu Füßen fiel. Ebenso tödtete den armen Hormisdas, der seinem Bruder zu Hülfe eilte, ein zweiter Hieb des Cimon, und noch mehrere andere, die herbeispringen wollten, wurden von des Lysimachus und des Cimon Gefährten siegreich zurückgeschlagen. Diese aber gelangten von dem Hause, das sie voller Blut, Geschrei, Wehklagen und Trauer hinter sich ließen, dicht zusammengedrängt und ohne auf ein Hinderniß zu stoßen, mit ihrer Beute glücklich zu dem Schiffe, hießen ihre Damen schnell hineinsteigen, folgten ihnen selbst mit allen den Ihrigen nach, und rudert endann aus allen Kräften im Angesicht zahlreicher Bewaffneten, die sich schon am Ufer gesammelt hatten, um die Damen wieder zu befreien, glücklich ihren Hoffnungen entgegen.

In Kreta, wo sie von ihren vielen Freunden und Verwandten auf das beste empfangen wurden, feierten sie schnell unter großen Festlichkeiten die Verbindung mit ihren beiderseitigen Damen, und genossen dann freudig ihrer schönen Beute. In Cypern und in Rhodus wurde noch lange Zeit viel Lärm über diese kecke That gemacht, und an beiden Orten hatten sie ernstliche Unruhen zur Folge. Endlich aber legten sich hier sowol als dort die beiderseitigen

Freunde und Verwandten ins Mittel und brachten es glücklich dahin, daß nach einigen Jahren des Exils Cimon sowol mit Iphigenien nach Cypern, als Lysimachus mit Kassandra nach Rhodus zurückkehren durften, wo dann beide Paare lange noch glücklich miteinander in ihrer Heimat lebten.

Zweite Geschichte.

Costanza liebt Martuccio Gomito und überläßt sich auf die Nachricht von seinem Tode verzweifelnd und allein einem Kahne, den der Wind nach Susa führt. In Tunis findet sie ihn lebendig wieder und gibt sich ihm, der durch die Rathschläge, die er dem Könige ertheilt, inzwischen dessen Gunst erworben hatte, zu erkennen. Er heirathet sie und kehrt als reicher Mann mit ihr nach Lipari zurück.

Als die Königin gewahr wurde, die Geschichte des Pamphilus sei beendigt, sagte sie viel zu ihrem Lobe und trug alsdann Emilien auf, mit Erzählung einer andern fortzufahren. Diese aber begann folgendermaßen: Billigerweise soll ein jeder sich über die Ereignisse freuen, in denen er den Wünschen ihren Lohn entsprechend folgen sieht. Da nun aber die Liebe auf die Dauer viel mehr Freude als Betrübniß verdient, so werde ich durch meine Erzählung über den jetzt aufgegebenen Gegenstand bei weitem lieber der Königin gehorchen, als ich es in meiner vorigen dem Könige that.

Wisset denn, o zärtliche Mädchen, daß nicht weit von Sicilien eine kleine Insel, Lipari benannt, gelegen ist, auf welcher vor noch nicht gar langer Zeit eine wunderschöne Jungfrau lebte, die Costanza hieß und angesehener Leute Tochter war. In diese verliebte sich ein junger Mann von derselben Insel, namens Martuccio Gomito, der mit feinen Sitten und gefälligem Benehmen große Geschicklichkeit in seinem Gewerbe verband. Nicht minder war aber auch

das Mädchen für ihn entbrannt, sodaß sie keinen glücklichen Augenblick hatte, als wenn sie ihn sah. Martuccio, der sie zur Frau begehrte, ließ bei ihrem Vater um ihre Hand anhalten; dieser antwortete indeß, Martuccio sei arm, und darum wolle er sie ihm nicht geben.

Tiefgekränkt, daß er seiner Armuth wegen verschmäht sei, verschwor Martuccio sich nun mit einigen Freunden und Verwandten, nie anders als reich nach Lipari zurückzukehren. In solcher Absicht segelte er von seiner Heimat ab und ging an den Küsten der Berberei gegen einen jeden, der schwächer war als er, auf Seeräuberei aus. Dabei wäre ihm dann auch das Glück gar günstig gewesen, hätte er es nur über sich gewinnen können, seinen Erfolgen ein Ziel zu setzen. Weil er aber, so wenig als die Seinigen, sich mit den erworbenen großen Schätzen begnügen wollte, und übermäßigen Reichthum zu gewinnen begehrte, so geschah es, daß sie eines Tags von mehreren sarazenischen Fahrzeugen überfallen und nach langem Widerstande sämmtlich gefangen wurden. Die Mehrzahl wurde von den Sarazenen ins Meer geworfen und das Schiff versenkt, Martuccio selbst aber nach Tunis geführt und dort in langem Elende gefangen gehalten. Inzwischen kam die Nachricht, daß alle, die sich mit Martuccio auf jenem Schiffe befunden, ertränkt worden seien, nicht etwa durch eine oder ein paar Personen, sondern auf vielen verschiedenen Wegen nach Lipari.

Das Mädchen aber, die schon über die Abreise ihres Geliebten außermaßen traurig gewesen war, weinte nun, als sie vernahm, daß er mit den andern umgekommen sei, lange Zeit, und beschloß, nicht länger zu leben. Da es ihr jedoch an Muth fehlte, sich selbst auf irgendeine Weise gewaltsam umzubringen, erdachte sie ein neues Mittel, sich den Tod zu geben. Eine Nacht nämlich schlich sie sich heimlich aus dem Hause ihres Vaters nach dem Hafen hin, wo sie zufällig in einiger Entfernung von den übrigen einen Fischerkahn fand, der, weil seine Besitzer ihn nur eben erst verlassen hatten, mit Mast, Segel

und Rudern noch vollständig versehen war. Diesen bestieg sie sogleich und spannte, sobald sie sich mit den Rudern ein wenig in das Meer hinausgearbeitet hatte, vermöge der Geschicklichkeit im Schiffen, die sie mit der Mehrzahl der Bewohnerinnen jener Insel einigermaßen theilte, die Segel auf, warf Steuer sowol als Ruder fort, und überließ sich dann dem Winde in der Ueberzeugung, daß das unbelastete und lenkungslose Fahrzeug nothwendig entweder umschlagen, oder auf einen Felsen geworfen und zerschmettert werden würde, wo sie dann, selbst wenn sie sich retten wollte, es zu thun nicht vermöchte, sondern in aller Weise ertrinken müßte. Darauf hüllte sie den Kopf in ihren Mantel und legte sich weinend auf den Boden des Nachens nieder.

Alles dies aber trug sich anders zu, als sie es sich vorgestellt hatte. Da nämlich der Wind gerade aus Norden blies und ziemlich schwach war, auch das Meer durchaus nicht hoch ging, so blieb das Schiffchen unversehrt und wurde an dem Tage, der auf die Nacht folgte, wo das Mädchen vom Lande gestoßen war, gegen Abend wol hundert Meilen über Tunis nicht weit von einer Stadt, namens Susa, ans Land getrieben. Costanza, welche die ganze Zeit ihr Haupt um keinerlei Anlaß erhoben hatte und auch ferner so zu thun gedachte, wurde nicht gewahr, daß sie nun wieder am Lande statt auf der See sei. Zufällig war aber, gerade als der Kahn ans Ufer stieß, dort ein armes Weib am Strande, das die zum Trocknen ausgebreiteten Netze der Schiffer, denen sie angehörte, wieder auflas. Wie diese den Kahn erblickte, wunderte sie sich, daß man ihn mit aufgezogenem Segel habe ans Land laufen lassen. Da sie jedoch vermuthete, die Fischer darin möchten wol schlafen, ging sie hin, sie aufzuwecken. Sie fand aber niemand als das Mädchen, die im festen Schlafe lag und erst nach vielem Rufen wieder zu sich kam.

Inzwischen hatte das Fischerweib Costanzen schon an ihren Kleidern für eine Christin erkannt, und frug sie des-

halb auf italienisch, wie sie so allein in dem Nachen dort angekommen sei. Als das Mädchen die italienischen Worte vernahm, fürchtete sie, der Wind möchte sich gewandt und sie nach Lipari zurückgeführt haben. Schnell richtete sie sich auf, blickte umher, und wie sie sich am Lande sah und dennoch die Gegend nicht kannte, frug sie das gute Weib, wo sie denn sei. „Meine Tochter, du bist nicht weit von Susa in der Berberei", entgegnete die Alte.

Das Mädchen betrübte sich bei dieser Nachricht sehr, daß Gott ihr nicht den Tod habe senden wollen. Zugleich fürchtete sie sich aber auch vor Schande, und setzte sich in völliger Rathlosigkeit bei ihrem Kahne nieder und weinte. Das gute Weib erbarmte dieser Anblick, und sie redete dem Mädchen so lange zu, bis diese ihr in ihre kleine Hütte folgte und ihr dort nach vielem Bitten erzählte, auf welche Weise sie an jenes Ufer gekommen sei. Da sie nun durch diese Erzählung erfuhr, jene sei noch nüchtern, trug sie ihr von ihrem harten Brote und ein wenig Fisch und Wasser auf, und brachte es durch langes Zureden endlich dahin, daß sie ein wenig davon zu sich nahm. Dann frug Costanza das gute Weib, wer sie sei, daß sie so italienisch rede. Diese antwortete, sie sei von Trapani, heiße Carapresa und bediene hier einige christliche Fischer. So betrübt das Mädchen war, und so wenig sie selbst über das Gefühl sich Rechenschaft zu geben vermochte, nahm sie doch den Namen Carapresa, sobald sie ihn gehört hatte, für ein gutes Zeichen, fing, ohne zu wissen worauf, doch wieder zu hoffen an, und ließ in ihrem Todesverlangen ein wenig nach. Dem guten Weibe entdeckte sie indeß weder wer, noch woher sie sei, sondern bat sie nur auf das herzlichste, um Gottes willen Erbarmen mit ihrer Jugend zu haben und ihr Rath zu geben, wie sie den Beschimpfungen, denen sie ausgesetzt sei, entgehen könne.

Carapresa, die ein wackeres Weib war, ging nach diesen Worten, während das Mädchen in der Hütte blieb, schnell die Netze heimzuholen, und führte dann sogleich

Costanzen, die sich in einen Mantel der Alten ganz einhüllen mußte, nach Susa. Hier angelangt, sagte sie: „Costanza, ich werde dich in das Haus einer trefflichen Sarazenin bringen, die mir gar oft allerhand Besorgungen aufträgt. Sie ist alt und mitleidigen Gemüths. Ihr werde ich dich empfehlen, so sehr als ich nur weiß und kann, und ich bin gewiß, daß sie dich mit Freuden aufnehmen und gleich einer Tochter behandeln wird. Du aber mußt, so lange du bei ihr sein wirst, nach Kräften dich bemühen, ihre Zuneigung durch deine Dienste zu gewinnen, bis Gott dir einst ein besseres Los bereitet." Das gute Weib that, wie sie gesagt. Als die Sarazenin, die nachgerade bei Jahren war, ihre Worte vernommen, betrachtete sie die Züge des Mädchens und hub zu weinen an. Dann küßte sie Costanza's Stirn, ergriff sie bei der Hand und führte sie in ihr Haus ein, in welchem sie mit mehr andern Frauenzimmern ohne männliche Gesellschaft wohnte und gemeinschaftlich mit jenen mancherlei Handarbeiten in Seide, Palmblättern und Leder verfertigte. In wenig Tagen eignete sich das Mädchen diese Fertigkeiten an, sodaß sie an den Arbeiten der übrigen theilnehmen konnte, und nicht allein gewann sie sich die Zuneigung und die herzliche Liebe der andern in erstaunlichem Maße, sondern sie lernte auch, von ihren Gefährtinnen unterwiesen, in kurzer Zeit die Sprache des Landes.

Während nun das Mädchen, das man inzwischen in Lipari schon als verloren und gestorben beweint hatte, noch in Susa verweilte, geschah es, daß ein junger Fürst von Granada, der mit großen eigenen Hülfsmitteln eine angesehene Verwandtschaft verband, unter dem Vorgeben, daß das Königreich Tunis ihm zukomme, ein äußerst zahlreiches Heer rüstete, und mit diesem den damals regierenden König von Tunis, der Mariabdela hieß, um ihn aus seinem Reiche zu vertreiben, kriegerisch überzog. Als diese Kunde dem Martuccio Gomito, der die Sprache der Barbaresken wohl verstand, in seinem Gefängnisse zu

Ohren kamen, und als er vernahm, wie große Zurüstungen der König von Tunis zu seiner Vertheidigung machte, sagte er zu einem der Leute, die ihn und seine Leidensgefährten bewachten: „Könnte ich nur mit dem König reden, so getraute ich mich wol, ihm einen Rath zu geben, der ihn zum Sieger in diesem Kriege machen sollte."

Der Gefangenwärter sagte diese Worte seinem Befehlshaber, und dieser berichtete sie alsbald dem Könige. Der König aber befahl, daß Martuccio deswegen vor ihn gebracht werde, und frug ihn alsdann, was für einen Rath er zu ertheilen habe. „Herr", erwiderte dieser, „habe ich zu andern Zeiten, als ich schon hier in Euerm Lande mich umgethan habe, Eure Art zu kämpfen wohl gefaßt, so wendet Ihr in Euern Schlachten Bogenschützen mehr als eine andere Waffe an. Könnte man also ein Mittel ausfindig machen, daß die Schützen Euers Feindes Mangel an Pfeilen litten, während die Eurigen noch hinreichend damit versehen wären, so meine ich, müßte die Schlacht für Euch gewonnen werden." „Ohne Zweifel", entgegnete der König, „würde ich, wenn das sich bewerkstelligen ließe, mich des Sieges für gewiß halten." Darauf antwortete Martuccio: „Mein Gebieter, wenn Ihr wollt, so läßt sich das allerdings erreichen, und vernehmt nur wie: Ihr müßt für Eure Schützen die Bogensehnen um vieles dünner machen lassen, als sie sonst allgemein gebräuchlich sind. Dazu laßt Ihr dann Pfeile anfertigen, deren Kerben sich nur bei so dünnen Sehnen gebrauchen lassen. Das alles muß aber so geheim geschehen, daß Euerm Feinde nichts davon zu Ohren kommt, und er daher keine Vorkehrungen treffen kann. Der Zweck aber, den ich durch diese Anstalten erreichen will, ist folgender: Wenn die Schützen Euers Feindes ihre Pfeile abgeschossen haben werden, und ebenso Eure die ihrigen, müssen, wie Ihr wißt, im fernern Verlaufe der Schlacht die Feinde die Geschosse auf sammeln, welche die Eurigen versandt haben, und dagegen die Eurigen die Pfeile der Feinde. Dann aber werden

Eure Gegner die Pfeile, die die Euern abgeschossen haben, nicht gebrauchen können, weil die dicken Sehnen ihrer Bogen die kleinen Kerben Eurer Pfeile nicht zu fassen im Stande sind, während umgekehrt den Eurigen bei ihren feinen Sehnen die weitgekerbten Pfeile der Feinde treffliche Dienste leisten werden. So werden dann also Eure Schützen reichliches Geschoß haben, wenn die andern schon gänzlichen Mangel daran leiden"

Dem König, der ein verständiger Herr war, leuchtete der Rath des Martuccio ein, und in der That trug er auch durch dessen völlige Befolgung den Sieg über seine Feinde davon. Natürlich gelangte Martuccio dadurch in seine besondere Gunst und gewann Ansehen und Reichthümer.

Das Gerücht von diesen Ereignissen ging durch das Land, und auch zu Costanza's Ohren kam die Nachricht, daß Martuccio, den sie lange todt geglaubt hatte, noch am Leben sei. Da entzündete sich die Liebe für ihn, die in ihrem Herzen schon minder heftig zu brennen angefangen hatte, plötzlich zu neuen gewaltigern Flammen und erweckte die schon verblichene Hoffnung aus ihrem Todesschlaf. Deshalb entschloß sie sich, der trefflichen Frau, bei der sie wohnte, ihr ganzes Schicksal vollständig zu eröffnen, und sagte ihr dabei, wie sie nach Tunis zu reisen wünsche, um dort die Augen an dem Anblick zu sättigen, zu dem durch die vernommenen Kunden die Ohren ihr Verlangen aufs neue geweckt hätten. Die wackere Dame billigte vollkommen ihren Entschluß, machte sich mit der Sorgsamkeit einer Mutter zu Schiffe mit ihr nach Tunis auf den Weg, und beide wurden dort in dem Hause einer Verwandtin ehrenvoll aufgenommen.

Kaum angelangt, sandte Costanza die Carapresa, von der sie ebenfalls sich hatte begleiten lassen, aus, um Nachrichten über Martuccio einzuziehen. Als nun diese schnell die Kunde von seinem Leben und dem großen Ansehen, in dem er stehe, zurückbrachte, ließ die edle Sarazenin sich

es nicht nehmen, dem Martuccio die erste Nachricht zu geben, daß seine Costanza, ihn zu suchen, nach Tunis gekommen sei. So ging sie denn eines Tags in die Wohnung des jungen Mannes und sagte zu ihm: „Martuccio, einer von deinen Dienern, der aus Lipari kommt, ist bei mir eingekehrt und wünscht insgeheim mit dir zu reden. Und weil ich, seinen Wünschen gemäß, es niemand anderm anvertrauen wollte, bin ich selbst gekommen, dir die Nachricht zu bringen." Martuccio dankte ihr für ihre Gefälligkeit und suchte sie bald darauf in ihrer Wohnung auf. Als das Mädchen ihren Geliebten wiedersah, fehlte wenig, daß sie nicht vor Freuden gestorben wäre. Ihrer selbst nicht mehr mächtig, fiel sie ihm mit offenen Armen um den Hals. Das Nachgefühl der vergangenen Leiden und das gegenwärtige Glück machten sie stumm, sodaß sie in einen Strom von Thränen ausbrach. Auch der Jüngling schwieg bei dem Anblick des Mädchens eine Weile vor Erstaunen, dann aber sagte er mit einem Seufzer: „Ach, meine Costanza, so bist du denn noch am Leben! Schon lange Zeit ist es her, seit ich hörte, du seiest verschwunden, und man wisse auch in unserer Heimat nicht, was aus dir geworden sei." Und mit diesen Worten umarmte und küßte er sie unter heißen Thränen. Costanza erzählte ihm darauf alle ihre Schicksale und mit welcher Aufmerksamkeit sie von der Dame, bei der sie die Zeit über gewohnt habe, behandelt worden sei.

Sobald Martuccio sich endlich nach langem Gespräche von seiner Geliebten getrennt hatte, ging er zu dem König, seinem Herrn, berichtete ihm alles, was sowol ihm als dem Mädchen begegnet war, und fügte hinzu, wie er, seine Beistimmung vorausgesetzt, sie nach christlichem Gebrauch zu heirathen gesonnen sei. Der König ließ, über die vernommenen Ereignisse nicht wenig erstaunt, das Mädchen zu sich rufen, und als sie ihm die Erzählung des Martuccio völlig bestätigte, sagte er: „Nun so

hast du dir ihn denn wol zum Manne verdient.“ Darauf mußten, seinem Befehle zufolge, köstliche und erlesene Geschenke herbeigebracht werden, die er unter Martuccio und Costanza vertheilte und zugleich beiden freie Hand ließ, über ihre fernere Bestimmung nach Wohlgefallen zu verfügen. Martuccio erwies der trefflichen Dame, die Costanza so lange bei sich beherbergt hatte, noch viel Ehrerbietung, und schied nicht ohne viele von Costanza vergossene Thränen von ihr mit angelegentlichem Danke für alle Freundschaft und Liebe, die sie dem Mädchen erwiesen, welchen er ihr theils durch Worte und theils durch Geschenke, wie sie sich für sie geziemten, bethätigte. Dann bestiegen sie, mit des Königs Urlaub und von Carapresa begleitet, ein kleines Schiff, und kehrten mit günstigem Winde nach Lipari heim, wo sie mit größerer Freude aufgenommen wurden, als sich in Worten würde beschreiben lassen. Hier feierte Martuccio bald seine Vermählung mit großen Festlichkeiten; dann aber genossen beide in Friede und Freude noch lange die Seligkeit ihrer Liebe.

Dritte Geschichte.

Pietro Boccamazza flieht mit Agnolella und stößt auf Räuber. Das Mädchen flüchtet sich in einen Wald und wird von dort nach einer Burg geführt. Pietro fällt gefangen in die Hände der Räuber, entgeht ihnen aber wieder und gelangt endlich, nachdem er noch andere Gefahren überstanden, in dieselbe Burg, wo Agnolella sich schon befindet. Dort vermählt er sich mit ihr, und beide kehren nach Rom zurück.

Keiner war in der ganzen Gesellschaft, der nicht über Emiliens Geschichte seinen Beifall ausgesprochen hätte; die Königin aber wandte sich, als sie jene am Ziele sah, zu Elisen und gebot ihr fortzufahren. Elise gehorchte willig und begann also: Holde Damen, ich entsinne mich einer traurigen Nacht, die ein junges Paar durch seinen Leichtsinn sich zugezogen; weil dieser Nacht aber viel frohe Tage nachfolgten, will ich euch die Geschichte, als unserer Aufgabe entsprechend, kurz erzählen.

Vor kurzem lebte in Rom, das, wie es einst das oberste Haupt der Welt war, so jetzt ihr niedrigstes Ende ist, ein junger Mann, Namens Pietro Boccamazza, der zu einer der angesehenern römischen Familien gehörte. Dieser verliebte sich in ein wunderschönes und reizendes Mädchen, die Agnolella hieß und die Tochter eines gewissen Gigliuozzo Saullo war, der, wenngleich von geringer Herkunft, doch bei den Römern äußerst beliebt war. Auch wußte der Verliebte sich auf so gefällige Weise um ihre Gunst zu bewerben, daß das Mädchen ihn nicht weniger zu lieben begann, als sie von ihm geliebt ward. Endlich fühlte sich Pietro von seiner glühenden Liebe so überwältigt, daß er sich unfähig glaubte, den Qualen des Verlangens

nach dem Gegenstande seiner Leidenschaft ferner zu widerstehen, und um die Hand des Mädchens anhielt. Als aber seine Verwandten Nachricht von diesem Schritt erhalten, bestürmten sie ihn alle und tadelten ihn laut wegen seines Entschlusses. Auf der andern Seite ließen sie auch dem Gigliuozzo Saullo sagen, er solle den Worten des Pietro auf keine Weise Gehör geben; wenn er es aber dennoch thue, würden sie ihn niemals als ihren Freund oder Verwandten anerkennen. Als Pietro sich auf solche Weise den Weg verschlossen sah, auf dem er allein an das Ziel seiner Wünsche kommen zu können geglaubt hatte, wünschte er sich vor Gram den Tod. Gern würde er, wenn nur Gigliuozzo eingewilligt hätte, dessen Tochter auch gegen den Wunsch aller seiner Anverwandten geheirathet haben. Aber selbst ohne das nahm er sich vor, wenn nur das Mädchen wollte, zu erreichen was er begehrte; und als er durch einen dritten erforscht hatte, das Mädchen willige ein, verabredete er sich mit ihr, aus Rom zu entfliehen.

Nachdem alles zu dem Ende vorbereitet war, verließ Pietro eines Morgens lange noch vor Tage seine Wohnung, und schlug mit seiner Geliebten, als beide zu Pferde gestiegen waren, den Weg nach Anagni ein, wo Pietro Freunde hatte, auf die er sich gänzlich verlassen zu können glaubte. Unterwegs ließ ihnen die Furcht, daß man sie verfolgen möchte, keine Zeit, ihre Hochzeit zu vollziehen, und so konnten sie, unter fortwährenden Gesprächen über ihre Liebe, nichts thun als zuweilen einander küssen.

Nun geschah es aber, daß, weil Pietro mit dem Wege nicht allzu bekannt war, sie, nachdem sie vielleicht acht Miglien von Rom aus zurückgelegt hatten, wo sie sich rechts hätten halten sollen, einen Weg nach linkshin einschlugen. Und kaum waren sie auf diesem weiter als zwei Miglien geritten, so befanden sie sich in der Nähe eines befestigten Gebäudes, von welchem aus man sie nicht sobald gesehen hatte, als auch schon ein Dutzend Bewaffneter herauskam, um ihnen den Weg zu versperren. Das Mädchen, das

sie zuerst, doch aber nicht eher gewahr ward, als bis sie ihnen schon ganz nahe waren, rief laut: „Pietro, retten wir uns, wir werden überfallen", und mit diesen Worten trieb sie ihr Pferd, so schnell als sie nur konnte, nach einem benachbarten großen Wald zu, und drückte dabei, während sie mit beiden Händen sich fest an den Sattelknopf hielt, dem Rosse die Sporen so tief in den Leib, daß dieses sie, vom Schmerz beflügelt, im schnellsten Laufe durch den Wald dahintrug. Da indeß Pietro seine Augen mehr auf die Züge der Geliebten als auf den Weg gerichtet, so hatte er den bewaffneten Haufen, der auf jene zukam, nicht so bald erblickt als Agnolella, und wurde daher, während er sich noch umsah, von welcher Seite die Räuber kämen, von ihnen überfallen, gefangen und seines Pferdes beraubt.

Als er sodann auf ihre Frage sich ihnen genannt hatte, hielten sie untereinander Rath über ihn, und der eine sagte zum andern: „Der gehört zu den Freunden unserer Feinde; was können wir Besseres mit ihm anfangen, als daß wir seine Kleider und das Pferd behalten und ihn dann den Orsinis zum Verdruß an eine dieser Eichen henken?" Alle stimmten mit diesem Vorschlag überein und befahlen daher dem Pietro, sich zu entkleiden. Während aber dieser in der Todesangst sich anschickte, ihren Befehlen zu gehorchen, geschah es, daß ein Hinterhalt von wol einem Viertelhundert Bewaffneter plötzlich mit dem Rufe: „Ihr seid des Todes!" über jene erstern herfiel. Diese nun ließen im Schrecken wegen des Ueberfalls den Pietro los und wandten sich gegen die Angreifenden, vor deren offenbarer Ueberzahl sie jedoch alsbald die Flucht ergriffen, auf der jene sie verfolgten.

Als Pietro sich auf diese Weise frei sah, suchte er sich seine Sachen wieder zusammen, bestieg sein Pferd und jagte, so schnell er konnte, nach der Seite hin, wo er das Mädchen hatte verschwinden sehen. Da er aber in dem Walde weder Weg noch Pfad, noch auch Huftritte eines Pferdes entdecken konnte, fing er, sobald er sich den Händen sowol derer,

die ihn gefangen, als der andern, die jene überfallen hatten, erst sicher entronnen glaubte, über alle maßen traurig, daß er sein Mädchen nicht wiederfinde, zu weinen an. In allen Richtungen durch den Wald hin rief er nach ihr, doch niemand gab ihm Antwort. Zurückzukehren getraute er sich nicht, und doch wußte er auch nicht, wohin er gerathen könne, wenn er vorwärts ginge. Zugleich aber erschreckten ihn die wilden Thiere, die in den Wäldern zu weilen pflegen, sowol um seiner selbst als um seines Mädchens willen, die er in Gedanken jeden Augenblick von einem Bären oder Wolfe erwürgt werden sah. So trieb der unglückliche Pietro sich den ganzen Tag über unter Rufen und Wehklagen in dem Walde umher, wobei es denn oft geschah, daß er in der Richtung, von welcher er gekommen war, zurückkehrte, während er vorwärts zu gehen wähnte. Endlich fühlte er sich von dem lauten Rufen, von dem Weinen, der ausgestandenen Angst und dem langen Fasten so angegriffen, daß er nicht mehr von der Stelle konnte. Als nun auch die Nacht anbrach, stieg Pietro, der sich auf keinerlei Weise anders zu rathen und zu helfen wußte, von dem Pferde, band dies an eine hohe Eiche und kletterte dann, um nur nicht von den wilden Thieren zerrissen zu werden, auf die Aeste. Bald darauf ging der Mond auf, und der Himmel war schön und hell; Pietro aber enthielt sich, aus Furcht, herunterzustürzen, des Schlafs, obgleich ihn auch in der sichersten und bequemsten Stellung sein Gram und seine Sorgen um das Mädchen nicht hätten schlafen lassen, sodaß er unter Seufzern, Thränen und Verwünschungen seines Misgeschicks wachend die ganze Nacht verbrachte.

Inzwischen war das Mädchen, wie wir schon oben erzählt haben, ohne einer andern Richtung zu folgen, als der, auf welcher sie das Pferd nach eigener Lust davontrug, so weit in den Wald geflohen, daß sie die Stelle, wo sie hineingekommen war, nicht mehr erkennen konnte. Und so verbrachte denn auch sie, bald verweilend und bald

umherirrend, bald rufend und bald ihr Unglück mit tausend Thränen beweinend, den ganzen Tag in dieser waldigen Wildniß. Wie sie nun Pietro, da es schon Abend ward, noch immer nicht kommen sah, schlug sie einen kleinen Pfad ein, den sie gewahr worden war. Das Pferd verfolgte die Spur, und als sie etwas über zwei Miglien weit geritten war, erblickte sie von Ferne ein kleines Häuschen. Sie eilte, dies so schnell als möglich zu erreichen, und fand es von einem wackern Manne, der hoch in Jahren war, und von seiner ebenfalls betagten Frau bewohnt.

Als diese sahen, daß sie allein sei, sagten sie: „Ach Tochter, was thust du um diese späte Stunde so allein auf dem Felde?" Das Mädchen erwiderte weinend, wie sie ihren Gefährten im Walde verloren habe, und frug dann, wie weit es noch bis Anagni sei. „Meine Tochter", antwortete der gute Mann, „hier geht der Weg nach Anagni nicht vorüber, und es sind mehr als ein Dutzend Miglien bis dahin." Darauf sagte das Mädchen: „Sind denn nicht wenigstens Häuser hier in der Nähe, wo man beherbergt werden kann?" Der gute Mann aber entgegnete: „Keines so nahe, daß du es noch bei Tage erreichen könntest." „Wenn ich denn nirgend anders unterkommen kann", erwiderte das Mädchen, „würdet Ihr dann wol so freundlich sein, mich diese Nacht aus Barmherzigkeit bei Euch zu behalten?" Darauf antwortete der gute Mann: „Mein Kind, es soll uns lieb sein, wenn du diese Nacht bei uns bleibst; doch wollen wir dir im voraus bemerken, daß übelgesinnte Heerhaufen der einen wie der andern Partei bei Tage und bei Nacht diese Gegenden zu durchstreifen pflegen, und uns gar häufig großen Schaden und Verdruß anthun. Würden wir nun zum Unglück, während du hier bist, von einer solchen Bande heimgesucht, so würden sie dir um deiner Schönheit und Jugend willen gewiß Schaden und Schande anthun, ohne daß wir dich im mindesten zu schützen vermöchten. Das haben wir dir im voraus sagen wollen, damit du, wenn es wirklich geschehen sollte, dich

nachher nicht über uns beschweren könnest.“ So sehr die Worte des alten Mannes das Mädchen erschreckten, so sagte sie dennoch in Betrachtung der späten Stunde: „Gott wird, wenn es ihm gefällt, Euch und mich vor solchem Unglück schützen. Ist es aber über uns verhängt, so ist es immer noch besser von den Menschen mishandelt, als im Walde von den wilden Thieren zerrissen zu werden.“

Mit diesen Worten stieg sie vom Pferde, trat in das Haus des armen Mannes ein, und theilte das spärliche Abendessen der guten Leute. Dann legte sie sich, angekleidet wie sie war, mit ihnen auf ihr Bettchen, und fand die ganze Nacht über kein Ende zu seufzen und neben ihrem eigenen Unglück das des Pietro zu beweinen, für den sie sich ja auch nichts anderes als das Schlimmste denken konnte.

Als es schon gegen Morgen war, hörte sie die Tritte von einer Menge Leute immer näher kommen. Besorgt vor der drohenden Gefahr, erhob sie sich still von ihrem Lager, ging in den weiten Hofraum, der hinter dem Häuschen belegen war, und verbarg sich dort in einen großen Heuhaufen, den sie in dem einen Winkel liegen sah, um, wenn jene Leute auch dorthin kommen sollten, doch nicht sobald von ihnen gefunden zu werden. Kaum hatte sie indeß sich versteckt, als jene, die einen großen Heerhaufen bösen Raubgesindels bildeten, auch schon bei dem Häuschen angelangt waren und sich die Thür öffnen ließen. Wie sie nun eintraten und das Pferd des Mädchens noch völlig gesattelt und gezäumt fanden, frugen sie, wer denn da sei. Da der gute Mann das Mädchen nicht mehr sah, antwortete er: „Niemand, als wir selber. Jenes Pferd aber, das, der Himmel weiß wem, entlaufen sein mag, hat sich gestern Abend hier eingefunden, und da haben wir es ins Haus geführt, damit die Wölfe es nicht fressen sollten.“ „Wenn es denn keinen Herrn hat“, sagte der Aelteste von jenem Gesindel, „so wird es gut für uns sein.“ Nach diesen Worten vertheilten sie sich, das ganze kleine Haus zu durchsuchen; andere besichtigten den Hof

und legten der größern Bequemlichkeit wegen Lanzen und Schilder ab. Dabei geschah es aber, daß einer, ohne zu wissen was er that, seine Lanze in jenen Heuhaufen warf und dadurch bei einem Haare den Tod des verborgenen Mädchens, oder doch wenigstens ihre Entdeckung herbeigeführt hätte, denn die Lanze drang noch mit solcher Kraft bis in die Gegend ihrer linken Brust, daß die eiserne Spitze ihr die Kleidungsstücke zerriß, und das arme Mädchen, vor Furcht, verwundet zu werden, schon im Begriff war, einen lauten Schrei zu thun, als sie noch zu rechten Zeit bedachte, wo sie sei, und sich hinlänglich zusammennahm, um still zu schweigen.

Als nun das Gesindel, der eine hier, der andere da, ihre Zicklein und allerlei anderes Fleisch gebraten, und dann gegessen und dazu getrunken hatten, gingen sie ihren fernern Unternehmungen nach, und führten das Roß des Mädchens mit sich hinweg. Erst nachdem sie schon eine gute Strecke entfernt waren, frug der gute Mann seine Frau: „Was ist denn aber nur aus dem Mädchen, die gestern Abend bei uns einkehrte, geworden? Ich habe sie doch heute Morgen, seit wir aufgestanden sind, nicht mehr gesehen.“ Die Frau erwiderte, sie wisse es nicht, und ging, sich nach ihr umzuthun; das Mädchen aber, die sich inzwischen überzeugt, daß jene abgezogen seien, machte sich aus dem Heu wieder hervor. Der gute Mann freute sich sehr, daß sie dem Gesindel nicht in die Hände gefallen war, und sagte, da es schon zu dämmern begann: „Nun der Tag anbricht, wollen wir, wenn es dir recht ist, dich zu einer Burg geleiten, die nicht weiter als fünf Miglien von hier gelegen ist und dir völlige Sicherheit gewähren wird. Du wirst den Weg aber schon zu Fuße machen müssen, da das böse Volk, das eben hier war, dein Pferd mitgehen geheißen hat.“ Das Mädchen beruhigte sich leicht über diesen Verlust, und bat die guten Leute um Gottes willen, sie nach jener Burg zu führen. Sofort machten sie sich auf den Weg und langten noch vor der

zweiten Tagesstunde dort an. Die Burg gehörte aber einem Anverwandten der Orsini, namens Liello von Campo di Fiore, und es traf sich, daß seine Frau, eine vortreffliche und fromme Dame, eben um jene Zeit dort war. Als diese das Mädchen erblickte, erkannte sie dieselbe sogleich, empfing sie auf das freundlichste und verlangte den ganzen Zusammenhang der Ereignisse zu hören, die sie dorthin geführt hatten. Das Mädchen erzählte ihr alles, und die Dame, der auch Pietro als ein Freund ihres Mannes bekannt war, betrübte sich über diesen Unfall, da sie aus der Beschreibung des Orts, wo er gefangen worden, mit Gewißheit schließen zu müssen glaubte, daß man ihn umgebracht haben werde. Deshalb sagte sie zu dem Mädchen: „Da du nun doch nicht weißt, was aus Pietro geworden ist, so bleibe hier bei mir, bis ich Gelegenheit finde, dich auf sichere Weise nach Rom zu schicken."

Während indeß Pietro in grenzenloser Betrübniß noch auf seiner Eiche saß, sah er um die Zeit, als andere Leute kaum eingeschlafen zu sein pflegen, wol zwanzig Wölfe durch den Wald herankommen, welche sich sämmtlich an sein Pferd machten, sobald sie seiner ansichtig geworden waren. Als das Pferd sie witterte, zerriß es gewaltsam die Zügel, mit denen es angebunden war, und suchte zu entfliehen. Da die Wölfe es aber von allen Seiten umringten und die Flucht ihm abschnitten, vertheidigte es sich eine lange Weile mit Hufen und Zähnen, bis es endlich dennoch von ihnen zu Boden geworfen, erwürgt und sogleich in Stücke zerrissen ward. Die Wölfe verschlangen das Fleisch, ohne etwas anderes als Knochen zurückzulassen, und liefen dann wieder weiter. Pietro, der das Pferd als seinen Leidensgefährten betrachtet hatte, der ihm seine Mühseligkeiten erleichtern half, entsetzte sich nicht wenig über diesen Anblick und gab nachgerade alle Hoffnung auf, aus diesem Walde wieder hinauszukommen. Wie er sich nun immer forschend nach allen Seiten umsah, erblickte er, schon

gegen die Morgendämmerung, in der Entfernung von etwa einer Miglie ein großes Feuer. Kaum erwartete er nach dieser Entdeckung den hellen Tag, um, wenn auch nicht ohne große Angst, von seiner Eiche herabzusteigen und die Richtung des Feuers zu verfolgen. Als er es endlich erreicht hatte, fand er Hirten ringsumher gelagert, die ihr Frühstück fröhlich verzehrten und ihn mitleidig aufnahmen. Sie hießen ihn mitessen und sich wärmen, worauf er ihnen sein Misgeschick und wie er allein dorthin gerathen sei, erzählte und sie frug, ob denn kein Landgut oder keine Burg in der Nähe sei, wohin er sich wenden könne. Die Hirten sagten ihm, daß etwa drei Miglien von dort entfernt eine Burg des Liello von Campo di Fiore sei, auf der die Frau des Besitzers sich eben befinde. Erfreut über diese Nachricht, bat Pietro, daß jemand von ihnen bis zu der Burg ihn begleiten möge, und sogleich fanden zwei sich gern dazu bereit.

Während Pietro, sobald er auf der Burg angelangt war, durch ein paar Bekannte, die er dort antraf, noch zu bewirken suchte, daß das Mädchen in dem Walde gesucht würde, ließ die Frau des Hauses ihn zu sich rufen. Er verfehlte nicht sogleich zu gehorchen, und unbeschreiblich groß war seine Freude, als er Agnolella bei ihr fand. Kaum wußte er sich zu bezwingen, daß er ihr nicht gleich um den Hals fiel, und nur die Scheu vor der Dame vermochte ihn daran zu hindern. War aber er voller Freude, so fühlte sich das Mädchen nicht weniger glücklich. Als nun die Dame ihn mit vieler Höflichkeit bei sich aufgenommen und alles, was sich zugetragen, von ihm vernommen hatte, tadelte sie ihn sehr, daß er sich gegen den Willen seiner Angehörigen vermählen wolle. Wie sie jedoch gewahr ward, daß er durch das alles in seinem Entschlusse durchaus nicht wankend ward, und daß auch das Mädchen gleiche Wünsche hegte, sagte sie: „Was geb' ich mir da viel Mühe? Sie lieben sich, sie kennen sich, beide sind gleichmäßig mit meinem Manne befreundet, ihre Wünsche sind

der Sittsamkeit nicht zuwider, und ich muß wol glauben, daß Gott seinen Willen dazu gegeben hat, da er den einen vom Galgen, die andere vom Lanzenstiche, und beide von den wilden Thieren gerettet hat. So möge es denn in Gottes Namen geschehen.“ Darauf fügte sie, zu jenen beiden gewandt, hinzu: „Ist es denn noch immer euer Wille, Mann und Frau zu werden, so gebe ich auch den meinigen darein, und die Hochzeit soll hier auf Liello's Kosten gefeiert werden. Dann werde ich euch auch mit euern Angehörigen schon wieder versöhnen.“ Pietro war entzückt über diesen Entschluß, und Agnolella war es womöglich noch mehr. Die Hochzeit, zu der die edle Dame die Festlichkeiten so gut veranstaltet hatte, als es sich dort im Gebirge nur irgend thun ließ, wurde auf der Burg gefeiert, wo denn die beiden Liebenden mit unbeschreiblicher Lust die ersten Früchte der Liebe kosteten. Einige Tage darauf stieg die Dame mit den beiden zu Pferd, und sie ritten unter guter Bedeckung zusammen nach Rom zurück, wo sie die Angehörigen Pietro's zwar über alles, was er gethan hatte, sehr erzürnt fand, dennoch aber bald dazu gelangte, den Frieden wiederherzustellen. Und von der Zeit an lebte Pietro mit seiner Agnolella in Ruhe und in Freuden bis zu ihrem beiderseitigen Alter.

Vierte Geschichte.

Ricciardo Manardi wird von Messer Lizio da Valbona bei der Tochter des letztern betroffen. Er heirathet das Mädchen und söhnt sich mit ihrem Vater wieder aus.

Als Elise schwieg und den Lobsprüchen zuhörte, welche die Gefährtinnen ihrer Geschichte ertheilten, hieß die Königin den Philostratus mit einer andern fortfahren. Dieser

aber begann mit lachendem Munde: So oft habt ihr fast alle mich gescholten, daß meine Aufgabe Geschichten traurigen Inhalts, über die ihr weinen mußtet, herbeigeführt habe, daß ich nun, um euch einigermaßen für jene Schmerzen zu entschädigen, mir selber auferlegen will, euch mit etwas zu unterhalten, das euer Zwerchfell ein wenig erschüttere. Zu dem Ende denke ich in einem kurzen Geschichtchen euch von einer Liebe zu erzählen, die ohne anderes Ungemach als vorübergehende Seufzer und ein wenig mit Scham verbundene Angst erfahren zu haben, zu fröhlichem Ende gediehen ist.

Es ist nämlich noch nicht gar lange her, ihr edeln Damen, daß in der Romagna ein gar wackerer und wohlgesitteter Ritter, Messer Lizio da Valbona genannt, lebte, den Madonna Giacomina, seine Ehefrau, als er schon ziemlich bejahrt war, noch mit einer Tochter beschenkte, welche, wie sie heranwuchs, schöner und anmuthiger wurde, als alle andern Mädchen in der ganzen Umgegend. Auch hatten Vater und Mutter, weil ihnen nur dies einzige Kind geblieben war, sie über die maßen lieb und werth, und bewachten sie, in der Meinung, dereinst durch sie noch einen gar vornehmen Schwiegersohn zu bekommen, mit unglaublicher Sorgfalt. Nun besuchte ein junger Mann von schönem und frischem Aussehen, der zu der Familie Manardi in Brettinoro gehörte und Ricciardo hieß, häufig das Haus des Herrn Lizio, und verweilte oft längere Zeit. Vor diesem aber hüteten weder Messer Lizio noch seine Frau das Mädchen mit größerer Vorsicht, als sie es vor ihrem eigenen Sohne gethan haben würden.

Der junge Mann indeß wurde, nachdem er das Mädchen, die nun mannbar geworden, einigemal beobachtet hatte, gar wohl gewahr, wie schön, wie anmuthig, wie gesittet und wohlerzogen sie sei, und verliebte sich auf das feurigste in sie; hielt jedoch seine Liebe mit der größten Sorgfalt verborgen. Dennoch errieth das Mädchen schnell seine Gefühle und entsprach denselben, weit entfernt, sie von

sich abzulehnen, zu Ricciardo's größter Freude durch gleiche Gegenliebe. Oftmals hatte er schon von seiner Liebe zu ihr sprechen wollen, und immer hatte er aus Scheu doch wieder geschwiegen. Endlich nahm er eines Tags seine Zeit wahr, faßte sich ein Herz und sagte zu ihr: „Caterina, ich bitte dich, laß mich nicht vor Liebe sterben." Das Mädchen antwortete sogleich: „Wollte Gott, du thätest mir es nicht noch ärger an." Diese Antwort freute und ermuthigte den Ricciardo so sehr, daß er erwiderte: „An mir soll es gewiß nie liegen, alles zu thun, was dir willkommen ist. Du aber vermagst die Mittel auszufinden, die uns beiden das Leben wiedergeben können." „Ricciardo", entgegnete das Mädchen, „du siehst wohl, wie sehr ich bewacht werde. Ich weiß nicht, wie es anzustellen wäre, daß du zu mir kommen könntest; weißt du aber ein Mittel, wie es ohne meine Schande geschehen könnte, so will ich gerne thun, was du verlangst." Ricciardo hatte zu dem Ende schon allerhand überdacht und antwortete nun sogleich: „Meine süße Caterina, auch ich weiß kein Mittel, als wenn du auf dem Erker, der nach dem Garten deines Vaters hinausgeht, schlafen oder wenigstens nachts dorthin kommen könntest. Wüßte ich dann, daß du da wärest, so würde ich, so hoch es auch hinauf ist, doch auf allen Fall schon sehen, daß ich hinkommen könnte." Darauf erwiderte Caterina: „Wenn du dich denn getraust hinaufzukommen, so denke ich, es soll mir schon gelingen, daß ich dort schlafen darf." Nachdem Ricciardo das noch einmal bejaht hatte, küßten sie sich ein einziges mal gar flüchtig und trennten sich alsdann.

Nun war der Mai schon nahe und am andern Tage fing das Mädchen an, sich gegen ihre Mutter gewaltig zu beklagen, daß sie die vergangene Nacht vor übermäßiger Hitze nicht habe schlafen können. „Wie, meine Tochter", erwiderte die Mutter, „warm wäre es gewesen? Im Gegentheil, es war ja eher kühl." Caterina aber antwortete: „Mutter, Ihr solltet hinzusetzen: «meinem Gefühle

nach», und dann würdet Ihr wol die Wahrheit sagen; auf allen Fall aber solltet Ihr bedenken, daß junge Mädchen mehr innere Wärme haben als bejahrte Frauen." Darauf sagte die Mutter: „Darin hast du freilich recht, mein Kind; ich kann nun aber doch einmal warm und kalt nicht nach Belieben machen, wie es dir vielleicht anständig wäre. Das Wetter muß man schon ertragen, wie die Jahreszeit es eben mit sich bringt. Möglich, daß es auf die nächste Nacht kühler wird und dann wirst du ja besser schlafen." „Wollte Gott", entgegnete Caterina; „aber es pflegt nicht gerade zu geschehen, daß die Nächte gegen den Sommer hin kühler werden." „Was verlangst du denn aber, daß man thun soll?" sagte die Mutter. Caterina erwiderte: „Wenn es meinem Vater und Euch nicht unlieb wäre, ließe ich mir gern auf dem Erker, der an seine Stube stößt und nach seinem Garten hinausgeht, ein Bettchen machen und schliefe da. Gewiß da hätt' ich es, beim Gesange der Nachtigall und bei größerer Kühle, viel besser als in Euerm Schlafzimmer." Darauf sagte die Mutter: „So beruhige dich denn, meine Tochter, ich werde es deinem Vater sagen, und was der beschließen wird, das werden wir thun."

Als indeß Messer Lizio, der vielleicht wegen seines Alters etwas eigensinnig war, diese Dinge vernahm, sagte er: „Was ist das für eine Nachtigall, bei deren Gesange sie schlafen will? Ich will sie lehren, beim Gesange der Heuschrecken einschlafen." Die nächste Nacht schlief Caterina, weniger vor Hitze als vor Aerger über die abschlägige Antwort ihres Vaters nicht allein selber nicht, sondern ließ auch, unter beständigen Klagen über die Wärme, ihre Mutter zu keinem Schlafe kommen. Am Morgen nach dieser übel verbrachten Nacht suchte die Mutter Messer Lizio auf und sagte zu ihm: „In der That, mein Gemahl, Ihr scheint unsere Tochter nicht besonders lieb zu haben. Was kann es Euch denn verschlagen, wenn sie die Nacht auf dem Erker schläft? Sie hat sich diese ganze Nacht vor

Hitze nicht zu lassen gewußt. Und wie könnt Ihr Euch nur wundern, daß sie Gefallen daran findet, die Nachtigall singen zu hören? Ist sie doch noch ein halbes Kind, und junge Leute ergötzen sich einmal an den Dingen, die ihnen gleichen." Als Messer Lizio diese Vorwürfe mit angehört hatte, sagte er: „Nun meinetwegen, so laß ihr denn ein Bett zurecht machen, das klein genug ist, um auf dem Erker Platz zu finden, sorge auch dafür, daß Vorhänge herum sind, und dann mag sie in Gottes Namen dort schlafen und die Nachtigall singen hören, so viel es ihr beliebt."

Sobald das Mädchen die Einwilligung ihres Vaters vernommen hatte, ließ sie sogleich ihr Bett auf dem Erker aufschlagen, um schon die nächste Nacht dort schlafen zu können, und lauschte dann so lange, bis sie den Ricciardo zu sehen bekommen und ihm das unter ihnen beiden verabredete Zeichen, das er auch sogleich verstand, gemacht hatte. Als Messer Lizio nun am Abend hörte, das Mädchen sei zu Bette gegangen, verschloß er die Thür, die von seinem Zimmer aus auf jenen Erker führte, und legte sich dann gleichfalls schlafen. Ricciardo aber erkletterte, sobald alles im ganzen Hause still geworden war, vermittelst einer Leiter zuerst eine Mauer; dann arbeitete er sich an den einzelnen vorstehenden Steinen einer andern anstoßenden Mauer mit unsäglicher Mühe und mit großer Gefahr für den Fall, daß er heruntergestürzt wäre, bis zu dem Erker, wo sein Mädchen ihn in aller Stille, aber voller Entzücken empfing. Dann legten beide sich nach tausend ausgetauschten Küssen nieder, und genossen fast die ganze Nacht hindurch alle Lust, die Liebende einander gewähren können, wobei sie denn natürlich die Nachtigall gar vielmals schlagen ließen. Da indeß ihre Freuden groß, die Nächte aber damals kurz waren, geschah es, daß sie, wie der Tag, was sie nicht vermutheten, schon nahe war, beide, von der warmen Luft sowol als von den miteinander getriebenen Liebesspielen erhitzt, ohne einige

Bedeckung einschliefen, und daß Caterina, die den rechten Arm unter Ricciardo's Hals gelegt hatte, mit der linken Hand das Ding festhielt, das ihr Mädchen euch vor Männern zu nennen besonders zu scheuen pflegt.

Während sie solchergestalt noch fortschliefen, überfiel sie der Tag, ohne sie zu wecken. Inzwischen war Messer Lizio aufgestanden, und da ihm eben beifiel, daß seine Tochter auf dem Erker schlafe, sagte er bei sich selber: „Wir müssen doch einmal zusehen, ob die Nachtigall diese Nacht Caterina besser schlafen gemacht hat.“ Damit ging er sachte auf den Erker zu, hob den Vorhang auf, der um das Bett gehangen war, und erblickte sie nackt und bloß mit Ricciardo umarmt in der beschriebenen Weise schlafen. Sobald Messer Lizio sich vollkommen überzeugt hatte, daß es Ricciardo sei, schlich er sich wieder fort, ging in das Schlafgemach seiner Frau und weckte diese mit folgenden Worten: „Hurtig, Frau, steh auf und komm geschwinde, dir mit anzusehen, wie deine Tochter an der Nachtigall so viel Wohlgefallen gefunden, daß sie sie gefangen hat und noch in Händen hält.“ „Wie wäre denn das aber zugegangen?“ sagte die Frau. „Komm nur schnell“, erwiderte Messer Lizio, „und du wirst schon selber sehen.“

Madonna Giacomina zog sich in aller Eile an und folgte dann stillschweigend ihrem Gemahl zu dem Bette ihrer Tochter, wo sie dann allerdings, als dieser die Vorhänge auseinander schlug, deutlich genug sah, wie Caterina die Nachtigall, die sie so gern singen hörte, gefangen hatte und noch festhielt. Hocherzürnt, daß Ricciardo sie so hintergangen, wollte Madonna Giacomina schon Lärm machen und den jungen Mann schelten; Messer Lizio aber hielt sie zurück und sagte: „Frau, so werth dir meine Liebe ist, so hüte dich den Mund aufzuthun; denn wahrlich, da sie ihn nun einmal eingefangen hat, so soll sie ihn auch haben. Ricciardo ist von gutem Hause und dabei ein wohlhabender junger Mann, die Verwandtschaft mit ihm kann uns nur Ehre bringen. Und will er in Gutem

aus meinem Hause entlassen werden, so muß er sich zuvor mit ihr versprechen, damit er dann die Nachtigall in seinen eigenen und nicht in einen fremden Bauer gethan habe."

Madonna Giacomina beruhigte sich, als sie ihren Mann so wenig über das Geschehene erzürnt sah, und war am Ende ganz zufrieden, daß ihre Tochter eine glückliche Nacht gehabt, gut geschlafen und die Nachtigall gesangen habe. Auch dauerte es nach diesem Gespräch nicht mehr lange, so erwachte Ricciardo und hielt sich, als er sah, der helle Tag sei schon gekommen, für verloren, rief die Caterina und sagte: „Was soll nun aus uns werden, mein Leben? Der Tag ist schon gekommen und hat mich hier betroffen." Bei diesen Worten trat Messer Lizio hinzu, hob den Vorhang auf und sagte: „Wir werden schon machen." Wie Ricciardo den erblickte, war es ihm nicht anders, als würde ihm das Herz aus dem Leibe gerissen. Sogleich setzte er sich im Bette auf und sagte: „Ach Herr, um Gottes willen, ich bitte Euch um Gnade. Ich erkenne, daß ich als ein nichtswürdiger, böser Mensch den Tod verdient habe, macht also mit mir, was Euch immer beliebt. Dennoch aber bitte ich Euch, wenn es sein kann, mir das Leben aus Gnade zu schenken und mich nicht umzubringen." Darauf antwortete Messer Lizio: „Ricciardo, das hab' ich mit der Liebe und mit dem Vertrauen, die ich zu dir hegte, nicht um dich verdient. Da es nun aber einmal so ist, und deine Jugend dich zu einem solchen Vergehen verleitet hat, so nimm nun, um dich vom Tode, mich aber von der Schande zu retten, die Caterina zu deiner gesetzmäßigen Frau, und dann mag sie, wie sie diese Nacht über die Deine gewesen ist, so ihr ganzes Leben über es bleiben. Auf diese Weise allein kannst du mich wieder versöhnen und dir selbst dein Leben retten; bist du aber nicht gesonnen, also zu thun, so eile, deine Seele Gott zu befehlen."

Während dieses Gesprächs hatte Caterina die Nachtigall fahren lassen und sich zugedeckt; nun aber weinte

sie bitterlich und bat einestheils ihren Vater, er solle dem Ricciardo vergeben, und anderntheils auch den letztern, daß er thun möchte, was Messer Lizio verlangte, damit sie dann noch lange dergleichen Nächte in allem Frieden genießen könnten. Indeß bedurfte es dazu nicht erst vieler Bitten; denn theils die Scham wegen des begangenen Fehltritts und der Wunsch, ihn wieder gut zu machen, theils die Furcht vor dem Tode und das Verlangen der Rettung, theils endlich die glühende Liebe und die sehnliche Lust, den geliebten Gegenstand zu besitzen, bewogen ihn insgesammt, sich von freien Stücken und ohne einiges Besinnen zu allem, was Messer Lizio begehrte, bereit zu erklären. Darauf ließ der letztere sich von Madonna Giacomina einen Ring leihen, mit dem Ricciardo in beider Gegenwart gleich am Orte sich der Caterina ehelich verloben mußte. Erst nachdem dies geschehen war, ließen Messer Lizio und seine Gemahlin die Neuverlobten mit den Worten allein: „Ruht euch nun aus, denn das möchte euch vielleicht wohler thun, als aufzustehen.“

Kaum waren jene beiden fortgegangen, so umarmten die jungen Leute sich aufs neue und fügten, zum Beschluß der ersten Tagereise den sechs Meilen, die sie während der Nacht zurückgelegt hatten, bevor sie aufstanden, noch zwei andere hinzu. Nachdem darauf Ricciardo sich mit Messer Lizio noch ausführlicher besprochen hatte, vermählte er sich wenige Tage später in herkömmlicher Weise und in Gegenwart der Freunde und Anverwandten abermals mit Caterina, führte sie mit vielen Festlichkeiten in seine Heimat, wo er eine prächtige, ehrenvolle Hochzeit ausgerichtet, und ging dann in Ruhe und in Freuden, bei Tage und bei Nacht, so viel es ihm nur beliebte, lange noch mit ihr auf die Nachtigallenjagd.“

Fünfte Geschichte.

Guidotto von Cremona vertraut dem Giacomino von Pavia sterbend seine Pflegetochter an. Giannole di Severino und Minghino di Mingole verlieben sich zu Faenza beide in sie und werden darüber miteinander handgemein. Endlich wird entdeckt, daß das Mädchen eine Schwester des Giannole ist und Minghino erhält sie zur Frau.

Ueber die Geschichte von der Nachtigall hatten die Mädchen, während Philostratus erzählte, so sehr gelacht, daß sie auch, nun er aufgehört hatte zu reden, des Lachens kein Ende finden konnten. Nachdem sie aber ihrer Lachlust eine Weile freien Lauf gelassen hatten, sagte endlich die Königin: „Wahrlich, betrübtest du uns gestern, so hast du heute uns zu solchem Lachen gekitzelt, daß sich keine mit gutem Grunde mehr über dich beschweren kann." Darauf richtete sie ihre Worte an Neiphile und gebot ihr fortzufahren. Diese aber begann mit freundlichem Munde also zu reden: Da Philostratus uns in seiner Geschichte nach Romagna geführt hat, so beliebt es auch mir, in meiner Erzählung jene Landschaft lustwandelnd ein wenig zu durchstreifen.

Wisset nämlich, daß vor Zeiten in der Stadt Fano zwei Lombarden, Guidotto von Cremona und Giacomino von Pavia genannt, wohnten, die zwar beide nunmehr schon bejahrt waren, in ihrer Jugend aber fast beständig das Waffenhandwerk als rüstige Krieger betrieben hatten. Als nun Guidotto sterben wollte, und weder einen Sohn noch sonst einen Freund oder Verwandten besaß, dem er mehr getraut hätte als dem Giacomino, so hinterließ er

diesem, nachdem er ihm noch mancherlei über seine Angelegenheiten gesagt hatte, nebst allem, was er besaß, seine etwa zehnjährige Tochter und starb alsdann.

Um dieselbe Zeit geschah es aber, daß die Stadt Faenza, die lange von Krieg und Misgeschick heimgesucht worden war, sich einigermaßen wieder erholte und daß allen denen, die wieder dorthin zurückkehren wollten, freie Befugniß dazu ertheilt ward. Deswegen zog auch Giacomino, der früher dort gewohnt hatte, und dem der Aufenthalt gefiel, mit allem was ihm gehörte, wieder nach Faenza, und nahm dabei das Mädchen, die Guidotto ihm hinterlassen und die er gleich seiner eigenen Tochter liebte und pflegte, mit hinüber.

Wie das Mädchen allmählich heranwuchs, wurde sie ausnehmend schön, wie damals kaum eine andere in jener Stadt zu finden war, und mit ihrer Schönheit hielten ihre Sittsamkeit und ihr Anstand gleichen Schritt. Da fanden sich denn natürlich manche Liebhaber ein, unter denen jedoch vorzüglich zwei Jünglinge, die beide wohlerzogen und gut geartet waren, ihr gleichmäßig die innigste Liebe zuwandten und darüber aus Eifersucht gegeneinander den bittersten Haß faßten. Von diesen jungen Leuten hieß der eine Giannole di Severino und der andere Minghino di Mingole, und keiner von ihnen beiden würde, als das Mädchen funfzehn Jahr alt war, wenn anders ihre Angehörigen es zugelassen hätten, einen Augenblick angestanden haben, sie zur Frau zu nehmen. Da sie aber sahen, man setze ihren Wünschen Gründe entgegen, die sie nicht zu beseitigen vermochten, beschloß ein jeder von ihnen, sich auf was immer für eine Weise in ihren Besitz zu setzen.

Nun hatte Giacomino eine alte Magd und einen Diener im Hause, der Crivello hieß, und ein lustiger und gar umgänglicher Kauz war. Mit diesem befreundete sich Giannole und entdeckte ihm, als er glaubte, daß es an der Zeit sei, seine Liebe mit der Bitte, ihm zu verhelfen, daß er seine Wünsche erreiche; wofür er ihm auf den

Fall seiner Willfährigkeit große Belohnungen versprach. Darauf erwiderte ihm Crivello: „Ich sehe nicht, wie ich dir in dieser Angelegenheit anders behülflich sein könnte, als dadurch, daß ich dich selber, sobald Giacomino einmal zum Abendessen ausgehen sollte, in ihre Zimmer führe; denn, wollte ich ihr nur das Mindeste von dir sagen, so würde sie mir gewiß kein Gehör geben. Ist dir nun damit gedient, so verspreche ich es dir und werde mein Wort halten; dann sieh du aber selber zu, was du thun willst, um zu deinem Ziele zu gelangen." Giannole versicherte, weiter nichts zu verlangen, und mit dieser Verabredung gingen sie voneinander

Auf der andern Seite hatte Mingole die alte Magd gewonnen und so sehr sich geneigt gemacht, daß sie schon mehrmals Bestellungen an das Mädchen besorgt und diese beinahe für Mingole entflammt hatte. Ueberdies aber hatte sie ihm auch versprochen, daß sie ihn zu seiner Geliebten führen wolle, sobald Giacomino einmal einen Abend außerhalb des Hauses zubringen würde.

Nun geschah es aber, nicht gar lange nachdem die verschiedenen Parteien auf solche Weise sich verabredet hatten, daß Giacomino auf Veranstaltung des Crivello einmal bei einem seiner Freunde zu Abend aß. Der Diener ermangelte nicht, es dem Giannole wissen zu lassen, und verabredete mit ihm, daß er auf ein gewisses Zeichen kommen und die Hausthür offen finden solle. Zugleich unterrichtete aber auch die Magd, die von dem allen nichts wußte, den Minghino, daß Giacomino nicht zu Hause esse, und sagte ihm, er möge sich nur in der Nähe des Hauses bereit halten, um, sobald er ein Zeichen erblicken werde, das sie mit ihm verabredete, sogleich kommen zu können und zu seiner Geliebten zu gehen.

Als der Abend herankam, zogen die beiden Verliebten, ohne voneinander zu wissen, obgleich ein jeder den andern wegen seiner Absichten in Verdacht hatte, beide mit bewaffneter Begleitung aus, um von dem Gegenstande

ihrer Wünsche Besitz zu ergreifen. Minghino versteckte sich mit den Seinigen in das nahegelegene Haus eines seiner Freunde, um dort das Zeichen der Magd abzuwarten. Giannole dagegen hielt sich mit seinen Gefährten in einiger Entfernung von dem Hause.

Inzwischen suchten Crivello und die Magd, sobald Giacomino fortgegangen war, einer den andern auf alle Weise zu entfernen. Crivello sagte zur Magd: „Warum gehst du denn noch nicht schlafen? Was in aller Welt hast du nur, dich noch im Hause herumzutreiben?“ „Ich möchte nur wissen“, entgegnete die Magd, „warum du deinen Herrn nicht holen gehst? Warum wartest du denn, nun du gegessen hast?“ Und so gelang es keinem, den andern von der Stelle zu bringen. Als aber endlich die Stunde herangekommen war, die Giannole mit Crivello verabredet hatte, sagte dieser bei sich selbst: „Was hab' ich mich um die Alte zu kümmern? Will sie nicht still sein, so kann sie auch noch ihr Theil abkriegen.“ Damit machte er das verabredete Zeichen und ging, die Thür zu öffnen. Sogleich traten Giannole, der schon herbeigekommen war, und zwei seiner Begleiter in das Haus ein und ergriffen das Mädchen, die sie im Saale fanden, um sie fortzuschleppen.

Das Mädchen wehrte sich und schrie, was sie nur konnte, und die Magd nicht minder. Minghino vernahm das Geschrei, und eilte mit den Seinigen schleunigst dahin, von wo er es kommen hörte. Wie diese nun das Mädchen schon zur Thüre herausschleppen sahen, zogen sie sämmtlich ihre Schwerter und riefen: „Ihr Verräther, ihr seid des Todes! Das soll euch nicht gelingen! Was ist das für ein Unfug!“ Mit diesen Worten schlugen sie auf jene los, und über den Lärm kamen denn auch die Nachbarn mit Lichtern und mit Waffen herbeigelaufen, und tadelten nicht allein den versuchten Frevel, sondern standen auch dem Minghino thätig bei. So gelang es dem letztern nach langem Kampfe, das Mädchen dem Giannole wieder ab-

zunehmen und sie zurück in die Wohnung des Giacomino zu bringen. Das Handgemenge hatte aber nicht eher ein Ende, als bis die Lanzenknechte des Stadthauptmanns dazu gekommen waren, und viele der Anwesenden, und unter diesen namentlich den Minghino, den Giannole und den Crivello festnahmen und ins Gefängniß brachten.

Erst nachdem der ganze Lärm vorüber war, kam Giacomino nach Hause, und war im Anfang äußerst ungehalten über das Geschehene. Als er aber bei genauerer Untersuchung, wie sich alles zugetragen, sich überzeugte, das Mädchen sei dabei außer aller Schuld, beruhigte er sich ein wenig, und nahm sich im stillen vor, damit dergleichen sich nie mehr wiederholen könne, sie sobald als immer möglich zu verheirathen.

Wie die Angehörigen des einen und des andern Theils am andern Morgen der Wahrheit gemäß gehört hatten, was geschehen war, sahen sie wohl ein, wie üble Folgen die Sache für die beiden jungen Leute haben konnte, wenn Giacomino diejenigen Schritte that, zu denen er völlig berechtigt war. Deshalb gingen sie zu ihm und baten ihn mit gar guten Worten, daß er weniger auf die Beleidigung sehen möge, welche die jungen Männer in ihrer Unbesonnenheit ihm zugefügt hätten, als auf die Liebe und das Wohlwollen, das er, wie sie glaubten, für sie, die Bittenden hege, wobei sie denn noch überdies sowol sich selbst, als jene beiden Anstifter des Unfuges zu jeder Buße erboten, die es ihm belieben würde zu fordern.

Giacomino, der in seinen Tagen gar mancherlei erlebt hatte und ein Mann von wohlmeinender Gesinnung war, erwiderte mit wenig Worten: „Werthe Herren, wäre ich auch hier in *meiner* Heimat, wie ich in der eurigen bin, so würde ich dennoch viel zu viel Freundschaft für euch hegen, um in dieser Sache anders als nach euern Wünschen zu verfahren. Um so mehr aber muß ich mich euerm Verlangen fügen, da ihr durch das Geschehene niemand als euch selbst zu nahe getreten seid. Wisset nämlich,

daß das Mädchen, um die es sich handelt, nicht, wie die meisten glauben mögen, aus Cremona oder aus Pavia gebürtig, sondern daß sie eine Faentinerin ist, wenn auch weder ich, noch sie selbst, noch der, von dem ich sie erhalten habe, anzugeben wissen, wessen Tochter sie sei. Darum soll denn in der Angelegenheit, um derentwillen ihr mich bittet, alles so geschehen, wie ihr selbst bestimmen werdet."

Als die guten Männer vernahmen, das Mädchen sei aus Faenza, wunderten sie sich nicht wenig, und baten deshalb den Giacomino, nachdem sie ihm zuvor für seine wohlwollende Antwort gedankt hatten, daß er ihnen doch sagen möge, wie das Mädchen in seine Hände gekommen sei und wie er erfahren, daß sie aus Faenza stamme. Giacomino erwiderte ihnen: „Guidotto von Cremona, der mein Freund und Waffengefährte gewesen ist, sagte mir auf seinem Todbette, daß er, als diese Stadt von Kaiser Friedrich eingenommen und dabei geplündert wurde, mit einigen seiner Gefährten in ein Haus gedrungen sei, das sie zwar voller Sachen, aber von den Einwohnern verlassen gefunden haben. Nur ein Kind von etwa zwei Jahren sei zurückgeblieben, und habe, wie er die Treppen hinaufgekommen sei, ihm „Vater" entgegengerufen. Dadurch zum Mitleid bewogen, habe er das kleine Mädchen nebst den übrigen Sachen, die er dort im Hause vorgefunden, mit sich nach Fano genommen. Dasselbe Mädchen nun hinterließ er mir bei seinem Tode mit allem, was er hatte, und trug mir auf, sie, wenn es an der Zeit sein würde, zu verheirathen, und ihr alsdann alles, was sein gewesen, zur Mitgift zu geben. Nun wäre sie zwar nachgerade alt genug, um zu heirathen; noch aber habe ich keinen gefunden, der mir genehm gewesen wäre; doch thäte ich gern bald dazu, damit Vorfälle, wie die von gestern Abend, sich nicht mehr wiederholen könnten."

Unter den Anwesenden war ein gewisser Guglielmo

aus Medicina, der sich genau erinnerte, was für ein Haus es gewesen sei, das Guidotto ausgeplündert hatte. Und da er den Eigenthümer desselben ebenfalls dort gegenwärtig sah, trat er zu ihm und sagte: „Bernabuccio, hörst du wol, was Giacomino da sagt?“ „Freilich“, erwiderte Bernabuccio, „und eben bedenke ich mir die Sache genauer; denn ich erinnere mich sehr wohl, daß ich in der damaligen Verwirrung eine Tochter, gerade von dem Alter, das Giacomino angab, verlor.“ „Gewiß, das muß sie sein“, entgegnete Guglielmo, „denn ich habe selbst einmal gehört, wie Guidotto das Haus beschrieb, wo er zu jener Zeit geplündert habe, und daraus ganz deutlich entnommen, daß es das deinige gewesen sei. Besinne dich also, ob du sie an keinem Zeichen wieder zu erkennen weißt, und dann schicke nach ihr, und du wirst ohne Zweifel finden, daß sie deine Tochter ist.“

Bernabuccio sann eine Weile nach, und entsann sich am Ende wirklich, daß sie über dem linken Ohr eine kreuzförmige Narbe haben müsse, die davon entstanden war, daß er ihr kurz vor jenem Ereigniß dort ein kleines Gewächs hatte ausschneiden lassen. So ging er denn, ohne weiter zu zögern, auf Giacomino zu, der noch gegenwärtig war, und bat ihn, daß er ihn mit sich nach Hause nehmen und ihm das Mädchen zeigen möge. Giacomino war gern dazu bereit, und ließ das Mädchen rufen, sobald sie nach Hause gekommen waren. Wie Bernabuccio sie aber zu sehen bekam, war es ihm, als sähe er die Züge der Mutter, die noch eine schöne Frau zu nennen war, leibhaftig vor sich. Ohne sich indeß damit zu beruhigen, bat er Giacomino um die Erlaubniß, ihr die Haare über dem linken Ohre ein wenig aufheben zu dürfen, was dieser auch bewilligte. Bernabuccio trat zu dem Mädchen, die verlegen und beschämt dastand, und hatte ihr kaum mit der rechten Hand die Haare ein wenig gelüftet, als er auch schon das Kreuz erblickte, und durch das Zeichen sich völlig überzeugte, daß sie wirklich seine

Tochter sei. Sogleich umarmte er sie unter vielen Thränen, wie sehr sie sich auch sträuben mochte, und sagte zu Giacomino gewandt: „Theuerster Bruder, das Mädchen ist meine Tochter; das Haus, das Guidotto geplündert hat, war das meinige, indem meine Frau bei dem plötzlichen Schrecken das Kind vergessen hatte, und bis heute haben wir alle geglaubt, sie sei an jenem Tage, wo mein Haus verbrannte, ebenfalls ein Raub der Flammen geworden."

Wie das Mädchen diese Worte vernahm, maß sie theils, da sie ihn schon bei Jahren sah, seinen Worten Glauben bei, theils regte sich auch in ihrem Herzen eine verborgene Stimme, und sie fing, von nicht minderer Rührung ergriffen, gleichfalls zu weinen an. Bernabuccio schickte schnell nach ihrer Mutter und nach den andern Verwandtinnen, sowie nach den Schwestern und Brüdern, zeigte sie ihnen allen, erzählte ihnen, was geschehen war, und führte sie dann nach tausend Umarmungen unter großen Festlichkeiten und mit voller Zustimmung des Giacomino in sein Haus.

Als diese Neuigkeiten dem Stadthauptmann, der ein wohlgesinnter Mann war, bekannt wurden, beschloß er, weil Giannole, den er noch gefangen hielt, als Bernabuccio's Sohn, des Mädchens leiblicher Bruder war, dessen Vergehen für diesmal ungestraft hingehen zu lassen. Zu dem Ende redete er dem Bernabuccio wie dem Giacomino zu, und brachte es glücklich dahin, daß dem Giannole wie dem Minghino verziehen und dem letztern zu großer Freude der Anverwandten das Mädchen, die Agnesa hieß, verlobt wurde, worauf er dann auch den Crivello und die andern, die um der gleichen Angelegenheit willen eingesperrt waren, mit ihnen zugleich freiließ.

Minghino aber feierte bald darauf mit vielem Aufwand fröhliche Hochzeit, führte seine Braut heim, und lebte noch viele Jahre mit ihr glücklich und in Frieden.

Sechste Geschichte.

Gian von Procida wird bei seiner Geliebten, die inzwischen dem König Friedrich geschenkt worden war, überrascht und mit ihr an einen Pfahl gebunden, um dort verbrannt zu werden. Ruggieri dell'Oria erkennt und rettet ihn aber, und er heirathet sie.

Als die Geschichte der Neiphile, die den Damen sehr wohlgefallen hatte, beendigt war, befahl die Königin der Pampinea, daß sie sich rüsten möge, eine neue zu erzählen. Pampinea erhob ihr klares Antlitz, und begann sofort also:

Gewaltig, ihr muntern Mädchen, sind die Kräfte der Liebe, und zu den kühnsten Unternehmungen, zu übermäßigen und unglaublichen Gefahren leihen sie den Liebenden Muth, wie das aus mehreren der Beispiele entnommen werden kann, die heute und an den vorigen Tagen bereits erzählt worden sind. Dennoch aber bin ich gesonnen, euch in der Geschichte eines verliebten jungen Mannes einen neuen Beweis davon zu geben.

Ischia ist eine Insel nahe bei Neapel, auf der vor einiger Zeit unter andern ein gar schönes und munteres Mädchen lebte, die Restituta hieß und die Tochter eines Edelmannes von jener Insel, namens Marin Bolgaro, war. Diese nun liebte ein junger Mann, von der benachbarten kleinen Insel Procida, der Gianni genannt wurde, mehr als sein Leben, und sie ihn nicht minder. Nicht allein, daß er bei Tage nach Ischia zu kommen und, um sie zu sehen, sich dort zu verweilen pflegte, war er schon oftmals auch bei Nacht, wenn er eben keinen Kahn gefunden hatte, von Procida bis nach Ischia hinüberge-

schwommen, um, wenn auch nichts weiter, doch wenigstens die Mauern ihrer Wohnung zu erblicken.

Während aber diese glühende Liebe noch bestand, geschah es, daß das Mädchen, als sie eines Tags zur Sommerszeit ganz allein am Meeresufer lustwandelte und mit einem Messer Seemuscheln von den Steinen losbrach, sich von Fels zu Fels bis zu einer zwischen Klippen verborgenen Bucht verstieg, wo sich eben eine Anzahl junger Sicilianer, die von Neapel zurückkamen, angelockt von dem kühlen Schatten und von der Annehmlichkeit einer eiskalten Quelle, mit ihrem Ruderschiffchen ausruhten. Als diese die Schönheit des Mädchens sahen und zugleich gewahr wurden, daß sie allein sei und sie noch nicht bemerkt habe, beschlossen sie, dieselbe festzuhalten und mit sich fortzuführen. Dem Entschlusse folgte die Ausführung auf dem Fuße; sie schleppten das Mädchen, wie sehr sie auch schreien mochte, in ihr Fahrzeug und fuhren mit ihr davon. Als sie indeß in Calabrien anlandeten und miteinander zu verhandeln anfingen, wem sie zufallen solle, begehrte, um es kurz zu sagen, jeder einzelne sie für sich allein. Wie sie sich nun gar nicht einigen konnten und wohl sahen, daß sie um des Mädchens willen noch miteinander in üble Händel kommen und ihre übrigen Angelegenheiten zu Grunde richten könnten, kamen sie endlich dahin überein, sie dem König Friedrich von Sicilien, der um jene Zeit noch jung war und an schönen Frauen großes Gefallen fand, zum Geschenke zu machen. So thaten sie denn auch wirklich, sobald sie nach Palermo gekommen waren.

Der König fand sie schön und nahm das Geschenk mit Freuden an. Da er aber eben ein wenig kränkelte, befahl er, daß sie, bis er sich wieder kräftiger fühlen würde, ein gar schönes Gebäude in einem königlichen Garten, der die Cuba genannt wird, beziehen, und dort gehörig gepflegt werden solle. Und so geschah es.

Inzwischen war ganz Ischia wegen des geraubten

Mädchens in der größten Bewegung, und was ihre Angehörigen dabei noch am meisten schmerzte, war, daß sie nicht erforschen konnten, wer die Räuber gewesen seien. Gianni indeß, dem mehr als einem andern daran gelegen war, genügende Auskunft zu erlangen, wollte nicht abwarten, bis der Zufall ihm in Ischia Nachrichten zuführen würde, sondern rüstete, sobald er erfahren, nach welcher Seite jenes Fahrzeug sich gewandt habe, selbst ein Schiff aus, und befuhr auf diesem, so schnell er konnte, die ganze Küste vom Minerva-Vorgebirge bis nach Scalea in Calabrien. Ueberall forschte er nach Kunde von seiner Geliebten, und wirklich wurde ihm in Scalea berichtet, wie sicilianische Schiffer sie nach Palermo geführt hätten. Sogleich schiffte Gianni nach Palermo und suchte lange Zeit nach seinem Mädchen; als er aber endlich erfuhr, sie sei dem Könige geschenkt worden und werde für diesen in der Cuba bewacht, betrübte er sich gar sehr und gab fast alle Hoffnung auf, sie nur einmal wiederzusehen, geschweige denn, jemals zu besitzen. Dennoch aber von der Liebe festgehalten, schickte er sein Schiffchen heim, und ging, da er sicher war, von niemand gekannt zu sein, bei seinem längern Verweilen häufig vor der Cuba vorüber.

Da traf es sich denn eines Tags so glücklich, daß er seine Restituta an einem Fenster erblickte, und sie ihn ebenfalls gewahr wurde, worüber beide sich unsäglich freuten. Gianni aber, welcher sah, wie einsam und abgelegen die Gegend war, näherte sich dem Fenster so viel er konnte, redete seine Geliebte an, und ging nicht eher wieder von dannen, als bis sie ihm gesagt hatte, wie er es anzustellen habe, um in größerer Nähe mit ihr zu sprechen, und er selbst sich die Gelegenheit des Orts auf das genaueste betrachtet hatte.

Wie nun die Nacht gekommen und schon ein Theil derselben verstrichen war, kehrte er zurück und kletterte über eine Mauer, die so glatt war, daß kein Specht sich

daran hätte festhalten können, glücklich in den Garten hinüber. Hier fand er eine Stange, stützte sie bei dem Fenster, welches das Mädchen ihm bezeichnet hatte, an die Wand, und gelangte auf diese Weise ziemlich leicht hinauf. Das Mädchen aber meinte bei sich selbst, ihre Ehre, um derentwillen sie bis dahin gegen ihren Geliebten ein wenig streng gewesen war, sei nun doch verloren, und sie könne sich wenigstens niemand ergeben, der ihrer würdiger sei, als eben er. Auch hoffte sie ihn zu bewegen, daß er sie mit sich fortführe, und aus allen diesen Gründen hatte sie, mit dem Entschlusse, ihm alles zu gewähren, was er von ihr wünschen könnte, das Fenster offen gelassen, damit er gleich ohne weiteres in das Zimmer gelangen könne.

So schlüpfte denn Gianni leise durch das offene Fenster ins Zimmer, und legte sich sofort zu dem Mädchen, die noch wachte, nieder. Bevor sie jedoch etwas weiteres vornahmen, offenbarte ihm Restituta alle ihre Wünsche und bat ihn auf das inständigste, daß er sie von dort befreien und mit sich hinwegführen möge. Gianni erwiderte ihr darauf, daß ihm selbst nichts erwünschter sein könne, und daß er in keinem Falle ermangeln werde, sobald er sie jetzt verlassen habe, alles auf solche Weise vorzubereiten, daß er sie mit sich führen könne, wenn er das nächste mal wieder zu ihr komme. Nachdem sie diese Verabredungen miteinander getroffen, umarmten sie sich voller Entzücken und genossen das Vergnügen, das Amor selbst durch kein größeres zu überbieten vermag. Einigemale wiederholten sie diese Genüsse, und schliefen endlich, ohne es selbst gewahr zu werden, einer in des andern Armen ein.

Inzwischen erinnerte sich der König an das Mädchen, die ihm gleich beim ersten Anblick besonders wohlgefallen hatte, und beschloß, da er sich wieder vollkommen wohl fühlte, obgleich es schon gegen Morgen war, sich eine Weile mit ihr zu ergötzen. Von einigen seiner Diener begleitet, machte er sich in aller Stille nach der Cuba auf

den Weg, ging in das Wohngebäude, und trat, nachdem er die Thür leise sich hatte eröffnen lassen, mit einer brennenden Wachsfackel in das Zimmer, in dem das Mädchen, wie er wußte, schlief. Gleich beim ersten Blick auf das Bette aber sah er sie, wie sie nackt und schlafend in Gianni's Armen lag.

Im ersten Augenblick war sein Unmuth und sein Zorn über diese Entdeckung so groß, daß wenig daran fehlte, so hätte er, ohne ein Wort zu sagen, beide mit einem Messer, das er bei sich trug, auf der Stelle erstochen. Dann aber überlegte er, wie, zwei Nackende im Schlafe umzubringen, jedermann, geschweige denn einen König, schänden würde, und bezwang sich deshalb, in der Absicht, sie öffentlich und zwar durchs Feuer hinrichten zu lassen. Darauf sagte er zu dem einzigen Begleiter, der bei ihm war: „Was dünkt dir von diesem verworfenen Geschöpfe, auf die ich bisher meine Hoffnung gerichtet hatte?“ Dann frug er ihn weiter, ob er den jungen Menschen kenne, der keck genug gewesen sei, ihm, dem Könige, in seinem eigenen Hause Schimpf und Kränkung zuzufügen. Der Gefragte erwiderte indeß, daß er sich nicht erinnere, ihn jemals gesehen zu haben. Darauf verließ der König in großer Erbitterung das Zimmer, und befahl, daß die beiden Liebenden, nackend, wie sie waren, gefangen und gebunden, und, sobald es heller Tag wäre, nach Palermo geführt würden. Dort solle man sie dann auf dem großen Platze, die Rücken gegeneinander gekehrt, an einen Pfahl binden und, nachdem sie bis zur dritten Stunde den Augen aller in diesem Zustande bloßgestellt worden wären, wie sie es verdient hätten, verbrennen. Nachdem er dies alles angeordnet, kehrte er, noch immer gar zornig, nach Palermo in seine Gemächer zurück. Kaum aber war der König fortgegangen, so fielen die Diener des Königs in Menge über die beiden Liebenden her und erweckten sie nicht allein aus ihrem Schlafe, sondern fingen und banden sie auch alsbald ohne einiges Mitleid.

Wie erschrocken und traurig die Liebenden bei allem dem waren, was sie mit sich geschehen sahen, und wie sehr sie unter Thränen und Wehklagen für ihr Leben zitterten, das erkennt wol jeder, ohne daß ich davon sage. Wie der König befohlen hatte, so wurden sie nach Palermo geführt und auf dem Platze an einen Pfahl gebunden. Dann ward vor ihren Augen Scheiterhaufen und Feuer gerüstet, um sie zu der vom Könige angeordneten Stunde zu verbrennen. Binnen kurzem zog die Neugier, die beiden Liebenden zu sehen, alle palermitaner Männer sowol als Weiber auf jenen Platz. Die Männer strömten herbei, um den Anblick des Mädchens zu genießen, und ebenso, wie sie ihre vollkommene und in allen Theilen gleiche Schönheit priesen, versicherten die Frauen, die alle herbeikamen, um den jungen Mann zu sehen, einstimmig, daß auch er durchaus schön und wohlgebaut sei. Die unglücklichen Liebenden aber standen, beide voller Scham, in steter Erwartung des grausamen Feuertodes mit gesenktem Haupte und beweinten ihr Misgeschick.

Während sie aber noch also bis zur bestimmten Stunde ausgestellt dastanden, und ihr Vergehen von Mund zu Munde ging, gelangte die Nachricht auch zu Ruggieri dell' Oria, einem Manne von unschätzbarer Tapferkeit, der damals Admiral des Königs war. Gleich den übrigen ging auch er an den Platz, wo sie gebunden standen, und beschauete, wie er dort angelangt war, zuerst das Mädchen und lobte ihre Schönheit gar sehr Als er aber darauf den jungen Mann betrachtete, erkannte er ihn mit leichter Mühe, und trat deshalb näher zu ihm heran und frug ihn, ob er Gianni von Procida sei. Wie Gianni das Gesicht erhob und den Admiral erkannte, erwiderte er: „Mein guter Herr, wol war ich der, um den Ihr mich befragt; bald aber werde ich aufgehört haben, es zu sein.“ Darauf frug ihn der Admiral, was ihn denn in solche Lage gebracht habe, und Gianni antwortete ihm: „Die Liebe und des Königs Zorn.“

Der Admiral ließ sich die ganze Geschichte ausführlicher erzählen, und wollte, wie er alles gehört hatte, von dannen gehen; Gianni aber rief ihn zurück und sagte ihm: „Ach, mein werther Herr, wenn es Euch möglich ist, so erwirkt mir Eine Gnade von dem, um dessentwillen ich also hier stehen muß.“ Ruggieri frug, was denn für eine? Gianni aber antwortete: „Ich sehe wohl, daß ich hier und binnen kurzem sterben muß. Nun erbitte ich mir aber zur Gnade, daß, ebenso wie ich jetzt mit dem Rücken gegen das Mädchen gewandt bin, die ich mehr als mein Leben geliebt habe, und sie mich nicht minder, wir mit den Gesichtern gegeneinander gekehrt werden mögen, auf daß ich noch im Tode in dem Anblick ihrer Züge Trost und Frieden finden möge.“ Ruggieri erwiderte lächelnd: „Das will ich gern thun und will es schon dahin bringen, daß du sie noch bis zum Ueberdrusse sehen sollst.“ Damit verließ er ihn, uud gebot denjenigen, die beauftragt waren, jene Hinrichtung ins Werk zu setzen, daß sie, bevor nicht neue Befehle vom Könige einträfen, nichts weiteres thun sollten.

Dann aber ging er geradeswegs zum Könige und scheute sich nicht, so sehr er ihn auch erzürnt sah, ihm über das, was er soeben erfahren hatte, unverhohlen seine Meinung zu sagen. „Mein König“, begann er, „wodurch hat das junge Paar, das auf deinen Befehl dort unten auf dem Platze verbrannt werden soll, dich beleidigt?“ Der König gab ihm Auskunft, und Ruggieri fuhr darauf also fort: „Das Vergehen, dessen sie sich schuldig gemacht, verdient allerdings solche Ahndung, nicht aber von dir; denn, wie den Missethaten Strafen gebühren, so auch den Wohlthaten Belohnungen; von Gnade und von Erbarmen gar nicht einmal zu reden. Weißt du denn auch, wer die beiden sind, die du willst verbrennen lassen?“ „Nein“, erwiderte der König. „So sollst du es denn erfahren, sagte Ruggieri darauf, „damit du erkennen mögest, wie wohlgethan es war, von den Aufwallungen

deines Zornes solchergestalt dich hinreißen zu lassen. Der junge Mann ist ein Sohn des Landolfo von Procida, der selbst ein leiblicher Bruder eben des Messer Gian von Procida ist, durch dessen Hülfe du König dieser Insel bist. Das junge Mädchen aber ist eine Tochter des Marin Bolgaro, dessen Ansehen du es allein zu danken hast, wenn deine Herrschaft über Ischia noch anerkannt wird. Ueberdies sind das ein Paar junge Leute, die schon seit lange einander lieben, und nur von der Gewalt der Liebe bezwungen, keineswegs aber um deine Majestät zu kränken, sich jenes Vergehens (wenn anders ein Vergehen genannt werden kann, wozu die Liebe junge Leute führt) schuldig gemacht haben. Warum also schickst du die zum Tode, die du mit erlesenen Aufmerksamkeiten und Geschenken ehren solltest?"

Wie der König diese Rede vernahm und deutlich erkannte, daß Ruggieri die Wahrheit sagte, stellte er nicht nur sein grausames Verfahren ein, sondern bereute auch, was er bis dahin gethan hatte. Alsbald befahl er, daß die beiden jungen Leute vom Pfahle losgebunden und vor ihn gebracht werden sollten; und so geschah es. Dann aber dachte er darauf, wie er, da ihm nun alle ihre Umstände bekannt geworden waren, durch Ehrenbezeigungen und Geschenke das ihnen angethane Unrecht wieder gutmachen könnte. Zu dem Ende ließ er sie zunächst auf das anständigste wieder bekleiden, und feierte dann, da er hörte, daß beide in ihren Wünschen übereinstimmten, die Verlobung zwischen Gianni und dem jungen Mädchen. Doch erst als er ihnen auch noch prachtvolle Geschenke gegeben hatte, schickte er sie zu ihrer großen Zufriedenheit in ihre Heimat zurück, in der sie mit lautem Jubel empfangen wurden, und dann noch lange in Lust und Freuden miteinander lebten.

Siebente Geschichte.

Theodor verliebt sich in Violante, die Tochter seines Herrn, des Messer Amerigo, schwängert sie und wird deshalb zum Strange verurtheilt. Während er aber mit Geiselhieben zur Hinrichtung geführt wird, erkennt und befreit ihn sein Vater, und er heirathet Violante.

Als die Damen, die mit Bangigkeit erwartet hatten, ob die beiden Liebenden verbrannt werden würden, oder nicht, vernahmen, daß sie gerettet worden seien, dankten sie Gott dafür und freuten sich alle. Die Königin aber übertrug, als die Geschichte geendet war, Lauretta die Pflicht, weiter zu erzählen, und diese begann fröhlichen Muthes also:

Schöne Damen, zu der Zeit, als der gute König Wilhelm Sicilien beherrschte, wohnte auf jener Insel ein Edelmann, namens Amerigo Abate von Trapani, der unter andern zeitlichen Gütern auch mit Kindern reichlich gesegnet war. Weil er nun deshalb einer zahlreichen Dienerschaft bedurfte, kaufte er, als eines Tags genuesische Korsaren auf ihren Galeeren aus der Levante zurückkamen, wo sie, an den Küsten Armeniens kreuzend, viele Kinder gefangen hatten, einige von diesen, indem er sie für Türken hielt.

Unter ihnen befand sich aber ein Knabe, namens Theodor, der, während alle übrigen Hirtenkinder zu sein schienen, sich durch ein vornehmeres und adeliches Aussehen von ihnen unterschied. Wie dieser mit der Zeit älter wurde, wuchs er, obgleich er für einen Knecht galt, dennoch im Hause mit des Messer Amerigo Kindern auf,

und nahm dabei, mehr von seiner innern Natur, als von der Lage, in welche der Zufall ihn versetzt hatte, geleitet, ein so gefälliges Betragen und so gute Sitten an, daß Messer Amerigo ihn wegen des Wohlgefallens, das er an ihm fand, aus der Knechtschaft freiließ. Dann ließ er ihn auch, in der Voraussetzung, daß er ein Türke sei, auf den Namen Pietro taufen, machte ihn zu seinem Haushofmeister und vertraute ihm vollkommen.

Während aber die übrigen Kinder des Messer Amerigo heranwuchsen, kam auch eine seiner Töchter, die Violante genannt ward und ein gar schönes und zierliches Mädchen war, zur Reife, und da der Vater eine Weile anstand, sie zu verheirathen, wollte der Zufall, daß sie sich in Pietro verliebte. So sehr sie ihn aber auch liebte und so hohe Meinung sie von seinen Sitten und seiner Tapferkeit hegte, so scheute sie sich dennoch, ihre Neigung ihm zu offenbaren.

Binnen kurzem indeß that Amor es an ihrer Stelle. Denn nachdem auch Pietro sie einigemal aufmerksamer betrachtet, hatte er sich ebenfalls solchergestalt in sie verliebt, daß er sich unglücklich fühlte, solange er nicht mit ihr zusammen war; auch er aber fürchtete sich, daß irgendjemand diese Liebe, die er selbst für eine unerlaubte hielt, gewahr werde. Das Mädchen jedoch errieth, weil sie ihn lieb hatte, bald seine Gesinnung, und um ihm Muth zu machen, zeigte sie sich, wie sie es auch wirklich war, über seine Aufmerksamkeiten ausnehmend erfreut. Dennoch währte es lange Zeit, daß sie beide, so großes Verlangen sie auch danach trugen, sich nicht getrauten, das Mindeste über ihre Neigung zueinander zu sagen. Endlich wußte das Ohngefähr, während sie fortwährend beide gleichmäßig in den Flammen der Liebe entbrannt, sich verzehrten, als wenn es alle Umstände absichtlich zu dem Ende herbeigeführt hätte, Mittel und Wege zu finden, durch welche sie über die scheue Furcht, die sie befangen machte, hinwegkamen.

Messer Amerigo hatte, kaum eine Miglie von der Stadt entfernt, eine gar schöne Besitzung, welche seine Frau mit ihrer Tochter und mit andern Damen oft zu ihrer Erholung zu besuchen pflegte. Als sie nun eines Tages, wo sie den Pietro mit sich genommen hatten, hier verweilten, traf es sich, wie wir es häufig im Sommer geschehen sehen, daß der Himmel sich plötzlich mit finstern Wolken umzog. Um von dem Unwetter nicht dort draußen überfallen zu werden, machte die Dame sich mit ihrer Gesellschaft sogleich und so eilig, als sie nur konnten, auf den Rückweg nach Trapani. Pietro aber und das Mädchen überholten, weil sie beide jung waren, die Mutter und die andern Gefährtinnen, die bei ihr blieben, um vieles, und vielleicht war es ebenso wol als die Furcht vor dem Gewitter, die Liebe, welche ihre Schritte beflügelte.

Schon mochten die beiden jungen Leute vor der übrigen Gesellschaft so weit voraus sein, daß sie kaum mehr gesehen werden konnten, als es so heftig zu donnern und so dichter und schwerer Hagel zu fallen begann, daß die Dame mit ihrer Begleitung nur eben noch im Stande war, sich in das Haus eines Landmanns zu flüchten. Pietro und das Mädchen aber suchten, weil sie in der Eile keinen andern Zufluchtsort finden konnten, in einem alten und fast ganz verfallenen Hause, das von niemand mehr bewohnt wurde, Schutz. Das Dach dieses Hauses war so beschädigt, daß nur ein kleiner Theil davon noch vorhanden war und die beiden jungen Leute, die sich unter diesen Rest flüchteten, durch die Enge dieses geschützten Raumes einander zu berühren genöthigt wurden.

So nahe Berührung ermuthigte die Liebenden, sich ihre liebevollen Wünsche zu gestehen, und Pietro begann zuerst: „Wollte nur Gott, daß dieser Hagel nie ein Ende nähme, wenn ich, solange er dauert, so wie jetzt bleiben dürfte.“ „Ach, das wär' ich wol auch zufrieden“, sagte darauf das Mädchen; und von solchen Reden gingen sie

dazu über, einander bei der Hand zu nehmen und zu drücken, dann umarmten, dann küßten sie sich und derweilen hagelte es noch immer fort. Um aber nicht alles einzeln zu erzählen, sage ich nur, daß das Wetter sich nicht so bald aufgeheitert hatte, als sie sich bereits gegenseitig die höchsten Freuden der Liebe kennen gelehrt und auch schon verabredet hatten, wie sie in Zukunft heimlich miteinander sich erfreuen wollten.

Inzwischen verzog sich das schlechte Wetter; die beiden jungen Leute aber warteten am Eingange der Stadt, bis wohin sie nicht mehr weit hatten, die Mutter ab, und gingen dann mit ihr nach Hause. Hier kamen sie später unter wohlgetroffenen Vorsichtsmaßregeln und zu ihrer großen Lust mehr als einmal ganz im Verborgenen zusammen, und so geschah es am Ende, daß das Mädchen schwanger ward. Freilich war das beiden Theilen nichts weniger als lieb, weshalb sie es denn auch nicht an allerhand Mitteln fehlen ließen, damit Violante gegen die Ordnung der Natur ihrer Leibesfrucht ledig werde; doch alles blieb umsonst. Da glaubte sich nun Pietro seines Lebens nicht mehr sicher und sagte seiner Geliebten, daß er zu fliehen gedenke. Sie aber antwortete ihm: „Wenn du mich verläßest, so thue ich mir wahrhaftig ein Leides an." Pietro war dem Mädchen von ganzer Seele gut und sagte: „Liebes Herz, wie kannst du nur wollen, daß ich bleiben soll? Deine Schwangerschaft wird unsern Fehltritt ans Licht bringen. Du erhältst dann wol leicht Vergebung, ich Armer aber werde zugleich für deine und für meine Schuld die Buße tragen müssen." Das Mädchen erwiderte: „Pietro, mein Vergehen, das wird freilich an den Tag kommen; das deinige aber, verlasse dich darauf, das soll gewiß niemand erfahren, dem du es nicht selbst sagst." „Wohlan denn", entgegnete Pietro, „weil du mir das gelobst, so will ich bleiben; denke mir aber an dein Versprechen."

Obgleich nun das arme Mädchen ihren Zustand so-

lange es nur immer möglich gewesen, verborgen gehalten hatte, so fühlte sie doch am Ende selbst, wie das Anschwellen ihres Leibes fernere Heimlichkeit unmöglich machte, und gestand eines Tages unter tausend Thränen und Bitten, Erbarmen mit ihr zu haben, ihrer Mutter den Zustand, in dem sie sich befand. Die Mutter kannte sich kaum vor Zorn, und verlangte mit den härtesten Worten, daß sie ihr gestehen solle, wie alles sich zugetragen. Um indeß ihrem Pietro keine Ungelegenheiten zu bereiten, erfand das Mädchen sich eine Fabel, die sie der guten Dame anstatt der Wahrheit aufband. Diese glaubte auch wirklich, was ihr erzählt ward, und schickte die Tochter, um ihren Fehltritt geheim zu halten, fort auf eines ihrer Güter.

Wie nun aber die Zeit der Niederkunft herangekommen war, und die Wöchnerin nach Weiberart eben in den Wehen schrie, traf es sich, daß, wo die Mutter es sich am wenigsten versah, Messer Amerigo, der dies Landhaus bis dahin fast noch niemals besucht hatte, auf der Heimkehr vom Vogelstellen an dem Zimmer vorüberritt, wo seine Tochter kreißend lag, und voll Erstaunen über ihr Geschrei, plötzlich eintrat, um nach der Ursache zu fragen. Als die Mutter sich so von ihrem Manne überrascht sah, erhob sie sich betroffen und erzählte ihm, was sich mit ihrer Tochter zugetragen. Messer Amerigo aber antwortete, minder leichtgläubig als seine Frau gewesen war, das könne nicht an dem sein, daß das Mädchen nicht wissen sollte, von wem sie schwanger sei. Er verlange durchaus die Wahrheit zu wissen, aufrichtiges Bekenntniß sei das einzige Mittel zur Verzeihung; ohne das könne sie sicher sein, daß sie ohne Barmherzigkeit sterben müsse. Zwar gab die Mutter sich alle Mühe, ihrem Manne die Fabel, die sie ihm erzählt hatte, einzureden, doch half ihr das zu nichts. Vielmehr stürzte er im höchsten Zorne mit bloßem Degen über das Mädchen her, die, während die Mutter ihn noch mit Worten hingehalten,

von einem Knaben entbunden worden war, und rief: „Gestehe, wer des Kindes Vater ist, oder stirb auf der Stelle!" Da machte die Todesfurcht Violante wortbrüchig gegen ihren Pietro, und sie bekannte alles, was unter ihnen beiden vorgefallen war.

Der Ritter gerieth über diesen Bericht in so unmäßige Wuth, daß er sich kaum enthalten konnte, die Tochter umzubringen. Als er ihr aber alles gesagt hatte, was der Zorn ihm eingab, ritt er eilig nach Trapani zurück und verklagte den Pietro bei Messer Currado, dem königlichen Hauptmanne, wegen des Schimpfes, den jener ihm angethan. Der Hauptmann ließ Pietro, der sich nichts dergleichen versah, alsbald gefangen nehmen und brachte ihn auf der Folter schnell zum völligen Geständniß, worauf er nach wenig Tagen verurtheilt ward, erst durch die ganze Stadt gepeitscht und dann gehangen zu werden.

Damit nun dieselbe Stunde dem Leben der beiden Liebenden und dem ihres Kindes ein Ende mache, mischte Messer Amerigo, dessen Zorn durch das Todesurtheil, das er dem Pietro bereitet, noch nicht abgekühlt war, Gift und Wein in einem Becher zusammen. Dann gab er ihn nebst einem blanken Messer und mit folgenden Worten einem seiner Diener: „Geh mit diesen Dingen zur Violante und sag' ihr von meinetwegen, sie solle sich schnell zu einer von den beiden Todesarten, Dolch oder Gift, entschließen, widrigenfalls würde ich sie, wie sie es verdient hat, angesichts aller Einwohner unserer Stadt verbrennen lassen. Wenn du das besorgt hast, so nimm den Jungen, den sie vor wenig Tagen zur Welt gebracht, schleudere ihn mit dem Hirnschädel an die Wand und wirf ihn dann den Hunden zum Fraße vor." Diesen grausamen Befehl des lieblosen Vaters nahm der Diener nicht eben mit mildern Gesinnungen entgegen und machte sich auf den Weg.

Während inzwischen der zum Tode verurtheilte Pietro zum Galgen gepeitscht ward, kam er, weil die Henkersknechte, die an der Spitze des Zuges standen, ihn zufällig

also führten, vor einem Gasthause vorüber, in welchem drei Edelleute aus Armenien wohnten. Es waren nämlich diese drei von dem Könige von Armenien als Gesandte nach Rom geschickt, um mit dem Papste wichtige Angelegenheiten wegen eines neu zu unternehmenden Kreuzzugs zu verhandeln. Jetzt aber hatten sie sich einige Tage lang in Trapani verweilt, um sich auszuruhen und zu stärken, und waren von den vornehmern Einwohnern der Stadt, besonders aber von Messer Amerigo, auf das ehrenvollste aufgenommen und bewirthet worden.

Als die drei Edelleute den Zug vorübergehen hörten, in dem Pietro gebracht ward, traten sie ans Fenster, um zuzusehen. Pietro war vom Gürtel an völlig entkleidet und hatte die Hände auf den Rücken gebunden, und so konnte denn der eine dieser drei Abgesandten, der Phineus hieß und ein bejahrter Mann von großem Ansehen war, deutlich auf des jungen Mannes Brust einen großen brennend rothen Fleck wahrnehmen, der nicht von vorübergehender Färbung herrührte, sondern von Natur der Haut selbst inwohnte und mit andern Worten ein Muttermal war, wie wir es zu nennen pflegen. Beim ersten Anblick dieses Males gedachte Phineus sogleich seines Sohnes, der ihm nun bereits vor funfzehn Jahren an dem Strande von Lajazzo durch die Korsaren geraubt worden war, ohne daß er je weitere Nachricht von ihm erhalten hätte; und wenn er das Alter des Unglücklichen, der da gepeitscht ward, überschlug, so däuchte es ihm, daß sein Sohn, wenn er noch am Leben wäre, jetzt in denselben Jahren sein müßte. Dies alles bestärkte ihn in der Vermuthung, die jenes Mal zuerst in ihm erregt hatte; weil er aber dafür hielt, daß, wenn es wirklich sein Sohn sei, dieser sich gewiß seines eigenen sowol als des väterlichen Namens und der armenischen Sprache erinnern werde, so rief er, als der Verurtheilte ihm ganz nahe gekommen war: „Theodor!" Kaum hatte Pietro diesen Namen vernommen, so blickte er auf; Phineus aber frug ihn auf Ar-

menisch: „Woher stammst du und von welchem Vater?“ Die Gerichtsdiener hielten aus Rücksicht für den angesehenen Frager inne, sodaß Pietro antworten konnte: „Ich stamme aus Armenien, mein Vater hieß mit Namen Phineus, und als kleines Kind ward ich, von was für Volke weiß ich nicht, hierhergeschleppt.“

Als Phineus diese Antwort vernahm, erkannte er in dem jungen Manne zuverlässig den einst verlorenen Sohn. Sofort eilte er weinend mit seinen Gefährten die Treppe hinab und umarmte sein Kind mitten unter den Henkersknechten. Dann aber hüllte er ihn in den Mantel von kostbarem Stoff, mit dem er selbst bekleidet war, und bat den Schergen, der ihn zum Tode führen sollte, daß er ihm zu Liebe so lange verziehen möge, bis ihm befohlen würde, den Verurtheilten weiter zu führen. Der Gerichtsdiener war gern bereit zu verziehen; Phineus aber, der schon zuvor durch das Gerücht, das sich über die ganze Stadt verbreitet, erfahren hatte, um welcher Ursache willen der junge Mann zum Tode geführt werde, begab sich eilig mit seinen Gefährten und ihrer ganzen Dienerschaft zu Messer Currado und sprach zu ihm also: „Herr, der Mensch, den Ihr da als einen Knecht zum Tode schickt, ist ein freier Mann und ist mein Sohn. Auch ist er gern bereit, das Mädchen, die er, wie man sagt, ihrer Jungfrauschaft beraubt hat, zu seiner Frau zu nehmen. Wollet denn also die Hinrichtung so lange verschieben lassen, bis man Erkundigung eingezogen haben wird, ob das Mädchen ihn zum Manne haben will. Denn, weigertet Ihr Euch dieser Zögerung, und sie erklärte sich nachher bereit, so hättet Ihr den Gesetzen zuwidergehandelt.“

Die Nachricht, daß der Verurtheilte ein Sohn des Phineus sei, überraschte Messer Currado nicht wenig, und er schämte sich, daß der Zufall ihn einen so harten Spruch hatte thun lassen. Da er aber gestehen mußte, daß Phineus in dem, was er behauptete, recht habe, hieß er ihn sogleich nach Hause gehen und berichtete dann dem Messer

Amerigo, den er inzwischen zu sich berufen, was er soeben erfahren. Messer Amerigo, der nicht anders glaubte, als Tochter und Enkel seien schon umgebracht, bereute seine Grausamkeit über alle maßen, denn es leuchtete ihm wohl ein, daß ohne jenen Mord alles Geschehene wieder hätte gutgemacht werden können. Nichtsdestoweniger sandte er in größter Eile hinaus zu der Tochter, damit seine Befehle, wenn es anders nicht schon zu spät sei, nicht mehr vollzogen werden sollten. Der Bote fand den Diener, den Messer Amerigo zuvor hinausgesandt, wie er Violanten, die sich nicht sobald hatte entschließen können, zwischen Gift und Dolch, welche er vor sie hingestellt hatte, zu wählen, die härtesten Dinge sagte, und mit Gewalt sie nöthigen wollte, mit dem einen von beiden ihrem Leben ein Ende zu machen. Kaum aber hatte er nun den Willen seines Herrn vernommen, so ließ er das Mädchen in Ruhe und kehrte zu jenem zurück, um ihm über den Hergang der Sache Bericht zu erstatten.

Voller Freuden über diese Kunde suchte Messer Amerigo alsbald den Phineus auf, entschuldigte sich fast unter Thränen, so gut er es nur wußte und konnte, wegen des Geschehenen, und versicherte, daß, wenn Theodor seine Tochter zur Frau nehmen wolle, er gern bereit sei, sie ihm zu geben. Phineus nahm jene Entschuldigungen willig auf, und erwiderte dann: „Meine Meinung ist, daß mein Sohn Eure Tochter zur Frau nehmen soll, und daß, im Fall er es nicht thun wollte, das über ihn gefällte Urtheil vollstreckt werden müßte."

Nachdem auf solche Weise Phineus und Messer Amerigo übereingekommen waren, frugen sie den Theodor, welcher noch zugleich vor Todesfurcht zitterte und sich freute, den Vater wiedergefunden zu haben, was er in jener Angelegenheit zu thun gedenke. Als dieser vernahm, daß Violante, wenn er wolle, nun seine Frau werden würde, war seine Freude so groß, daß es ihm nicht anders dünkte, als sei er aus der Hölle ins Paradies gesprungen,

und sie beide versicherte, wenn sie es nur zufrieden seien, werde es für ihn das größte Glück sein.

Ebenso schickte man zu Violante, um ihren Willen zu erfahren, und als diese, die in beispielloser Traurigkeit nichts als den Tod vor Augen sah, vernahm, was sich mit Theodor zugetragen, und was ferner noch in Erfüllung gehen solle, maß sie den Worten erst nach geraumer Zeit einigen Glauben bei und konnte sich doch nur halb freuen. Dann aber sagte sie, wenn ihre Wünsche wahr werden sollten, könne sie freilich nichts glücklicher machen, als Theodor's Frau zu sein. In allem Falle aber werde sie thun, was ihr Vater befehle.

So wurde denn des Mädchens Verlobung mit allgemeiner Einstimmung gefeiert und dabei zu großer Freude der Einwohner von Trapani glänzende Festlichkeit angerichtet. Violante ward ihres Lebens wieder froh und ließ ihren Knaben von einer Amme stillen, und so dauerte es auch nicht lange, daß sie wieder schöner ward als je zuvor.

Als die Zeit ihrer Wochen vorüber und auch Phineus von Rom wieder zurückgekehrt war, bezeigte sie ihm alle Ehrfurcht, die einem Vater gebührt. Er aber feierte, hocherfreut über eine so schöne Schwiegertochter, unter Jubel und Festlichkeiten ihre Hochzeit, und nahm sie damals und fernerhin gleich einer eigenen Tochter an. Wenige Tage darauf bestieg er mit dem Sohne, mit ihr und dem kleinen Enkel eine Galeere, auf der sie glücklich insgesammt in Lajazzo anlangten und die beiden Liebenden, solange sie am Leben blieben, ruhig und friedlich sich aneinander erfreuten.

Achte Geschichte.

Nastagio degli Onesti bewirbt sich um die Liebe einer Dame aus dem Hause Traversari, und bringt, ohne Gegenliebe zu finden, dabei sein ganzes Vermögen durch. Auf die Bitten der Seinigen geht er eines Tags nach Chiassi und sieht daselbst, wie ein junges Mädchen von einem Ritter gejagt, getödtet und dann von zweien Hunden gefressen wird. Darauf ladet er seine Familie sowol als die der Dame zu einem Mittagsessen dorthin, und der Anblick des zerfleischten Mädchens und die Furcht vor ähnlichem Schicksal erschrecken die Spröde so sehr, daß sie den Nastagio zum Manne nimmt.

Als Laurette schwieg, hub Philomela auf der Königin Geheiß also zu reden an: Nicht minder, ihr holden Damen, als mitleidige Gesinnung an uns gelobt wird, ahndet die göttliche Gerechtigkeit die grausame auf das strengste, wo sie dergleichen unter uns antrifft. Um euch davon ein Beispiel zu geben, und dadurch euch zu bewegen, daß ihr der Hartherzigkeit völlig entsagt, bin ich gesonnen, euch eine Geschichte zu erzählen, die nicht weniger euer Mitgefühl erwecken als euch ergötzen wird.

In Ravenna, einer uralten Stadt der Romagna, lebten einst adeliche und vornehme Leute in Menge, unter welchen ein junger Mann, namens Nastagio degli Onesti, durch den Tod seines Vaters und eines Onkels über die maßen vermögend geworden war. Dieser nun verliebte sich, da er unverheirathet war, wie den jungen Leuten zu geschehen pflegt, in die Tochter des Messer Paolo Traversari, und hoffte deren Gunst, obgleich ihre Familie von

viel älterm und besserm Geschlechte war, als die seinige, durch seine Bemühungen, ihr zu dienen, dennoch allmählich zu gewinnen. Wie unermüdlich, lobenswerth und großartig diese letztern aber auch waren, nützten sie ihm nicht allein nichts, sondern es schien vielmehr, als ob sie ihm Schaden brächten, so hart, so unfreundlich und widerwillig bewies sich ihm das geliebte Mädchen, die vielleicht um ihrer vorzüglichen Schönheit oder um ihres Adels willen so hochmüthig und ungefüge geworden, daß sie weder ihn, noch was ihm irgend lieb war, leiden mochte. Diese Gesinnung der Geliebten wußte Nastagio so wenig zu ertragen, daß er nach vielen Klagen mehr als einmal im Begriff war, vor Schmerz sich das Leben zu nehmen. Wenn er sich aber dennoch solch einer That enthielt, so setzte er dann sich oftmals vor, jene Spröde völlig aufzugeben, oder wo möglich sie ebenso zu hassen, wie er von ihr gehaßt ward. Alle diese Vorsätze indeß blieben eitel, denn es war nicht anders, als ob seine Liebe um so mehr wüchse, je mehr die Hoffnung verschwand.

Wenn nun der junge Mann auf solche Weise beharrlich seine Liebe verfolgte, und in seinen übermäßigen Ausgaben fortfuhr, dünkte es einigen seiner Angehörigen und Freunde, daß er dabei sich selbst und sein Vermögen bald verzehrt haben werde. Deshalb riethen sie ihm mehrmals, und baten ihn, daß er Ravenna verlassen und auf einige Zeit an irgendeinem andern Orte sich aufhalten möge, weil, wie sie meinten, auf solche Weise seine Liebe sowol als seine Ausgaben abnehmen würden. Nastagio spottete zwar öfters über diesen Rath; da er aber auf ihre vielen Ermahnungen doch nicht füglich immer mit nein antworten konnte, sagte er es ihnen endlich zu, und ließ auch in der That nicht geringere Reisevorkehrungen treffen, als ob er nach Frankreich, Spanien oder sonst einem entfernten Lande hätte ziehen wollen. Als er dann aber zu Pferde gestiegen war, und, begleitet von seinen zahlreichen Freunden, Ravenna verlassen hatte, ritt er nach

Chiassi, einem vielleicht drei Miglien von der Stadt entlegenen Orte, ließ Gezelte mancher Art herbeibringen und aufschlagen, und erklärte denen, die ihm das Geleit gegeben, daß sie, weil er hier zu weilen gesonnen sei, nach Ravenna heimkehren möchten.

Unter diesen Zelten nun führte Nastagio wieder ein ebenso glänzendes und herrliches Leben als je zuvor, und lud nach alter Gewohnheit bald diese und bald jene zum Mittag= oder zum Abendessen. Eines Tages aber, ziemlich um den Anfang des Maimonats und bei wunderschönem Wetter, geschah es, daß Nastagio, ganz in Gedanken an die grausame Geliebte versunken, um ungestörter seinem Trübsinn nachhängen zu können, allen seinen Leuten ihn allein zu lassen befahl, und in solcher Weise ohne Zweck und Ziel umherirrend, bis zum großen Pinienwalde gelangte.

Schon war die Mittagsstunde ziemlich herangekommen und Nastagio hatte sich, unbekümmert um Speise, Trank und andere Dinge, wol eine halbe Miglie in den Wald vertieft, als das laute Weinen und das verzweifelte Wehklagen eines Weibes, die er zu vernehmen glaubte, ihn plötzlich aus seinen süßen Träumereien schreckten. Als er nun aufblickte, ward er nicht allein zu seinem Erstaunen gewahr, daß er mitten im Pinienhaine sei, sondern er sah nach wenig Augenblicken auch, wie gerade vor ihm aus einem dicht verwachsenen Gebüsch von Strauchwerk und Dornen hervor ein wunderschönes nacktes Mädchen, mit fliegenden Haaren und von Stacheln und Aesten zerkratztem Leibe, im vollen Lauf, unter lautem Weinen und Rufen um Gnade, der Stelle zueilte, an der er sich befand. Zu beiden Seiten folgten ihr zwei riesenmäßige und wüthende Jagdhunde auf der Ferse, und packten sie oft und unbarmherzig, wo sie zukamen; hinterher aber jagte auf schwarzem Pferde und in dunkler Rüstung ein Ritter, dessen Gesicht vor Zorn glühte, den Degen in der Faust, und drohte mit entsetzlichen, schmähenden Worten, sie zu morden.

Nastagio wurde bei diesem Anblick zugleich von Staunen und Abscheu ergriffen; dann aber erregte das Mitleiden mit dem unglücklichen Weibe den Wunsch in ihm, wenn er es irgend vermöchte, ihre Qualen zu endigen und sie dem Tode zu entreißen. In Ermangelung der Waffen griff er zu einem Baumast, mit dem er, statt eines Stockes, den Hunden und dem Ritter entgegenging. Der Ritter aber rief ihm, sobald er dies gewahr ward, von weitem zu: „Laß ab, Nastagio, und überlasse mir und meinen Hunden, daß wir vollbringen, was dies ruchlose Weib verdient hat.“ Und als er so gesprochen, packten die Hunde das Mädchen aus aller Kraft in die Weichen und hielten sie fest; während aber der Ritter hinzukam und vom Pferde sprang, trat auch Nastagio heran, und sagte: „Wenn ich gleich nicht weiß, wer du bist, der du mich so wohl zu kennen scheinst, so kann ich dir doch soviel sagen, daß es eine höchst schmähliche That ist, wenn ein gewaffneter Ritter ein nackendes Weib ermorden will und sie von den Hunden packen läßt, als wäre sie ein wildes Thier; darum werde ich sie vertheidigen, solange ich irgend kann.“

Darauf erwiderte der Ritter: „Nastagio, ich stammte mit dir aus einer Stadt, und du warst noch ein kleines Kind, als ich, den man Messer Guido degli Anastagi nannte, in dies Mädchen hier wahrlich noch viel verliebter war, als du jetzt in die Traversari bist. Ihr Hochmuth aber und ihre Härte stürzten mich in solches Unglück, daß ich endlich mit dem Degen, den du hier in meiner Hand siehst, mich als ein Verzweifelter entleibte, und deshalb zu den ewigen Qualen verdammt bin. Nicht lange Zeit verging darauf, so starb auch sie, die sich unmäßig über meinen Tod gefreut hatte, und ward und ist wegen der Sünde ihrer Hartherzigkeit und der Lust an meinen Martern, welche sie, im Wahne, nichts Ungerechtes, sondern Verdienstliches gethan zu haben, nie bereute, gleichfalls zu den Strafen der Hölle verurtheilt. Als sie nun dort-

hin gelangte, wurde ihr und mir zur Strafe auferlegt, daß sie vor mir fliehen, ich aber sie, die sonst so heiß geliebte, nicht wie den Gegenstand meiner Liebe, sondern wie meine Todfeindin verfolgen muß. So oft ich sie alsdann erreiche, so oft durchbohre ich sie mit diesem selben Degen, mit dem ich einst mich umgebracht, öffne, wie du sogleich gewahren wirst, mit dem Messer ihr die Seite, reiße das harte, kalte Herz, in das weder Liebe noch Mitleiden den Eingang zu finden wußten, sammt den übrigen Eingeweiden aus ihrem Leibe, und werfe es den Hunden hier zum Fraße vor. Dann vergehn nur wenig Augenblicke und sie ersteht, nach Gottes gerechtem Rathschluß, durch seine Allmacht nicht anders vom Boden, als ob sie nie getödtet wäre, und alsbald beginnen die klägliche Flucht und die Verfolgung durch mich und die Hunde von neuem. Da geschieht es denn, daß ich jeden Freitag um die jetzige Stunde an diesem Platz sie einhole, und, so wie du sehn wirst, mishandle; doch wähne ja nicht, daß wir die andern Tage ruhen, sondern wisse, daß ich sie dann auf andern Punkten, an denen sie Grausamkeiten gegen mich ersann oder vollführte, verfolge und erreiche. Weil ich nun aus einem zärtlich Liebenden ihr Feind geworden bin, muß ich ebenso viel Jahre sie in dieser Weise verfolgen, als sie monatelang hartherzig gegen mich gewesen ist. Laß mich also den Befehl der göttlichen Gerechtigkeit vollziehen, und versuche keinen Widerstand gegen das, was du nicht hindern kannst."

Von diesen Worten ganz verschüchtert, trat Nastagio, dem sich jedes Haar am Leibe sträubte, die Augen auf das unglückliche Mädchen gewendet, zurück, und harrte angstvoll, was der Ritter vornehmen werde. Dieser aber stürzte beim Ende seiner Rede gleich einem wüthenden Hunde auf das Mädchen los, welche, von den zwei Rüden festgehalten, auf ihren Knien um Gnade rief, und stieß ihr mit aller Macht den Degen, den er in der Hand hielt, mitten durch die Brust, daß er zum Rücken wieder

herausfuhr. Weinend und winselnd fiel die Aermste von diesem Stoß zu Boden; der Ritter aber griff zu einem Messer, klappte es auf und öffnete jener damit die Seite. Dann weidete er ihr das Herz und was um dieses her lag, aus, und warf es den Hunden vor, die es heißhungerig verschlangen. Wieder aber dauerte es nicht lange, so erhob sich das Mädchen, als sei nichts von dem allen geschehen, und begann nach der Richtung des Meeres ihre Flucht aufs neue. Hinter ihr her stürmten abermals die Hunde, die nicht abließen, sie zu zerfleischen. Auch der Ritter saß, den Degen in der Faust, wieder zu Pferde, und so schnell stürmten Flucht und Verfolgung dahin, daß nach wenig Augenblicken Nastagio nichts mehr von allem gewahr ward.

Noch lange, nachdem dies Schauspiel an ihm vorübergezogen war, weilte er zwischen Mitleiden und Furcht getheilt; dann aber gedachte er plötzlich, wie dies Ereigniß, da es alle Freitage sich wiederhole, geeignet sei, in seinen Wünschen ihn wesentlich zu fördern. Drum merkte er sich die Stelle, und ließ, zu seinem gewöhnlichen Aufenthalte heimgekehrt, mehrere seiner Angehörigen und Freunde aus Ravenna zu sich entbieten. „Wohlan", sagte er zu ihnen, als sie gekommen waren, „schon lange seid ihr in mich gedrungen, daß ich von der Liebe zu jener meiner Feindin ablassen und in meinen übermäßigen Ausgaben einhalten möge. Jetzt bin ich bereit, es zu thun; jedoch unter der Bedingung, daß ihr zuvor noch Messer Paolo Traversari dazu bewegt, in Begleitung seiner Frau und Tochter und aller ihrer Verwandtinnen am nächsten Freitag mit euch und den andern Damen, die ihr wählen möget, das Mittagsessen hier bei mir einzunehmen. — Warum ich dies verlange, werdet ihr alsdann erfahren." Jene achteten dies Begehren für kein großes, und luden, nach Ravenna zurückgekehrt, als es ihnen an der Zeit schien, die im voraus verabredeten Personen. War es nun auch nichts Leichtes, das von Nastagio geliebte Mäd-

chen zur Einwilligung und Theilnahme zu bestimmen, so kam sie doch mit den übrigen zum Feste.

Nastagio ließ verschwenderisch zum Mittagsmahle herrichten, und die Tafeln unter den Pinienbäumen rings um die Stelle ordnen, wo er die Strafe des hartherzigen Weibes mitangesehen hatte. Dann wies er Männern und Frauen ihre Plätze an, wobei er den Sitz seiner Geliebten so gewählt hatte, daß der Fleck, an dem er die Wiederholung jenes Schauspiels erwartete, ihr gerade gegenüber war.

Schon war man bis zum letzten Gerichte gediehen, als das Geschrei des gejagten Mädchens zu aller Ohren zu dringen begann. Alle befremdeten jene angstvollen Laute, jeder frug, woher sie rührten, aber keiner vermochte Auskunft zu geben. Aufgeschreckt erhoben sich alle und schauten unverwandt nach der Seite, von der das Geräusch kam; da gewahrten sie das jammernde Mädchen, den Ritter und die Hunde, und alsbald waren diese alle mitten unter den Gästen. Mit heftigen Scheltworten wehrten diese sowol dem Ritter als den Hunden, und viele traten vor, um dem Mädchen beizustehen. Die Erzählung des Ritters, die er ihnen fast in denselben Worten wiederholte, mit denen er früher zu Nastagio gesprochen hatte, machte sie indeß nicht nur von ihrem Vorhaben abstehen, sondern erfüllte sie mit Staunen und Entsetzen. Unter den anwesenden Damen waren viele dem wehklagenden Mädchen, andere dem Ritter verwandt, und erinnerten sich seiner Liebe und seines Todes; als aber dieser sein grausames Beginnen, sowie neulich, vollführte, weinten alle ebenso bitterlich, als wäre das Gleiche ihnen selber geschehen.

Als nun alles zu Ende gebracht und der Ritter verschwunden war, sprachen diejenigen, die dem Schauspiel zugesehen hatten, noch viel und mancherlei darüber. Am meisten aber vor den andern hatte Nastagio's spröde Geliebte sich entsetzt; denn im Andenken an die Grausamkeit,

die sie stets gegen jenen geübt hatte, fühlte sie wohl, daß, was sie mit Auge und Ohr deutlich wahrgenommen, keinen der Anwesenden näher angehe, als eben sie, und es war ihr nicht anders, als jage jener sie schon ergrimmt durch den Wald, und die Rüden packten sie in die Weichen. Und so groß war die Furcht vor diesem Schicksal, welche sich ihrer bemächtigt hatte, daß sie in schnellem Wechsel von Haß zu Liebe die Zeit nicht erwarten konnte (und noch an demselben Abend bot sich Gelegenheit), eine vertraute Dienerin insgeheim an Nastagio zu senden und ihn um seinen Besuch bitten zu lassen, da sie alles, was ihm gefallen werde, zu thun bereit sei. Darauf ließ ihr Nastagio erwidern, diese Botschaft sei ihm hochwillkommen; er gedenke aber, wenn es ihr gefalle, nur in Ehren an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen, indem er sich ehelich mit ihr vermähle.

Die junge Dame wußte wohl, wie es nur an ihr gelegen, daß sie nicht schon Nastagio's Frau geworden; sie antwortete daher, dessen sei sie wohlzufrieden. Dann meldete sie, als ihre eigene Botin, ihrem Vater und ihrer Mutter, daß sie jetzt den Nastagio zu heirathen bereit sei. Beide waren darüber hocherfreut, und schon am nächsten Sonntag wurde das junge Paar feierlich verlobt. Dann hielten sie Hochzeit und lebten miteinander noch lange Jahre glücklich. Es hatte aber jenes Ereigniß nicht nur diese eine glückliche Folge, sondern alle Ravennatinnen wurden dadurch so eingeschüchtert, daß sie gegen die Wünsche der Männer seitdem um vieles fügsamer geworden sind als zuvor.

Neunte Geschichte.

Federigo degli Alberighi liebt, ohne Gegenliebe zu finden. Er verzehrt in ritterlichem Aufwand sein ganzes Vermögen, sodaß ihm nur ein einziger Falke bleibt. Diesen setzt er, da er nichts anderes hat, seiner Dame, die ihn zu besuchen kommt, zum Essen vor. Sie aber ändert, als sie dies vernommen, ihre Gesinnung, nimmt ihn zum Manne und macht ihn reich.

Schon hatte Philomela zu reden aufgehört, und da die Königin wahrnahm, daß außer dem Dioneus, infolge seines Vorrechts, niemand mehr zu reden hatte, begann sie mit heiterm Gesichte: So ist es denn nun an mir zu erzählen, und ich genüge gern meiner Pflicht, indem ich euch, ihr lieben Mädchen, eine Geschichte mittheile, die der vorigen einigermaßen ähnlich ist. Ich thue dies, nicht allein, damit ihr erkennet, welche Macht eure Anmuth über edle Herzen üben könne, sondern damit ihr abnehmet, wie ihr eure Gunstbezeigungen, da wo es sich geziemet, von selbst gewähren, nicht aber euch vom Glücke leiten lassen solltet, welches nicht nach verständiger Wahl, sondern, wie es sich eben trifft, in den meisten Fällen ohne rechtes Maß seine Gaben zu verleihen pflegt.

Wisset also, daß in jüngst verwichener Zeit ein Mann, Namens Coppo di Borghese Domenichi, in unserer Stadt lebte, und vielleicht heute noch lebt, der bei allen eines großen und ehrenvollen Ansehens genoß, und weit mehr noch als wegen des Adels seines Blutes um seiner Tugenden und erlesenen Sitten willen gefeiert und allgemeinen Ruhmes würdig war. Dieser fand in seinen späten Jahren Gefallen daran, sowol seinen Nachbarn als auch Fremden von vergangenen Ereignissen oftmals

zu erzählen, wie er denn solches geordneter, mit größerm Redeschmuck und treuerm Gedächtniß als irgendein anderer zu thun verstand.

Unter andern schönen Geschichten pflegte er namentlich auch zu erzählen, daß einst in Florenz ein junger Edelmann, Federigo di Messer Filippo Alberighi genannt, gewesen sei, den man in ritterlichen Uebungen und adelichen Sitten höher gehalten habe als irgendeinen seiner Standesgenossen in Toscana. Wie es nun edeln Jünglingen zu widerfahren pflegt, so verliebte sich auch Federigo in eine adeliche Dame, Namens Monna Giovanna, welche zu jener Zeit für eine der holdseligsten und schönsten in Florenz gehalten ward, und um ihre Liebe zu gewinnen, scheute er in Turnieren und Kampfspielen keinerlei Aufwand, richtete Feste her und theilte Geschenke aus, ohne seines Vermögens irgend zu achten. Die Dame aber, welche ebenso sittsam war als schön, kümmerte sich so wenig um dies alles, das ihr zu Ehren geschah, als um denjenigen, von dem es ausging.

Da Federigo jedoch über seine Kräfte hinaus große Summen verthat und nichts erwarb, verfiel er in kurzem in solche Armuth, daß er von allen seinen Besitzthümern nichts behielt, als ein kleines Bauerngut, dessen Einkünfte ihm kümmerlichen Unterhalt gewährten, und einen Falken, wie es kaum einen edlern auf der Welt geben mochte. Inzwischen war seine Liebe zwar nur noch glühender geworden, als zuvor; da er jedoch als Städter nicht mehr so wie er es gewünscht hätte, leben zu können glaubte, zog er sich auf das Land zurück, und ertrug dort, wo sein Gütchen belegen war, ohne jemandes Hülfe anzusprechen, unter Vogelstellen geduldig seine Armuth.

Während nun Federigo's Vermögensumstände sich so sehr verschlechtert hatten, geschah es, daß der Gemahl der Monna Giovanna schwer erkrankte. Als er gewahr ward, daß es mit ihm zu Ende gehe, machte er ein Testament, in welchem er sein schon ziemlich herangewachsenes Söhn-

lein zum Erben aller seiner großen Reichthümer ernannte, und auf den Fall, daß der Knabe unbeerbt versterben sollte, diesem die Monna Giovanna, welche er auf das zärtlichste geliebt hatte, substituirte. Bald darauf starb er, und die hinterbliebene Witwe zog, sowie es unter den hiesigen Frauen üblich ist, für den Sommer dieses Jahres auf das Land nach einer ihrer Besitzungen, welche Federigo's Gütchen ziemlich nahe gelegen war. So trug es sich denn zu, daß jener Knabe, der an Hunden und Vögeln seine Freude hatte, mit Federigo vertraut ward. Als er dessen Falken öfters hatte fliegen sehen, fand er an ihm so überschwenglichen Gefallen, daß er ihn zu besitzen höchlichst begehrte; doch traute er sich nicht darum zu bitten, da er wohl sah, wie werth er dem Federigo war.

Um diese Zeit ereignete es sich, daß der Knabe erkrankte. Die Mutter, die nur dies eine Kind hatte und es von ganzer Seele liebte, betrübte sich unsaglich, und wie sie den ganzen Tag um den Kranken geschäftig war, sprach sie ihm guten Muth ein, und frug ihn, unter dringenden Bitten, es ihr zu sagen, ob er denn nicht vielleicht nach irgendetwas Verlangen hege; sie wolle ja, wenn es nur immer möglich sei, sicher Sorge tragen, daß sie es ihm verschaffe. Schon mehrmals hatte der kranke Knabe diese Anerbietungen vernommen, als er endlich antwortete: „Mutter, könnt Ihr machen, daß ich Federigo's Falken erhalte, so glaube ich in kurzem wieder gesund zu werden.“ Eine Zeit lang, nachdem sie diese Worte vernommen, blieb die Edeldame in sich gekehrt, und erwog, was sie thun solle. Sie wußte wohl, daß Federigo sie lange geliebt hatte, ohne von ihr jemals auch nur einen Blick zu erlangen; daher sagte sie bei sich selbst: „Wie darf ich zu Federigo wegen dieses Falkens senden, oder gar selbst deshalb zu ihm gehen, da, wie ich höre, dieser Falke der edelste ist, der je einem Jäger diente, und da er noch überdies seinem Herrn in

solcher Weise den Lebensunterhalt gewährt? Und wie könnte ich so rücksichtslos sein, einem Edelmann, dem sonst keine Freude mehr geblieben ist, diese seine einzige rauben zu wollen?" Obgleich sie gewiß war, den Falken zu erhalten, sobald sie darum bäte, antwortete sie daher, von jenen Gedanken bestrickt, nichts auf das Verlangen ihres Söhnleins und schwieg. Endlich aber trug die Liebe zu dem Knaben dennoch den Sieg davon, und, um ihn zufrieden zu stellen, entschloß sie sich, was auch immer die Folge davon sein würde, nicht zu Federigo zu senden, sondern selbst zu ihm zu gehen, um den Falken zu holen. Deshalb sagte sie: „Mein Kind, gib dich zufrieden, und sorge nur, daß du gesund wirst; denn ich verspreche dir, daß morgen früh mein erster Gang wegen des Falken sein wird, und gewiß, ich werde ihn dir bringen." Schon diese Antwort erfreute den Knaben so sehr, daß noch an demselben Abend einige Besserung an ihm zu bemerken war.

Am nächsten Morgen nahm Monna Giovanna eine andere Dame zum Geleite, und lustwandelte mit dieser bis zu Federigo's kleinem Häuschen. Zum Vogelstellen war es nicht die Zeit, und schon seit mehreren Tagen war er deshalb nicht ausgegangen; so geschah es, daß er, als sie nach ihm frug, in seinem Garten verweilte und dort gewisse kleine Arbeiten besorgen ließ. Wie er vernahm, daß sie an seiner Thür sei und nach ihm verlange, erstaunte er höchlich und eilte ihr mit ehrfurchtsvollem Gruße freudig entgegen; sie aber erhob sich, ihn mit freundlicher Anmuth zu begrüßen, und sprach: „Guten Morgen, Federigo!" Dann fügte sie hinzu: „Ich bin gekommen, dir für alle das Ungemach Ersatz zu leisten, das du seither um meinetwillen erduldet hast, weil du mich leidenschaftlicher liebtest, als dir dienlich gewesen wäre; der Ersatz aber besteht darin, daß ich mit dieser meiner Begleiterin heute vertraulich bei dir zu Mittag zu essen gedenke." Hierauf antwortete Federigo in Demuth: „Madonna, ich

weiß von keinem Ungemach, das mir je durch Euch zu Theil geworden wäre; wohl aber von so vielem Heile, daß, wenn jemals an mir irgendetwas Lob verdiente, ich dies nur Eurer Trefflichkeit und meiner Liebe zu Euch verdanke. Und wahrlich, dieser Euer Besuch, den Ihr aus freier Güte mir gewährt, ist mir, wenngleich Ihr zu einem dürftigen Wirthe gekommen seid, unendlich viel lieber, als wenn mir die Mittel zurückgegeben wären, die ich zu der Zeit besaß, wo ich einst den größten Aufwand machte." Nach diesen Worten führte er sie schüchtern in sein Haus und von diesem in den Garten. Weil er aber sonst niemand hatte, der ihr Gesellschaft hätte leisten können, sagte er: „Madonna, da kein anderer hier ist, so wird dies gute Weib, die Frau des Mannes, der hier meinen Acker bestellt, während ich den Tisch besorgen lasse, Euch zur Gesellschaft bleiben."

Wie groß auch seine Armuth war, so war er bis dahin eigentlich noch nicht gewahr worden, wie sein ungeordnetes Verschwenden der frühern Reichthümer ihn Mangel leiden ließ. Diesen Morgen aber, als es ihm an allem gebrach, um die Dame zu ehren, der zu Liebe er einst so Unzählige bewirthet und geehrt hatte, erkannte er zuerst seine Dürftigkeit. In der peinlichsten Herzensangst lief er wie außer sich hin und wieder, und verwünschte sein Schicksal, als er weder Geld noch irgendetwas, das er hätte versetzen können, vorfand. Inzwischen war die Stunde schon vorgerückt, und so groß auch sein Verlangen war, die edle Dame wenigstens einigermaßen zu ehren, so konnte er sich doch nicht entschließen, irgendjemand, nicht einmal seinen Gartenarbeiter, um etwas anzusprechen. Da fiel ihm sein guter Falke in die Augen, der im Eßzimmer auf seiner Stange saß, und wie er sonst nirgends eine Aushülfe zu entdecken vermochte, faßte er ihn, und erachtete das edle Thier, als er es wohlgenährt fand, für eine würdige Speise solch edler Dame. Und ohne sich weiter zu besinnen, drehte er ihm den Hals um, und

ließ ihn dann eilig von seiner Magd gerupft und hergerichtet an den Spieß stecken und sorgsam braten. Dann breitete er schneeweiße Tücher, deren ihm noch einige geblieben waren, über den Tisch, und ging mit frohem Gesichte wieder hinaus zu seiner Dame, um ihr zu sagen, daß das Mittagsessen, so gut er es zu bieten vermöge, bereit sei. So erhoben sich denn die Dame und ihre Begleiterin, gingen zu Tische, und verzehrten, ohne zu wissen, was sie äßen, mit Federigo, der sie mit größter Sorgfalt bediente, den guten Falken.

Als sie darauf von Tische aufgestanden waren, und noch einige Zeit in freundlichen Gesprächen mit ihm verbracht hatten, schien es der Dame an der Zeit, das zu sagen, um dessentwillen sie gekommen war, und freundlichen Blickes zu Federigo gewandt, begann sie also: „Federigo, gedenkst du deiner frühern Schicksale und meiner Sittenstrenge, welche du vermuthlich für Härte und Grausamkeit erachtet hast, so zweifle ich nicht, daß du über meine Dreistigkeit erstaunen wirst, wenn du vernimmst, warum eigentlich ich hierher gekommen bin. Hättest du aber Kinder, oder hättest du deren besessen, sodaß du die Liebe, die man für sie hegt, zu kennen vermöchtest, so glaube ich mit Zuversicht, daß ich dir wenigstens zum Theil entschuldigt erscheinen würde. Du besitzest deren nicht; ich aber, die ich einen Sohn habe, vermag mich dem Gesetze, dem alle Mütter unterliegen, nicht zu entziehen, und sehe mich, zufolge seines Gebotes, genöthigt, gegen meine Neigung, ja gegen Anstand und Pflicht, dich um ein Geschenk zu bitten, von dem ich weiß, wie theuer es dir ist. Auch hast du allen Grund, es so werth zu halten, da die Ungunst des Schicksals dir keine andere Freude, keine Zerstreuung, keinen Trost, als diesen einen gelassen hat. Dieses Geschenk aber ist dein Falke, nach welchem mein Knabe so unmäßiges Verlangen trägt, daß ich fürchten muß, die Krankheit, an welcher er daniederliegt, werde sich, wenn er ihn nicht erhält, um vieles verschlim-

mern, und eine Wendung nehmen, infolge deren ich ihn verliere. So beschwöre ich dich denn, nicht bei der Liebe, die du für mich hegst — denn um derentwillen hast du gegen mich keinerlei Verpflichtung —, sondern bei deiner adelichen Gesinnung, welche du in Hofsitte und Freigebigkeit mehr als irgendein anderer bewährt hast, daß es dir gefallen möge, mir deinen Falken zu schenken, damit ich sagen könne, du habest mir durch diese Gabe das Leben meines Sohnes erhalten, und damit er dir immerwährenden Dank schuldig bleibe."

Als Federigo vernahm, was die Dame begehre, und sich dabei bewußt war, ihr nicht genügen zu können, da er ihr den Falken zur Mahlzeit vorgesetzt hatte, hub er in ihrer Gegenwart, bevor er noch ein Wort der Erwiderung vorbringen konnte, bitterlich zu weinen an. Anfangs glaubte die Dame, diese Thränen gölten dem Schmerze, sich von dem guten Falken trennen zu sollen, und schon war sie im Begriff, zu sagen, daß sie ihn lieber nicht haben wolle; doch bezwang sie sich und erwartete Federigo's Antwort, welcher, nachdem er seine Thränen bemeistert, also sprach: „Madonna, seit es Gott gefallen hat, daß ich Euch meine Liebe zuwendete, habe ich bei vielen Gelegenheiten das Schicksal mir feindlich gefunden und über seine Ungunst mich zu beschweren gehabt; dies alles aber war nur gering im Vergleich mit dem, was mir jetzt widerfährt. Denn wie sollte ich wol mit meinem Geschicke je mich wieder aussöhnen, wenn ich bedenke, daß ich durch seine Tücke, nun Ihr zu meinem verarmten Hause gekommen seid, welches Ihr, so lange es ein reiches war, nie Eures Besuches gewürdigt, außer Stand gesetzt bin, Euch das kleine Geschenk, das Ihr begehret, zu geben. Warum ich dies aber nicht vermag, will ich Euch kurz berichten: Als ich vernahm, Ihr wolltet, dank sei es Eurer Güte, bei mir zu Mittag essen, glaubte ich, im Gedanken an Euern Adel und Eure Trefflichkeit, es sei würdig und angemessen, soweit

meine Kräfte reichten, Euch durch eine werthvollere Speise zu ehren, als diejenigen sind, mit welchen man andere Menschen zu bewirthen pflegt. Da gedachte ich des Falken, den Ihr jetzt von mir begehrt, und wie vorzüglich er sei, und hielt ihn für eine Speise, Euer würdig; so habt Ihr ihn denn heute Mittag gebraten auf der Schüssel gehabt, und ich glaubte, ihm die beste Stätte bereitet zu haben. Nun ich aber sehe, daß Ihr in anderer Weise seiner begehrtet, ist mein Schmerz, Euern Wunsch nicht erfüllen zu können, so heftig, daß ich nicht glaube, mich je wieder darüber beruhigen zu können." Nach diesen Worten ließ er zum Beweise des Gesagten ihr Federn, Fänge und Schnabel des Falken vorzeigen.

Als die Dame dies alles hörte und sah, tadelte sie ihn anfangs, daß er zur Bewirthung eines Weibes so edeln Falken getödtet habe; dann aber bewunderte sie im stillen die Größe seiner Gesinnung, welche die bittere Armuth weder abzustumpfen vermocht hatte, noch gegenwärtig vermochte. Da ihr jedoch alle Hoffnung, den Falken zu besitzen, geraubt war, und die Befürchtungen wegen der Genesung ihres Knaben nun in ihr aufstiegen, schied sie voller Betrübniß, und kehrte zurück zu ihrem Sohne.

War es nun die Wirkung des Verdrusses, daß ihm der Falke nicht gewährt werden konnte, oder war die Krankheit von der Art, daß sie auch ohne das zu solchem Ende führen mußte; genug, nur wenig Tage verstrichen, als er zum größten Leidwesen seiner Mutter aus diesem Leben schied. Infolge dieses Verlustes blieb sie zwar geraume Zeit in Thränen und Traurigkeit; da sie jedoch noch jung und in den Besitz eines glänzenden Vermögens gelangt war, drängten ihre Brüder sie vielfach, zu einer zweiten Ehe zu schreiten. Obwol sie sich nun dessen am liebsten enthalten hätte, so gedachte sie doch bei solchem Andringen Federigo's Trefflichkeit und des letzten Beweises seiner hochherzigen Gesinnung, den er

ihr gegeben, indem er einen solchen Falken, allein um sie zu ehren, getödtet hatte. Darum sagte sie zu ihren Brüdern: „Am liebsten ließe ich, wolltet ihr es gestatten, meinen Wittwenstuhl unverrückt; ist es aber euer Begehren, daß ich zu einer zweiten Ehe schreite, so werde ich wahrlich keinem andern mich vermählen, wenn ich Federigo degli Alberighi nicht erhalte." Auf diese Rede verhöhnten sie ihre Brüder und sprachen: „Thörichte, was schwatzest du da; wie kannst du ihn nehmen wollen, der nichts auf der Welt hat?" Sie aber antwortete: „Meine Brüder, wohl weiß ich, daß es sich also verhält, wie ihr sagt; ich aber ziehe den Mann, der des Vermögens entbehrt, dem Vermögen vor, das eines Mannes entbehrt."

Als die Brüder diese ihre Gesinnung vernahmen, und sich überzeugten, daß Federigo, trotz seiner Armuth, ein höchst ehrenhafter Mann sei, gewährten sie ihm, nach Giovanna's Wünschen, sie sammt allen ihren Reichthümern. Er aber beschloß, im Besitz einer so trefflichen und so überschwenglich von ihm geliebten Gattin, und noch überdies in dem eines außerordentlichen Vermögens, nach langen Jahren freudig seine Tage.

Zehnte Geschichte.

Pietro di Vinciolo geht aus, um anderwärts zu Nacht zu essen. Seine Frau läßt ihren Buhlen kommen; Pietro kehrt heim, und die Frau versteckt den Liebhaber unter einem Hühnerkorbe. Pietro erzählt, daß in dem Hause des Ercolano, bei dem er zu Nacht gegessen, ein junger Mensch, den die Frau verborgen hatte, gefunden sei; worüber Pietro's Frau die des Ercolano heftig tadelt. Zum Unglück tritt ein Esel dem Burschen unter dem Korbe auf die Finger, sodaß er schreien muß. Pietro läuft hinzu, sieht ihn und erkennt die Falschheit seiner Frau, ist aber niederträchtig genug, sich am Ende doch wieder mit ihr auszusöhnen.

Die Erzählung der Königin war zu ihrem Ende gediehen und alle hatten Gott gepriesen, daß er dem Federigo würdigen Lohn verliehen, als Dioneus, der einen Befehl nicht erst zu erwarten pflegte, also begann:

Ich weiß nicht, ob ich es einen fremdartigen Fehler nennen soll, der erst infolge späterer Sittenverderbniß die Sterblichen befallen hat, oder ob es in der ursprünglichen Natur des Menschen liegt, daß wir lieber schlechte Streiche belachen, als über gute Werke uns freuen, und ersteres vorzugsweise so lange, als wir nicht selbst davon betroffen werden. Weil nun aber einmal die Bemühung, der ich mich schon früher unterzogen habe, und der ich jetzt mich aufs neue zu unterziehen im Begriff stehe, keinen andern Zweck hat, als eure üble Laune zu zerstreuen und euch zu Lachen und Freude zu bewegen, so will ich die nachfolgende Geschichte, die euch, ihr liebevollen Mädchen, Ergötzen zu bereiten geeignet ist, immerhin erzählen, obwol sie mitunter nicht eben anständig genannt

werden kann. Ihr aber möget, indem ihr dieselbe mitanhört, verfahren, wie ihr in den Gärten zu thun pflegt, welche ihr besuchet, in denen ihr die Rosen brechet und die Dornen unberührt laßt. So überlasset denn auch hier den ehrenlosen Ehemann seiner eigenen Schmach und seinem Unheil, belachet in Heiterkeit den verliebten Trug seiner Frau, und heget, wo sich der Anlaß dazu bietet, Mitleid mit fremdem Unglück.

In Perugia lebte vor nicht gar langer Zeit ein reicher Mann, namens Pietro di Vinciolo, welcher, weit mehr wol um andere zu täuschen und den übeln Ruf zu mindern, in welchem er bei allen Peruginern stand, als aus innerm Verlangen danach, ein Weib nahm. Dabei gab ihm das Schicksal eine Ehegenossin, die seinen Neigungen nicht sonderlich entsprach. Das Weibchen, das er freite, war ein untersetztes junges Ding von rothem Haar und warmem Blut, die am liebsten zwei Männer auf einmal genommen hätte, während sie nun einem Menschen in die Hände gerieth, der zu ganz andern Dingen Lust hatte, als sie zu umarmen. Daß es sich so verhielt, wurde sie nur allzu bald gewahr, und wenn sie dann daran dachte, wie jung und frisch sie sei, und sich dabei voller Kraft und Lebenslust fühlte, so übermannte sie anfangs nicht selten der Zorn, und es gab häufig anzügliche Reden gegen ihren Mann, immer aber schlechtes Vernehmen.

Als sie sich indessen überzeugte, daß sie auf diesem Wege eher sich selber verzehren, als der Abscheulichkeit ihres Mannes irgend steuern werde, sagte sie bei sich selbst: „Dieser Elende kümmert sich nicht um mich, weil er in seiner Ruchlosigkeit nur auf trockenem Lande seine Segel spannen mag; so will ich denn sorgen, daß ein anderer den Kahn in den rechten Thalweg steuert. Ich habe ihn zum Manne genommen und ihm gute Mitgift zugebracht, weil ich voraussetzte, daß er ein Mann sei, und daß er begehre, wonach Verlangen zu tragen die Männer von Natur angewiesen sind. Hätte ich ihn nicht

für einen Mann gehalten, wahrlich, so hätte ich ihn nicht geheirathet. Warum nahm er mich aber zur Frau, da er doch wußte, daß ich ein Weib sei, wenn ihm die Weiber zuwider waren? Wahrhaftig, das ist nicht zu ertragen. Hätte ich mich von der Welt zurückziehen wollen, so wäre ich ins Kloster gegangen. Nun wollte ich aber in der Welt leben, und lebe darin; soll ich jedoch warten, bis dieser Mensch mir Lust und Vergnügen gewährt, so werde ich über dem fruchtlosen Warten wol alt und grau werden. Will ich meine Reue bis dahin verschieben, so werde ich umsonst bejammern, daß ich meine Jugend ungenutzt gelassen habe. Ist er mir doch selbst der beste Lehrmeister, von dem ich abnehmen kann, mit was ich mich zu trösten habe. Er sucht seine Vergnügungen eben da, wo auch ich sie zu finden habe, und wo sie für mich löblich, für ihn aber die ärgste Schmach sind. Folge ich meinem Verlangen, so handle ich nur den bürgerlichen Gesetzen zuwider, während er die Ordnung der Natur und die Gesetze zugleich übertritt."

Als das gute Weibchen diese Betrachtungen bei sich angestellt, und vielleicht mehr als einmal wiederholt hatte, zog sie, um insgeheim zur Verwirklichung ihrer Wünsche zu gelangen, eine ältere Frau ins Vertrauen, die so fromm schien, wie die heilige Verdiana, welche die Schlangen fütterte; denn zu jedem Ablaß ging sie, den Rosenkranz in der Hand, und redete nie von etwas anderm als von dem Leben der heiligen Kirchenväter, oder von den Wundenmalen des heiligen Franciscus. Drum galt sie auch fast allgemein für eine halbe Heilige. Dieser nun eröffnete unser Weibchen, als es ihr an der Zeit schien, ihr Verlangen ohne allen Rückhalt. Die Alte aber antwortete: „Gott, der alle Dinge kennt, weiß, daß du sehr wohl daran thun wirst. Und wäre es um keines andern Grundes willen, so müßtest du, und gleich dir müßten alle andern jungen Weiber also verfahren, damit ihr die Zeit eurer Jugend nicht ungenutzt verstreichen laßt. Wahr=

lich, für jeden Einsichtigen gibt es keinen größern Schmerz, als den, seine Zeit verloren zu haben, und, zum Geier, wenn wir einmal alt sind, zu was sind wir dann noch auf der Welt zu gebrauchen, als etwa die Asche in der Kohlenpfanne zu hüten? Ich weiß davon mitzureden, wenn keine andere es könnte oder wollte; denn, nun ich alt bin, erkenne ich mit schwerer und bitterer, leider aber vergeblicher Reue, wie schlecht ich meine Zeit genutzt habe. Zwar so ganz und gar habe auch ich die Zeit meiner Jugend nicht verloren — denn ich wünschte nicht, daß du glaubtest, ich sei eine Gans gewesen; doch that ich bei weitem nicht, was ich hätte thun können. Sehe ich mich nun an, wie ich gegenwärtig aussehe, daß kein Mensch mehr zu bewegen wäre, mir Feuer zu schlagen, und erinnere ich mich, was ich versäumt habe, so weiß Gott am besten, wie sehr ich mich gräme. Mit den Männern ist das anders. Die Männer sind zu tausenderlei Dingen bestimmt, nicht blos zu diesem einen, und die Mehrzahl taugt im Alter viel mehr, als in der Jugend. Wir Weiber aber kommen nur zu diesem Zwecke, und um Kinder zu gebären, auf die Welt; nur um dessentwillen hält man uns werth. Vermöchtest du dies aus nichts anderm zu erkennen, so müßte es dir schon dadurch klar werden, daß wir Weiber jeden Augenblick zu jener Sache bereit sind, während das bei den Männern keineswegs der Fall ist. Ueberdies kann ein Weib zehn Männer von Kräften bringen; noch so viele Männer aber vermögen nicht, ein Weib zu ermüden. Du siehst also, wir sind dazu geboren, und so wiederhole ich dir denn, daß du ganz recht thust, wenn du mit dem Maße, mit dem dein Mann dir gemessen, ihm wieder missest; enthältst du dich dessen, so mußt du fürchten, daß einst im Alter deine Seele dem Fleische über das Versäumte Vorwürfe mache. Von dieser Welt hat ein jeder gerade so viel, als er sich davon zu Nutze macht. Das gilt mehr noch als von den andern, von uns Weibern, und so müssen

wir denn die Gelegenheit, solange sie sich uns bietet, weit sorglicher wahrnehmen, als die Männer. Siehe doch nur selber, wie es geht: sind wir erst alt geworden, so mag weder Ehemann noch sonst jemand uns vor Augen haben. In die Küche jagen sie uns, damit wir die Katze unterhalten, oder uns mit dem Zählen von Töpfen und Schüsseln die Zeit vertreiben. Ja, was noch schlimmer ist, sogar zum Spotte werden wir; da heißt es: «den Jungen Confect und Wein; den Alten das Zipperlein», und was solcher schlechten Reden noch mehr sind. Doch, was soll ich dich jetzt mit Worten länger hinhalten. Soviel kann ich dir sagen: du konntest niemand deine Gesinnung offenbaren, der besser als ich dir zum Ziele zu helfen vermocht hätte; denn kein Mann ist so eitel und geschniegelt, daß ich mich nicht getraute, ihm das Nöthige zu sagen, und keiner so ungehobelt und tölpisch, daß ich ihn nicht kirre zu machen und wohin ich ihn haben will, zu bringen wüßte. So bezeichne mir nur, wen du willst, und überlasse dann das Weitere mir. Um eins aber muß ich dich noch bitten, meine Tochter: vergiß mich nicht, und bedenke, daß ich eine arme Frau bin; dafür sollst du aber auch von heute an Theil haben an jedem Ablasse, den ich bekomme, und jedem Paternoster, das ich sage, damit der liebe Gott sie als Kerzen und Lampen für deine verstorbenen Angehörigen aufnehme."

Mit diesen Worten schloß die Alte; das junge Weibchen aber einigte sich mit ihr dahin, daß, sobald die Alte einen jungen Menschen zu sehen bekäme, der öfters durch jene Straße gehe, und den jene ihr nach vielen Merkmalen genau bezeichnete, sie das ihrige thun werde. Dann gab sie ihr ein Stück gesalzenen Fleisches und entließ sie mit Gott.

Erst wenig Tage waren seitdem vergangen, als die Alte ihr auch schon den jungen Menschen, den sie ihr bezeichnet hatte, heimlich in die Kammer brachte, und bald darauf einen zweiten und so fort, je nachdem der

jungen Frau ein neues Gelüste ankam. Diese aber ließ, wiewol sie sich fortwährend vor ihrem Manne fürchtete, keine Gelegenheit, die sich in solcher Beziehung ihr darbot, ungenutzt.

So geschah es denn, daß eines Tags das Weibchen, als ihr Mann bei einem seiner Freunde, mit Namen Ercolano, zu Abend essen sollte, der Alten auftrug, einen jungen Burschen zu ihr zu bestellen, der zu den schönsten und muntersten von Perugia gehörte. Diese that alsbald, wie ihr geheißen war. Kaum aber hatten das Weibchen und der junge Bursche sich zu Tische gesetzt, um das Abendbrot zu verzehren, als Pietro an der Hausthüre rief, daß ihm aufgemacht werde. Das Weibchen hielt sich für verloren, als sie seine Stimme erkannte; doch wollte sie, wenn immer möglich, gern ihren Buhlen verbergen. Indeß hatte sie nicht Besinnung genug, ihn fortzuschaffen, oder besser zu verstecken; sie hieß ihn also, sich auf dem Hausflur, der an das Zimmer anstieß, in dem sie speisten, unter einen Hühnerkorb ducken. Dann warf sie die Leinwand von einer Matratze, die sie an demselben Tage hatte ausleeren lassen, darüber, und als auch dies geschehen war, ließ sie dem Manne eiligst die Thüre aufmachen.

„Nun", sagte sie, als er in das Haus getreten war, „ihr habt ja das Abendessen gewaltig schnell heruntergeschluckt." „Wir haben es gar nicht einmal gekostet", antwortete Pietro. „Wie ist denn das zugegangen?" sagte die Frau. Darauf erwiderte Pietro: „Das will ich dir sagen: Ercolano, seine Frau und ich, wir saßen schon bei Tische, da hören wir plötzlich ganz in unserer Nähe niesen. Das erste und das zweite mal kümmerten wir uns nicht darum; als aber jener Unsichtbare ein drittes, ein viertes und noch viele andere male zu niesen fortfuhr, wunderten wir uns alle. Ercolano war ohnedem auf seine Frau nicht gut zu sprechen, weil sie uns, ohne aufzuthun, eine lange Weile vor der Thür hatte stehen lassen.

In größter Heftigkeit rief er also: «Was will das heißen? Wer ist das, der hier so niest?» und damit sprang er vom Tische auf und ging auf eine nach jener Richtung liegende Treppe zu. Unter dem ersten Absatz dieser Treppe war ein Breterverschlag, um dort vorkommendenfalls etwas aus der Hand zu legen, wie man dergleichen zur Bequemlichkeit der Bewohner alle Tage in den Häusern herrichten sieht. In diesem Breterverschlage aber war ein Thürchen, und kaum hatte Ercolano, der die Richtung des Niesens wohl vernommen zu haben glaubte, dieselbe aufgerissen, als auch der unleidlichste Schwefelqualm daraus hervordrang.

„Schon früher hatten wir diesen Schwefelgeruch empfunden und uns darüber beschwert, worauf die Frau uns gesagt hatte, sie habe ihre Schleier vorhin mit Schwefel gebleicht, und die Kohlenpfanne, auf die sie ihn zum Räuchern gestreut habe, unter jene Treppe gestellt, sodaß der Geruch sich noch von dorther verbreite. Als Ercolano nun das Thürchen geöffnet, und nachdem der Qualm sich ein wenig verzogen hatte, hineinguckte, sah er denjenigen, der geniest hatte, und, weil der Schwefeldampf ihn in die Nase biß, noch immerfort nieste. Noch nieste er zwar; doch hatte ihm der Schwefel die Luftröhre schon so zusammengezogen, daß es, nur ein paar Augenblicke später, mit dem Niesen und mit allem andern auf immer für ihn vorbei gewesen wäre. Als Ercolano ihn gewahr ward, rief er: «Weib, nun sehe ich wohl, warum du eben zuvor, als wir kamen, uns so lange, ohne aufzuthun, vor der Thür hast stehen lassen; aber ich will doch nie wieder froh werden, wenn ich dich nicht gründlich dafür bezahle.» Bei diesen Worten entfloh die Frau, die ihr Vergehen entdeckt sah, ohne zu ihrer Entschuldigung ein Wort zu sagen, von der Mahlzeit, und was aus ihr geworden ist, weiß ich nicht. Ercolano aber, der die Flucht seiner Frau gar nicht bemerkt hatte, hieß dem Niesenden wiederholt herauszukommen; dieser jedoch war in solchem Zustande,

daß er, was Ercolano auch redete, sich nicht zu regen vermochte. Da faßt er ihn bei einem Beine und zog ihn heraus, und lief dann nach einem Messer, um ihn todt zu stechen. Weil ich aber infolge dieser Geschichte am Ende selbst in Untersuchung zu kommen fürchtete, sprang ich auf, und litt nicht, daß er ihn tödtete, oder ihm sonst ein Leides zufügte; vielmehr vertheidigte ich ihn, und schrie so lange, bis Nachbarn herbeikamen und den jungen Menschen, der sich schon ganz verloren gab, aus dem Hause, wohin, weiß ich nicht, fortbrachten. So war denn unser Abendessen gestört, und ich habe es, wie ich dir sagte, nicht einmal gekostet, geschweige denn, wie meine Absicht war, zu mir genommen."

Als das Weibchen diese Geschichte vernahm, erkannte sie wol, daß auch andere Frauen nicht minder verständig seien, als sie; daß aber auch hin und wieder einmal ein Unglück dazwischen komme. So hätte sie denn die Frau des Ercolano wol gern mit deutlichen Worten vertheidigt; da sie indeß durch den Tadel eines fremden Fehltritts von dem ihrigen den Verdacht besser abzulenken gedachte, begann sie folgendermaßen zu reden: „Nun, das sind mir schöne Geschichten! Eine rechte Tugendheldin und saubere Heilige muß ja das sein! So kann man sich auf den Schein der Ehrbarkeit verlassen! Wäre ich doch selbst bei ihr zur Beichte gegangen, so fromm und sittsam konnte sie thun. Und was noch schlimmer ist, nachgerade ist sie schon bei Jahren und gibt den jüngern solch ein Beispiel! So soll doch die Stunde vermaledeit sein, in der sie zur Welt kam, und sie selbst nicht minder, daß sie in dieser Welt fortlebt, als solch ein ehrvergessenes, verworfenes Geschöpf, als eine gemeinsame Schmach und Schande für alle Frauen in dieser ganzen Stadt! Den Anstand tritt sie mit Füßen und alle Ehre vor der Welt, und bricht die Treue, die sie ihrem Manne gelobt hat, einem wackern Manne und ehrenwerthem Bürger, der so gut gegen sie war, und scheut sich nicht, wegen

solch eines Kerles sich selbst zu brandmarken, und zugleich auch noch ihren Mann. So wahr mir Gott helfe, mit solchen Weibsbildern sollte man gar kein Mitleiden haben; todt machen sollte man sie und ganz lebendig mitten ins Feuer stecken, bis sie zu Asche gebraunt wären."

Inzwischen gedachte sie aber wieder ihres Liebhabers, den sie dort in nächster Nähe unter dem Hühnerkorbe versteckt hatte, und darum fing sie an, dem Pietro zuzureden, daß er doch zu Bett gehen möge, da es schon Schlafenszeit sei. Pietro jedoch hatte mehr Lust zum Essen als zum Schlafen, und frug sie deshalb, ob nichts zum Abendbrote da sei. Die Frau aber antwortete: „Abendbrot! Da hat sich was von Abendbrot! Als ob wir gewohnt wären, Abendessen zu besorgen, wenn du nicht daheim bist! Ja, wenn ich Ercolano seine Frau wäre! Geh nur, geh, und sieh für heute Abend, daß du einschläfst; da wirst du besser daran thun."

Nun traf es sich, daß an eben jenem Abend einige Arbeitsleute des Pietro mit Sachen für ihn vom Lande gekommen waren, und ihre Esel, ohne ihnen zu saufen zu geben, in einen Stall neben jenem Hausflur eingestellt hatten. Einer dieser Esel, der an unmäßigem Durste litt, hatte indessen den Hals aus der Schlinge gezogen und den Weg aus dem Stall nach dem Flure gefunden, wo er jetzt alles beroch, ob er nicht vielleicht Wasser fände. Bei dieser Gelegenheit stieß er auch auf den Korb, unter dem der junge Bursche steckte. Dieser mußte auf allen Vieren kauern, sodaß die Finger seiner einen Hand ein wenig unter dem Korbe hervorkamen. Zu seinem Glück, oder Unglück, wie wir es nehmen wollen, geschah es nun, daß der Esel ihm auf die Finger trat, weshalb er über den heftigen Schmerz, den er empfand, laut aufschrie. Als Pietro das hörte, wunderte er sich und erkannte wohl, daß dies im Hause selbst gewesen sei. Während indeß jener nicht aufhörte zu wehklagen, da der Esel ihm den Fuß noch immer nicht von den Fingern weggenommen

hatte, sondern sie fortwährend heftig quetschte, ging Pietro mit dem Rufe: „Wer ist da?" aus dem Zimmer gerade auf den Hühnerkorb los. Wie er diesen emporhob, sah er den jungen Burschen, der jetzt noch außer dem Schmerz seiner Finger, welche der Esel ihm gequetscht hatte, vor Furcht zitterte, daß Pietro ihm ein Leids anthun möchte. Pietro hatte ihn indeß als einen von denen erkannt, welchen er vermöge seiner ruchlosen Neigungen lange Zeit nachgegangen war, und so frug er blos: „Was machst du hier?" worauf der junge Mensch nichts antwortete, sondern nur um Gottes willen bat, daß er ihm nichts thun möge.

Pietro erwiderte: „Steh auf und fürchte nicht, daß ich dir irgendetwas zu Leide thue; sage mir aber, wie und zu welchem Ende bist du hierher gekommen?" Der junge Mensch sagte ihm alles; Pietro war aber ebenso zufrieden, ihn angetroffen zu haben, als die Frau betrübt darüber, daß dies geschehen war. Infolge dessen führte er ihn bei der Hand in das Zimmer, in welchem die Frau ihn mit der größten Angst von der Welt erwartete; dann setzte er sich ihr gegenüber und sagte: „Erst eben verwünschtest du die Frau des Ercolano und meintest, man müsse sie als eine Schande für euch alle verbrennen. Warum sagtest du denn nicht das Gleiche von dir selber? Oder, wenn du dazu nicht geneigt warst, wie konntest du dich erfrechen, auf sie zu schelten, wenn du dir bewußt warest, das Gleiche, wie sie, gethan zu haben? Wahrlich; nichts anderes bewog dich dazu, als daß ihr eine so schlecht seid wie die andere, und daß jede ihren Fehler mit fremder Schuld zu verdecken strebt. So möchte doch Feuer vom Himmel fallen, um euch alle zu verzehren, ihr ruchlose Brut, die ihr seid."

Als das Weibchen gewahr ward, daß der Mann ihr auf den ersten Anlauf weiter nichts zu Leide gethan hatte, als daß er schimpfte, und zu bemerken glaubte, daß er sich vor Kitzel, einen so hübschen Burschen bei der Hand

zu haben, nicht zu lassen wußte, faßte sie Muth und sagte: „Freilich glaube ich, du wünschtest, daß ein Feuer vom Himmel niederfiele und uns alle verzehrte; denn ich weiß wohl, du hast uns Weiber so lieb, wie der Hund den Knüttel. Aber beim Kreuze Gottes, so gut soll dir's nicht werden. Wenn du indeß einmal Rechnung machen willst, so möchte ich doch wissen, über was du dich beschweren kannst. Willst du mich mit Ercolano's Frau vergleichen, so kann ich mir das wol gefallen lassen. Das ist eine alte Betschwester und Heuchlerin, und ihr Mann gewährt ihr, was sie haben will, und hält sie, wie eine Frau zu halten ist. Mit mir aber verhält es sich anders. Gesetzt auch, ich wäre gut bekleidet und beschuht, so weißt du selbst am besten, wie es um das andere steht, und wie lange es her ist, daß du nicht bei mir gelegen hast. Wollte ich doch lieber in Lumpen gehen und barfuß, würde ich nur im Bette gut von dir behandelt, als das alles haben und von dir behandelt werden, wie du es thust. Vernimm aber, was ich dir sage, Pietro: ich bin ein Weib so gut als die andern, und habe die gleiche Lust wie diese. Sorge ich also, ihr Genüge zu schaffen, wenn du es nicht thust, so trifft mich darum kein Vorwurf. Wenigstens halte ich noch insoweit auf deine Ehre, daß ich mich nicht mit Straßenbuben und Grindköpfen einlasse."

Pietro sah wohl ein, daß es mit solchen Reden die ganze Nacht kein Ende nehmen würde, und überdies war es ihm gar wenig um seine Frau zu thun; drum sagte er: „Frau, nun schweige still davon. Ich sage dir, daß ich dich in dieser Sache schon zufrieden stellen will. Recht gefällig aber würde es von dir sein, wenn du sorgen wolltest, daß wir was zum Nachtessen bekämen, da ich vermuthe, dieser junge Mensch wird so wenig als ich zu Abend gegessen haben." „Freilich nicht", sagte die Frau, „freilich hat er noch kein Abendbrot erhalten; denn als du zu ungelegener Stunde nach Hause kamst, hatten

wir uns eben zu Tisch gesetzt, um zu essen." „Nun, so geh denn", erwiderte der Mann, „und sorge für unser Nachtessen. Nachher will ich in dieser Sache schon Einrichtungen treffen, daß du keinen Grund haben sollst, dich zu beschweren." Als das Weibchen ihren Mann begütigt sah, stand sie auf und ließ den Tisch gar schnell wieder herrichten und das Essen auftragen, das sie früher bereitet hatte. Dann speiste sie mit ihrem sündhaften Manne und dem jungen Menschen heiter zur Nacht.

Was Pietro nach dem Abendessen ersonnen hat, um alle drei Theile zufrieden zu stellen, das habe ich vergessen. Nur soviel weiß ich, daß am andern Morgen auf seinem Heimwege der junge Bursche bis auf den Markt noch nicht mit sich einig geworden war, ob der Mann oder die Frau ihm eifriger Gesellschaft geleistet.

Drum, werthe Damen, sag' ich euch zum Schluß: „Was dir einer thut, das thu' ihm wieder, und geht's nicht gleich, so merke dir's, bis es einmal geht, damit es dabei bleibe: wie man in den Wald schreit, so schallt es wieder heraus."

Als die Geschichte des Dioneus beendigt und von den Damen nicht aus Mangel an Vergnügen, sondern allein aus Schamhaftigkeit weniger belacht worden war, erkannte die Königin, daß das Ziel ihres Regiments gekommen sei. Drum erhob sie sich von ihrem Sitze, nahm die Lorberkrone ab und setzte sie mit Anmuth auf Elisens Haupt, indem sie dabei sagte: „Madonna, nun ist es an Euch, zu befehlen." Elise that, nachdem die Würde an sie gediehen war, wie ihre Vorgängerinnen gethan hatten. Sie ertheilte also dem Seneschall zunächst alle Aufträge, die für die Zeit ihrer Herrschaft erforderlich waren; dann aber sagte sie unter Beistimmung der ganzen Gesellschaft: „Wir haben bisher schon vielfach vernommen, wie es durch gute Einfälle, treffende Antworten und schleunige Entschlüsse gar

manchen gelungen ist, fremden Zähnen ein verdientes Gebiß anzulegen und sie stumpf zu machen, oder drohende Gefahren zu verscheuchen. Da dies nun ein schöner Gegenstand ist und auch zum Nutzen gereichen kann, so will ich, daß morgen unsere Geschichten mit Gottes Hülfe auf diesem Gebiete sich bewegen, das heißt, daß

von denen, die durch ein geschicktes Wort fremde Neckereien abgelehnt haben, oder durch sofortige Erwiderung und schnellen Entschluß einem Verluste, einer Gefahr oder Kränkung entgangen sind,

erzählt werde.

Diese Aufgabe wurde von allen sehr gelobt; die Königin aber erhob sich und entließ sie sämmtlich bis zur Stunde des Abendessens. Als die ehrenwerthe Gesellschaft ihre Königin aufgestanden sah, erhoben auch sie sich, und nach der bisher gebräuchlichen Weise unternahm ein jeder das, wovon er sich am meisten Vergnügen versprach. Nachdem aber die Heuschrecken aufgehört hatten zu singen, wurden alle zusammengerufen und man ging zu Tische. Am Schlusse der Mahlzeit, bei der festliche Heiterkeit geherrscht hatte, begannen alle zu singen und zu spielen. Emilie führte nach dem Wunsche der Königin einen Tanz auf, und dem Dioneus wurde befohlen, dazu ein Lied zu singen. Sofort hub er an: „Frau Trude, Frau Trude, schließt zu Eure Bude; 'was Großes hab' ich zu berichten." Die Damen lachten alle, am meisten aber die Königin, die ihm befahl, ein anderes Lied zu singen. Dioneus sagte: „Hätt' ich nur ein Tambourin, so säng' ich: «Hebt auf die Röcke, Monna Lappa», oder: «Unterm Oelbaum ist ein Rasen»; oder sollt' ich vielleicht singen: «Ach, wie macht des Meeres Welle mir so übel und so schlimm»? Ich habe nun aber einmal kein Tambourin; drum müßt ihr schon sehen, was euch sonst für eines gefällt. Möchtet ihr etwa: «Kommst du 'raus, ich hau dich um, wie den Maibaum in dem Busche»?" — „Nein

doch", sagte die Königin; „sing' uns ein anderes Lied." — „So werd' ich denn singen: «Monna Simona füllt ein, füllt ein, und noch ist es nicht Kelterzeit»," sagte Dioneus. Die Königin antwortete lachend: „Ei, zum Geier, sing' uns ein ordentliches Lied; denn das mögen wir auch nicht." Dioneus sprach: „Gut, Madonna, werdet nur nicht böse, und wählt nach Euerm Belieben; denn ich weiß mehr wie tausend. Wollt Ihr: «Mein Schneckchen ist wol klein; doch will's gekitzelt sein», oder: «Mach's nur sachte, liebes Männchen», oder: «Für hundert Liren kauft' ich einen Hahn»?"

Obwol die andern alle lachten, wurde die Königin jetzt doch etwas ungehalten und sagte: „Dioneus, laß deine Späße und singe uns ein hübsches Lied, sonst möchtest du erfahren, daß ich ernstlich böse werden kann." Als Dioneus dies vernahm, hörte er auf mit jenen Dummheiten und hub also zu singen an:

Amor, das holde Licht,
Das mir aus ihrem schönen Auge lacht,
Hat mich zum Knecht von dir und ihr gemacht.

Aus ihrem Auge leuchtete der Strahl,
Der deine Flamm' in mir zuerst entzündet,
Als ihn die meinen sahn. —
Wie du so reich an Preisen ohne Zahl,
Ihr holdes Angesicht hat mir's verkündet. —
Wol ist's um mich gethan;
Denn ihr nur unterthan
Ist jede Kraft, wenn ich an Sie gedacht,
Die neue Seufzer in mir angefacht.

So bin ich denn von deiner Macht gefangen,
O theurer Herr, erwarte nur von dir,
Daß Lohn mich einst erfreue. —
Ist aber wol mein glühendes Verlangen,

Das du entzündet hast, gekannt von ihr,
Und jene feste Treue,
Die einzig ihr ich weihe?
Verschmäh' ich doch, weil ganz in ihrer Macht,
Sogar den Frieden, den nicht Sie gebracht.

Kennt sie es nicht, o süßer Herr, so bitt' ich,
Daß du's ihr schilderst, und ein Fünkchen Glut
Ihr leihst, mit mir im Bunde.
Du weißt es ja, mich selbst verzehrend litt ich
Schon lange herbe Qual; es rinnt mein Blut
Aus immer offner Wunde.
Und dann zu guter Stunde
Sei ihr mich zu empfehlen du bedacht! —
Wie gern hätt' ich den Weg mit dir gemacht!

Als das Schweigen des Dioneus anzeigte, sein Lied sei beendet, ließ die Königin zwar noch viele andere singen; ertheilte aber dem des Dioneus großes Lob. Inzwischen war schon ein Theil der Nacht verstrichen, und weil die Königin wahrnahm, daß über die Wärme des Tages nunmehr die Nachtfrische den Sieg davongetragen habe, befahl sie, daß bis zum andern Tage ein jeder nach Gefallen zur Ruhe gehe.

Es schließt des Dekameron fünfter Tag, und es beginnt

der sechste,

an dem unter Elisens Regiment von denen erzählt wird, die durch ein geschicktes Wort fremde Neckereien abgelehnt haben, oder durch sofortige Erwiderung und schnellen Entschluß einem Verluste, einer Gefahr oder Kränkung entgangen sind.

Der Mond, der mitten am Himmel stand, hatte seine Strahlen verloren, und schon erhellte der beginnende neue Tag unsere Welt in jedem ihrer Theile, als die Königin, die sich von ihrem Lager erhoben und ihre Gesellschaft hatte zusammenrufen lassen, mit ihnen allen auf dem thauigen Grase lustwandelnd, sich unter verschiedenen, bald diesen und bald jenen Gegenstand berührenden Gesprächen von dem schönen Hügel langsamen Schrittes ein wenig entfernte. Bald stritten sie über den größern oder geringern Werth der erzählten Geschichten, bald belachten sie aufs neue die verschiedenen Zufälle, die in jenen berichtet worden waren. Weil aber inzwischen die Sonne schon hoch gestiegen war und die Wärme beschwerlich zu werden anfing, schien es ihnen rathsam, wieder heimzukehren, und die rückwärts gewandten Schritte führten sie bald nach ihrem Aufenthaltsorte zurück. Hier fanden sie die Tische bereits gedeckt und den Fußboden mit wohlriechenden Kräutern und schönen Blumen ganz übersäet, worauf sie nach dem Geheiß der Königin sich, bevor die Hitze noch weiter zunahm, alsobald zum Essen setzten. Als dieses unter

Heiterkeit beendigt war, und die Gesellschaft noch ein paar schöne und ergötzliche Liedlein gesungen hatte, legte der eine sich schlafen, der andere vertrieb sich mit Schach- oder Bretspiel die Zeit, Dioneus aber und Lauretta huben miteinander von Troilus und Chryseis zu singen an.

Zu der Stunde, um welche man sich wieder zu versammeln pflegte, ließ dann die Königin einen jeden herbeirufen, und alle setzten sich in der gewohnten Weise rings um die Quelle. Eben wollte die Königin den Befehl zum Beginnen der ersten Geschichte ertheilen, als geschah, was noch niemals sich zugetragen hatte: von der Küche her drang nämlich zu aller Ohren ein gewaltiger Lärm, den die Mägde und Diener miteinander verführten. Der Seneschall, der herbeigerufen und über die Ursach jenes Lärmes befragt ward, sagte, es sei ein Zank zwischen Lyscisca und Tyndarus; doch wisse er den Grund selbst nicht anzugeben, da er, um Ruhe zu gebieten, erst eben hinzugekommen sei, als er den Befehl erhalten, vor der Gesellschaft zu erscheinen.

Die Königin hieß ihm, die Lycisca und den Tyndarus sofort herbeikommen zu lassen, und frug beide, nachdem sie erschienen waren, nach der Ursach ihres Zankes. Tyndarus wollte antworten; Lycisca aber, die nicht mehr jung und ziemlich unverträglich war, auch über dem Streite sich etwas erhitzt hatte, fiel mit einem verächtlichen Blicke, den sie ihm zuwarf, ihm also in die Rede: „Seht mir doch den unverschämten Gesellen, der sich untersteht, wo ich bin, vor mir sprechen zu wollen. Schweige und laß mich reden!“ Dann aber sagte sie, zur Königin gewandt: „Madonna, dieser Mensch will mich die Frau des Sykophantes kennen lehren, und gerade, als ob ich nie mit ihr verkehrt hätte, mir weismachen, in jener Nacht, wo Sykophantes das erste mal bei ihr geschlafen, sei Herr Mauernbrecher nur mit Gewalt und Blutvergießen in Schwarzburg eingedrungen; ich aber sage, daß das gelogen ist, und daß er seinen Einzug ganz friedlich und mit vollem

Einverständniß der Besatzung gehalten hat. Solch ein Einfaltspinsel ist Tyndarus, daß er sich einbildet, die Mädchen seien dumm genug, ihre Zeit zu verlieren, und auf die Erlaubniß ihrer Väter und Brüder zu warten, die unter sieben malen sechsmal ihre Verheirathung drei oder vier Jahr länger verschieben, als sie sollten. Mein Schatz, da wäre schön für sie gesorgt, wenn sie so lange zögern wollten. Nein wahrlich, beim wahrhaftigen Glauben, und wenn ich schwöre, dann weiß ich, was ich rede, von allen meinen Bekanntinnen ist auch nicht eine, die als Jungfrau ins Ehebett gestiegen wäre, und wie oft, und wie arg die Verheiratheten ihren Männern Hörner aufsetzen, davon weiß ich auch ein Lied zu singen. Dieses Erzschaf aber will mich Weiber kennen lehren, als ob ich erst gestern auf die Welt gekommen wäre."

Während Lycisca noch also redete, verführten die Damen solch lautes Gelächter, daß man ihnen bequem sämmtliche Zähne hätte ausziehen können. Wol sechsmal gebot die Königin der Schwatzenden Stillschweigen; doch war es umsonst, und sie ruhte nicht eher, als bis sie alles, was sie sagen wollte, gesagt hatte. Nachdem sie aber endlich von selbst zu reden aufgehört hatte, sagte die Königin, lächelnd zu Dioneus gewendet: „Dioneus, das ist deine Sache; sorge denn also, wenn unsere Geschichten für heute beendigt sein werden, dafür, daß du unter den Streitenden eine Endentscheidung fällest." Hierauf antwortete Dioneus sofort: „Madonna, der Urtheilsspruch ist gefällt, ohne daß ich weiteres zu hören brauchte; denn ich erkläre, daß Lycisca recht hat, und halte dafür, daß Tyndarus, ganz so, wie sie gesagt hat, ein Einfaltspinsel ist." Sobald Lycisca diese Entscheidung vernahm, begann sie zu lachen und sagte, zu Tyndarus gewendet: „Geh, geh mit Gott, guter Freund; du denkst dich klüger, als ich bin, und bist noch nicht hinter den Ohren trocken? Nun, Gott sei Dank, umsonst habe ich nicht gelebt" ... und hätte die Königin ihr nicht zürnenden Blickes Stillschwei-

gen auferlegt und weiteres Lärmen und Gerede bei Strafe des Staupbesens verboten, so hätten sie den ganzen Tag nichts anderes thun können, als ihr Geschwätz anhören. So aber hieß sie beide sich entfernen, und als sie gegangen waren, gebot sie Philomelen, mit Erzählen zu beginnen; diese aber hub fröhlich also zu reden an.

Erste Geschichte.

Ein Edelmann sagt zu Madonna Oretta, er wolle ihr eine Geschichte erzählen, daß sie glauben solle, sie sitze zu Pferde. Als er sie darauf ungeschickt vorträgt, bittet sie ihn, daß er sie wieder absteigen lasse.

Wie in hellen Nächten die Sterne der Schmuck des Himmels, und im Frühjahr die Blumen der der grünen Wiesen, und die neubelaubten Gebüsche der Schmuck der Hügel sind, so, ihr jungen Mädchen, gereichen glückliche Einfälle den lobenswerthen Sitten und verständigen Reden zu besonderer Zier. Weil aber ein Witzwort seiner Natur nach kurz ist, so kleidet es uns Frauen in eben dem Maße besser als die Männer, in welchem viel zu sprechen den Frauen weniger als den Männern ziemt. Wahr ist es freilich, daß zur gemeinsamen Schande für uns alle (möge nun die Schuld in der Dürftigkeit unsers Verstandes oder in einer besondern Ungunst der Gestirne zu suchen sein, die über unser Jahrhundert verhängt ist) jetzt nur wenig Frauen, ja vielleicht keine zu finden ist, die zur rechten Zeit einen guten Einfall zu sagen, oder wenn ein anderer dergleichen gehabt hat, ihn gehörig aufzufassen vermöchte. Weil indeß Pampinea diesen Gegenstand schon früher hinlänglich besprochen hat, so denke ich nichts weiter

darüber zu sagen; wohl aber will ich, um Euch zu zeigen, wie viel Hübsches in einem guten Einfall zur rechten Stunde liegt, Euch berichten, wie eine Dame geschickt einem Edelmann Stillschweigen zu gebieten wußte.

Noch ist es nicht lange Zeit her, daß, wie manche von euch aus eigener Erfahrung wissen, oder doch von andern gehört haben können, in unserer Stadt eine Edeldame weilte, die von erlesenen Sitten und der Rede kundig war. Da ihre rühmlichen Eigenschaften nicht verdienen, daß ihr Name verschwiegen werde, will ich euch berichten, daß sie Madonna Oretta hieß und des Messer Geri Spina Gemahlin war. Nun geschah es zufällig, als sie einmal, sowie auch wir eben thun, auf dem Lande verweilte, daß sie mit mehreren andern Damen und Edelleuten, welche sie an jenem Tage bewirthet hatte, zu ihrem Vergnügen von einem Orte zum andern lustwandelte. Da indeß die Entfernung von dem Platze, von welchem sie ausgegangen waren, zu dem Ziele, welches sie sämmtlich zu Fuß zu erreichen beabsichtigten, vielleicht etwas groß war, so sagte ein Edelmann aus der Gesellschaft: „Madonna Oretta, beliebt es Euch, so will ich Euch einen großen Theil des Weges, den wir noch vor uns haben, durch eine wunderschöne Geschichte so sehr verkürzen, daß Ihr glauben sollt, Ihr säßet zu Pferde.“ Darauf antwortete die Dame: „Nicht nur beliebt es mir, sondern ich bitte Euch gar sehr darum, und es soll mir höchst willkommen sein.“

Der Herr Ritter, der seinen Degen vielleicht auch nicht besser zu führen wußte, als zum Erzählen seine Zunge, fing nach dieser Erlaubniß eine Geschichte an, die an sich in der That gar schön war, die er aber auf das jämmerlichste verdarb, indem er bald das gleiche Wort vier- oder sechsmal wiederholte, bald auf das schon Gesagte zurückkam, bald sich mit dem Ausruf: „Nein das hab' ich falsch erzählt“, unterbrach, bald endlich die Namen falsch sagte oder untereinander verwechselte; zu geschweigen,

daß seine Worte weder dem Charakter der Personen noch den erzählten Ereignissen irgend entsprachen. Der Madonna Oretta brach über dieses Erzählen der Angstschweiß aus, und es wurde ihr beklommen ums Herz, als ob sie krank wäre. Endlich aber konnte sie es nicht mehr aushalten, und da sie gewahr ward, daß der Edelmann in die Tinte gerathen war und sich nicht wieder heraus fand, sagte sie scherzhaft: „Messer, Euer Pferd ist ein schlimmer Harttraber; drum bitte ich Euch, lasset mich wieder absteigen.“ Der Edelmann, der zum Glück geschickter im Verstehen als im Erzählen war, fühlte den Stachel und kehrte ihn zu Scherz und Heiterkeit; dann aber wandte er sich zu andern Geschichten und ließ die eine, die er begonnen und schlecht ausgeführt hatte, unbeendigt.

Zweite Geschichte.

Cisti, der Bäcker, bringt durch eine beißende Antwort Herrn Geri zur Einsicht wegen eines unbescheidenen Begehrens.

Großes Lob ertheilte jedes der Mädchen und jeder der jungen Männer dem Einfall der Madonna Oretta; die Königin aber gebot Pampineen in gleicher Weise fortzufahren, worauf diese also begann:

Ich für mein Theil wüßte nicht zu entscheiden, ihr schönen Mädchen, welche von beiden größerer Tadel trifft, ob die Natur, wenn sie einer edeln Seele einen misgestalteten Körper bereitet, oder Fortuna, wenn sie einem Körper, in welchem eine edle Seele wohnt, ein niedriges Gewerbe überweist, wie wir Gelegenheit gehabt haben, das letzte an unserm Mitbürger Cisti und an manchen andern wahrzunehmen. Obgleich nämlich Cisti mit einem hohen Sinne begabt

war, hatte Fortuna ihn doch nur zum Bäcker gemacht. In der That würde ich deshalb die Natur und Fortuna gleichmäßig verwünschen, wüßte ich nicht sonst, daß die Natur in allen Dingen verständig ist, und daß Fortuna, wenngleich die Thörichten sie blind vorzustellen pflegen, dennoch tausend Augen hat. So glaube ich denn, daß beide in jenem Falle sehr weise, nicht anders zu Werke gehen, als auch die Sterblichen oftmals thun, indem sie nämlich wegen der Ungewißheit der zukünftigen Ereignisse, zu besserer Sicherheit ihre werthvollsten Sachen an den unscheinbarsten Orten ihres Hauses, als den unverdächtigsten, vergraben, um sie alsdann bei dringenden Bedürfnissen hervorzuholen, in welchem Falle jener verachtete Ort besser zur Verwahrung diente, als das schönste Gemach gethan haben würde. Ebenso verbergen auch die beiden Dienerinnen der Welt häufig ihre werthvollsten Gegenstände unter den Schatten der am niedrigsten geachteten Gewerbe, damit ihr Glanz, wenn jene sie, wo es noth thut, zu Tage zu bringen, um so leuchtender erscheine. Wie Cisti, der Bäcker, dies in einer geringfügigen Sache bewährt, und Herrn Geri Spina die Augen vernünftiger Einsicht eröffnet habe, gedenke ich euch in einem kleinen Geschichtchen zu erzählen, das mir bei der eben von Madonna Oretta mitgetheilten in den Sinn kam, weil diese die Gemahlin jenes Geri war.

Ich sage also, daß, als Papst Bonifaz wegen gewisser Angelegenheiten von großer Bedeutung einige Edelleute als seine Gesandten nach Florenz geschickt hatte, und diese im Hause des Messer Geri Spina, der bei dem Papste in vorzüglich großem Ansehen stand, abgestiegen waren und mit ihm über die Geschäfte ihres Machtgebers verhandelten, Messer Geri, was immer den Anlaß dazu geben mochte, fast jeden Morgen mit diesen Abgesandten des Papstes, sämmtlich zu Fuße, vor der Kirche Santa Maria Ughi vorübergingen, neben welcher Cisti, der Bäcker, seine Backstube hatte und in eigener Person seinem Handwerke oblag.

Obgleich nun Fortuna diesem Manne ein gar bescheidenes Gewerbe beschieden, so war sie doch insofern ihm günstig gewesen, daß er überreich geworden war, und deshalb, ohne sein Geschäft gegen irgendein anderes vertauschen zu wollen, mit erheblichem Aufwande lebte. Insbesondere aber führte er, neben andern guten Dingen, stets die besten weißen und rothen Weine, die in Florenz oder in der Umgegend nur irgend zu finden waren. Wie nun Cisti jeden Morgen Messer Geri und die Gesandten des Papstes vor seiner Thür vorübergehen sah, meinte er, daß es bei der damaligen großen Hitze eine willkommene Aufmerksamkeit wäre, wenn er ihnen von seinem guten Weißwein zu trinken gäbe; zugleich aber gedachte er des Unterschiedes zwischen seinem Stande und dem des Messer Geri, und so schien es ihm wieder nicht ziemlich, daß er sich herausnehme, ihnen einen Trunk anzubieten. Daher ersann er sich ein Mittel, das Messer Geri bewegen sollte, sich selbst einzuladen.

Zu dem Ende setzte er sich jeden Morgen gegen die Stunde, zu welcher er Messer Geri mit den Gesandten erwarten zu können glaubte, mit einer schneeweißen Jacke und einer frisch gewaschenen Schürze bekleidet, sodaß er eher einem Müller als einem Bäcker ähnlich sah, vor seine Hausthür, und ließ einen neuen verzinnten Eimer voll frischen Wassers und ein kleines, gleichfalls neues, bologneser Krüglein seines guten weißen Weines nebst zwei Bechern, so blank, daß sie von Silber schienen, vor sich hinstellen. Wenn er sie dann kommen sah, spülte er sich ein- oder zweimal den Mund, und begann darauf mit solchem Ausdrucke des Behagens von diesem seinen Weine zu trinken, daß er wol selbst einem Todten Appetit gemacht hätte. Nachdem Messer Geri dies den ersten und den zweiten Morgen mitangesehen hatte, sagte er am dritten: „Nun Cisti, wie ist er; ist er gut?“ Cisti erhob sich sogleich und antwortete: „Herr, gut ist er; wie gut aber, kann ich Euch nicht deutlich machen, wenn Ihr

ihn nicht versuchen wollt." Sei es nun, daß die Beschaffenheit des Wetters in Messer Geri Durst erweckt hatte, oder daß eine mehr als gewöhnliche Anstrengung, oder auch das behagliche Trinken, das er den Cisti verführen sah, die Ursache sein mochte, genug, er sagte, zu den Botschaftern gewandt, mit Lächeln: „Ihr Herren, es wird gut sein, daß wir den Wein dieses wackern Mannes versuchen; vielleicht finden wir ihn von solcher Beschaffenheit, daß wir es nicht zu bereuen haben." Und somit gingen sie gemeinsam zum Cisti. Dieser aber ließ aus der Backstube eine saubere Bank herbeibringen und lud die Herren zum Sitzen. Zu ihren Dienern indeß, die sich schon darüber hermachen wollten, die Becher zu waschen, sagte er: „Kameraden, bleibt mir davon weg und überlaßt mir es, diesen Dienst zu besorgen. Ich verstehe mich ebenso gut darauf, Wein in die Becher zu schenken, als Brot in den Ofen zu schieben; bildet ihr euch aber nicht ein, von meinem Weine einen Tropfen zu kosten." Während er so sprach, schwenkte er selbst vier schöne und neue Becher aus, ließ ein kleines Krüglein seines guten Weines bringen, und schenkte Herrn Geri und seinen Gefährten fleißig zu Trinken ein.

Alle erkannten den Wein für den besten, den sie seit langer Zeit getrunken hatten, und lobten ihn aus allen Tönen; weshalb denn auch Messer Geri, solange die Gesandten verweilten, fast jeden Morgen dorthin zum Trinken ging. Als aber diese ihre Geschäfte beendet hatten und wieder abreisen sollen, richtete Messer Geri noch ein glänzendes Festmahl her, zu dem er viele der angesehensten Bürger zu kommen bat. Auch den Cisti hatte er laden lassen; doch wollte dieser auf keine Weise der Einladung folgen. Da hieß Messer Geri einen seiner Diener, um eine Flasche jenes Weines (sodaß auf jeden Gast ein halbes Glas voll käme, das beim ersten Gerichte gereicht werden sollte) zum Cisti gehen. Der Diener, den es vielleicht verdrießen mochte, daß er noch nie von dem

Weine zu trinken bekommen hatte, nahm eine große Flasche auf den Weg. Als Cisti diese gewahr ward, sagte er: „Mein Sohn, Messer Geri schickt dich nicht zu mir.“ Zwar versicherte der Diener wiederholentlich, daß es sich wirklich so verhalte; da er indeß von Cisti keine andere Antwort erlangen konnte, kehrte er zu Messer Geri zurück und berichtete ihm Cisti's Worte. Messer Geri erwiderte: „Gehe nur noch einmal hin und sage, daß ich allerdings dich schicke; und wenn er dir dann wieder so antwortet, so frage ihn, wohin er denn sonst glaubt, daß ich dich schicke.“ Zu Cisti zurückgekommen, sagte der Diener: „Gewiß, Cisti, Messer Geri schickt mich doch zu dir.“ Hierauf antwortete Cisti: „Gewiß, mein Sohn, er thut es nicht.“ — „Nun“, sagte der Diener, „wohin schickt er mich denn sonst?“ — „Zum Arno“, entgegnete Cisti.

Der Diener berichtete diese Antwort dem Messer Geri, und sobald dieser sie vernahm, gingen ihm die geistigen Augen auf, und er sagte zum Diener: „Laß mich doch die Flasche sehen, die du hingetragen hast.“ Als er sie gesehen hatte, fügte er hinzu: „Cisti spricht die Wahrheit.“ Dann schalt er den Diener und hieß ihn eine angemessenere Flasche nehmen. Kaum erblickte Cisti diese, so sprach er: „Nun sehe ich wohl, daß er dich zu mir schickt“, und füllte sie ihm bereitwillig. Noch an demselben Tage aber ließ er ein Fäßlein voll ähnlichen Weines füllen und dies in der Stille dem Messer Geri ins Haus tragen. Bald darauf ging er dann selber zu ihm und sagte: „Herr, ich wünschte nicht, daß Ihr glaubtet, die große Flasche von heut Morgen habe mich erschreckt. Es schien mir nur, als ob Ihr vergessen hättet, was ich Euch durch meine kleinen Krüglein früher angedeutet hatte, nämlich, daß dies kein Tischwein sei, und darum wollte ich Euch heute früh daran erinnern. Weil ich aber in Ansehung dieses Weines nicht mehr Euer Kellermeister zu

sein gedenke, habe ich ihn Euch allen hergeschickt; nun thut damit hinfüro, wie es Euch beliebt."

Messer Geri hielt das Geschenk des Cisti äußerst werth; er dankte ihm so angelegentlich, als es solcher Gabe geziemte, und achtete ihn von da an stets als einen Ehrenmann und Freund.

Dritte Geschichte.

Monna Nonna de' Pulci gebietet durch eine treffende Antwort den unziemlichen Reden des Bischofs von Florenz Stillschweigen.

Als Pampinea ihre Geschichte beendet hatte, und sowol die Antwort als die Freigebigkeit des Cisti von allen höchlichst gelobt waren, beliebte es der Königin, daß Lauretta in der Reihenfolge des Erzählens fortfahre; diese aber begann freudigen Muthes also zu reden:

Ihr holdseligen Mädchen, sowie früher Philomela, so hat jetzt eben Pampinea sehr wahr gesprochen, wenn sie beide unsern Mangel an Fähigkeit und das Verdienst glücklicher Einfälle hervorhoben. Wenn deshalb hierauf zurückzukehren nicht mehr nöthig erscheint, so will ich zu dem, was über die Witzworte bereits gesagt ist, nur noch das eine euch in Erinnerung bringen, daß sie für den Hörer zwar beißend sein müssen, aber nur in der Art, wie ein Lamm, nicht wie ein Hund beißt; denn bissen sie gleich einem Hunde, so wären sie nicht mehr ein Witzwort, sondern eine Grobheit. Diesem Erforderniß genügten vollkommen sowol die Worte der Madonna Oretta, als die Entgegnung des Cisti. Wird indessen ein solcher Einfall als Antwort gesagt, so scheint der Antwortende, der gleich einem Hunde beißt, alsdann nicht zu tadeln, wenn er zuvor, wie von

einem Hunde gebissen war, obwol ihn Tadel getroffen haben würde, wenn er ohne solchen Anlaß in gleicher Weise geredet hätte. Darum soll man wohl Acht haben, wie, wann und mit wem, nicht minder aber auch, wo man sich auf Scherzreden einläßt. Diese Rücksichten beachtete einst ein Prälat unserer Stadt so wenig, daß er keinen geringern Stich empfing, als er austheilte, wie ich euch dies in einer kleinen Geschichte erzählen will.

Um die Zeit, als Messer Antonio d'Orso, ein weiser und ehrenwerther Kirchenfürst, Bischof von Florenz war, kam ein catalonischer Edelmann, Messer Diego della Ratta genannt, als Marschall des Königs Robert nach Florenz. Schön von Gestalt, wie er war, und dabei ein arger Weiberjäger, fand er, unter andern florentiner Frauen, besonders an einer Behagen, die ein schönes Weib und die Enkelin des Bruders jenes Bischofs war. Als er nun vernahm, daß ihr Mann, obwol aus gutem Hause, von schmuzigem Geize und niedriger Gesinnung sei, einigte er sich mit ihm, daß er ihm fünfhundert Goldgülden geben, dieser ihn aber dafür eine Nacht bei seiner Frau schlafen lassen solle. Obwol es nun wider den Willen der Frau geschah, so schlief er doch bei ihr; dann aber gab er dem Manne fünfhundert Silbergroschen, wie sie damals in Umlauf waren, die er inzwischen hatte vergolden lassen. In kurzem kam dies zu aller Kunde, und jener elende Wicht hatte Schaden und Spott zugleich zu tragen; der Bischof aber, als ein verständiger Mann, stellte sich, als ob er nichts von der Geschichte wisse.

Inzwischen verkehrten der Bischof und der Marschall viel miteinander, und so geschah es, daß an einem Johannistage, als beide auf der Straße, wo das Wettrennen gehalten wird, nebeneinander herritten und die Damen beschauten, der Bischof eine junge Frau gewahr ward, welche die gegenwärtige Pest erst vor kurzem uns geraubt. Ihr Name war Monna Nonna de' Pulci,

eine Base des Messer Alessio Rinucci, und ihr alle solltet sie wol gekannt haben. Zu jener Zeit nun war sie eine jugendfrische und schöne Frau, die den Mund auf dem rechten Flecke hatte und dreisten Sinnes war, auch erst seit kurzem sich in der Nähe von Porta San-Piero verheirathet hatte. Schon von ferne zeigte der Bischof sie dem Marschall; als sie aber näher gekommen waren, legte er diesem die Hand auf die Schulter und sagte: „Nonna, was dünkt dir von dem hier? Traust du dich wol mit ihm fertig zu werden?“ Nonna glaubte, daß diese Worte ihre Sittsamkeit einigermaßen antasteten, und geeignet seien, sie in der Meinung derer, welche sie gehört hatten, und deren waren viele, zu beflecken. Indeß hielt sie es für gerathener, nicht sowol jene Makel von sich abzuwaschen, als Stich auf Stich wiederzugeben, und antwortete deshalb sogleich: „Herr, vielleicht möchte er nicht mit mir fertig werden; jedenfalls aber müßte er mir gutes Geld geben.“

Als der Marschall und der Bischof diese Antwort vernahmen, fühlten sie sich beide getroffen: der eine wegen der Unsittlichkeit, deren er sich gegen die Enkelin des Bruders des Bischofs schuldig gemacht; der andere, weil ihm diese Schmach in der Enkelin des eigenen Bruders angethan war. Drum ritten sie beide, ohne einander anzuschauen, schweigsam und beschämt ihres Wegs, ohne während jenes Tags weiter etwas zu reden.

Der jungen Dame aber gereichte es nicht zum Vorwurf, daß sie, nachdem sie angegriffen war, durch einen beißenden Einfall den Angriff von sich abwehrte.

Vierte Geschichte.

Chichibio, der Koch des Currado Gianfigliazzi, verwandelt zu seinem Heile, durch einen schnellen Einfall, den Zorn des Currado in Gelächter und rettet sich von dem Unheil, mit dem Currado ihn schon bedroht hatte.

Schon schwieg Lauretta, und die Nonna war von allen auf das höchste gelobt worden, als die Königin der Neiphile fortzufahren gebot; diese aber begann also zu sprechen:

Ihr liebevollen Mädchen, obwol ein schneller Verstand oft dem Redenden je nach den Umständen treffende und kluge Einfälle an die Hand gibt, so kommt doch das Glück zu Zeiten auch den Furchtsamen zu Hülfe, und legt ihnen plötzlich Worte auf die Zunge, welche der Sprechende in ruhigen Augenblicken nie zu ersinnen vermocht hätte. Davon denke ich Euch durch meine Geschichte ein Beispiel zu geben.

Currado Gianfigliazzi war, wie jede von euch gesehen und gehört haben kann, stets ein gar freigebiger und gastfreier Edelbürger unserer Stadt, der, seiner wichtigern Leistungen für jetzt zu geschweigen, ein ritterliches Leben führte und fortwährend sich mit Hunden und Jagdvögeln vergnügte. Als dieser nun eines Tages unfern von Peretola mit einem seiner Falken einen Kranich getödtet und diesen jung und fett gefunden hatte, schickte er ihn seinem guten Koche, der Chichibio hieß und ein Venetianer war, und ließ ihm sagen, daß er ihn zum Abendessen braten und wohl zubereiten solle. Chichibio, der aussah wie ein leichtsinniger Geselle und ein solcher auch wirklich war, rupfte den Kranich, steckte ihn an den

Spieß und begann ihn sorgsam zu braten. Fast war er schon gar und verbreitete einen starken Duft, als eine Dirne aus der Umgegend, die Brunetta genannt ward und in die Chichibio gewaltig verliebt war, in die Küche trat. Kaum roch sie den Duft des Bratens und sah den Kranich am Spieße, so gab sie dem Chichibio die besten Worte, daß er ihr einen Schenkel davon abschneiden möchte. Chichibio antwortete singend: „Ihr kriegt ihn nicht, Donna Brunetta, Ihr kriegt ihn nicht von mir.“ Darüber wurde denn die Dirne ganz zornig und sagte: „Nun, so wahr wie Gott lebt, gibst du mir nicht eine Keule, so kriegst du von mir nie das Kleinste, wozu du Lust hast.“ Am Ende löste Chichibio, um sein Mädchen nicht böse zu machen, wirklich eine Keule ab und gab sie ihr.

Als indeß dem Currado und seinen paar Gästen der Kranich ohne Keule vorgesetzt ward, ließ jener voller Erstaunens den Chichibio rufen und frug ihn, was mit der andern Keule geworden sei. Der lügenhafte Venetianer antwortete sogleich: „Herr, die Kraniche haben nur eine Keule und ein Bein.“ Zornig erwiderte Currado: „Was zum Teufel, sie hätten nur eine Keule und ein Bein? Als ob das der erste Kranich wäre, den ich zu sehen bekomme!“ Chichibio aber blieb dabei und sprach: „Herr, es ist so, wie ich Euch sage, und beliebt es Euch, so werde ich es Euch an den Lebendigen zeigen.“ Currado wollte, aus Rücksicht auf die Fremden, die er bei sich hatte, den Wortwechsel nicht weiter fortsetzen; darum antwortete er: „Weil du denn sagst, daß du mir an den Lebendigen zeigen willst, was ich allerdings noch nie gesehen, oder von andern gehört habe, so will ich morgen früh die Sache mir ansehen; aber beim Leibe Christi schwöre ich dir zu, wenn es sich nachher anders findet, so lasse ich dich in einer Weise zurichten, daß, solange du lebst, du meines Namens zu deinem Unheil gedenken sollst.“

So endete der Streit für diesen Abend; am andern Morgen aber mit Tagesanbruch erhob sich Currado, den der Aerger nicht hatte schlafen lassen, noch gar zornig und gebot, daß die Pferde vorgeführt würden. Dann ließ er den Chichibio auf ein Rößlein aufsitzen und ritt mit ihm nach einer Niederung, wo man am Flußufer in der Morgenfrühe Kraniche anzutreffen pflegte; im Reiten aber sagte er: „Nun werden wir ja sehen, wer gestern gelogen hat: ich oder du." Als Chichibio gewahr ward, daß Currado's Zorn noch fortdauerte und daß er seiner Lüge überführt werden sollte, ohne daß er sich zu rechtfertigen gewußt hätte, ritt er in der größten Angst von der Welt hinter Currado her, und wäre, wenn es sich hätte thun lassen, gern geflohen. Da sich aber dazu keine Gelegenheit bot, blickte er bald vor- und bald rückwärts, und bald zu den Seiten, und alles, was ihm vor die Augen kam, sah ihm aus, wie Kraniche, die auf zwei Beinen ständen.

Endlich, als sie schon in die Nähe des Flusses gelangt waren, erblickte er, früher, als einer der übrigen, am Ufer wol ein Dutzend Kraniche, die sämmtlich, wie diese Vögel schlafend zu thun pflegen, auf einem Beine standen. Da zeigte er sie schleunig dem Messer Currado und rief: „Herr, nun könnt Ihr deutlich erkennen, daß ich Euch gestern Abend die Wahrheit sagte, wenn ich behauptete, die Kraniche hätten nur einen Schenkel und ein Bein. Seht nur die alle, die dort stehen." Wie Currado sie gewahr ward, sagte er: „Warte nur; ich will dir schon zeigen, daß sie ihrer zweie haben." Und indem er ein wenig näher heranritt, rief er: „Oh, oh!" — Aufgeschreckt durch diesen Ruf, ließen die Kraniche alsbald den andern Fuß nieder und flogen nach wenigen Schritten alle davon. Da wandte Currado sich zu Chichibio und sprach: „Nun, du Näscher, was dünkt dir; glaubst du nun, daß sie zwei Beine haben?" Chichibio war ganz bestürzt, und ohne selbst zu wissen, woher die Antwort ihm komme, entgegnete er: „Freilich, Herr,

freilich; aber dem Kranich von gestern habt Ihr nicht „Oh, oh!“ zugerufen; hättet Ihr das gethan, sicher er würde das andere Bein ebenso ausgestreckt haben, wie vorhin diese hier thaten.“

Den Currado ergötzte diese Antwort so sehr, daß alle sein Zorn sich in Scherz und Lachen verkehrte, und er antwortete: „Chichibio, du hast recht, das hätte ich freilich thun sollen.“

So also entging Chichibio durch eine schnelle und scherzhafte Erwiderung seinem Unheil, und wandte den Zorn seines Herrn von sich ab.

Fünfte Geschichte.

Messer Forese da Rabatta und Meister Giotto, der Maler, die beide von Mugello zurückkommen, machen sich gegenseitig über ihr unscheinbares Aeußere lustig.

Als Neiphile schwieg, und die Damen an der Antwort des Chichibio noch vieles Gefallen geäußert hatten, begann Pamphilus nach dem Gebot der Königin also zu reden:

Oft geschieht es, daß, wie Fortuna, nach dem, was Pampinea erst eben uns gezeigt hat, zu Zeiten die größten Schätze der Fähigkeit und des Verstandes unter schlechten Gewerben verbirgt, so auch die Natur die erstaunlichsten Geistesgaben mit den abschreckendsten Körperformen paart. Deutlich erhellt dies an zweien unserer Mitbürger, von denen ich euch kürzlich zu erzählen gedenke.

Der Eine von ihnen, welcher Messer Forese Rabatta genannt ward, war von so kleinem und misgestaltetem Körperwuchse, und hatte ein so plattgedrücktes Gesicht, mit aufgeworfener Nase, daß der Häßlichste unter den Baronci

es für eine Schmach gehalten haben würde, mit ihm zu tauschen; dennoch aber war er von so tiefer Einsicht in rechtlichen Dingen, daß er von vielen kundigen Männern eine Fundgrube des bürgerlichen Rechts genannt ward.

Der Name des andern war Giotto, und mit so vorzüglichen Anlagen war er begabt, daß die Natur, welche die Mutter aller Dinge ist, und deren fortwährendes Gedeihen durch das unablässige Kreisen der Himmel vermittelt, nichts hervorbringt, was er mit Griffel, Feder oder Pinsel nicht dem Urbilde so ähnlich darzustellen gewußt hätte, daß es nicht als ein Abbild, sondern als die Sache selbst erschienen wäre, weshalb denn der Gesichtssinn der Menschen nicht selten irre geleitet ward und für wahr hielt, was nur gemalt war. Mit Recht kann man ihn als einen der ersten Sterne des florentiner Ruhms bezeichnen; denn er ist es gewesen, welcher die Kunst, die Jahrhunderte lang unter den Irrthümern derer wie begraben lag, die durch ihr Malen mehr die Augen der Unwissenden zu kitzeln, als der Einsicht der Verständigen zu genügen, bestrebt waren, zu neuem Lichte wieder erhoben hat; und um so mehr kann man dies, mit je größerer Bescheidenheit er sich jenen Ruhm erwarb, indem er, obwol er ein Meister aller derer war, welche diese Beschäftigung übten, dennoch standhaft, Meister genannt zu werden ablehnte. Mit um so hellerm Glanze schmückte ihn aber diese von ihm abgelehnte Bezeichnung, mit je größerer Gier diejenigen sie sich anmaßten, die viel weniger von der Kunst verstanden, als er oder seine Schüler. So groß nun aber auch seine Kunst war, so war er dennoch der Gestalt und den Gesichtszügen nach um nichts schöner als Messer Forese. Um jedoch auf meine Geschichte zu kommen, sage ich: Messer Forese hatte sowol als Giotto seine Besitzungen im Mugello. Nun war jener um die Zeit, da die Gerichte des Sommers Ferien haben, dorthin gereist, um die seinigen in Augenschein zu nehmen, und als er zufällig auf einem unscheinbaren

Rößlein heimwärts ritt, traf er auf den schon gedachten Giotto, der gleichfalls seine Güter besichtigt hatte und nun nach Florenz heimkehrte. Giotto aber war in keinem Stücke besser beritten oder bekleidet als jener, und so setzten sie denn, wie es zwei bejahrten Leuten geziemt, langsamen Schrittes miteinander ihre Reise fort. Da geschah es, wie wir dies im Sommer oftmals geschehen sehen, daß ein plötzlicher Regen sie überfiel, sodaß sie, so schnell sie vermochten, sich in das Haus eines Landmanns flüchteten, der mit jedem von ihnen bekannt und befreundet war. Inzwischen gewährte der Regen keine Hoffnung, nachlassen zu wollen, und da beide noch denselben Tag nach Florenz wollten, liehen sie sich von dem Bauer zwei alte Mäntel, wie man sie in der Romagna trägt, desgleichen, da keine bessern zu haben waren, auch noch zwei Hüte, die vor Alter ganz abgetragen waren, und mit diesen machten sie sich auf den Weg.

Nachdem sie eine Weile geritten waren, hatte der Regen sie völlig durchnäßt; auch waren durch das Spritzen, das bei nassem Wetter die Pferde durch ihre Fußtritte verführten, ihre Anzüge ganz beschmuzt, und sowol dieses als jenes trug nicht viel dazu bei, ihren Aufzug anständiger erscheinen zu lassen. Inzwischen aber hatte das Wetter sich ein wenig aufgehellt, und sie begannen, nachdem sie lange Zeit schweigsam nebeneinander hergeritten waren, miteinander Gespräche zu pflegen.

Als nun Messer Forese des Wegs ritt und dem Giotto zuhörte, der trefflich zu reden wußte, betrachtete er ihn seitwärts von Haupt zu Füßen und um und um, und wie er in allen Stücken ihn so unscheinbar und übelaussehend fand, begann er, ohne zu bedenken, welche Figur er selbst machte, zu lachen und sagte: „Giotto, wenn jetzt ein Fremder, der dich nie gesehen hätte, uns hier entgegenkäme, kannst du dir wol denken, daß der dich für den ersten Maler der Welt, wie du es doch bist, erkennen würde?“ Sofort antwortete Giotto: „Messer,

wol glaube ich, daß er mich dafür erkennen würde, sobald er, nachdem er Euch angesehen, es für möglich hielte, daß Ihr das ABC könntet."

Messer Forese erkannte aus dieser Antwort sein Unrecht, und sah sich mit einer Münze bezahlt, die der Waare, die er verkauft hatte, völlig entsprach.

Sechste Geschichte.

Michele Scalza beweist einigen jungen Leuten, daß die Baronci das adelichste Geschlecht in der Welt und in der Maremma sind, und gewinnt damit eine Mahlzeit.

Noch lachten die Damen über Giotto's treffende Antwort, als die Königin der Fiammetta fortzufahren gebot, und diese folgendermaßen zu reden begann:

Daß Pamphilus vorhin die Baronci erwähnte, welche ihr, lieben Mädchen, vielleicht nicht kennt, hat mir eine Geschichte in Erinnerung gebracht, welche, ohne von unserer Aufgabe abzugehen, darthut, wie alt ihr Adel sei, und welche ich euch zu erzählen gedenke.

Noch ist es nicht gar lange her, daß in unserer Stadt ein junger Mann, mit Namen Michele Scalza, lebte, der der spaßhafteste und ergötzlichste Gesell von der Welt war, und immer die sonderlichsten Geschichten bei der Hand hatte. Deshalb sahen die jungen Florentiner, so oft sie eine muntere Gesellschaft veranstalteten, es besonders gern, wenn sie ihn dafür gewinnen konnten. Als er nun eines Tags mit einigen andern zu Mont' Ughi war, geschah es, daß sich unter ihnen ein Streit entspann, welches unter den florentiner Geschlechtern wol das edelste und älteste sei. Einige sagten, die Uberti, andere die Lamberti; dieser

nannte die eine Familie und jener eine andere, ein jeder nach seinem Verständniß.

Während Scalza ihnen zuhörte, hub er zu lächeln an und sagte: „Geht doch, geht, ihr Tröpfe, die ihr seid; ihr wißt alle nicht, was ihr redet. Das edelste Geschlecht und das älteste, nicht nur in Florenz, sondern in der ganzen Welt und auch noch in der Maremma, sind die Baronci, und darüber sind die Philosophen und jeder andere, der sie kennt so wie ich sie kenne, schon lange einig. Damit ihr aber nicht etwa denkt, ich rede von jemand anders, so sage ich euch, daß ich die Baronci von Santa=Maria maggiore meine, die eure Nachbarn sind." Die jungen Leute hatten wirklich geglaubt, daß er etwas anderes sagen wollte; bei diesen letzten Worten aber lachten sie ihm ins Gesicht und sprachen: „Du willst uns zum Narren haben, als ob wir die Baronci nicht so gut kännten wie du." — „Nein", sagte Scalza, „bei den heiligen Affenkehlien, das will ich nicht. Ich sage die Wahrheit, und wenn einer unter euch Lust hat, und will eine Mahlzeit wetten für sechs Tischgäste, welche wer gewinnt, sich aussuchen kann nach Belieben, so setze ich gern dagegen. Und noch mehr will ich thun: ich will mich dem Ausspruch von jedwedem unterwerfen, den ihr haben wollt." Da sagte einer von den andern, der Neri Mannini hieß: „Nun, ich bin's zufrieden, die Mahlzeit zu gewinnen." Hierauf einigten sich beide, daß Piero di Fiorentino, in dessen Hause sie sich eben befanden, Schiedsrichter sein solle, und gingen sofort zu ihm hin; die andern aber folgten ihnen alle, um zu sehen, wie Scalza die Wette verlieren würde, und ihn dann zum besten zu haben.

Nachdem sie dem Piero ihre Wette erzählt hatten, hörte dieser, der ein verständiger junger Mann war, zuerst, was dieser Neri vorzubringen hatte, und wandte sich sodann mit den Worten zu Scalza: „Nun, wie willst du jetzt beweisen, was du behauptest?" Scalza

antwortete: „Wie? — Mit solchen Gründen will ich es beweisen, daß nicht nur du, sondern jener, der es jetzt leugnet, selbst zugestehen soll, ich sage die Wahrheit: Ihr wisset, daß je älter die Geschlechter sind, um so adelicher sind sie, und das war ja auch vorhin euer aller Meinung. Sind nun die Baronci älter als irgendein anderes Geschlecht, so sind sie auch am adelichsten. Wenn ich euch also beweise, daß sie die älteste Familie sind, so habe ich ohne Zweifel die Wette gewonnen.

„Ihr müßt wissen, daß unser Herrgott die Baronci zu einer Zeit gemacht hat, wo er erst angefangen hatte, malen zu lernen; alle andere Menschen sind aber erst geschaffen, als unser Herrgott das Malen schon konnte. Um zu sehen, daß ich die Wahrheit sage, so gebt nur einmal auf die Baronci und auf andere Leute Achtung. Während ihr alle andern mit wohlgebildeten Gesichtern und richtigem Verhältniß der Theile seht, könnt ihr wahrnehmen, daß von den Baronci der eine ein übermäßig langes und schmales Gesicht hat, und dafür das des andern über alle maßen breit ist. Dieser hat eine gewaltig lange Nase, jener eine kurze; das Kinn eines dritten steht weit vor, und ist nach oben gekrümmt, die großen Kinnbacken aber gleichen denen eines Esels. Ja, es gibt deren, die ein großes und ein kleines Auge haben, und das eine Auge höher stehend als das andere; kurz, ihre Gesichter sehen ganz so aus wie die, welche die Kinder machen, wenn sie erst eben anfangen zeichnen zu lernen. So ergibt sich denn, wie ich euch sagte, gar deutlich, daß unser Herrgott sie gemacht hat, als er erst malen lernte. Daraus folgt aber, daß sie älter sind als die andern Geschlechter, also auch adelicher."

Daß die Baronci wirklich so aussehen, war sowol dem Piero, der Schiedsrichter sein sollte, als dem Neri, der um die Mahlzeit gewettet hatte, und jedem der andern erinnerlich. Daher fingen sie denn bei dem spaßhaften Grunde, den Scalza vorbrachte, sämmtlich zu lachen an,

und versicherten mit einem Munde, Scalza habe recht, die Mahlzeit gebühre ihm, und die Baronci seien unbezweifelt das adelichste und älteste Geschlecht, das man nicht nur in Florenz, sondern in der ganzen Welt, oder in der Maremma finden könne.

Mit gutem Grunde sagte aber Pamphilus vorhin, als er die Misgestaltung von Messer Forese's Gesicht bezeichnen wollte, daß er selbst im Vergleich mit einem der Baronci noch für häßlich gegolten haben würde.

Siebente Geschichte.

Madonna Filippa wird vor Gericht gefordert, weil ihr Mann sie mit ihrem Geliebten betroffen; durch ihre geschickte und scherzhafte Antwort kommt sie aber frei und veranlaßt eine Abänderung des Stadtrechts.

Fiammetta schwieg bereits und noch lachte ein jeder über den wunderlichen Grund, durch welchen Scalza den Adel der Baronci über alle andern erhoben hatte, als die Königin dem Philostratus zu erzählen gebot. Dieser aber begann also zu reden:

Gut reden zu können, ihr ehrenwerthen Damen, ist bei jeder Gelegenheit ein schönes Ding; am schönsten aber dünkt mich diese Redegabe, wenn sie sich da bewährt, wo die Nothwendigkeit sie dringend erfordert. Dieses Geschick besaß eine Edelfrau, von der ich euch zu erzählen denke, in solchem Maße, daß sie nicht nur in ihren Zuhörern Lachen und Heiterkeit erweckte, sondern, wie ihr vernehmen werdet, sich selbst aus den Schlingen eines schimpflichen Todes losmachte.

In der Stadt Prato bestand einst das in Wahrheit ebenso grausame als tadelnswerthe Gesetz, daß eine Ehe-

frau, welche ihr Mann im Ehebruch mit einem Geliebten betroffen hätte, ohne den geringsten Unterschied ganz ebenso verbrannt werden sollte, wie diejenige, die dabei ertappt wäre, daß sie sich dem ersten besten für Geld preisgegeben hätte. Während dieses Gesetz noch in Kraft war, geschah es, daß eine adeliche und schöne Frau, die Madonna Filippa hieß, und verliebter war, als irgendeine andere, eines Nachts in ihrer eigenen Kammer von Rinaldo dei Pugliesi, ihrem Manne, in den Armen des Lazzarino de Guazzagliotri, eines jungen und schönen Edelmanns aus derselben Stadt, betroffen ward, den sie liebte, wie ihr eigenes Leben. Bei diesem Anblick gerieth Rinaldo so außer sich, daß er sich kaum bezwingen konnte, nicht über sie herzufallen und sie zu tödten: und wäre er nicht wegen der Folgen besorgt gewesen, so hätte er dem Ungestüm seines Zornes gehorcht und also gethan. So aber enthielt er sich zwar dieses Verlangens, nicht aber davon, daß er, was ihm selbst zu vollstrecken verboten war, von dem grausamen prateser Gesetze begehrte, nämlich den Tod seiner Frau.

Da er nun ziemlich ausreichendes Zeugniß hatte, um den Fehltritt der Frau zu beweisen, verklagte er sie, ohne bessern Rath anzunehmen, sobald es Tag geworden war, und ließ sie vor das Gericht fordern. Die Frau, die gar kühnen Muthes war, wie man dies bei allen zu finden pflegt, welche in wahrhafter Liebe entbrannt sind, beharrte, so nachdrücklich ihr auch von vielen Freunden und Verwandten abgeredet ward, bei dem Vorsatz, zu erscheinen, und lieber mit dem Geständniß der Wahrheit starken Geistes zu sterben, als auf feiger Flucht wegen ihres Ausbleibens in der Verbannung zu leben, und sich dadurch eines so edeln Geliebten unwerth zu bekennen, als derjenige war, in dessen Armen sie die vorige Nacht verlebt hatte.

Sie erschien also in stattlicher Begleitung von Frauen und Männern, welche sämmtlich ihr zu leugnen riethen,

vor dem Podestà, und frug diesem mit furchtlosem Blicke und fester Stimme, was er von ihr begehre. Als der Podestà sie ins Auge faßte und gewahr ward, wie schön sie sei, und von wie edelm Anstande, als er zugleich aus ihren Worten entnahm, welch hohen Sinn sie hege, fing er an, Mitleiden für sie zu empfinden und zu besorgen, daß sie Dinge bekennen möchte, um derentwillen er, wollte er nicht die Ehre einbüßen, genöthigt wäre, sie zum Tode zu verurtheilen. Deshalb sagte er zu ihr, da er doch nicht umhin konnte, sie um dasjenige zu befragen, was ihr schuld gegeben war: „Madonna, wie Ihr seht, ist Rinaldo, Euer Mann, hier gegenwärtig und beklagt sich über Euch, die er mit einem andern Manne im Ehebruche betroffen zu haben behauptet. Er begehrt nun, daß ich Euch, einem bestehenden Gesetze zufolge, dafür mit dem Tode bestrafe; ich kann dies aber nur dann thun, wenn Ihr selbst Euch schuldig bekennt. Habt denn also wohl Acht, wie Ihr antwortet, und sagt mir, ob das wahr ist, dessen Euer Mann Euch beschuldigt?“

Hierauf antwortete die Dame, ohne die Fassung irgend zu verlieren, mit heiterer Stimme: „Messere, es beruht vollkommen in Wahrheit, daß Rinaldo mein Ehemann ist, und daß er diese vergangene Nacht mich in Lazzarino's Armen gefunden hat, in denen ich, wie ich niemals leugnen werde, aus wahrer und inniger Liebe, die ich für ihn hege, oftmals geweilt habe. Unbedenklich aber wißt Ihr, daß die Gesetze gemeinsam sein und unter Zustimmung derer beschlossen werden müssen, welche sie betreffen. So verhält es sich aber nicht mit diesem Gesetze, das allein den armen Weibern Zwang anlegt, obwol sie doch weit besser als die Männer mehreren zugleich zu genügen im Stande sind. Außerdem hat, als dieses Gesetz gegeben ward, nicht nur keine Frau ihre Einwilligung dazu gegeben, sondern ebenso wenig ist irgendeine darum befragt worden; mit Recht also kann man es aus diesen

Gründen ein arges Gesetz nennen. Wollt Ihr indeß, meinem Leben und Euerm Gewissen zum Schaden, Euch dazu hergeben, dessen Vollstrecker zu sein, so steht dies in Euerm Belieben; bevor Ihr jedoch weiter vorschreitet und irgendein Urtheil fällt, ersuche ich Euch, daß Ihr mir die kleine Gunst erzeigt, meinen Mann zu fragen, ob ich jedesmal und so oft es ihm beliebte, ohne einmal nein zu sagen, ihm seine volle Lust an mir gewährt habe, oder nicht?"

Ohne die Frage des Podestà abzuwarten, antwortete Rinaldo hierauf alsbald, daß die Frau ihm allerdings auf jedes Begehren volle Befriedigung seiner Wünsche gestattet habe. „Wohlan denn", fuhr sogleich die Dame fort, „so frage ich Euch, Herr Podestà, was ich, wenn er zu jeder Zeit sich genommen hat, wessen er bedurfte und wessen ihn gelüstete, mit dem machen sollte oder noch soll, das er übrig läßt? Soll ich es vielleicht den Hunden vorwerfen? Oder ist es nicht besser, es einem Edelmann zu gewähren, der mich mehr liebt, als sich selbst, statt es verloren gehen und umkommen zu lassen?"

Es waren zu diesem Verhöre einer so ausgezeichneten und namhaften Dame fast sämmtliche Bewohner von Prato herbeigekommen; alle aber riefen, als sie diese ergötzliche Frage vernahmen, nach vielem Gelächter, wie aus einem Munde, daß die Dame recht habe und wohl spreche. Bevor sie also noch von dort sich entfernten, veränderten sie auf Anrathen des Podestà jenes unbillige Gesetz, und bestimmten, daß es in Zukunft nur von den Frauen verstanden werden solle, welche für Geld sich gegen ihre Männer vergingen.

So verließ denn Rinaldo, beschämt über sein thörichtes Unternehmen, das Gericht; die Dame aber kehrte fröhlich und frei, als wäre sie vom Scheiterhaufen erstanden, siegreich in ihr älterliches Haus zurück.

Achte Geschichte.

Fresco räth seiner Nichte, niemals in den Spiegel zu sehen, wenn, unausstehliche Leute zu sehen, ihr so widerwärtig sei, als sie sage.

Die Geschichte, die Philostratus erzählt hatte, erregte in den Herzen der zuhörenden Mädchen anfangs ein wenig Scham, wovon die sittsame Röthe, mit der ihre Wangen sich färbten, Zeugniß gab; allmählich aber schielte eine nach der andern, und sie hörten dem Verlauf der Geschichte lächelnd zu, des lauten Lachens nur mit Mühe sich enthaltend. Als endlich der Erzähler zum Schlusse gediehen war, wendete die Königin sich zu Emilien und gebot ihr, fortzufahren. Diese aber begann tief aufathmend, nicht anders, als ob sie eben erst vom Schlafe erwachte:

Ihr holden Mädchen, da eine Reihe von Gedanken, die gar vieles in sich begriffen, mich eine lange Weile fern von hier entführt hat, so werde ich, unserer Königin gehorchend, mit einer viel kürzern Geschichte mich meiner Schuld entledigen, als ich vielleicht gethan haben würde, wenn mein Geist hier gegenwärtig gewesen wäre. In dieser Geschichte aber will ich euch von der thörichten Verkehrtheit eines Mädchens erzählen, die durch einen beißenden Einfall ihres Onkels wäre gestraft worden, wenn sie nur hinlängliche Einsicht gehabt hätte, um ihn zu verstehen.

Ein Mann also, welcher Fresco da Celatico hieß, hatte eine Nichte, die man abkürzungsweise nur Cesca zu nennen pflegte. Obwol diese recht hübsch von Gestalt und von Gesichtszügen war, so konnte man sie doch nicht zu jenen Engelsbildern zählen, denen wir nicht selten begegnen; sie aber hielt sich so hoch und so erlesen, daß es

ihr zur Gewohnheit geworden war, Männer und Frauen, und was immer ihr vor die Augen kam, zu tadeln, ohne daß sie dabei sich selbst nach rechtem Maße gewürdigt hätte. Dadurch wurde sie denn mehr als irgendeine andere unbequem, widrig und überlästig, da es unmöglich war, irgendetwas ihr recht zu machen. Bei dem allen war sie so hochmüthig, daß selbst, wenn sie zum Stamme Karl's des Großen gehört hätte, es dennoch zu viel gewesen wäre. Und wenn sie über die Straße ging, war ihr jeden Augenblick irgendwas nicht gelegen, sodaß sie nicht aufhörte, die Nase zu rümpfen, als ob von jedem, den sie sähe, oder der ihr begegnete, unleidlicher Gestank sie anwehte.

So manche ihrer misliebigen und widerwärtigen Manieren zu geschweigen, geschah es indeß eines Tags, daß sie voll von ihren Unleidlichkeiten nach Hause zurückkehrte und, während sie sich dort neben Fresco niedersetzte, in einem fort vor Aerger schnaufte. Darum sagte Fresco: „Was hat das zu bedeuten, Cesca, daß, während heute Festtag ist, du schon so frühe nach Hause gekehrt bist?" Sie aber antwortete mit der albernsten Ziererei: „Ja freilich bin ich früh gekommen; denn ich glaube sicherlich, daß in dieser Stadt noch niemals so viel widerwärtige und unausstehliche Männer und Frauen beisammen gewesen sind, als ich deren heute getroffen habe. Da geht doch auch nicht einer über die Straße, der mir nicht zuwider wäre wie das böse Wesen. Weil ich aber fest überzeugt bin, daß in der ganzen Welt kein Mädchen ist, dem es so verhaßt wäre, unausstehliche Leute zu sehen, als mir, bin ich, um diesem Anblick zu entgehen, so früh nach Hause gekommen."

Fresco, dem das hochfahrige Betragen seiner Nichte auf das äußerste zuwider war, antwortete: „Mein Kind, wenn die unausstehlichen Leute dir so widerwärtig sind, als du sagst, so besieh dich, wenn du deines Lebens froh werden willst, ja niemals im Spiegel." Sie aber, die

hohler war, als ein Schilfrohr, und an Weisheit dem Salomo zu gleichen vermeinte, begriff den Stich des Fresco nicht besser, als ein Widder gethan haben würde, und erwiderte, sie gedenke sich ebenso gut im Spiegel zu besehen, als die andern.

So verharrte sie denn ferner in ihrer Einfalt und thut es noch heute.

Neunte Geschichte.

Guido Cavalcanti sagt einigen florentiner Edelleuten, die ihn überrascht hatten, in versteckter Weise die Wahrheit.

Als die Königin gewahr wurde, daß Emilie sich ihrer Pflicht bereits entledigt hatte, und daß mit Ausnahme dessen, der das Vorrecht genoß, seine Geschichten bis zuletzt zu versparen, nur ihr noch zu erzählen oblag, begann sie also zu reden: Obgleich mir von euch, ihr anmuthigen Mädchen, heute schon zwei oder mehr Geschichten weggenommen sind, von denen ich die eine oder die andere zu erzählen gedachte, so ist mir doch eine übrig geblieben, deren Schluß ein bitteres Wort enthält, wie bisjetzt vielleicht noch keines von so tiefem Sinn mitgetheilt ward.

Ihr müßt nämlich wissen, daß vor Zeiten in unserer Stadt gar manche schöne und lobenswerthe Gebräuche bestanden, von denen uns leider kein einziger geblieben ist, weil sie von dem Geize, der sich bei uns mit den Reichthümern fortwährend gemehrt hat, einer nach dem andern vertrieben sind. So war es unter anderm gebräuchlich, daß an verschiedenen Orten von Florenz die angesehenern Bürger der umliegenden Straßen sich versammelten und

untereinander eine Gesellschaft von bestimmter Anzahl bildeten. Dabei hatte man Acht, nur solche aufzunehmen, welche die Kosten füglich bestreiten konnten, und heute richtete der eine für die ganze Gesellschaft eine Mahlzeit aus, morgen der andere, und so der Reihe nach weiter, daß jeden sein Tag traf. Häufig erwiesen sie bei diesen Zusammenkünften auch ausgezeichneten Fremden eine Ehre, wenn deren nach Florenz kamen, oder sie luden auch wol Einheimische dazu. Auch hielten sie wenigstens einmal im Jahre gleichförmig gekleidet einen Umzug, und ritten an den vorzüglichsten Tagen gemeinsam durch die Stadt. Zu Zeiten veranstalteten sie Waffenspiele; so namentlich an den Hauptfesten, oder wenn die Nachricht von einem Siege, oder einem sonstigen frohen Ereigniß eingetroffen war.

Unter diesen Gesellschaften war auch die des Messer Betto Brunelleschi, in welche sowol Messer Betto als seine Gefährten den Sohn des Messer Cavalcante de' Cavalcanti, mit Namen Guido, zu ziehen, vielfach und nicht ohne Grund sich bemüht hatten. Zu geschweigen nämlich, daß Guido einer der besten Denker auf der Welt war, und ein vorzüglicher Kenner der natürlichen Philosophie, Eigenschaften, um welche diese Gesellschaft sich wenig kümmerte, war er ein ergötzlicher Gesellschafter von den besten Sitten und vorzüglicher Redegabe, und was sich immer für einen Edelmann zu thun geziemte, das wußte er auch, wenn er es unternahm, besser zu machen als irgendein anderer. Dabei war er äußerst reich, und von wem er sich überzeugt hatte, daß er es werth sei, den wußte er zu ehren, mehr als sich mit Worten sagen läßt. Dem Messer Betto hatte es indeß nie gelingen wollen, ihn für ihre Gesellschaften zu gewinnen, und Betto, wie seine Gefährten, suchten den Grund hiervon darin, daß Guido, nicht selten ganz in seine Gedanken vertieft, den Umgang mit den Menschen mied. Und weil er sich ein wenig zu der Meinung der Epikuräer hin-

neigte, sagten die gemeinen Leute, alle seine Nachdenken habe blos zum Ziel, auszumitteln, ob sich nicht finden lasse, daß kein Gott sei.

Eines Tags war nun Guido von Orto San-Michele ausgegangen, hatte den Corso degli Adimari, wie dies öfters sein Weg zu sein pflegte, bis San-Giovanni verfolgt, und weilte nun zwischen mehreren großen Marmorsärgen (deren einige jetzt in Santa-Reparata sind, viele andere aber noch um San-Giovanni stehen), zwischen den dort befindlichen Porphyrsäulen und zwischen der Pforte von San-Giovanni, welche damals verschlossen war. Da kam von ungefähr Messer Betto mit seiner Gesellschaft zu Pferde über den Platz der Santa-Reparata, und wie sie den Guido unter jenen Grabmälern gewahr wurden, sagten sie zueinander: „Gehen wir, ihm ein wenig zuzusetzen." Mit diesen Worten gaben sie ihren Pferden die Sporen, und nach Art eines scherzhaften Ueberfalls, waren sie, fast ehe er sie bemerkt hatte, um ihn her und begannen zu ihm zu sagen: „Guido, du verschmähst es, an unserer Gesellschaft theilzunehmen; wenn du nun aber herausgebracht hast, daß kein Gott sei, was wirst du dann davon haben?"

Sofort antwortete Guido, der sich ganz von ihnen eingeschlossen sah: „Ihr Herren, hier in euerm Hause muß ich mir wol gefallen lassen, daß ihr mir sagt, was euch gutdünkt." Und mit diesen Worten stützte er die Hand auf eines jener Grabmäler von beträchtlicher Größe, und leicht wie er war, schwang er sich mit einem Satz auf die andere Seite, und eilte, einmal ihnen entschlüpft, schnell von dannen.

Jene Zurückgebliebenen sahen sich eine Weile einer den andern an und sagten, Guido müsse wol nicht recht bei sich gewesen sein; denn was er ihnen da geantwortet habe, komme auf gar nichts heraus. Wo sie jetzt eben seien, hätten sie ja kein Haar mehr zu sagen als alle andern Bürger, und Guido nicht weniger als irgendeiner von

ihnen. Messer Betto aber wandte sich zu ihnen und sagte: „Ihr seid es, die nicht recht bei sich sind, wenn ihr ihn nicht verstanden habt; denn in wenig Worten, und ohne den Anstand zu verletzen, hat er uns die größte Grobheit von der Welt gesagt. Diese Grabmäler sind ja, wenn ihr wohl aufmerken wollt, die Häuser der Todten; denn in sie legt man die Todten, und in ihnen weilen sie. Diese nun nennt er unsere Wohnung, um anzudeuten, daß wir und alle andern ungelehrten und kenntnißlosen Leute im Vergleich mit ihm und den übrigen in den Wissenschaften erfahrenen Männern für schlimmer als Todte zu achten sind. Darum sagte er, wenn wir uns hier befänden, seien wir zu Hause."

Nun erst verstand ein jeder, was Guido hatte sagen wollen, und veschämt dadurch, fielen sie ihm nie wieder zur Last; den Messer Betto aber hielten sie in Zukunft für einen einsichtigen und klugen Edelmann.

Zehnte Geschichte.

Bruder Cipolla verspricht den Bewohnern einer Landstadt, ihnen eine Feder des Engel Gabriel zu zeigen; da er aber an deren Stelle Kohlen findet, sagt er, sie seien von denen, mit welchen der heilige Laurentius geröstet ward.

Als ein jeder von der Gesellschaft sich seiner Geschichte entledigt hatte, erachtete Dioneus, daß es nun an ihm sei, zu erzählen. Ohne daher eine feierliche Aufforderung lange zu erwarten, gebot er denen Stillschweigen, welche die tiefsinnige Antwort des Guido noch zu loben fortfuhren, und begann mit folgenden Worten:

Obgleich, ihr reizenden Damen, mir das Vorrecht

gewährt ist, wovon es mir gefällt zu erzählen, so gedenke ich mich heute doch nicht von dem Gegenstande zu entfernen, den ihr sämmtlich in euern Geschichten gar angemessen besprochen habt; vielmehr will ich, in eure Fußtapfen eintretend, erzählen, wie geschickt einer der Mönche des heiligen Antonius durch eine schnell ersonnene Auskunft der Verhöhnung entging, die zwei junge Leute ihm zu bereiten gedachten. Laßt es euch dabei nicht verdrießen, wenn ich, um die Geschichte gehörig zu erzählen, mich im Reden etwas ausführlicher ergehe; denn, wollt ihr nach der Sonne sehen, so werdet ihr bemerken, daß sie noch auf halber Höhe steht.

Wie ihr vielleicht gehört haben werdet, ist Certaldo ein Burgflecken der florentiner Landschaft, im Elsathal belegen, und obwol es an Umfang nur klein ist, war es doch einst von adelichen und bemittelten Leuten bewohnt. Weil er nun hier vorzügliche Weide traf, pflegte ein Mönch des heiligen Antonius, welcher Bruder Cipolla hieß, lange Zeit hindurch jährlich einmal hier vorzusprechen, um das Almosen einzusammeln, das die Kurzsichtigen jenen Männern gewähren; und vielleicht war er nicht weniger um seines Namens willen, als wegen sonstiger Frömmigkeit hier willkommen, da die Umgegend jenes Städtchens Zwiebeln hervorbringt, welche durch ganz Toscana berühmt sind.

Bruder Cipolla war untersetzter Gestalt, röthlichen Haares und muntern Gesichts; dabei der durchtriebenste Spitzbube von der Welt, und obwol er keinerlei Unterricht genossen, wußte er doch trefflich und ohne langes Besinnen zu sprechen, sodaß wer ihn nicht kannte, ihn nicht allein für einen großen Redekünstler gehalten, sondern ihn dem Tullius selbst, oder dem Quinctilian an die Seite gesetzt haben würde. Auch war er von allen in der Umgegend Gevatter, oder Freund, oder guter Bekannter. Einstmals nun, als er im Augustmonat, seiner Gewohnheit zufolge, nach Certaldo gekommen, und alle guten Männer und Weiber der umliegenden Dörfer zur

Messe in der Hauptkirche versammelt waren, trat er, als es ihm an der Zeit schien, hervor und sagte:

„Ihr Herren und ihr Frauen, wie ihr wisset, ist es euer Brauch, alljährlich den armen Dienern des hochadelichen heiligen Herrn Antonius von euerm Korn und von euerm Weizen, der eine wenig, der andere viel, je nach dem Vermögen und der Frömmigkeit eines jeden, zu spenden, damit dieser gebenedeite Heilige eure Ochsen und eure Esel, eure Schweine und eure Schafe in seinen Schutz nehme. Außerdem pflegt ihr, insbesondere aber pflegen diejenigen unter euch, welche in unsere Brüderschaft eingeschrieben sind, den kleinen Beitrag zu entrichten, den man einmal im Jahre zu bezahlen hat. Um nun das eine und das andere einzufordern, bin ich von meinem Obern, nämlich dem Herrn Abt, hierher gesandt. So möget ihr denn zu diesem Ende unter dem Segen Gottes heute nachmittags nach 3 Uhr, wenn ihr die Glöcklein lauten hört, hier außerhalb der Kirche euch versammeln, woselbst ich euch die gewohnte Predigt halten und euch das Kreuz zum Kusse reichen werde. Außerdem aber will ich, da mir bekannt ist, wie inbrünstige Verehrer des hochadelichen heiligen Herrn Antonius ihr alle seid, euch zu besonderer Gunst eine schöne und hochheilige Reliquie zeigen, die ich vor Zeiten selbst aus dem heiligen Lande von jenseit des Meeres hergebracht habe. Dieses ist nämlich eine der Federn des Erzengels Gabriel, welche derselbe in der Stube der Jungfrau Maria verloren hat, als er nach Nazareth zu ihr kam, um ihr zu verkündigen.“ Mit diesen Worten schwieg er und las seine Messe weiter.

Unter den vielen andern, die sich, während Bruder Cipolla diese Sachen vorbrachte, in der Kirche befanden, waren auch ein Paar junge Leute, von denen der eine Giovanni del Bragoniera, der andere aber Biagio Pizzini genannt ward, beides durchtriebene Käuze. Als diese über die Reliquie des Bruders Cipolla eine Weile miteinander

gelacht hatten, setzten sie sich vor, dem Mönche, obwol sie gut mit ihm befreundet waren und viel mit ihm verkehrten, in Betreff dieser Feder einen Streich zu spielen Sie hatten erfahren, daß Bruder Cipolla an jenem Morgen auf der Burg bei einem seiner Freunde speiste; sobald sie ihn also bei Tische wußten, gingen sie hinunter nach der Landstraße, wo das Wirthshaus lag, in welchem jener abgestiegen war. Hier sollte nach ihrer Abrede Biagio sich mit dem Diener des Bruder Cipolla in ein Gespräch einlassen, während Giovanni unter den Sachen des Mönchs nach der Feder suchen, und sie, was immer für ein Ding es auch sein möchte, mitnehmen wollte, damit sie sähen, wie er sich nachher vor dem Volke herausreden würde.

Bruder Cipolla hatte einen Diener, dem einige Guccio Trampelthier, andere Guccio Schmuzfink, noch andere aber Guccio Sauigel nannten. Dieser war ein so jämmerlicher Wicht, daß es nicht wahr ist, wenn man sagt, Lippo Topo habe jemals ebenso einfältige Streiche gemacht. Bruder Cipolla spaßte oft über ihn gegen seine Bekannten, und dann pflegte er wol zu sagen: „Mein Diener hat neun Eigenschaften solcher Art, daß wenn eine von ihnen, gleichgültig welche, sich an Salomo, Aristoteles, oder Seneca fände, sie hinreichen würde, um deren Tugenden, Weisheit und heiligen Wandel völlig werthlos zu machen. Denkt euch also, welch ein Mensch der sein muß, in welchem sich, obwol er weder Tugend, noch Weisheit, noch heiligen Wandel besitzt, jene Eigenschaften alle neun beieinander befinden.“ Da man ihn nun nicht selten frug, was für neun Eigenschaften das denn seien, so hatte er einen Vers daraus gemacht, der also lautet:

Ein Lügenmaul
Ist er und faul,
Verboßt in Trutz,
Und reich an Schmuz;

Stets voll Verdacht
Und unbedacht;
Ein Feind der Pflicht,
Ein grober Wicht,
Und was er soll,
Das thut er nicht.

„Außerdem“, pflegte Bruder Cipolla zu sagen, „hat er noch einige andere Fehlerchen; doch die wollen wir mit dem Mantel der christlichen Liebe zudecken. Was indeß an seinen seltsamen Manieren das Spaßhafteste ist: in jedem Dorfe, wohin er geräth, will er ein Weib nehmen und ein Haus miethen, und, so lang und schwarz und schmuzig auch sein Bart ist, bildet er sich dennoch ein, so schön und so anmuthig zu sein, daß seiner Meinung nach alle Frauenzimmer, die uns zu Gesichte bekommen, sich in ihn verlieben, und ließe man ihn gewähren, so liefe er allen nach, und verlöre Gürtel und Kragen. Einräumen muß ich indeß, daß er mir vielfach sehr behülflich ist; denn, so geheim auch jemand mit mir zu reden habe, so ist er immer auf dem Platze, um sich sein Theil davon abzuhorchen; und wenn ich vorkommendenfalls um etwas gefragt werde, so ist er so besorgt, ob ich auch auf die Antwort gerüstet sei, daß er jedesmal sich vordrängt, und alsbald ja oder nein für mich antwortet, wie es ihm eben gut dünkt.“

Diesen hatte Bruder Cipolla im Wirthshaus zurückgelassen, und ihm angelegentlich anbefohlen, darauf zu wachen, daß niemand seine Sachen, besonders aber seinen Quersack anrühre, weil sich darin heilige Gegenstände befänden. Guccio Schmuzfink indeß weilte überhaupt lieber in der Küche, als die Nachtigall auf grünem Zweige; am liebsten aber wenn er dort irgendeine Magd witterte. Nun hatte er in der Wirthsküche solch ein Frauenzimmer zu sehen bekommen, die dick und fett und klein und misgestaltet war, ein Paar Brüste hatte, wie zwei Mist-

körbe, ein Gesicht, als gehörte sie zur Familie der Baronci, und dabei schwitzig war, und schmierig und eingeräuchert. An diese nun machte er sich heran, nicht anders wie der Geier an das Aas, und ließ die Stube des Bruder Cipolla und dessen sämmtliche Sachen im Stich. Obwol es August war, setzte er sich zu ihr, die Nuta hieß, ans Feuer, und fing ein Gespräch mit ihr an, und sagte ihr, daß er ein Edelmann sei im Auftrag, und daß er Gulden hätte, mehr wie lügenmaltausend, die noch nicht einmal gerechnet, die er andern schuldig sei, deren eher mehr wären, als weniger, und daß er so viel könne und so viel verstehe, daß den Kukuk und den Geier nicht einmal. Obwol nun seine Kapuze so schmierig und eingesalbt war, daß sie auf den großen Suppenkessel von Altopascio zur Würze ausgereicht hätte; obwol sein Wams zerrissen und geflickt war, und um den Hals und unter den Achseln so glänzend vor Schmuz, mit Flecken von so vielerlei Farben übersäet, daß tatarische und indische Stoffe nie buntere Farben zeigten; obwol seine Schuhe völlig zerrissen und seine Strümpfe vielfach durchlöchert waren: so kümmerte ihn dies alles nicht im mindesten, vielmehr versicherte er der Magd, nicht anders als wäre er der gnädige Herr von Castiglione, daß er sie neu bekleiden und ausstatten, und jener Knechtschaft, wo sie fremden Leuten dienen müsse, ohne sich groß etwas erwerben zu können, entheben und ihr Aussichten auf glücklichere Umstände eröffnen wolle. Mit so vielem Nachdruck er aber auch dies alles und noch viel anderes vorbrachte, so war es doch, wie es immer mit seinen Unternehmungen zu geschehen pflegte, nicht anders, als hätte er in den Wind gesprochen, und seine Beredsamkeit blieb ohne Erfolg.

Die zwei jungen Leute fanden sonach den Guccio Sauigel mit der Nuta beschäftigt. Höchlich zufrieden darüber, da sie nun halbe Mühe zu haben glaubten, gingen sie, ohne von jemand angehalten zu werden, nach Bruder

Cipolla's Zimmer, welches offen stand, und das erste, worüber sie sich hermachten, um es zu durchsuchen, war der Quersack des Mönchs, in dem die Feder stecken mußte. Wirklich fanden sie hier in einem großen, vielfach mit Zindeltaffet umwickelten Bündel ein kleines Kästchen, und in diesem, nachdem sie es geöffnet hatten, eine der Schwanzfedern eines Papagaien, von der sie mit Recht vermutheten, daß es dieselbe sein werde, die er den Certaldesen zu zeigen versprochen hatte. In der That konnte er zu jener Zeit dergleichen dem Volke wohl weismachen; denn noch waren die glänzenden Spielereien aus Aegypten nur zu einem kleinen Theil nach Toscana herübergebracht, während sie später zum größten Unheil von ganz Italien in unzähliger Menge bei uns eingeführt sind. Waren sie aber damals überhaupt noch wenig bekannt, so wußten die Bewohner jenes Landstädtchens so gut als nichts von ihrem Dasein, und solange die anspruchslose Einfalt unserer Altvordern bestand, hatte dort wol die große Menge nie den Namen eines Papagaien nennen gehört, geschweige denn einen solchen gesehen.

Zufrieden, die Feder gefunden zu haben, nahmen die zwei jungen Leute sie zu sich, und füllten das Kästchen, um es nicht leer zu lassen, mit einigen Kohlen an, die sie in einer Ecke des Zimmers liegen sahen. Dann verschlossen sie es, brachten alles wieder in denselben Zustand, wie sie es gefunden hatten, und kehrten, ohne von Jemand bemerkt zu sein, mit ihrer Feder vergnügt nach Hause, wo sie voller Neugier erwarteten, was Bruder Cipolla sagen werde, wenn er Kohlen statt der Feder fände.

Inzwischen gingen die Männer und die einfältigen Weiblein, die in der Kirche gewesen, und vernommen hatten, daß sie nachmittags 3 Uhr eine Feder des Engel Gabriel zu sehen bekommen sollten, nach beendeter Messe wieder heim, und ein Nachbar theilte seinem Nachbarn, eine Gevatterin der andern die Nachricht mit. So ström-

ten denn, nachdem alle zu Mittag gegessen hatten, im sehnsüchtigen Verlangen, die Feder zu sehen, so viel Männer und Weiber in dem Burgflecken zusammen, daß sie kaum darin Platz fanden. Bruder Cipolla erhob sich indeß, nachdem er gut zu Mittag gegessen und demnächst ein wenig geschlafen hatte, bald nach 3 Uhr von seinem Lager, und ließ auf die Nachricht, daß schon eine große Menge von Landleuten herbeigeströmt sei, um die Feder zu sehen, dem Guccio Schmuzfink sagen, er möge mit den Glöcklein hinaufkommen und den Quersack mitbringen. Nur mit Mühe vermochte dieser sich von der Küche und der Nuta loszureißen; doch that er es, und langte keuchend und außer Athem mit den begehrten Gegenständen oben an, weil das viele Wassertrinken ihm den Leib so aufgetrieben hatte. Dann stellte er sich auf das Geheiß des Bruder Cipolla an die Kirchthür und läutete seine Glöcklein nach Kräften. Bruder Cipolla aber begann, wie er das Volk beisammen sah, ohne irgend zu bemerken, daß jemand über seinen Sachen gewesen war, die Predigt, und sagte gar vielerlei, das ihm für seine Absichten dienlich schien. Als es nun endlich so weit war, daß er die Feder des Engel Gabriel zeigen sollte, sprach er zuerst mit großer Feierlichkeit das Confiteor, dann ließ er zwei Wachsfackeln anzünden, nahm sich die Kapuze ab, wickelte langsam den Taffet auf, und zog das Kästchen hervor. Hierauf sagte er noch einige Worte zum Lob und Preise des Engel Gabriel und seiner Reliquie, und öffnete alsdann das Kästchen.

Wie er dies mit Kohlen gefüllt sah, fiel ihm nicht etwa ein, daß Guccio Trampelthier ihm das gethan haben könnte; denn er wußte zu wohl, daß der zu so etwas nicht den Witz hatte. Auch verwünschte er ihn nicht, daß er das Kästchen nicht besser vor den Händen anderer, von denen dieser Streich ausgegangen war, behütet hatte; auf sich selbst aber fluchte er im stillen, daß er die Obhut seiner Sachen dem Guccio anvertraut hatte, von dem

er doch selbst wußte, wie er war: „Unbedacht, ein Feind der Pflicht, ein fauler Wicht, und was er soll, das thut er nicht.“ Ohne indeß die Farbe zu wechseln, erhob Bruder Cipolla Augen und Hände gen Himmel und sagte so, daß ihn alle vernahmen: „O Gott, gepriesen sei immerdar deine Allmacht!“ Dann machte er das Kästchen wieder zu und sagte, zum Volk gewendet:

„Ihr Herren und ihr Frauen, ihr müsset wissen, daß ich zu einer Zeit, wo ich noch sehr jung war, von meinem Obern in jene Länder geschickt wurde, wo die Sonne aufgeht. Dabei war mir der ausdrückliche Auftrag ertheilt, den Porzellanprivilegien nachzuforschen, welche stempeln zu lassen zwar nichts kostet, die aber dennoch andern Leuten von weit größerm Nutzen sind, als uns. Zu diesem Ende machte ich mich von Venedig aus auf den Weg, passirte die Vorstadt Griechenland, und ritt dann durch das Königreich Algarbien über Bagdad nach Parione, von wo ich nicht ohne beträchtlichen Durst nach Sardellien gelangte. Doch zu was soll ich euch die Länder, die ich durchreist habe, einzeln aufzählen? Genug, ich setzte über den Arm des heiligen Georg, und kam nach Lügeland und Trügeland, welche Gegenden von zahlreichen Völkern dicht bewohnt sind. Von hieraus erreichte ich Täuschenhausen, woselbst ich viele von unsern Klostergeistlichen und eine Menge von Mönchen anderer Orden antraf, welche sämmtlich die Beschwerden um Gottes willen mieden, und so lange sie nur ihren Vortheil dabei fanden, sich um fremde Mühseligkeiten wenig kümmerten, auch in jenen Ländern nie anderes Geld ausgaben, als falsches. Demnächst gelangte ich in das Land der Abruzzen, wo Männer und Frauen in Holzschuhen auf die Berge klettern und die Schweine mit ihren eigenen Kaldaunen bekleiden. Nur wenig weiterhin traf ich Leute, welche das Brot an Stöcken und den Wein in Säcken trugen. Von diesen kam ich dann in das Wurmgebirge, wo alles Wasser abwärts fließt, und in kurzem drang ich dort so

weit vor, daß ich nach pastinakisch Indien kam, wo, wie ich euch bei dem Gewande zuschwöre, das ich trage, ich das Federvieh in der Luft fliegen sah, was allerdings für jeden, der es nicht selbst gesehen hat, kaum glaublich ist. Daß ich euch indeß darin keine Unwahrheit sage, das kann mir Maso del Saggio bezeugen, der ein großer Kaufmann ist, und den ich dort antraf, wie er Nüsse knackte und die Schalen nach der Elle verkaufte.

„Da ich indeß nicht finden konnte, was ich eigentlich suchte, indem man von dort aus zu Wasser weiter reisen muß, so kehrte ich wieder um, und kam in jenes heilige Land, wo das alte Brot in einem Sommerjahre vier Heller gilt, das frische aber umsonst gegeben wird. Hier fand ich den ehrwürdigen Vater Messer Thumirnichts Wennsbeliebtius, den verdienstvollen Patriarchen von Jerusalem. Dieser wollte, aus Ehrerbietung für das Gewand des hochadelichen heiligen Messer Antonius, das ich von jeher getragen, mich alle die heiligen Reliquien sehen lassen, die er bei sich führte. Deren waren nun so viele, daß, wenn ich sie euch alle herzählen wollte, ich auf mehrere Meilen weit nicht fertig würde. Um euch indeß durch mein Schweigen nicht zu sehr zu betrüben, will ich euch wenigstens von einigen berichten. Zuvörderst zeigte er mir den Finger des heiligen Geistes, der noch so frisch und unverwest war, als je zuvor. Sodann die Locken des Seraphs, der dem heiligen Franciscus erschien; den Fingernagel eines Cherubs, und eine der Rippen des heiligen Hockestporcus. Ferner einige Kleidungsstücke des heiligen Katholischenglaubens; ein paar Strahlen des Sterns, der den drei Weisen im Morgenlande erschien; ein Fläschchen von dem Schweiß, den der heilige Michael vergossen, als er mit dem Teufel kämpfte; eine Kinnbacke des Todes, an dem der heilige Lazarus gestorben ist, und noch viel andere.

„Weil ich mich nun gefällig gegen ihn bewies und ihm einen der Abhänge des Monte Morello in italienischer

Uebersetzung und einige Kapitel des Capretium, die er schon lange zu haben gewünscht hatte, abließ, so theilte er auch mir von seinen heiligen Reliquien mit. Er schenkte mir einen der Zähne des heiligen Kreuzes; ferner in einem zierlichen Fläschchen ein wenig Glockenklang vom Salomonischen Tempel, sodann die Feder des Engel Gabriel, von der ich euch schon gesagt habe; einen der Holzschuhe des heiligen Gherardo von Villamagna, den ich erst ganz vor kurzem in Florenz dem Gherardo von Bonsi, der eine große Ehrfurcht davor hegt, gegeben habe. Endlich aber schenkte er mir einige von den Kohlen, mit denen der hochheilige Märtyrer Sanct-Laurentius geröstet ward.

„Alle diese heiligen Gegenstände führe ich nun andächtig bei mir, und habe sie auch sämmtlich hier am Orte. Indessen hat mein Oberer bisjetzt, und bis ihre Echtheit nicht dargethan wäre, mir niemals gestattet, sie vorzuweisen. Jetzt aber hat er sich theils durch einige Wunder, die sie bewirkt haben, und theils durch Briefe, die er von dem Patriarchen empfangen, überzeugt, daß sie sind, wofür sie mir gegeben wurden, und mir deshalb die Erlaubniß ertheilt, sie zu zeigen. Und so sehr bin ich besorgt, sie einem andern anzuvertrauen, daß ich sie überall mithinnehme; namentlich verwahre ich die Feder des Engels Gabriel, damit sie keinen Schaden nehme, in einem Kästchen, und die Kohlen, mit denen der heilige Laurentius gebraten ward, in einem andern. Nun sind diese beiden Kästchen einander so ähnlich, daß ich schon öfter das eine mit dem andern verwechselt habe, und so ist mir denn auch heute geschehen. Während ich glaubte, das Kästchen mitgebracht zu haben, in welchem sich die Feder befindet, habe ich das andere mit den Kohlen des heiligen Laurentius ergriffen. Aber ich halte dafür, daß dies keineswegs ein zufälliger Irrthum, sondern daß es vielmehr sicherlich eine Fügung Gottes war, welcher meine Hände das Kästchen mit den Kohlen ergreifen ließ, um mich dadurch zu erinnern, daß in zwei Tagen das Fest

des heiligen Laurentius falle. Darum nämlich ließ Gott mich statt der Feder, die ich mit mir nehmen wollte, die gebenedeiten Kohlen ergreifen, die durch den Saft ausgelöscht wurden, der von jenem hochheiligen Leibe niedertroff, weil es seine Absicht war, daß, indem ich euch die Kohlen vorzeige, mit denen er einst geröstet ward, ich in euern Herzen die fromme Verehrung neu entzünde, die ihr diesem Märtyrer schuldig seid.

„Darum, meine Kinder, die Gott segnen möge, nehmt eure Mützen ab, und tretet in Ehrfurcht und Andacht alle heran, diese Kohlen zu schauen. Vorher aber sollt ihr wissen, daß wer mit diesen Kohlen in dem Zeichen des Kreuzes berührt ist, während des ganzen folgenden Jahres sicher ist, daß kein Feuer ihn brennen kann, ohne daß er es fühle."

Nachdem er also gesprochen und einen Lobgesang auf den heiligen Laurentius gesungen, öffnete er das Kästchen und zeigte die Kohlen. Eine Zeit lang beschaute sie die einfältige Menge mit ehrfurchtsvollem Erstaunen; bald aber drängten sie sich ungestüm um den Bruder Cipolla, und verlangten, unter viel größern Opfern, als sie sonst zu geben gewohnt waren, inständig, daß er einen jeden mit den heiligen Kohlen berühre.

Infolge dieser Bitten nahm Bruder Cipolla eine jener Kohlen nach der andern zur Hand, und malte ihnen auf ihre Jacken und weißen Kamisöler, und den Weibern auf ihre Kopftücher so große Kreuze, als nur irgend darauf Platz hatten. Dabei versicherte er sie, daß, wie er schon oftmals erfahren, ebenso viel als von diesen Kohlen durch das Aufmalen der Kreuze abgerieben werde, in dem Kästchen von selbst wieder nachwachse.

So machte Bruder Cipolla nicht ohne seinen erheblichen Nutzen die Bewohner von Certaldo zu Kreuzrittern; denjenigen aber, die ihm einen Possen zu spielen gedachten, indem sie seine Feder ihm wegnahmen, spielte er durch seine Geistesgegenwart einen ebenso großen. Beide

waren in der Predigt, und als sie hörten, wie geschickt er sich aus der Verlegenheit zu ziehen wußte, und wie weit er dazu ausholte, und mit was für Redensarten, geriethen sie in ein solches Lachen, daß sie die Maulsperre bekommen zu müssen glaubten. Nachdem aber die Volksmenge sich verlaufen, gingen sie zu ihm, und entdeckten ihm unter dem größten Jubel von der Welt, was sie gethan hatten, und erstatteten ihm seine Feder. Diese trug ihm demnächst im folgenden Jahre nicht weniger ein, als heuer die Kohlen.

Es hatte diese Geschichte der ganzen Gesellschaft ausnehmendes Vergnügen und Ergötzen gewährt, und allgemein hatte man über den Bruder Cipolla und besonders über seine Pilgerreise und über die Reliquien gelacht, die er theils gesehen und theils mitgebracht hatte. Als aber die Königin wahrnahm, daß die Geschichte, und mit dieser ihr Regiment ein Ende genommen habe, erhob sie sich von ihrem Sitze, nahm sich den Lorberkranz vom Haupte, und setzte ihn mit den Worten lächelnd auf das des Dioneus: „Zeit ist es, o Dioneus, daß du auf eine Weile erfahrest, was es heißen will, Weiber lenken und regieren zu müssen. Sei denn nun König, und führe dein Regiment also, daß wir auch bei seiner Endschaft es loben können.“ Lachend empfing Dioneus den Kranz, und antwortete: „Werthere Könige, als ich bin, werdet ihr freilich schon manchmal gesehen haben, auch die Schachkönige miteingerechnet. Wahrlich aber, wolltet ihr mir gehorchen, wie es Pflicht ist, einem wahren Könige zu gehorchen, so wollte ich euch Freuden genießen lassen, ohne welche jeder Lustbarkeit etwas zum vollen Ergötzen fehlt. Besser indeß, ich schweige davon; genug, ich will regieren, so gut ich vermag.“

Hierauf ließ er, dem bisherigen Gebrauche zufolge, den Seneschall herbeikommen, und gebot ihm in der ge-

hörigen Reihenfolge, was er, so lange dies Regiment dauern werde, zu thun habe; dann aber sagte er: „Schon in verschiedenen Weisen, ihr verehrten Damen, ist von dem menschlichen Scharfsinn und von den mannichfachen Geschicken gesprochen worden, sodaß ich fürchten muß, wäre nicht Frau Lyciska vor kurzem hierher gekommen, und hätte sie mir nicht durch ihr Gerede einen für die morgenden Erzählungen zu bestimmenden Gegenstand an die Hand gegeben, so würde ich lange Zeit gebraucht haben, um eine solche Aufgabe zu finden. Wie ihr vernommen, behauptete sie, daß keine ihrer Bekanntinnen als Jungfrau zu ihrem Manne gekommen sei, und ferner fügte sie hinzu, daß sie wohl wisse, wie zahlreich und wie arg die Streiche seien, die auch die Eheweiber ihren Männern spielen. Wenn wir nun auch die erste Hälfte dieser Behauptung auf sich beruhen lassen, denn das sind nur Kindereien, so halte ich doch dafür, daß über die zweite ergötzlich zu sprechen sei. Aus diesem Grunde ist denn mein Wille, daß, weil Frau Lyciska uns einmal darauf gebracht hat, morgen

von den Streichen, welche, sei es aus Liebe, oder um sich aus einer Verlegenheit zu ziehen, Frauen ihren Männern gespielt haben, mögen nun diese es gewahr worden sein, oder nicht,

erzählt werde."

Einige von den Damen meinten, es passe sich schlecht für sie, solch einen Gegenstand in ihren Erzählungen zu besprechen, und baten daher den König, daß er die bereits gestellte Aufgabe wieder abändere. Er aber antwortete ihnen: „Damen, wie meine Aufgabe beschaffen sei, weiß ich nicht minder als ihr; dennoch konnten die Gründe, die ihr gegen sie anführt, mich nicht bewegen, davon abzugehen; denn ich bin der Ueberzeugung, daß unter den jetzigen Zeitumständen den Männern wie den Frauen, wenn sie nur Acht haben, in ihren Handlungen sich

ehrbar zu erweisen, gestattet ist, zu reden, was ihnen beliebt. Wisset ihr etwa nicht, daß infolge der bösen Geisel, die uns heimsucht, die richterlichen Beamten ihre Gerichsstätten verlassen haben; daß die göttlichen sowol als die menschlichen Gesetze schweigen, und jedem die Befugniß, sein Leben zu schützen, im weitesten Umfange gewährt ist. Wenn also eure Sittsamkeit in den Gesprächen jetzt ein wenig von ihrer Strenge nachläßt, keineswegs um infolge dessen in Handlungen die kleinste Unziemlichkeit zu gestatten, sondern allein, um sowol euch selbst als andern Unterhaltung zu gewähren, so sehe ich nicht ein, mit welchem irgend zustehenden Grunde euch deshalb in Zukunft jemand tadeln könnte. Ueberdies hat diese eure Gesellschaft vom ersten Tage bis zur gegenwärtigen Stunde die strengste Ehrbarkeit bewahrt, und sich, was immer auch der Inhalt der Erzählung gewesen sein möge, nicht durch die kleinste Unziemlichkeit befleckt, wie sie dies auch in Zukunft mit Gottes Hülfe nicht thun wird. Und wem wäre denn eure Sittsamkeit nicht zur Genüge bekannt, welche weder die heitern Gespräche, noch, wie ich überzeugt bin, die Schrecken des Todes auf Abwege zu leiten vermöchten? Die Wahrheit zu sagen glaube ich vielmehr umgekehrt, daß, wolltet ihr euch weigern, an solchen Scherzreden gelegentlich theilzunehmen, ein Böswilliger eher den Verdacht äußern könnte, daß ihr euch in solchen Dingen schuldig fühltet, und um deswillen davon zu reden euch scheutet. Endlich würde es mir zu schlechter Ehre gereichen, wenn, nachdem ich jedem meiner Vorgänger gehorsam gewesen bin, ihr mich zum König machen, und mir dadurch die Befugniß, euch Gesetze zu geben, ertheilen, dann aber euch dennoch weigern wolltet, so zu erzählen, wie ich es verordnet habe. Lasset also jene Besorgniß fahren, die schuldbewußten Gemüthern besser geziemt, als den euern, und sorgt vielmehr eine jede, wenn das Glück gut ist, uns eine recht schöne Geschichte zu erzählen."

Als die Damen dieses vernommen, sagten sie, so möge es denn bleiben, wie ihm beliebte. Der König aber verstattete jedwedem, bis zur Stunde des Abendessens seinem Vergnügen nach Gutdünken nachzugehen. Da indeß die Erzählungen des heutigen Tags besonders kurz gewesen, stand die Sonne noch hoch am Himmel; als daher Dioneus mit den zwei andern jungen Männern sich zum Bretspiel niedergesetzt hatte, rief Elisa die übrigen Damen beiseite und sagte zu ihnen: „Schon so lange, als wir hier sind, habe ich gewünscht, euch nach einem gar nicht weit von hier entlegenen Platze zu führen, an dem, soviel ich vermuthe, noch keine von euch jemals gewesen ist, und der das Frauenthal heißt. Bisjetzt konnte ich noch keine geeignete Zeit dazu finden; heute aber steht die Sonne noch hoch. Beliebt es euch also, mit mir zu kommen, so zweifle ich nicht, daß, wenn ihr erst dort gewesen seid, es euch keineswegs gereuen wird.“ Die Damen erwiderten, sie seien bereit, und so machten sie sich, ohne den Männern das Geringste zu sagen, nur von einer Dienerin, die sie herbeigerufen, begleitet, auf den Weg.

Nach einem Wege von wenig mehr als einer Miglie gelangten sie zu dem Frauenthal, zu welchem ein ziemlich enger Fußpfad, auf dessen einer Seite ein krystallheller Bach ihnen entgegenrieselte, den Eintritt gewährte. Es erschien ihnen dies Thal an sich schon, und besonders zu jener Tageszeit, wo die Hitze noch groß war, so ergötzlich und schön, als man zu erdenken nur immer vermag. Wie eine jener Damen später mir berichtet hat, war die Ebene, die den Boden des Thals ausmachte, so rund, als wäre sie mit dem Zirkel abgemessen, obwol man leicht erkannte, daß sie ein Kunstwerk der Natur, nicht aber menschlicher Hände sei; der Umkreis jener Ebene aber war von wenig mehr als einer halben Miglie, und rings umher erhoben sich sechs Hügel von mäßiger Höhe, auf dem Gipfel eines jeden von welchen ein Landhaus zu sehen war, dessen Gestalt sich der einer schönen Burg fast

vergleichen ließ. Die Abhänge dieser Hügel stiegen in solchen Abstufungen zu der Ebene nieder, wie wir in den Theatern die Sitzreihen von der höchsten Umkränzung bis zu der niedrigsten angeordnet sehen, so nämlich, daß ihre Weite nach unten sich stets vermindert. Soweit diese Gesenke nach der Mittagsseite abfielen, waren sie von Weinreben, Oliven, Mandel- und Kirschbäumen, Feigen und vielen andern fruchtbringenden Bänmen ganz überdeckt, ohne daß nur eine Spanne unbebaut geblieben wäre. Die Abhänge aber, welche den mitternächtigen Wagen anschauten, strotzten und grünten so dicht, als es der Raum nur zuließ, von Eichen-, Eschen- und allerlei anderm Gebüsch. Die Thalebene dagegen, die, außer dem einen, auf dem die Damen gekommen waren, keinen andern Eingang hatte, war von Edeltannen, Cypressen, Lorberbäumen und einigen dazwischen zerstreuten Pinien in so wohl vertheilten und geordneten Gruppen bewachsen, als hätte der für solche Anlagen geschickteste Künstler sie gepflanzt. Durch dieses Laubdach vermochten die Strahlen der Sonne, auch wenn diese hoch stand, entweder gar nicht, oder doch nur sehr sparsam auf den Boden zu dringen, der eine einzige Wiese des kürzesten grünen Grases bildete, zwischen dem unzählige purpurfarbene und andere Blumen sprießten.

Was aber noch außerdem nicht minder erfreute, als alles Uebrige, war ein Bächlein, das aus einem Thale, welches zwei jener Hügel trennte, über mehrere Felsenabsätze niederfloß, im Falle ein dem Ohre angenehmes Rauschen hervorrief, und in so glänzenden Wasserstaub sich zerschlug, daß man von ferne Quecksilber zu sehen glaubte, welches infolge eines Drucks in kleinen Tröpfchen aus einem Behältniß hervorspritzt. Auf dem Boden des Thälchens angelangt, vereinigte sich das Wasser in einem schmalen Bette, durch das es eilig bis zur Mitte der Ebene dahinfloß, um dort ein kleines Teichlein zu bilden, nicht größer als die Wasserbehälter sind, welche

die Städter, wo die Gelegenheit sich dazu bietet, in ihren Gärten einzurichten pflegen. Es war dieser kleine Teich nicht tiefer, als um einem Manne bis an die Brust zu reichen, und da das Wasser von der leisesten Trübung frei war, gestattete es in seiner Klarheit, genau zu erkennen, daß der Grund aus dem feinsten Kiese bestand, dessen einzelne Steinchen, wer die Muße dazu gehabt hätte, füglich zu zählen im Stande gewesen wäre. Aber nicht nur den Boden sah, wer auf das Wasser erblickte, sondern zugleich so unzählige hin und wieder schlüpfende Fische, daß es, neben dem Vergnügen, Staunen erregte. Kein anderes Ufer umschloß dies Wasserbecken, als allein der Rand jener Wiese, die um so schöner grünte, je näher sie zu dem Teiche sich niedersenkte, und je mehr sie von dessen Feuchtigkeit erfrischt war. Alles Wasser, das in dem Umfange dieses Beckens keinen Raum fand, wurde von einem zweiten Kanal aufgenommen, durch welchen es aus dem Thale geleitet, in das tiefer gelegene Land abfloß.

Als die jungen Damen hier angelangt waren, und nach allen Richtungen sich umhergeschaut hatten, lobten sie zuerst auf das lebhafteste die Schönheit des Orts; dann aber weckte die große Hitze und der Anblick des kleinen Sees, der vor ihnen lag, da sie sicher waren, von niemand belauscht zu werden, in ihnen die Lust sich zu baden. So befahlen sie denn ihrer Dienerin, auf dem Wege, durch den man in das Thal gelangt, Wache zu halten, und im Falle jemand sich nähern sollte, ihnen ein Zeichen zu geben, und entkleideten sich dann alle sieben. Das Wasser, in das sie nun niederstiegen, verbarg ihre schneeweißen Körper nicht mehr als ein zartes Glas eine Rose verbergen würde. Auch wurde das klare Wasser durch ihre Bewegungen nicht im mindesten getrübt, sodaß sie Gefallen daran fanden, den Fischen, die sich nirgends zu verstecken wußten, nachzujagen, so gut es gelang, und zu versuchen, ob sie deren mit den Händen

zu fangen vermöchten. Wirklich erhaschten sie unter allgemeinem Jubel ein paar; als sie eine Zeit lang im Wasser geweilt hatten, stiegen sie wieder heraus und kleideten sich an.

Zu dem Lobe, das sie diesem schönen Orte bereits ertheilt hatten, noch größeres hinzuzufügen, vermochten sie nicht; da es ihnen indeß an der Zeit schien, nach Hause zu kehren, machten sie sich, unter Gesprächen über die Schönheit dieses Spaziergangs, langsamen Schrittes auf den Weg. Ziemlich frühe bei dem Palaste wieder angelangt, fanden sie die jungen Männer noch, wie sie sie verlassen hatten, bei dem Spiele beschäftigt. Pampinea sagte lächelnd zu ihnen: „Heute haben auch wir euch angeführt.“ — „Wie?“ antwortete Dioneus, „fangt ihr damit an zu thun, wovon ihr nachher erzählen sollt?“ — „Allerdings, Herr König“, entgegnete Pampinea, und erzählte ihm ausführlich, woher sie kämen, wie jener Ort beschaffen und wie wenig entfernt er sei, und was sie dort vorgenommen hätten.

Die Erzählung von der Schönheit dieses Platzes erregte in dem Könige das Verlangen ihn zu sehen; er ließ daher schnell das Abendessen auftragen, und nachdem dies in gemeinsamer Heiterkeit beendet war, verließen die drei jungen Männer die Damen und gingen mit ihren Dienern nach dem Thale, das auch von ihnen noch keiner zuvor betreten hatte. Aufmerksam betrachteten sie alle seine Schönheiten, und erklärten es für eine der anmuthigsten Stellen auf der Welt. Dann badeten sie sich, kleideten sich aber bald wieder an, und kehrten, weil es schon spät war, nach Hause zurück, wo sie die Damen zu einem Liede, das Fiammetta sang, einen Ringelreigen tanzend fanden. Nach dem Ende des Tanzes unterhielten sie sich mit den Damen von der Schönheit des Frauenthals, und sagten viel zu dessen Lobe. Daher ließ denn der König den Seneschall herbeirufen, und befahl ihm, Sorge zu tragen, daß am nächsten Morgen einige Betten

hergerichtet und dort aufgestellt würden, im Fall der eine oder andere vielleicht Gefallen fände, dort während der Mittagsstunden zu schlafen oder auszuruhen. Dann aber ließ er Lichter, Wein und Zuckerwerk herbeibringen, und gebot der Gesellschaft, nachdem sie sich ein wenig erquickt hatte, sich zum Tanze zu rüsten. Pamphilus führte auf des Königs Verlangen den Tanz auf; dieser aber sagte, zu Elisa gewandt, freundlich: „Schönes Mädchen, du überträgst mir heute die Ehre der Krone: so will ich dir denn für diesen Abend die des Liedes übertragen. Singe uns also eins, wie es dir am besten gefällt.“ Elisa erwiderte lächelnd, daß sie gern dazu bereit sei, und begann mit süßer Stimme in folgender Weise:

Kann deiner Klau' ich, Amor, mich entwinden,
So hoff' ich sicherlich,
Kein andrer Hamen soll mich fürder binden.

Als Kind schon ward ich dein mit Leib und Blut,
Den Frieden, dacht' ich, solltest du mir spenden,
Und, wie bei völligstem Vertraun man thut,
Warf alle Waffen selbst ich aus den Händen.
Doch, du Tyrann, wie eiltest du, zu wenden
Die Waffen gegen mich,
Und mich mit schwerer Kette zu umwinden!

Kaum aber, daß sie mich gefesselt hat,
Gibst du mich auch, an Thränen fast erstickend,
Dem Mann, der mir zum Tod ins Leben trat,
Und der mir noch gebeut, den Sinn berückend. —
So schwer ist seine Tyrannei, so drückend,
Daß sie kein Haar breit mich
Den Seufzern, die mein Leid, verzehrend, künden.

Mein Flehen all, die Winde streun's umher;
Er hört's nicht; horcht' ihm nicht, wenn sie's ihm böten.

Drum wächst mein Leiden auch je mehr und mehr;
Das Leben haß' ich, weiß mich nicht zu tödten.
Erbarm' dich meiner, Herr, in diesen Nöthen;
Du kannst es ja, nicht ich.
Laß ihn, von dir für mich besiegt, mich finden.

Verweigerst du mir dies, so wolle nun
Das Band, das Hoffnung einst geknüpft, zerhauen.
Inständig bitt' ich, Herr, dich, das zu thun!
Thust du's, so heg' ich sicheres Vertrauen,
So schön mich wieder, als ich war, zu schauen,
Und froh zu sehn, wie sich
Die Rosen meiner Wangen neu entzünden.

Als Elisa ihr Lied mit einem gar kläglichen Seufzer beendet hatte, wunderten sich zwar alle über diese Worte; keiner unter ihnen vermochte aber zu entdecken, was sie für einen Anlaß habe, also zu singen.

Inzwischen ließ der König, der in der besten Laune war, den Tyndarus herbeirufen, und befahl ihm, seine Sackpfeife zu bringen, bei deren Klange nach seiner Anordnung noch zahlreiche Tänze aufgeführt wurden. Erst als ein beträchtlicher Theil der Nacht bereits verstrichen war, hieß er einen jeden schlafen gehen.

Es schließt des Dekameron sechster Tag, und es beginnt

der siebente,

an dem unter Dioneus' Regierung von den Streichen erzählt wird, welche, sei es aus Liebe, oder um sich aus einer Verlegenheit zu ziehen, Frauen ihren Männern gespielt haben, ohne daß diese es gewahr wurden, oder auch, indem sie den Trug entdeckten.

Schon war vom östlichen Himmel jeder Stern, mit Ausnahme des Morgensterns, entflohen, den wir den Lichtbringer nennen, und welcher noch durch den weißlichen Schimmer des Frühroths strahlte, als der Seneschall sich erhob und mit reichlichem Gepäcke nach dem Frauenthal aufmachte, um dort nach dem Befehle und den Anweisungen, die er von seinem Gebieter erhalten, alles herzurichten. Nicht lange nach diesem Aufbruche erhob sich auch der König, den das Lärmen der Aufladenden und der Saumthiere geweckt hatte, und hieß die Damen sowol als die jungen Männer gleichermaßen aufstehen. Nur eben erst brachen die Strahlen der aufgehenden Sonne über den Himmelsrand hervor, als sie sich sämmtlich auf den Weg begaben, und nimmer, so däuchte es ihnen, hatten sie die Nachtigallen und die andern Vögel so lustig schmettern gehört, als an diesem Morgen. Solcher Gesang begleitete sie bis in das Frauenthal, wo die Vöglein in noch weit größerer Anzahl bestrebt schienen, ihre Freude über die Ankunft der heitern Gesellschaft singend an den Tag zu legen. Bei abermaligem Umwandeln und auf-

merksamem Beschauen aller Einzelheiten erschien den Ankömmlingen das Thal um ebenso viel anmuthiger, wie am vorigen Abend, als die Tagesstunde den Schönheiten desselben besser entsprach. Sobald sie demnächst mit einigem Zuckerwerk und gutem Weine sich etwas entnüchtert hatten, huben sie, damit die Vöglein es ihnen im Gesange nicht zuvorthun sollten, gemeinsam zu singen an, während die Abhänge des Thals sie begleiteten, und im Echo jedes der von ihnen gesungenen Lieder wiederholten, alle die Vögel aber mit ihnen um die Wette sangen, und ihren Melodien neue und süße Töne hinzufügten.

Um die gewohnte Essenszeit wurden dann die Tafeln unter den duftenden Lorbern und andern Bäumen verschiedener Art dicht an dem schönen Teiche gedeckt, sodaß sie während der Mahlzeit, zu welcher sie auf des Königs Befehl sich niedersetzten, die Fische scharenweis vorüberschwimmen sahen, welcher Anblick nicht blos die Augen ergötzte, sondern auch ihren Gesprächen zu Zeiten den Stoff bot. Nach beendeter Tafel wurden Speisen und Tische hinweggeräumt, und der Gesang begann aufs neue noch fröhlicher als zuvor. Inzwischen hatte der verständige Seneschall hin und wieder in dem kleinen Thale Betten aufstellen und sie mit bunten Stoffen und Teppichen verhängen und überdachen lassen. Manche benutzten mit des Königs Urlaub diese Gelegenheit, und legten sich schlafen; wer sich aber nicht schläfrig fühlte, konnte nach seinem Belieben in anderer üblicher Weise sich ergötzen. Als aber die Schläfer nach kurzer Ruhe sich erhoben hatten, und es Zeit zu sein schien, sich zum Erzählen zu versammeln, ließ der König nicht fern von der Stelle, wo sie gespeist hatten, Teppiche über das Gras breiten. Dann ließen sie sich am Ufer des kleinen Sees zum Sitzen nieder, und der König gebot Emilien, den Anfang zu machen; sie aber begann mit freudigem Lächeln also zu reden:

Erste Geschichte.

Gianni Lotteringhi hört des Nachts an seine Thür klopfen und weckt seine Frau. Sie redet ihm vor, es sei das Gespenst. Sie beschwören es mit einem Spruche, und das Klopfen hört auf.

Herr König, mir wäre es lieb gewesen, wenn Ihr wen anders als eben mich berufen hättet, die erste Geschichte über den schönen Stoff zu erzählen, welchen wir heute behandeln sollen. Da es aber Euer Wille ist, daß ich allen übrigen bessern Muth mache, so bin ich gern bereit. Dabei werde ich mich bestreben, zu erzählen, was euch, ihr lieben Mädchen, in Zukunft von großem Nutzen sein kann. Seid ihr andern nämlich so furchtsam wie ich, und besonders vor dem Gespenst, vor dem wir alle gleiche Angst zu haben pflegen, obgleich ich wahrhaftig weder selbst weiß, was es sei, noch irgendwen kenne, der es zu sagen wüßte, so könnt ihr aus meiner Geschichte einen frommen und wohlbewährten Spruch lernen, um es zu verscheuchen, wenn es jemals euch heimsuchen sollte.

Vor Zeiten wohnte zu Florenz auf der Straße San-Pancrazio ein Wollarbeiter, der Gianni Lotteringhi genannt ward, und zwar in seinem Handwerk sich ganz gut zu helfen wußte, in andern Dingen aber der Weisheit ziemlich entbehrte. Obwol er aber zur Einfalt hinneigte, wählten die Betbrüder von Santa-Maria-Novella ihn häufig zu ihrem Obern, als welcher er ihre geistlichen Uebungen zu leiten hatte. Auch andere ähnliche Aemtlein wurden ihm oft genug übertragen, sodaß er eine gewaltige Meinung von sich selbst bekam. Das alles geschah aber, weil er als ein wohlhabender Mann den Mönchen gar vielmals treffliche Mahlzeiten gab. Wie

nun aber noch überdies der eine ihm Strümpfe, der andere Kragen, der dritte Scapulier mehrfach abzuschwatzen wußten, lehrten sie ihm allerhand schöne Gebete und gaben ihm das Vaterunser auf italienisch, das Lied des heiligen Alexius, die Klage des heiligen Bernhard, den Lobgesang der Frau Mathilde und noch viel anderes solches Plapperwerk. Er aber hielt alles gar werth und verwahrte es als zum Heile seiner Seele gereichend auf das sorgsamste.

Nun hatte dieser Gianni ein bildhübsches und munteres Weib zur Frau, welche Monna Tessa hieß und eine Tochter des Manuccio von der Cuculia war. Klug und gewitzigt wie sie war, durchschaute sie die Einfalt ihres Mannes vollkommen. Sie liebte aber einen hübschen und jugendfrischen Burschen, namens Federigo di Neri Pegolotti, und er sie nicht minder. Durch Vermittelung einer Dienerin ließ sie daher den Federigo wissen, daß er nach einem schön gelegenen Weinberge, welchen Gianni in der Camerata besaß, kommen möge, sich mit ihr zu besprechen. Dort pflegte sie den ganzen Sommer über zu wohnen; Gianni aber kam nur zuweilen heraus, um zu Abend zu essen und zu übernachten, und ging dann wieder heim in seine Werkstätte, oder auch wol zu seinen Betbrüdern. Federigo, dem nichts erwünschter kommen konnte, ging am bezeichneten Tage um die Dämmerstunde dort hinauf, und da Gianni an jenem Abend in der Stadt blieb, hatte er alle Muße, mit der jungen Frau zu Abend zu essen; während er sie aber im Arme hielt, lehrte sie ihm im Verlaufe der Nacht wol ein halb Dutzend von den Lobgesängen ihres Mannes.

Da nun weder die eine noch der andere diese Nacht, sowie sie die erste gewesen, die letzte bleiben zu lassen gedachten, so verabredeten sie, damit die Magd ihn nicht immer erst zu bestellen brauchte, für ihre künftigen Zusammenkünfte Folgendes: So oft Federigo nach einer kleinen Besitzung ginge, die er etwas weiter den Berg

hinauf hatte, oder so oft er von dort zurückkäme, was täglich geschah, sollte er auf den Schädel eines Esels Acht haben, der nahe an Gianni's Hause auf einen der Weinpfähle gesteckt war. Wäre dann der Eselskopf mit der Schnauze nach Florenz gekehrt, so möchte er denselben Abend bei eingebrochener Dunkelheit ohne Scheu zu ihr kommen, und wenn er etwa die Thüre verschlossen fände, nur dreimal leise klopfen, worauf sie ihm schon öffnen werde. Sähe aber der Eselskopf mit der Schnauze nach Fiesole hinauf, so möchte er fortbleiben, weil dann Gianni draußen übernachtete.

Auf solche Weise verschafften sich die zwei gar manche Zusammenkünfte. Einmal aber geschah es, daß, als Federigo mit Monna Tessa zu Nacht essen sollte, und sie deshalb zwei fette Kapaunen hatte bereiten lassen, Gianni gegen alle Abrede am Abend spät herauskam. Der Frau kam dies gar ungelegen. Ihrem Manne setzte sie ein wenig eingesalzenes Fleisch vor, das sie nebenbei hatte abkochen lassen; der Magd aber befahl sie, eingeschlagen in ein weißes Tischtuch, die beiden Kapaune mit einer Anzahl frischer Eier und einer Flasche guten Weines in den Garten hinauszutragen und am Fuße eines Pfirsichbaumes niederzulegen, der am Rande eines kleinen Wiesenflecks stand. In diesen Garten aber, in dem sie schon öfter mit Federigo zu Abend gegessen, konnte man gelangen, ohne durch das Haus zu gehen. So ärgerlich aber war sie, daß sie ganz vergaß, der Magd zu sagen, sie solle dort warten, bis Federigo gekommen wäre, um ihm zu sagen, Gianni sei draußen, er aber solle essen, was im Garten läge.

Nun war sie gar nicht lange mit Gianni zu Bette gegangen und die Magd desgleichen, als Federigo ankam und einmal leise an die Thür klopfte, welche der Schlafkammer so nahe war, daß Gianni es gleich gewahr ward. Die Frau hörte das Klopfen ebenso gut; damit aber Gianni keinen Verdacht gegen sie fasse, stellte sie sich, als

schliefe sie. Nach einer Weile pochte Federigo zum zweiten mal. Darüber verwunderte sich Gianni, stieß seine Frau an und sagte: „Tessa, hörst du nichts? Mir ist's, als würde an unsere Thür geklopft!“ Die Frau hatte es nur allzu gut gehört; doch stellte sie sich, als ob sie eben aufwachte, und frug: „Was sagst du?“ — „Ich sage“, antwortete Gianni, „daß mir's vorkommt, als würde an unsere Thür geklopft.“ — „Geklopft!“ sagte die Frau; „ach, liebster Gianni, so weißt du wol gar noch nicht, was es zu bedeuten hat? Das ist ja das Gespenst, vor dem ich alle diese Nächte her die entsetzlichste Angst ausgestanden habe. Sobald ich es nur klopfen hörte, habe ich gleich den Kopf unter das Bett gesteckt und mich nicht wieder damit herausgetraut, bis es heller Tag war.“ Darauf sprach Gianni: „Frau, laß nur gut sein, und fürchte dich nicht, wenn es auch das Gespenst ist. Als wir vorhin schlafen gingen, habe ich das «Te lucis» und das «Intemerata» und noch eine Menge anderer schöner Gebete hergesagt; auch habe ich das Bett von Pfosten zu Pfosten im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes gesegnet. Da brauchst du dich nicht zu fürchten, denn wie schlimm auch das Gespenst sein mag, kann es uns doch nichts anhaben.“

Die Frau besorgte indeß, daß Federigo anderweitigen Verdacht gegen sie schöpfen und sich mit ihr überwerfen möchte. Daher beschloß sie jedenfalls aufzustehen und ihm begreiflich zu machen, daß Gianni dort sei. Zu diesem Ende antwortete sie ihrem Manne: „Schon recht. Du hast gut reden. Soviel aber steht fest, daß ich weder Ruhe noch Frieden finde, bis wir das Gespenst nicht besprechen, da du einmal hier bist.“ — „Besprechen?“ sagte Gianni, „wie soll man denn das aber anstellen?“ — „Ich verstehe mich auf das Besprechen“, antwortete die Frau. „Neulich, als ich zum Ablaß nach Fiesole ging, klagte ich meine Angst einer von jenen Klausnerinnen. Ach, Gianni, wie fromm die sind, das laß dir von Gott selbst

sagen; denn ich vermag es nicht. Nun, die hatte Mitleiden mit mir, und lehrte mich einen gar schönen und heiligen Spruch, von dem sie, solange sie noch in der Welt gelebt, wie sie sagte, mehrmals Gebrauch gemacht und ihn immer wirksam befunden hatte. Aber, Gott weiß es, für mich allein hätte ich mich nie getraut, die Sache zu versuchen. Nun aber du hier bist, wollen wir hingehen und das Gespenst besprechen."

Gianni sagte, das sei ihm ganz recht, und somit standen sie auf, und gingen leise miteinander bis zu der Thür, vor welcher draußen Federigo, in welchem schon allerhand böse Gedanken aufzusteigen anfingen, immer noch stand. Hier angelangt, sagte die Frau zu Gianni: „Nun gib Acht, daß du ausspuckst, wenn ich's sage." — „Schon recht", sagte Gianni. Darauf hub die Frau ihren Spruch folgendermaßen an:

Du Gespenst, das nachts umgeht,
Wie du kamst, gehobnen Schweifes,
So geh' heim! Kannst du, begreif' es. —
Wo der große Pfirschbaum steht,
Findest du, davon zu schmausen,
Innen Fettes, Fettes draußen
Und was Hennen abgegangen,
Auch zur Flasche magst du langen;
Dann geh heim und laß in Ruh
Meinen Gianni, mich dazu.

Als sie so gesprochen, sagte sie zum Manne: „Spuck' aus, Gianni!" und Gianni spuckte aus. Federigo aber, der von außen alles mitanhörte und seine Eifersucht schon wieder aufgegeben hatte, erstickte fast vor verhaltenem Lachen, wie verdrießlich er auch sonst war, und als Gianni ausspuckte, sagte er für sich: „Spuck' die Zähne nur mit aus!" Dreimal wiederholte die Frau in

solcher Weise die Beschwörung des Gespenstes. Dann legte sie sich mit Gianni wieder zu Bett.

Federigo, der sich auf das Abendessen mit seiner Tessa gefreut hatte und dessen Magen leer war, hatte die Worte jenes Spruchs wohl vernommen. So ging er in den Garten, nahm die beiden Kapaunen, den Wein und die Eier mit sich nach Hause und aß dort in guter Ruhe zu Nacht. Ueber jene Beschwörung aber lachte er noch manch anderes mal mit der Frau, so oft er sie wieder besuchte.

Uebrigens will ich nicht verschweigen, daß, wie einige wissen wollen, die Frau den Eselskopf allerdings mit der Schnauze nach Fiesole gewendet hatte, daß aber ein Arbeitsmann, der durch den Weinberg ging, zufällig mit seinem Stocke daran geschlagen, sodaß der Schädel sich mehrmals um und um drehte, und zuletzt gegen Florenz gekehrt blieb, weshalb Federigo im Glauben, daß dies Zeichen ihn rufe, gekommen sei. Die nun die Geschichte so erzählen, behaupten, der Spruch, den die Frau gesagt, habe so gelautet:

Geh' fort, Gespenst, das in der Nacht umgeht!
Den Eselskopf, den habe ich nicht gedreht;
Wer es gethan, den möge Gott bestrafen.
Laß mich und meinen Gianni ruhig schlafen.

Hiernach also hätte Federigo ohne Herberge und ohne Nachtessen heimgehen müssen.

Nun hat mich eine Nachbarin von mir, die schon sehr hoch in den Jahren ist, versichert, wie sie in ihrer Kindheit erfahren habe, sei sowol die eine als die andere Geschichte wahr; nur sei die letzte nicht dem Gianni Lotteringhi, sondern einem gewissen Gianni di Nello begegnet, der am Thore von San-Piero wohnte und kein geringerer Einfaltspinsel war als Gianni Lotteringhi. So steht es denn in eurer Wahl, ihr werthen Damen, welche

von den beiden Geschichten ihr aufnehmen wollt, oder vielleicht alle beide. Jedenfalls bieten sie für Vorfälle ähnlicher Art Mittel, deren große Wirksamkeit die Erfahrung euch gelehrt hat. Prägt sie denn euerm Gedächtniß ein, und sie werden euch noch gute Dienste leisten können.

Zweite Geschichte.

Peronella versteckt, als ihr Mann plötzlich nach Hause kommt, ihren Geliebten in eine Weinkufe. Der Mann sagt ihr, er habe die Kufe verkauft; sie antwortet aber, daß sie den Handel schon mit einem andern abgeschlossen habe, der eben hineingekrochen sei, um ihre Festigkeit zu prüfen. Nun kommt dieser heraus, läßt die Kufe noch vom Manne auskratzen und dann in sein Haus tragen.

Mit vielem Lachen wurde Emiliens Geschichte vernommen, und vor allem der Spruch der Tessa als wirksam und fromm belobt. Am Ende dieser Erzählung aber gebot der König dem Philostratus fortzufahren, und dieser begann:

So zahlreich, ihr lieben Damen, sind die Streiche, welche die Männer, besonders aber die Ehemänner, euch spielen, daß wenn es einmal einer Frau gelingt, ihren Mann anzuführen, ihr euch billigerweise nicht nur freuen solltet, daß, dies geschehen, oder euch von irgendwem erzählt sei, sondern daß ihr euch selbst ein Geschäft daraus machen solltet, dergleichen aller Welt zu erzählen, damit die Männer erführen, daß, wenn sie schlau sind, die Weiber ihnen an Pfiffigkeit nicht nachstehen. Solche Erkenntniß aber kann euch nur zum Vortheil gereichen;

denn wer sich der Pfiffigkeit des andern bewußt ist, wird sich zweimal bedenken, ehe er es unternimmt, diesen zu betrügen. So ist es denn nicht zu bezweifeln, daß, wenn die Männer erfahren sollten, was heute über diese Aufgabe hier erzählt wird, dies ihrem Hange, euch anzuführen, einen wirksamen Zügel anlegen würde, indem sie sich sagen müßten, daß ihr, wolltet ihr anders, sie ebenso gut anführen könntet. Aus diesem Grunde gedenke ich denn euch zu berichten, wie ein junges Weibchen, obwol sie von niederm Stande war, durch augenblickliche Geistesgegenwart sich herauszuschwindeln und ihren Mann hinters Licht zu führen wußte.

Vor gar nicht langer Zeit hatte in Neapel ein armer Mann ein gar hübsches und munteres Mädchen, namens Peronella, zur Frau genommen, und mit dem Wenigen, was er durch sein Handwerk als Maurer, sie aber durch Spinnen verdiente, halfen sie von der Hand in den Mund kümmerlich genug sich durch. Nun geschah es, daß ein junger Stutzer eines Tags der Peronella ansichtig wurde und, da sie ihm gar wohlgefiel, sich in sie verliebte. Auch brachte er es durch allerhand Werbung so weit, daß er mit ihr vertraut ward. Um aber in Ruhe beieinander sein zu können, trafen sie die Abrede, daß Giannello Strignario, denn so hieß Peronella's Geliebter, sich am Morgen in der Nachbarschaft aufhalten sollte, um zu beobachten, ob ihr Ehemann, der in aller Frühe auf die Arbeit zu gehen, oder dergleichen zu suchen pflegte, wirklich ausging. Geschah dies, so ging Giannello, da die Straße, auf der die Eheleute wohnten und die Avorio genannt wird, sehr einsam und abgelegen ist, geradeswegs zu ihr ins Haus. So thaten sie oftmals.

Eines Morgens aber trug es sich zu, daß, nachdem der gute Mann ausgegangen und Giannello gekommen war und sich mit der Peronella ergötzte, jener, der den ganzen Tag über nicht heimzukehren pflegte, lange vor der Zeit nach Hause kam und die Thür von innen ver-

schlossen fand. Er klopfte, und als er eine Weile geklopft hatte, sagte er bei sich selbst: „Nun, Gott, dir sei doch immerdar Preis und Dank! Armuth freilich hast du mir beschieden. Dafür hast du mich aber mit diesem wackern jungen Weibe gesegnet. Hat sie doch, als ich kaum von Hause weg war, gleich die Thür verriegelt, damit niemand hineinkommen, und ihr wer weiß was für Zumuthungen machen könne."

Als Peronella ihren Mann gleich an der Art des Klopfens erkannte, rief sie: „Weh mir, mein Giannello, ich bin des Todes, da ist mein Mann, den der Kukuk holen soll, schon wiedergekommen. Gott weiß, was das zu bedeuten hat, da er doch um diese Stunde noch nie zu Hause kam. Hätte er dich vielleicht gar gesehen, als du ins Haus kamst? Aber, sei es, wie es sei, um Gottes willen, krieche derweile hier in die Kufe. Dann will ich ihm aufmachen gehen, und wir werden ja hören, was das mit dem frühen Nachhausekommen heute für eine Bewandtniß hat."

Giannello schlüpfte rasch in die Kufe; Peronella aber ging nach der Thür, und öffnete ihrem Manne mit verdrießlichem Gesicht. „Nun", sagte sie, „was sind denn das für neue Manieren, daß du heute so früh heimkommst. Das sieht ja gar so aus, als wolltest du heute müßig gehen, da du dein Handwerkszeug mitbringst. Wenn du es aber so treibst, wovon sollen wir dann leben, wo sollen wir Brot herkriegen? Meinst du etwa, ich werde mir's gefallen lassen, daß du mir den Rock vom Leibe versetzest und mein bischen Wäsche aufs Leihhaus trägst? Tag und Nacht thue ich nichts als spinnen, daß mir das Fleisch ganz von den Nägeln losgegangen ist, nur um so viel Oel zu verdienen, als wir in unserer Lampe brennen. Mann, Mann, alle Nachbarinnen können sich nicht zugute geben, wie sauer ich mir's werden lasse, und machen sich lustig über mich. Und du kommst am frühen Morgen mit schlenkernden Armen nach Hause, wo du bei

der Arbeit sein solltest." Als sie so gesprochen, fing sie zu weinen an, und fuhr dann fort: „Ach, ich Unglücklichste, ach, ich Aermste, zu meinem Elend bin ich geboren, wär' ich lieber gar nicht auf die Welt gekommen. Solch einen wackern Burschen hätte ich haben können, und wollte nicht, nur um diesen Menschen zu heirathen, der gar nicht begreift, was er an mir hat. Ja, andere Weiber, die machen sich gute Zeit mit ihren Liebhabern. Da ist nicht eine, die ihrer nicht zwei, drei hätte, und ihren Männern reden sie ein, wenn der Mond scheint, es sei die Sonne. Aber ich Aermste, weil ich so gut bin, und nichts wissen will von solchen Geschichten, habe ich nichts davon als Unglück und Verdruß. Wahrhaftig, ich weiß nicht, warum ich mir nicht auch so einen Liebsten nehmen soll, wie die andern. Damit du es nur weißt, Mann, finden würden sich genug Liebhaber, wenn ich nur wollte. Ich weiß deren, und Vornehme, die mich lieb haben und mir nachgehen, die mir schon Geld die Menge haben bieten lassen, oder Kleider und Schmucksachen, was ich lieber wollte. Aber niemals konnte ich es über das Herz bringen, weil ich keiner Mutter Kind bin, die so was gelitten hätte. Und du kommst mir nach Hause, wo du bei der Arbeit sein solltest!"

„Aber Frau, ums Himmels willen, ereifere dich darüber nicht so sehr", sagte der Mann. „Glaube mir doch, daß ich recht gut weiß, was ich an dir habe, und du hast mir's eben nur noch deutlicher gemacht. Freilich wollte ich heute früh auf die Arbeit gehen; wie es aber scheint, weißt du sowenig, als ich es wußte, daß heute Sanct-Galeon ist, wo nicht gearbeitet wird, und darum bin ich zu so früher Stunde heimgekommen. Trotzdem aber habe ich gesorgt, daß wir Brot haben auf länger als einen Monat; denn ich habe dem Manne, der hier mit mir gekommen ist, die Kufe verkauft, die uns ja, wie du weißt, schon lange nur im Wege stand, und dafür gibt er mir fünf Liliengulden."

Darauf sagte Peronella: „Nun ärgere ich mich erst recht. Du bist ein Mann, du kommst unter Leute und solltest dich auf Geschäftssachen verstehen, und verkaufst die Kufe für fünf Liliengulden, während ich armes Weib, die ich kaum jemals vor die Hausthür komme, für die Kufe, die ich uns gern aus dem Wege schaffen wollte, sieben Gulden lösen konnte. Eben als du nach Hause kamst, war ich um den Preis mit einem Menschen handelseins geworden, der jetzt hineingekrochen ist, um zu sehen, ob sie fest ist."

Als der Mann dies hörte, war er mehr als zufrieden, und sagte zu dem Manne, der mit ihm gekommen war: „Guter Freund, geh' mit Gott! Du hörst, daß meine Frau die Kufe für sieben Gulden verkauft hat, wo du nur fünfe geben wolltest." — „Meinethalben", sagte der gute Mann, und ging seiner Wege. Peronella aber sagte zu ihrem Mann: „Nun du einmal da bist, gehe selbst hin, und mache die Sache mit dem Menschen richtig."

Giannello, der die ganze Zeit über die Ohren gespitzt hatte, um zu erfahren, wie die Sache ablaufen würde, und was für Maßregeln er zu ergreifen habe, sprang bei Peronella's Worten rasch aus der Kufe und sagte, als wüßte er nichts von der Heimkehr des Mannes: „Nun, gute Frau, wo bist du?" Der Mann, der eben hereinkam, sagte: „Hier bin ich; was begehrst du?" — „Wer bist du denn?" sagte Giannello. „Ich suche die Frau, mit der ich über die Kufe hier einen Handel geschlossen habe." Darauf sagte jener: „Macht es nur mit mir richtig; ich bin ihr Mann." — „Fest ist die Kufe wol", antwortete Giannello; „Ihr müßt aber wol Hefen darin gehabt haben. Sie ist ja inwendig ganz beschlagen mit einem zähen Ueberzug, der so fest getrocknet ist, daß ich ihn mit den Nägeln nicht loskriegen kann. Ich kann sie aber nicht anders brauchen als rein." — „Nun", sagte Peronella, „darum braucht der Handel nicht zurückzugehen.

Mein Mann wird die Kufe schon gehörig rein machen." „Warum nicht?" sagte der Mann, legte das Werkzeug aus der Hand, zog die Jacke aus und ließ sich ein Licht anzünden, kroch in die Kufe und machte sich ans Kratzen. Peronella aber beugte sich über die Kufe, und steckte den Kopf mit Arm und Schulter durch das Spundloch, das eben weit genug dazu war, als wollte sie nach seiner Arbeit sehen, und sagte dabei: „Kratze hier und kratze dort und auch drüben", und „sieh, hier hast du noch ein bischen sitzen lassen."

Während sie aber in dieser Stellung verweilte, ihrem Manne zusprach, und ihn anwies, verfiel Giannello, der an jenem Morgen, als der Mann heimkehrte, noch nicht ganz an das Ziel seiner Wünsche gelangt war, und wohl einsah, daß es für diesmal so wie er gewollt hätte nicht zu machen war, auf den Einfall, jenes Ziel so wie es eben ging zu erreichen. Er trat also dicht hinter sie, und befriedigte seine Jugendlust in der gleichen Weise, wie auf den weiten Steppen die zügellosen und brünstigen Rosse über die parthischen Stuten herzufallen pflegen. Peronella hielt während dieser Zeit das Spundloch wohl verschlossen; kaum aber war Giannello am Ziele, und trat nun wieder beiseite, so war auch die Kufe rein gekratzt, Peronella zog den Kopf zurück, und der Mann kroch wieder heraus. Darauf sagte sie: „Nimm das Licht, guter Freund, und leuchte hinein, ob dir's nun rein genug ist." Giannello sah hinein, und sagte, es sei gut, er sei schon zufrieden. Dann bezahlte er die sieben Liliengulden, und ließ sich die Kufe nach Hause tragen.

Dritte Geschichte.

Bruder Rinaldo schläft bei seiner Gevatterin; der Mann überrascht sie in ihrer Kammer, und man macht ihm weis, daß jener seinem Pathen die Würmer beschwöre.

Wie dunkel auch Philostratus von den parthischen Rossen gesprochen hatte, so reizte seine Rede die gewitzigten Hörerinnen dennoch zum Lachen, obgleich sie sich stellten, als lachten sie über ganz etwas anderes. Doch als der König die Erzählung geendet sah, befahl er Elisen weiter zu reden; diese aber war bereit zu gehorchen, und begann sogleich also:

Anmuthige Mädchen, die Beschwörung von Emiliens Gespenst hat mir eine andere Beschwörungsgeschichte ins Gedächtniß zurückgerufen, die ich, obgleich sie nicht so schön als jene war, euch erzählen will, da mir nicht gleich eine andere Geschichte über unsern Stoff einfällt.

Ihr müßt also wissen, daß in Siena einst ein junger Mensch lebte, der hübsch und von angesehener Familie war, und Rinaldo hieß. Dieser liebte eine äußerst schöne Dame seiner Nachbarschaft, die Frau eines reichen Mannes, und da er hoffte, wenn er nur einmal Mittel fände, sie ohne Verdacht zu sprechen, werde er von ihr gewinnen, was er wünschte, so beschloß er, da er keinen andern Weg hierzu sah, und die Frau eben guter Hoffnung war, ihr Gevatter zu werden. Er machte sich daher an ihren Mann, trug ihm dies auf die Weise, die ihm die anständigste dünkte, vor, und es geschah.

Als Rinaldo nun so der Gevatter der Frau Agnese geworden war, und dadurch einen scheinbaren Vorwand hatte, mit ihr zu verkehren, so faßte er Muth, und drückte seine

Wünsche durch Worte aus, wie sie schon lange vorher in dem Ausdruck seiner Augen sie erkannt hatte. Doch nützte ihm das wenig, obgleich der Dame nicht eben misfiel, was sie von ihm gehört hatte.

Nicht lange darauf ereignete sich, was auch die Ursache davon sein mochte, daß Rinaldo Mönch wurde, und, mochte er nun seine Rechnung dabei finden oder nicht, genug er blieb es. Einigermaßen mochte er nun wol um die Zeit, wo er Geistlicher wurde, die Liebe zu seiner Gevatterin und allerhand Eitelkeiten der Welt beiseite gesetzt haben; allein im Verlauf der Zeit nahm er sie, ohne sein Gewand darum abzulegen, doch alle wieder auf, fing wieder wie sonst an, sich in glänzender Kleidung und feinen Stoffen zu gefallen, in allen seinen Sachen zierlich und geschmückt zu erscheinen, Canzonen, Sonette und Ballaten zu dichten, Lieder zu singen und lauter ähnliche Dinge zu treiben.

Doch was rede ich von unserm Bruder Rinaldo, von dem wir hier sprechen? Wo sind die Mönche, die es nicht ebenso treiben? O Schmach unserer verdorbenen Welt! Sie scheuen sich nicht mehr, wohlbeleibt und mit geröthetem Gesicht zu erscheinen, weichlich in ihren Kleidern und in allen übrigen Dingen aufzutreten, und nicht wie Tauben, sondern wie stolze Hähne mit erhobenem Kamme sich in die Brust zu werfen, und was noch schlimmer ist (denn wir wollen hier übergehen, daß sie ihre Zellen voll haben von Büchslein mit Latwergen und Salben, von Schachteln mit mancherlei Confect, von Flasche- und Phiolen mit wohlriechenden Wassern und Oelen, von Krügen, die von Malvasier, griechischen und andern kostbaren Weinen fast überlaufen, sodaß diese den Eintretenden weniger als Mönchszellen, denn als Spezerei- und Salbenläden erscheinen), ja, was schlimmer ist als dies, sie scheuen sich nicht mehr, daß man es erfährt, wie sie die Gicht haben, und glauben zuversichtlich, kein Mensch wisse, daß Fasten, einfache und mäßige Speisen und nüch-

ternes Leben den Menschen mager, beweglich und meistens gesund erhalten, und daß, wenn er ja davon krank wird, er wenigstens nicht an Gicht leidet, gegen die man als Cur die Enthaltsamkeit und alles, was sonst zu der Lebensweise eines demüthigen Mönchs gehört, vorzuschreiben pflegt. Sie glauben, die Welt wisse nicht, daß, außer der Mäßigkeit, auch lange Nachtwachen, Gebet und Geiselung den Menschen blaß und niedergeschlagen machen, und daß wahrlich weder St.-Dominicus, noch St.-Franciscus vier Ordenskleider für eins besaßen, und daß diese sich nicht in hochfeine und köstlich gefärbte Tücher kleideten, sondern in solche von grober Wolle und natürlicher Farbe, nicht um zu glänzen, sondern nur um sich vor der Kälte zu schützen. Allen diesen Verirrungen möge Gott steuern, wie es der Seele der Thoren, die sie nähren, noth thut.

So war denn unser Bruder Rinaldo wieder zu seinen frühern Wünschen zurückgekehrt, fing wieder an, die Gevatterin häufig zu besuchen und, als ihm der Muth wuchs, mit heftigerm Dringen als zuvor, sie um das zu ersuchen, was er von ihr wünschte. Die gute Frau, welche sich so bedrängt sah, und welcher der Bruder Rinaldo jetzt vielleicht besser gefiel als zuvor, flüchtete eines Tags, als sie wieder sehr von ihm verfolgt ward, zu dem Ausweg, den alle diejenigen einschlagen, welche den Wunsch haben, das zu bewilligen, worum sie gebeten werden, und sprach: „Wie, Bruder Rinaldo, thun denn auch Mönche dergleichen?" Hierauf entgegnete der Pater: „Madonna, sobald ich nur die Kutte ausziehe, was leicht geschehen ist, so erscheine ich Euch als ein Mensch wie jeder andere und nicht als ein Mönch." Die Frau verzog den Mund etwas zum Lachen, und erwiderte: „Ich Aermste, Ihr seid ja aber mein Gevatter, wie ginge denn das? Das wäre gar übel gethan, und ich habe oft gehört, daß das eine übergroße Sünde ist. Fürwahr, wäre das nicht, so thäte ich wol, was Ihr wollt." — „Ihr

seid eine Thörin", entgegnete Rinaldo hierauf, „wenn Ihr es nur darum nicht thun wollt. Ich sage nicht, daß es nicht sündlich sei; aber größere Fehler vergibt Gott, wenn man sie bereut. Aber sagt mir doch, wer ist näher mit Euerm Sohne verwandt, ich, der ich ihn über die Taufe hielt, oder Euer Mann, der ihn erzeugte?" Die Frau erwiderte: „Mein Mann ist ihm näher verwandt." — „Ihr sagt die Wahrheit", erwiderte der Mönch, „schläft nun aber Euer Mann etwa nicht bei Euch?" — „Allerdings thut er es", erwiderte die Frau. „Nun denn", sprach der Mönch, „so kann auch ich, der ich mit Euerm Sohn viel weniger verwandt bin als Euer Mann, bei Euch schlafen, so gut wie dieser."

Die Frau, welche keine Logik gelernt hatte, und überdies nur noch geringer Ueberredung bedurfte, glaubte oder that wenigstens, als glaube sie, was der Mönch sagte, und erwiderte: „Wer wüßte auf Eure klugen Reden wol zu antworten?" — Dann aber ergab sie, der Gevatterschaft zum Trotz, sich darein, zu thun, was er begehrte, und nicht nur für dies eine mal fingen sie damit an, sondern da der Deckmantel der Gevatterschaft allen Argwohn ausschloß oder doch minderte, fanden sie sich mehr und öfter zusammen.

Doch einmal unter andern geschah es, daß, als Bruder Rinaldo zu dem Hause der Frau kam, und niemand dort antraf, als deren junge Magd, die ganz hübsch und zuthulich war, er seinen Begleiter mit dieser nach dem Taubenschlag schickte, um ihr das Paternoster zu lehren, während er mit der Frau, die ihren kleinen Sohn an der Hand hatte, in eine Kammer trat, sich darin verschloß und auf einem Ruhebette, das dort stand, mit ihr seinen Scherz zu treiben anfing. Während sie aber so miteinander scherzten, begab es sich, daß der Gevatter heimkehrte und, ohne von jemand gehört zu sein, bis an die Kammerthür gelangte, dort anklopfte und seine Frau rief.

Als Frau Agnese dies hörte, rief sie aus: „Ich bin

des Todes! Da ist mein Mann, und sicher wird er jetzt gewahr, welche Bewandtniß es mit unserer Freundschaft hat." — Bruder Rinaldo war entkleidet, das heißt ohne Kutte und Scapulier, im bloßen Unterkleide. „Ihr habt recht", entgegnete er, als er dies hörte; „wäre ich nur angekleidet, so fände sich wol irgendein Mittel; doch, öffnet Ihr ihm, und er findet mich also, so gibt es keine Ausflucht." Die Frau, von einem plötzlichen Einfall erleuchtet, erwiderte: „Zieht Euch nur an, und wenn Ihr damit fertig seid, nehmt Euer Pathchen auf den Arm, und gebt wohl auf das Acht, was ich sagen werde, sodaß Eure Reden mit den meinen übereinstimmen; dann aber laßt mich nur machen."

Der gute Mann hatte noch nicht aufgehört zu pochen, als die Frau ihm antwortete: „Ich komme ja schon." Dann stand sie auf, trat mit freundlichem Gesicht an die Thür der Kammer, öffnete sie und sprach: „Mann, ich sage dir, da ist Bruder Rinaldo, unser Gevatter, gekommen, und gewiß hat Gott ihn uns hergeschickt; denn wahrhaftig, kam er nicht dazu, hätten wir unser Kind heute verloren." Als der gute Pinsel dies hörte, wollte er fast vergehen und rief: „Was sagst du?" — „Ach ja, Mann", sprach die Frau, vorhin da blieb er mir mit einem male ganz weg, daß ich schon glaubte, er wäre todt; ich wußte ja nicht, was ich thun oder was ich sagen sollte, wäre unser Gevatter, Bruder Rinaldo, nicht dazu gekommen. Der nahm ihn gleich auf den Arm und sagte: «Gevatterin, das sind blos Würmer, die er im Leibe hat, die ihm an das Herz herankriechen und ihn leichtlich umbringen könnten; aber besorgt nichts, ich will sie ihm besprechen, und sie alle todt machen, und ehe ich von hinnen gehe, sollt Ihr Euer Söhnlein wieder so gesund sehen, wie jemals.» Nun hätten wir dich gebraucht, um einen Theil der Beschwörung zu sprechen; da die Magd dich aber nicht zu finden wußte, so ließ er seinen Gefährten an die höchste Stelle unsers Hauses hinauf-

steigen und dort beten, während er und ich hier hineintraten. Und weil kein anderer als die Mutter des Kindes dabei sein darf, so schlossen wir uns hier ein, damit uns niemand störe, und du siehst, noch hat er unser Kind im Arm. Ich denke, er wartet nur, daß sein Genosse mit Beten fertig ist; aber das muß er wol schon sein, denn der Knabe ist ja schon wieder ganz bei sich."

Der arme Pinsel glaubte alle diese Dinge, und so umstrickte ihn die Liebe zu dem Kinde, daß er keine Ahnung von dem Truge hatte, welchen die Frau ihm spielte; vielmehr stieß er einen mächtigen Seufzer aus, und sprach: „Laß mich hingehen, das Kind zu sehen." — „Bei Leibe, gehe nicht hinein", sprach die Frau; „du würdest nur verderben, was gut gemacht ist; doch warte, ich will sehen, ob du kommen darfst, dann will ich dich rufen."

Pater Rinaldo, der alles mit angehört und sich ganz gemächlich wieder angezogen hatte, nahm nun das Kind auf den Arm, als alles wieder in gehöriger Ordnung war, und rief: „Gevatterin, höre ich nicht den Gevatter dort?" „Ja wohl, Herr", erwiderte der Pinsel. „So kommt nur her!" sprach der Mönch. — Der einfältige Geselle trat ein. „Hier nehmt Euern Sohn", sprach Bruder Rinaldo zu ihm, „den die Gnade des Herrn wieder gesund gemacht hat, indeß ich noch eben erst glaubte, Ihr würdet ihn vor Abend verblichen sehen; und nun laßt ein Wachsbild, von der Größe des Kindes, zum Lobe des Herrn vor der Bildsäule des heiligen Ambrosius aufstellen, um dessen Verdienstes willen Gott Euch diese Gnade erwiesen hat."

Als der Knabe den Vater erblickte, lief er auf ihn zu und liebkosete ihn, wie kleine Kinder zu thun pflegen. Dieser nahm ihn auf den Arm, vergoß Freudenthränen, nicht anders, als wenn er ihn eben dem Grabe entrissen hätte, und fing dann an ihn zu küssen und seinem Gevatter, der ihn ihm geheilt hatte, zu danken.

Kaum hatte Bruder Rinaldo's Gefährte (der unter-

dessen der kleinen Magd nicht ein, sondern vielleicht mehr als vier Paternoster gelehrt, und ihr eine kleine Börse von weißem Zwirn geschenkt, welche er von einer Nonne erhalten, auch sie zu seinem Beichtkinde gemacht hatte) den frommen Pinsel an der Thür seiner Frau rufen gehört, als er leise herbeigekommen war, und sich so gestellt hatte, daß er alles sehen und hören konnte, was vorging und geschah. Als er die Sache in gutem Gleise sah, kam er ganz herab, trat in die Kammer und sprach: „Bruder Rinaldo, die vier Gebete, die Ihr mir aufgegeben habt, habe ich alle gesprochen.“ — „Mein Bruder“, entgegnete der Mönch hierauf, „du mußt einen guten Athem haben, und hast deine Sache wohl gemacht. Ich meinerseits hatte erst zwei gesagt, als der Gevatter kam; aber der Herr hat uns um deiner und meiner Anstrengung willen Gnade erwiesen, und der Knabe ist geheilt.“

Der betrogene Kauz ließ nun guten Wein und Backwerk herbeibringen und bewirthete seinen Gevatter und dessen Gefährten mit diesen Stärkungen, nach denen sie mehr verlangten als nach irgendetwas anderm. Dann begleitete er sie aus dem Hause, und empfahl sie dem Himmel. Ohne Aufschub aber ließ er das Wachsbild machen und dies neben den andern vor der Bildsäule des heiligen Ambrosius, doch nicht vor der zu Mailand, aufhängen.

Vierte Geschichte.

Tofano sperrt seine Frau eine Nacht von dem Hause aus. Da sie auf ihre Bitten keinen Einlaß erhält, so thut sie, als stürze sie sich in einen Brunnen, indem sie einen großen Stein hineinwirft; Tofano kommt hierauf aus dem Hause, die Frau schleicht sich hinein und sperrt nun ihn aus, indeß sie ihn zugleich ausschilt und verhöhnt.

Als der König Elisens Geschichte geendet sah, wandte er sich ohne Zögern zu Lauretta, und zeigte ihr dadurch, daß er wünsche, sie möge erzählen; weshalb diese denn ohne anzustehen also begann:

O Liebe, wie groß und gewaltig ist deine Macht! Wie mannichfach sind deine Rathschläge und Erfindungen! Welcher Weise, welcher Künstler könnte jemals solche Listen, solche Ausflüchte, solche Eingebungen ersinnen, wie du denen, die deinen Spuren folgen, plötzlich darbietest? Fürwahr, jede andere Unterweisung ist langsam und schwerfällig im Vergleich zu der deinen, wie jeder aus den Geschichten ersehen kann, die bereits erzählt sind. Zu diesen, ihr liebevollen Mädchen, will auch ich noch eine List hinzufügen, die zwar von einer einfachen Frau angewendet ward, aber der Art ist, daß ich nicht wüßte, wer anders als die Liebe ihr dieselbe hätte eingeben können.

In Arezzo also lebte einst ein reicher Mann, welcher Tofano hieß, und eine gar schöne Frau, deren Name Monna Ghita war, zum Weibe erhalten hatte, auf die er bald genug, ohne zu wissen warum, höchst eifersüchtig wurde. Als die Frau dies gewahr ward, verdroß es sie, und nachdem sie ihn mehrmals um die Gründe seiner Eifersucht gefragt, und er keine andern

anzuführen gewußt hatte, als ganz allgemeine und schlechte, kam ihr der Entschluß ein, ihm das Gift wirklich zu reichen, vor dem er ohne Grund solche Furcht hatte.

Sie hatte bemerkt, daß ein, nach ihrer Meinung, wackerer junger Mann sich um ihre Gunst bewarb, und fing nun vorsichtig an, sich mit ihm zu verständigen. Als hierauf die Sachen zwischen ihm und ihr so weit gediehen waren, daß nichts mehr übrig blieb, als mit der That den Verabredungen Erfolg zu geben, dachte die Frau darauf, wie sie auch hierzu Mittel fände. Unter den übeln Angewöhnungen ihres Mannes hatte sie namentlich die bemerkt, daß er an dem Trunke großes Vergnügen fand; dieses nun fing sie nicht allein an, ihm zu empfehlen, sondern sie forderte ihn auch gar häufig listigerweise zum Trinken auf. Bald wurde dieser Fehler so sehr bei ihm zur Gewohnheit, daß sie ihn fast jedesmal, wenn es ihr genehm war, sich einen Rausch zu trinken verleitete; sobald sie ihn aber gehörig betrunken sah, schickte sie ihn zu Bette, und fand sich alsdann mit ihrem Liebhaber zusammen, in welcher Weise sie auch später sicher und häufig diese Zusammenkünfte fortsetzte. Ihr Vertrauen auf den Rausch ihres Mannes war so groß, daß sie nicht allein den Muth hatte, den Geliebten in ihr Haus zu führen, sondern selbst zuweilen einen großen Theil der Nacht in dem seinigen zubrachte, welches von dem ihren nicht weit entfernt war.

Indem nun das verliebte Weib in dieser Weise zu leben fortfuhr, bemerkte ihr verächtlicher Ehemann, daß, wie sehr sie auch ihn zum Trinken aufforderte, sie selbst doch niemals trank. Hieraus schöpfte er Verdacht, es könne sich wol so verhalten, wie es wirklich war, daß die Frau nämlich ihn nur berauscht machen wolle, um dann ihrem Vergnügen nachzugehen, während er schliefe. Entschlossen, zu erproben, ob dem so sei, stellte er sich eines Abends, ohne am Tage getrunken zu haben, in Sprache und Betragen als der betrunkenste Mensch, der

jemals auf der Welt war. Die Frau glaubte dies, und indem sie annahm, daß er ohnehin schon genug habe, um gut zu schlafen, brachte sie ihn schnell zu Bett. Kaum war dies gethan, so eilte sie, wie sie schon öfter zu thun gepflegt hatte, aus ihrem Hause zu dem ihres Liebhabers, und verweilte hier bis zur Mitternacht.

Als Tofano gewahr ward, daß seine Frau nicht mehr im Hause sei, stand er schnell auf, ging zur Thür, schloß diese von inwendig zu, und trat nun ans Fenster, um sie zurückkehren zu sehen und ihr dann zu zeigen, daß er ihren Lebenswandel durchschaut habe. Lange wartete er, bis die Frau endlich heimkehrte. Als diese an das Haus kam und sich ausgeschlossen sah, war sie äußerst bestürzt, und begann zu versuchen, ob sie die Thüre mit Gewalt öffnen könne.

Nachdem Tofano dies eine Zeit lang mit angesehen hatte, rief er hinab: „Frau, du mühest dich umsonst, denn hier hinein kommst du nicht; gehe und kehre dahin zurück, wo du bisjetzt gewesen bist, und sei überzeugt, nicht eher kommst du hier wieder herein, bis ich dieserwegen in Gegenwart deiner Verwandten und der Nachbarn dir diejenige Ehre erwiesen habe, die du verdienst.“ Nun fing die Frau an, ihn um Gottes willen zu bitten, daß er so gut sein möchte, ihr aufzuthun; denn sie komme nicht von daher, von wo er glaube, sondern sie habe bei einer Nachbarin aufgesessen, welche nicht die ganzen langen Nächte über schlafen könne, und sich scheue, allein im Hause aufzubleiben. Ihre Bitten halfen ihr jedoch nichts, denn jener einfältige Esel war entschlossen, daß alle Einwohner von Arezzo ihre beiderseitige Schmach erfahren sollten, während bis dahin niemand davon wußte.

Als die Frau sah, daß alles Bitten ihr nichts half, nahm sie zum Drohen ihre Zuflucht und sprach: „Machst du mir nicht auf, so will ich dich zum unglücklichsten Menschen auf der Welt machen.“ — „Was kannst du thun?“ entgegnete Tofano. Die Frau, welcher Amor

bereits mit seinen Rathschlägen den Geist geschärft hatte, erwiderte ihm: „Ehe ich die Schmach dulde, die du mir unverdient erweisen willst, eher stürze ich mich in diesen Brunnen, hier nahebei, und wenn ich dann todt darin gefunden werde, so wird niemand anders glauben, als daß du mich in der Trunkenheit hineingestürzt hast; dann wirst du entweder fliehen müssen, und während du alles verlieren wirst, was du besitzest, in der Verbannung leben, oder man wird dir als meinem Mörder, wie du es dann wirklich gewesen bist, den Kopf abschlagen.“ Doch auch diese Worte brachten den Tofano von seinem thörichten Entschluß nicht ab. Deshalb rief die Frau denn aus: „Nun, ich kann dein Benehmen nicht länger ertragen. Gott verzeihe dir! Laß meinen Wocken wegnehmen, den ich hier liegen lasse.“ Nach diesen Worten ging sie durch die Nacht, welche so finster war, daß einer den andern kaum auf der Straße hätte sehen können, zu dem Brunnen hin, ergriff einen mächtigen Stein, der unten an der Einfassung lag, rief noch einmal: „Gott verzeihe mir!“ und warf den Stein dann in den Brunnen hinab. Als Tofano das laute Geräusch hörte, welches der Stein beim Hineinfallen in das Wasser machte, glaubte er zuversichtlich, die Frau habe sich wirklich hineingestürzt; schnell ergriff er daher den Eimer und den Strick, eilte aus dem Hause, um sie zu retten, und rannte zum Brunnen.

Die Frau, welche sich unterdeß zunächst an der Thür des Hauses versteckt gehalten hatte, schlüpfte, sobald sie ihn auf den Brunnen zueilen sah, leise in das Haus, schloß sich darinnen ein; dann trat sie an das Fenster und sagte: „Wasser soll man zugießen, solange einer trinkt; nicht hinterdrein in der Nacht.“ Als Tofano sie hörte, erkannte er den Streich, den sie ihm gespielt, und kehrte zu der Thür zurück; da er jedoch nicht hinein konnte, fing er an, ihr zu sagen, daß sie ihm öffnen möchte. Sie aber hörte jetzt auf, leise wie bis dahin

zu sprechen, und erwiderte ihm mit lauter Stimme, ja fast schreiend: „Bei Gottes Kreuze, du widerwärtiger Trunkenbold, diese Nacht kommst du nicht ins Haus. Ich kann deine schlechten Gewohnheiten nicht länger mehr ertragen. Heute soll jedermann erfahren, wes Geistes Kind du bist, und um welche Stunde der Nacht du nach Hause kommst.“

Tofano fing seinerseits voller Zorn an, zu lärmen und die Frau zu schelten. Die Nachbarn, Männer und Frauen, standen über dem Lärm auf, traten an die Fenster und frugen, was es denn gebe. Nun begann die Frau zu weinen und rief: „Dieser schändliche Mensch ist es, der mir jeden Abend betrunken nach Hause kommt, oder in den Kneipen einschläft, und dann um diese Stunde heimkehrt; lange habe ich es getragen; weil es mir aber nichts geholfen hat, und ich es nun nicht länger tragen kann, so habe ich ihm die Schande machen müssen, ihn auszusperren, um zu sehen, ob das ihn vielleicht bessern wird.“ Der Esel Tofano erzählte auf der andern Seite, wie die Sache wirklich gewesen war, und drohte ihr heftig. Aber die Frau rief ihren Nachbarn zu: „Nun seht nur, was das für ein Mensch ist! Was würdet ihr wol sagen, wenn ich so auf der Straße stände wie er, und er im Hause wäre wie ich? Gottestreu, ich zweifle nicht, ihr würdet glauben, er sagte die Wahrheit. Daran aber könnt ihr seinen Sinn erkennen. Gerade das, behauptet er, soll ich gethan haben, was er, wie ich mir denke, gethan. Er wollte mich schrecken, indem er, ich weiß nicht was, in den Brunnen warf; aber wollte Gott, er hätte sich nur wirklich hineingestürzt und wäre darin ertrunken; dann wäre doch wenigstens der Wein, den er zuviel getrunken hat, gehörig gewässert worden.

Nun fingen die Nachbarn, Männer und Frauen, alle an, auf Tofano zu schelten und ihm unrecht zu geben und ihn wegen dessen laut zu schmähen, was er gegen

seine Frau vorbrachte; kurz, so fortschreitend verbreitete sich das Gerücht von Nachbar zu Nachbar, daß es endlich bis zu den Verwandten der Frau gelangte. Diese eilten herbei, und, nachdem sie die Sache von einem und dem andern Nachbar vernommen, nahmen sie den armen Tofano in die Mitte, und theilten ihm so viel Schläge mit, daß sie ihm fast die Glieder zerbrachen. Dann gingen sie in das Haus, nahmen die Sachen der Frau, führten sie mit sich hinweg, und drohten dem Tofano noch Schlimmeres.

Tofano sah nun wohl, daß er übel angekommen sei, und erkannte, wohin seine Eifersucht ihn geführt; mit Mühe gewann er, da er seine Frau von Herzen lieb hatte, noch einige vermittelnde Freunde, und brachte es endlich dahin, daß er in Frieden die Frau in sein Haus zurückbekam. Dieser gelobte er nun, nie wieder eifersüchtig zu sein, und verstattete ihr überdies, ganz ihrem Vergnügen nachzugehen, jedoch so vorsichtig, daß er es nicht gewahr würde. Und so verfuhr er nach dem Sprichwort: „Der dumme Bauersmann nimmt erst die Prügel und verträgt sich dann.“ Unter uns aber lebe die Liebe, und es sterbe der Krieg mit seiner ganzen Sippschaft!

Fünfte Geschichte.

Ein Eifersüchtiger hört, als Geistlicher verkleidet, seiner Frau Beichte, welche ihm weismacht, daß sie einen Geistlichen liebt, der jede Nacht zu ihr komme. Während der Eifersüchtige diesem an der Thür auflauert, läßt die Frau ihren Liebhaber über das Dach zu sich kommen, und verweilt mit ihm.

Lauretta hatte ihre Erzählung geendet, und jeder billigte das Verfahren der Frau, welche recht gehandelt und dem Wicht angethan hatte, was ihm gebührte, als der König, um keine Zeit zu verlieren, sich gegen Fiammetta wandte, und das Amt des Erzählens freundlich auf sie übertrug; weshalb diese folgendermaßen begann:

Edle Damen, die vorhergehende Geschichte veranlaßt mich, gleichermaßen von einem Eifersüchtigen zu erzählen, indem ich dafür halte, daß was die Frauen solchen anthun, besonders aber denen, die ohne Ursache eifersüchtig sind, diesen ganz recht geschehe. Hätten die Gesetzgeber alles wohl erwogen, so glaube ich, sie hätten für solche Handlungen der Frauen keine andere Strafen bestimmen dürfen, als wie denjenigen treffen, der einen andern verletzt, indem er sich selbst vertheidigt. In der That stellen die Eifersüchtigen dem Leben junger Frauen nach, und thun alles, was sie nur können, um deren Tod herbeizuführen. Die ganze Woche über sitzen die Frauen eingeschlossen zu Haus, und verlangen, während sie mit den Bedürfnissen des Hauswesens und der Familie beschäftigt sind, wie ein jeder thut, wenigstens an den Festtagen einige Freude, einige Ruhe zu finden, und auch ihrerseits ein Vergnügen zu genießen, wie es den Arbeitern des Feldes, den Handwerkern in den Städten und

den Lenkern der Gerichtshöfe zu Theil wird; ja, wie Gott selbst es gethan, der am siebenten Tage von allen seinen Mühen ausruhete, und wie sowol die heiligen als bürgerlichen Gesetze es verlangen, die zur Ehre Gottes und zum gemeinen Besten eines jeden die Tage der Arbeit von denen der Ruhe unterschieden haben. Aber hiermit sind die Eifersüchtigen durchaus nicht einverstanden; vielmehr machen sie gerade die Tage, welche für alle andern Tage der Freude sind, ihren Frauen dadurch, daß sie dieselben dann nur noch fester verschlossen und eingekerkert halten, zu den unglücklichsten und trostlosesten unter allen. Wie traurig und wie aufreibend dies aber für die Aermsten sei, das können nur die wissen, die es selbst erfahren haben. So sage ich denn zum Schluß, daß was eine Frau ihrem grundlos eifersüchtigen Manne zum Possen thut, nicht verdammt, sondern vielmehr gelobt werden sollte.

Einstmals also lebte in Rimini ein Kaufmann, reich an Besitzungen und Geld, welcher auf die wunderschöne Frau, die er zur Gattin hatte, über die maßen eifersüchtig ward. Hierzu hatte er jedoch keinen andern Grund als den einen, daß weil er sie sehr liebte, sie sehr schön fand, und wußte, daß sie sich alle Mühe gab, ihm zu gefallen, er voraussetzte, daß jeder andere sie lieben müsse, daß sie jedem andern schön erscheinen müsse, und endlich, daß sie sich jedem andern zu gefallen ebenso sehr bestreben werde, wie sie ihm zu gefallen sich bemühte; eine Schlußfolgerung, die von schlechtem Gemüthe und geringem Verstande Zeugniß gab. Eifersüchtig, wie er nun war, hütete und hielt er sie so strenge, daß viele von denen, die zur Todesstrafe verdammt sind, von den Gefangenwärtern minder gehütet werden, als sie es war. Abgesehen davon, daß ihr weder zu einer Hochzeit, noch zu einem Fest oder in die Kirche zu gehen verstattet war, durfte sie unter keinerlei Vorwand den Fuß aus dem Hause setzen, ja sie wagte es nicht einmal, an ein Fenster zu treten,

oder um irgendwelchen Anlasses willen heraus zu blicken. Ihr Leben war daher äußerst traurig, und je unschuldiger sie sich fühlte, um desto ungeduldiger trug sie diese Pein.

Als sie sich nun schuldlos solches Unrecht von ihrem Manne anthun sah, verfiel sie darauf, zu ihrem Troste Mittel zu finden (wenn dergleichen zu finden wären), daß solche Härte ihr wenigstens nicht mit Unrecht erwiesen würde. Zwar durfte sie nicht an das Fenster treten, und so konnte sie niemand, der im Vorübergehen auf sie geblickt hätte, zu erkennen geben, daß seine Liebe ihr genehm sein würde; allein sie wußte, daß in dem Hause, welches an das ihre stieß, ein schöner und anmuthiger junger Mann wohnte, und dachte nun, wenn nur in der Mauer, welche das Haus von dem ihrigen trennte, eine Oeffnung wäre, wollte sie so lange hindurch schauen, bis sie den jungen Mann sähe, und ihm sagen könnte, daß sie ihm ihre Liebe schenke, falls er sie nur annehmen wollte. Demnächst hoffte sie denn Mittel zu finden, manchmal mit ihm zusammen zu treffen, und so ihr trauriges Leben zu erheitern, bis ihrem Manne der Satan aus dem Leibe führe.

Lange spähete sie, wenn der Mann nicht zu Hause war, bald hier und bald dort an der Mauer umher; endlich aber erblickte sie zufällig, daß an einer ziemlich versteckten Stelle die Wand von einer kleinen Spalte durchbrochen sei. Sie schaute hindurch, und obschon sie wenig von dem, was auf der andern Seite war, sehen konnte, erkannte sie doch, daß es ein Zimmer sei, wohin die Spalte ausging, und sprach zu sich selbst: „Wenn dies Filippo's Zimmer wäre (nämlich ihres jungen Nachbarn), so hätte ich halb gewonnen.“ Vorsichtig ließ sie nun von einer Magd, welche Mitleid mit ihr hatte, danach spähen, und erfuhr so, daß der junge Mann wirklich in dieser Kammer ganz allein schlief. Daher trat sie nun häufiger an die Spalte, und warf, wenn sie den

jungen Mann dort hörte, kleine Steine oder Holzstückchen, dort hindurch, und fuhr damit so lange fort, bis der Jüngling hervortrat, um zu sehen, was das sei. Leise rief sie ihn beim Namen, und er, der ihre Stimme erkannte, antwortete ihr. Nun sie solcherweise Gelegenheit gefunden hatte, eröffnete sie ihm in der Kürze ihr ganzes Gemüth. Der Jüngling, der hierüber äußerst erfreut war, sorgte dafür, daß von seiner Seite das Loch größer gemacht wurde, immer jedoch so, daß niemand es bemerken konnte; und hier sprachen sie sich denn häufig und berührten sich die Hände; weiter aber konnten sie bei der strengen Wache des Eifersüchtigen nicht gelangen.

Das Weihnachtsfest nahete jetzt heran, und die Frau sagte zu ihrem Manne, wenn es ihm gefalle, wolle sie am Morgen des Festtags zur Kirche gehen, beichten und communiciren, wie alle übrigen Christen zu thun pflegen. „Und was für Sünden hast du denn begangen", entgegnete der Eifersüchtige, „daß du beichten willst?" — „Wie?" erwiderte die Frau, „glaubst du, ich sei eine Heilige, weil du mich so eingekerkert hältst? Du weißt recht gut, daß ich meine Sünden so gut habe, wie jeder andere, der auf Erden lebt; aber dir will ich sie nicht sagen, denn du bist kein Geistlicher."

Aus diesen Worten schöpfte der Eifersüchtige Argwohn, und überlegte sich, wie er wol erfahren könnte, was für Sünden sie begangen hätte. In der That verfiel er auf ein Mittel, wie ihm dies gelingen möchte, und erwiderte, daß er es zufrieden sei; doch solle sie zu keiner andern Kirche gehen als zu ihrer Kapelle, und zwar morgens ganz früh, da solle sie denn bei ihrem Kapellan, oder bei einem andern Priester, den der Kapellan ihr zuweisen werde, beichten, nicht aber bei sonst jemand, und dann solle sie sogleich nach Hause zurückkehren. Die Frau glaubte ihn halb verstanden zu haben, und versprach, ohne etwas weiteres zu entgegnen, daß sie es so halten wolle.

Als der Morgen des hohen Festes erschien, stand die Frau mit der Morgenröthe auf, kleidete sich an und ging in die ihr vom Manne bezeichnete Kirche. Andererseits stand auch der Eifersüchtige auf, und begab sich zu derselben Kirche, wo er vor ihr eintraf, und da er mit dem Kapellan schon verabredet hatte, was er thun wolle, warf er sich schnell eins der Gewänder des Priesters um, welches eine große Kapuze mit Backen hatte, wie wir die Geistlichen dergleichen tragen sehen, zog sich die Kapuze vorne über die Stirn, und setzte sich dann in dem Chor nieder.

Als die Frau die Kirche betrat, ließ sie nach dem Kapellan fragen. Dieser kam, und sagte ihr auf ihr Begehren, ihm zu beichten, er könne ihr jetzt nicht Beichte hören, würde ihr aber einen seiner Genossen schicken; dann ging er fort, und schickte ihr den eifersüchtigen Mann zu seinem Unstern. Dieser kam feierlichen Schrittes herbei, und, obschon der Tag nicht eben hell war, und er sich die Kapuze ganz über die Augen gezogen hatte, so konnte er sich doch nicht so verbergen, daß die Frau ihn nicht augenblicklich erkannt hätte. Als diese ihn so vermummt sah, sprach sie bei sich selbst: „Gott sei Dank, der ist nun aus einem Eifersüchtigen zum Priester geworden! Doch laß nur, ich will ihm schon geben, was er sucht."

Sie that daher, als kenne sie ihn nicht, und setzte sich sogleich ihm zu Füßen nieder. Mein Herr Eifersüchtiger hatte einige kleine Steine in den Mund genommen, damit ihm diese etwas im Sprechen hinderten, und er von seiner Frau nicht an der Stimme erkannt würde. In allen übrigen Stücken glaubte er sich so völlig entstellt, daß er es für schlechthin unmöglich hielt, von ihr erkannt zu werden. Als es nun zur Beichte kam, sagte die Frau, nachdem sie ihm berichtet hatte, daß sie verheirathet sei, unter andern Dingen, die sie ihm bekannte, daß sie in einen Geistlichen verliebt sei, welcher sie jede Nacht besuchte und bei ihr schliefe.

Als der Eifersüchtige dies hörte, dünkte es ihm, als würde sein Herz von einem Messerstiche durchbohrt, und hätte ihn nicht der Wunsch festgehalten, noch mehr zu hören, so hätte er Beichte Beichte sein lassen und wäre davongerannt. Indeß hielt er an sich und frug die Frau: „Wie? Schläft denn Euer Mann nicht bei Euch?" — „Ja wohl, Herr", erwiderte die Frau. — „Nun", sagte der Eifersüchtige, „wie kann denn auch der Priester bei Euch liegen?" — „Herr", entgegnete die Frau, „mit welcher Zauberei er es treibt, das weiß ich nicht; aber im ganzen Hause ist keine Thür so fest verschlossen, daß sie sich nicht öffnete, sobald er sie nur berührt, und wenn er dann zu meiner Kammerthür kommt, so spricht er, wie er mir sagt, ehe er sie öffnet, gewisse Worte, auf welche mein Mann sogleich in tiefen Schlaf verfällt, und wenn er dann gewahr wird, daß er schlafe, öffnet er die Thür, tritt hinein und verweilt bei mir — und das trügt nie."

„Madonna", erwiderte der Eifersüchtige, „das ist sehr übel gethan, und durchaus müßt Ihr davon lassen." — „Herr", erwiderte die Frau, „das glaube ich nimmer zu können, denn nur zu sehr liebe ich ihn." — „Dann", sprach der Eifersüchtige, „dann kann ich Euch nicht absolviren." — „Das betrübt mich sehr", entgegnete die Frau. „Ich kam nicht hierher, Euch Unwahrheiten zu sagen, und wenn ich glaubte, ich vermöchte zu thun, was Ihr verlangt, so würde ich es Euch sagen." — „In Wahrheit, Madonna", sprach der Eifersüchtige hierauf, „es thut mir leid um Euch, denn ich sehe Euch um dieser Sache willen Eure Seele ins Verderben stürzen; doch will ich zu Euerm Dienst keine Mühe scheuen, und meine besondern Gebete in Euerm Namen zum Himmel schicken; vielleicht, daß sie Euch helfen. Nicht minder will ich von Zeit zu Zeit einen jungen Geistlichen zu Euch senden, dem Ihr sagen möget, ob jene Gebete Euch geholfen haben oder nicht, und wenn sie Euch Beistand geleistet, so wollen wir weiter zusehen." Hierauf antwortete die Frau:

„Herr, thut das ja nicht, daß Ihr mir jemand ins Haus ſchickt; denn mein Mann iſt ſo eiferſüchtig, daß, wenn er es erführe, die ganze Welt ihm den Gedanken nicht aus dem Kopfe bringen würde, jener komme aus unlautern Gründen, und im ganzen Jahre würde ich keine leidliche Stunde mehr mit ihm haben." — „Madonna, fürchtet das nicht", entgegnete der Eiferſüchtige hierauf; „denn ich will ſchon Mittel und Wege finden, daß Ihr darüber nie ein Wort von ihm hören ſollt." — „Nun", ſprach die Frau, „wenn Ihr Euch das getrauet, ſo bin ich es zufrieden." Als nun die Beichte geſchloſſen, die Buße übernommen, und die Frau wieder aufgeſtanden war, ging ſie fort, die Meſſe zu hören. Der Eiferſüchtige aber ſchnaubte über ſein Misgeſchick, und kehrte, ſobald er die Prieſterkleider abgelegt, eilig nach Hauſe zurück, begierig, Mittel zu finden, den Geiſtlichen und die Frau beiſammen zu treffen, um dem einen wie der andern böſes Spiel zu machen.

Als die Frau von der Kirche heimkehrte, ſah ſie an den Mienen des Mannes wohl, daß ſie ihm ein ſchlimmes Feſtgeſchenk gemacht hatte; er aber bemühete ſich, ſo gut er konnte, ihr zu verbergen, was er gethan hatte und was er zu wiſſen ſich einbildete. Inzwiſchen hatte er bei ſich ſelbſt ſchon beſchloſſen, die folgende Nacht an der Straßenthür Wache zu halten, und zu erwarten, ob der Prieſter kommen würde; deshalb ſagte er zu der Frau: „Ich muß dieſen Abend zum Eſſen und zur Herberge auswärts ſein; du wirſt daher die Hausthür, ſowie die auf der halben Treppe und die Stubenthür wohl verſchließen, und zu Bette gehen, wenn es dir Zeit dünkt." — „In Gottes Namen", antwortete die Frau; und ſobald ſie nun Zeit fand, ging ſie an die Spalte, und gab das gewohnte Zeichen, worauf Filippo, ſobald er es hörte, ſogleich herbeikam. Nun erzählte ſie ihm, was ſie dieſen Morgen gethan, und was der Mann ihr nach dem Eſſen geſagt habe, und fügte dann hinzu: „Ich bin gewiß, daß

er nicht aus dem Hause gehen, sondern unten die Thür hüten wird, und darum siehe, wie du diese Nacht über das Dach herüberkommst, sodaß wir uns zusammenfinden." Der Jüngling, der hiermit sehr zufrieden war, sagte: „Laßt mich nur machen, Madonna."

Als nun die Nacht kam, schlich der eifersüchtige Mann sich heimlich mit seinen Waffen in ein Zimmer des Erdgeschosses, und nachdem die Frau alle Thüren und besonders die auf der halben Treppe hatte verschließen lassen, sodaß ihr Mann durchaus nicht zu ihr kommen konnte, kam der junge Mann seinerseits vorsichtig herüber, worauf sie miteinander, als es an der Zeit schien, zu Bette gingen und in aller Muße einer des andern sich freuten, bis der Tag gekommen war, wo der junge Mann wieder in sein Haus zurückkehrte.

Der Eifersüchtige wartete indeß trostlos und ohne Abendessen und halb todt vor Kälte fast die ganze Nacht mit seinen Waffen neben der Thür, ob der Priester nicht kommen würde, und erst als der Tag nahe war und er nicht länger wachen konnte, legte er sich dort im Erdgeschoß zum Schlafen nieder. Von hier erhob er sich erst um die neunte Morgenstunde, als die Hausthür schon geöffnet war; that dann, als käme er wo anders her, schlüpfte in seine Wohnung und frühstückte.

Nicht lange darauf ließ er einen Knaben kommen, als wäre es der Gehülfe des Geistlichen, der seiner Frau Beichte gehört hatte, und ließ sie fragen, ob der, den sie wüßte, wiedergekommen sei. Die Frau, die den Boten wohl kannte, antwortete, diese Nacht sei er nicht gekommen, und wenn er so fortführe, könnte sie ihn vielleicht vergessen, obschon sie gar nicht wünschte, daß dies geschähe.

Was soll ich euch noch weiter erzählen? Der Eifersüchtige verbrachte viele Nächte damit, den Priester an der Hausthür ertappen zu wollen, während die Frau unterdessen sich mit ihrem Liebhaber fort und fort gute Zeit

machte. Endlich jedoch hielt der Eifersüchtige es nicht mehr aus, und mit erzürnter Miene frug er die Frau, was sie dem Geistlichen am Morgen ihrer Beichte bekannt habe. Die Frau antwortete, das wolle sie ihm nicht sagen, denn das sei weder recht noch geziemend. „Du schlechtes Weib", erwiderte der Eifersüchtige, „dir zum Trotz weiß ich, was du ihm bekannt hast; nun aber will und muß ich wissen, wer der Priester ist, in den du verliebt bist, und der durch seine Zauberkünste jede Nacht bei dir schläfst — oder ich schneide dir den Hals ab." Die Frau entgegnete, es sei gar nicht wahr, daß sie in einen Geistlichen verliebt sei. „Wie", sprach der Eifersüchtige, sagtest du nicht so und so zu dem Priester, der dir Beichte hörte?" Darauf antwortete die Frau: „Meinetwegen kann er es dir wieder gesagt haben; ebenso gut wenn du selbst dabei gewesen wärest; ja, allerdings habe ich ihm das gesagt." — „Nun also", sprach der Eifersüchtige, „sag' mir, wer ist der Priester, und das auf der Stelle."

Da lächelte die Frau und sagte: „Ich habe meine Herzensfreude daran, wenn ein kluger Mann von einer schlichten Frau am Seilchen geführt wird, wie man ein Schaf bei den Hörnern zur Schlachtbank führt; obschon du solch ein kluger Mann nicht bist, oder wenigstens von der Stunde an nicht warest, wo du diesen bösen Geist der Eifersucht in deiner Brust sich einnisten ließest, ohne zu wissen warum; je thörichter und je vernagelter du aber bist, um so mehr vermindert sich mein Verdienst. Glaubst du denn, lieber Mann, daß ich mit den leiblichen Augen ebenso blind bin wie du mit den geistigen? Fürwahr, ich bin es nicht! Ich sah und erkannte, wer der Geistliche war, der mir Beichte hörte, und weiß recht gut, daß du es warst. Aber ich nahm mir vor, dir angedeihen zu lassen, was du suchtest, und ich habe dir's gegeben. Wärst du aber so weise, wie du dich dünkst, so hättest du nicht versucht, auf solche Weise die Geheimnisse deiner guten Frau zu erforschen, und statt falschen

Verdacht zu fassen, hättest du erkannt, daß, was sie dir beichtete, die Wahrheit war, ohne daß sie darum irgend gesündigt hätte. Ich sagte dir, ich liebte einen Priester, und hattest du, den ich sehr mit Unrecht liebe, dich nicht zum Priester gemacht? Ich sagte dir, daß keine Thür meines Hauses vor ihm verschlossen zu halten sei, wenn er bei mir schlafen wolle, und welche Thür im Hause wurde dir je versperrt, wenn du zu mir kommen wolltest? Ich sagte dir, daß der Priester jede Nacht bei mir schlafe, und wann hättest du das nicht gethan? Und so oft du den jungen Geistlichen mir schicktest, weißt du nicht, daß ich jedesmal, wenn du nicht bei mir gewesen warst, antworten ließ, der Priester sei nicht bei mir gewesen? Welcher Unbedachte außer dir, der sich von Eifersucht verblenden ließ, hätte nicht das alles verstanden? Und im Hause hast du dich versteckt, um über Nacht die Thür zu hüten, und wähntest mich glauben zu machen, du seiest zum Essen und zur Herberge ausgegangen! Komme nun wieder zur Besinnung und werde wieder der Mann, der du zu sein pflegtest, und laß dich nicht von denen auslachen, die deine Schrullen kennen, wie ich sie kenne, und vor allem unterlaß dies peinliche Wachehalten, das du treibst; denn ich schwöre zu Gott, wenn mir die Lust ankäme, dir Hörner aufzusetzen, und hättest du hundert Augen statt der zwei, die du hast, so getraue ich mich, meine Lust zu büßen, ohne daß du was davon gewahr würdest."

Der arme Eifersüchtige, der bis dahin geglaubt hatte, er habe das Geheimniß seiner Frau gar schlau herausgebracht, erkannte, sobald er dies vernahm, daß er angeführt sei. Ohne etwas zu entgegnen, hielt er von nun an seine Frau für gut und verständig, und gerade wo ihm Eifersucht noth that, legte er sie völlig ab, wie er sie angethan hatte, als es ihrer nicht bedurfte. Daher konnte denn die kluge Frau, die jetzt für ihre Wünsche fast freie Hand hatte, statt ihren Liebhaber, nach Art

der Katzen, über das Dach kommen zu lassen, ihn mit Vorsicht durch die Thür einführen, und sich noch oft mit ihm gute Zeit und fröhliches Leben bereiten.

Sechste Geschichte.

Während Madonna Isabella den Leonetto bei sich hat, wird sie von Lambertuccio, der sie liebt, besucht; als nun ihr Mann zurückkehrt, schickt sie den Lambertuccio mit einem Messer in der Hand aus dem Hause, worauf der Mann den Leonetto begleitet.

Fiammetta's Erzählung hatte allen ausnehmend gefallen, und jeder behauptete, die Frau habe recht gethan und wie es einem so thörichten Manne geziemte; da sie jedoch nun beendet war, befahl der König Pampineen fortzufahren. Diese aber begann:

Es gibt viele, welche einfältig genug behaupten, daß die Liebe den Menschen der Ueberlegung beraube und den Liebenden wie unbedacht mache Diese Meinung halte ich für thöricht, und daß sie es sei, zeigen die schon erzählten Geschichten zur Genüge, und auch ich denke euch einen Beleg dafür zu geben.

In unserer Stadt, die an allen Gütern reich ist, lebte eine anmuthige junge Frau, die gar schön war, als die Gattin eines tapfern und achtbaren Ritters. Wie es aber häufig geschieht, daß der Mensch nicht immer mit einer Speise zufrieden ist, und unterweilen zu wechseln begehrt, so verliebte sich die Dame, der ihr Mann nicht besonders genügte, in einen jungen Menschen, welcher Leonetto hieß, und ergötzlich und wohlgesittet, obwol nicht eben von vornehmem Geschlecht war, er aber gleichermaßen sich in sie. Und wie ihr wißt, daß selten unaus-

geführt bleibt, was beide Theile wollen, so währte es nicht lange, daß sie ihrer Liebe das letzte Ziel gewährten.

Zugleich aber geschah es, daß in ebendiese Dame, weil sie schön und anmuthig war, ein Ritter, namens Lambertuccio, sich heftig verliebte; ihr aber dünkte er so unangenehm und widerwärtig, daß sie um alles in der Welt sich nicht entschließen konnte, ihn zu lieben. Dennoch verfolgte er sie mit Botschaften, und da diese ihm nichts halfen, er aber ein Mann von Einfluß war, fing er an, ihr zu drohen, wenn sie ihm nicht zu Willen wäre, wolle er sie öffentlich beschimpfen. Diese Drohung erschreckte die Dame, der seine Tücke wohl bekannt war, so sehr, daß sie sich endlich darein ergab, ihm seinen Willen zu thun.

Als nun die Dame, welche Madonna Isabella hieß, wie es unsere Gewohnheit im Sommer ist, auf ein schönes Landgut gezogen war, geschah es eines Morgens, daß sie, weil ihr Mann über Land geritten war und mehrere Tage wegbleiben sollte, nach Leonetto schickte, damit er unterdeß zu ihr komme. Unverweilt und voller Freuden machte sich dieser auf den Weg.

Auch Herr Lambertuccio hatte indeß vernommen, daß der Mann der Dame verreist sei; daher stieg er denn ganz allein zu Pferde, eilte zu ihr und klopfte an die Thür. Die Magd der Dame sah ihn kommen, und eilte sogleich zu jener, die mit Leonetto im Schlafzimmer war. „Madonna", rief sie ihr zu, „unten ist Herr Lambertuccio ganz allein!" Als die Frau dies hörte, dünkte sie sich das unglücklichste Weib auf Erden; allein so sehr fürchtete sie ihn, daß sie Leonetto bat, er möge es über sich gewinnen, sich auf so lange hinter den Vorhang des Bettes zu verbergen, bis Herr Lambertuccio wieder fort sei. Leonetto, der nicht geringere Furcht vor ihm hatte als die Dame, versteckte sich eilig, worauf sie der Magd befahl, dem Lambertuccio zu öffnen.

Als die Thür ihm aufgethan, und er im Hofe von

seinem Pferde gestiegen war, band er dies an einer Krampe fest und eilte hinauf. Die Dame machte ein freundliches Gesicht, kam ihm bis an die Treppe entgegen, empfing ihn mit so freundlichen Worten, als sie nur wußte, und frug ihn, was ihn hergeführt habe. Der Ritter umarmte und küßte sie und sprach: „Mein süßes Leben, ich hörte, daß Euer Mann nicht hier ist, und bin gekommen, ein Weilchen bei Euch zu bleiben." Nach diesen Worten traten sie in die Kammer, verschlossen sich darin, und Lambertuccio fing an, sich mit ihr zu vergnügen.

Während sie noch so verweilten, geschah es, daß, wider alles Vermuthen der Dame, ihr Mann plötzlich zurückkehrte. Als die Magd diesen schon nahe bei dem Schlosse sah, lief sie schnell zu der Kammer ihrer Gebieterin und rief: „Madonna, da kommt eben der Herr zurück; ich glaube, er ist schon unten im Hofe." Wie die Dame dies vernahm, und sich bewußt war, daß sie zwei Männer im Hause habe, von denen der Ritter seines Pferdes wegen schlechthin nicht zu verbergen war, hielt sie sich für verloren. Dennoch sprang sie augenblicklich vom Bette auf den Boden, faßte ihren Entschluß und sagte zu Herrn Lambertuccio: „Herr, wenn Ihr mich nur irgend lieb habt, und wollt mich vom Tode retten, so thut, was ich Euch sage. Nehmt Euer blankes Messer in die Hand, eilt mit zornigem und entrüstetem Gesicht die Treppe hinunter und ruft: «Bei Gott gelobe ich, daß ich ihn schon noch anderswo fassen will.» Wenn dann mein Mann Euch aufhalten oder irgendetwas fragen wollte, so erwidert ihm nichts anderes, als was ich Euch gesagt habe, schwingt Euch auf Euer Pferd, und laßt Euch auf keine Weise mit ihm ein."

Herr Lambertuccio erklärte sich bereit; schnell zog er sein Messer, und mit einem Gesichte, das theils von der bestandenen Anstrengung, theils vor Zorn über die Heimkehr des Ritters ganz entflammt war, that er alles,

wie die Dame ihm geheißen hatte. Der Mann wunderte sich, als er im Hofe abgestiegen war, über das Pferd, und indem er nun die Treppe hinaufgehen wollte, sah er den Lambertuccio wüthend herunterstürzen. Erstaunt über dessen Worte und zorniges Gesicht, rief er ihn an: „Nun, Herr, was hat das zu bedeuten?“ — Doch Lambertuccio setzte den Fuß in den Steigbügel, schwang sich hinauf und erwiderte nichts anderes als: „Beim Kreuze Gottes, ich will ihn anderswo treffen“, und damit jagte er davon.

Unterdeß stieg der Edelmann die Treppe hinauf, und fand seine Frau an deren obern Ende ganz erschrocken und vor Furcht zitternd. „Was ist denn das?“ sprach er zu ihr. „Wen sucht Herr Lambertuccio so zornig und so drohend?“ Die Dame näherte sich der Kammer, damit Leonetto sie hören könne, und erwiderte dann: „Herr, in meinem Leben habe ich keine solche Angst ausgestanden. Ein junger Mensch, den ich nicht kenne, flüchtete sich hier herein und Herr Lambertuccio verfolgte ihn mit dem Messer in der Hand; zufällig fand jener diese Kammer offen und bat mich zitternd: «Madonna, um Gottes willen helft mir, daß ich nicht in Euern Armen ermordet werde.» Ich richtete mich auf; wie ich ihn aber noch fragen will, wer er sei und was es gebe, siehe, da stürzt Herr Lambertuccio herein und ruft: «Wo bist du, Verräther?» Ich vertrat ihm an der Kammerthür den Weg und hielt ihn auf, während er eindringen wollte; endlich hatte er aber so viel Rücksicht auf mein Verbot in die Kammer einzutreten, daß er nach vielen Worten davonging, wie Ihr ihn gesehen habt.“

Darauf sagte der Mann: „Frau, du hast recht gethan; eine arge Schande wäre es gewesen, wenn jemand hier im Hause ermordet wäre, und Herr Lambertuccio hat sehr unrecht gethan, daß er jemand, der hier hereinflüchtete, verfolgt hat.“ Dann frug er, wo der junge Mensch sei. „Herr“, erwiderte die Dame, „ich weiß

nicht, wo er sich verborgen hat." Nun rief der Ritter: „Wo bist du, komm nur getrost hervor."

Leonetto, der alles dies mit angehört hatte, trat ganz furchtsam, denn Angst hatte er gründlich ausgestanden, aus seinem Verstecke hervor. Da sagte der Ritter: „Was hast du mit Herrn Lambertuccio gehabt?" — „Herr", entgegnete der Jüngling, „nichts in der Welt, das ich wüßte, und darum glaube ich fest, daß er entweder nicht recht bei sich ist, oder mich mit jemand anderm verwechselt hat. Denn sobald er mich nicht fern von Euerm Schloß auf der Landstraße erblickte, legte er sogleich die Hand ans Schwert und rief: «Verräther, du bist des Todes!» Ich hielt mich nicht damit auf, ihn zu fragen, warum, sondern begann zu fliehen, so schnell ich nur laufen konnte, und gelangte hierher, wo ich, Gott und dieser edeln Dame sei Dank, Rettung gefunden habe." — „Nun denn", sprach der Ritter hierauf, „so lege nun alle Furcht ab, ich werde dich heil und gesund in dein Haus bringen, und dann ist es deine Sache zu erforschen, was er mit dir vorhat."

Als sie darauf zusammen gegessen hatten, ließ er ihn ein Pferd besteigen, führte ihn nach Florenz, und setzte ihn vor seinem Hause ab. Der junge Mensch sprach aber noch denselben Abend nach der Anweisung, welche er von der Dame erhalten hatte, heimlich mit Herrn Lambertuccio und verabredete sich so mit ihm, daß, soviel auch nachher noch von der Sache gesprochen wurde, der Ritter niemals den Streich erfuhr, welchen seine Frau ihm gespielt hatte.

Siebente Geschichte.

Lodovico offenbart der Madonna Beatrice die Liebe, die er für sie hegt. Sie schickt den Egano, ihren Mann, in ihren Kleidern in den Garten, während Lodovico sie beschläft. Dann steht dieser auf und prügelt im Garten den Egano.

Jeder in der Gesellschaft fand den Ausweg, den nach Pampineens Erzählung Madonna Isabella ersonnen, bewundernswürdig. Philomela aber, der der König fortzufahren geboten hatte, sprach:

Liebreiche Damen, irre ich mich nicht, so werde ich euch eine List erzählen, die nicht weniger geschickt ersonnen war. Hört nur selbst.

Ihr müsset wissen, daß einst in Paris ein florentiner Edelmann lebte, der aus Armuth Kaufmann geworden, und in seinen Unternehmungen so glücklich gewesen war, daß er bald großen Reichthum gesammelt hatte. Von seiner Frau hatte er einen einzigen Sohn, der Lodovico hieß. Damit dieser nun nach dem Adel, und nicht nach dem Kaufmannsstande des Vaters sich bilde, hatte er ihn in keinen Laden thun wollen, sondern zu andern Edelleuten in den Dienst des Königs von Frankreich gegeben, wo der junge Mann denn auch feine Sitten und andere gute Dinge in Menge lernte.

Um diese Zeit begab es sich, daß, als Lodovico und seine Gefährten eines Tags über französische, englische und andere Schönheiten aus allen Weltgegenden sprachen, einige Ritter, die eben von dem Heiligen Grabe heimgekehrt waren, dazu kamen, und einer von ihnen, nachdem er dem Gespräche eine Zeit lang zugehört hatte, sagte: soweit er auch in der Welt herumgekommen sei, und

soviel Frauen er auch gesehen, so habe er doch keine erblickt, deren Schönheit der der Gattin des Egano de' Galluzzi in Bologna, Madonna Beatrice geheißen, irgend geglichen hätte. Alle seine Gefährten, die mit ihm in Bologna gewesen waren, stimmten ihm völlig bei.

Als Lodovico, der noch niemals ein Weib geliebt hatte, dies alles vernahm, entbrannte er von solchem Verlangen, sie zu sehen, daß er unfähig war, an anderes zu denken. Völlig entschlossen, um ihretwillen nach Bologna zu gehen, und, wenn sie ihm gefalle, dort zu verweilen, gab er gegen den Vater vor, er wolle das Heilige Grab besuchen, und erlangte mit vieler Mühe die Erlaubniß dazu. So kam er denn unter dem angenommenen Namen Anichino nach Bologna, und war glücklich genug, schon am folgenden Tage bei einem Feste jene Dame zu sehen, die ihm in der Wirklichkeit unendlich schöner erschien, als er sich eingebildet hatte. Auf das glühendste in sie verliebt, beschloß er, Bologna nicht zu verlassen, bevor er nicht ihre Liebe erworben hätte.

Indem er nun bei sich überlegte, welchen Weg er zu seinem Ziele einschlagen sollte, verwarf er alle übrigen, und meinte, was er begehrte, möchte sich wol am besten schicken, wenn er ein Diener ihres Mannes, welcher deren viele hielt, werden könnte. In dieser Absicht verkaufte er seine Pferde, brachte seine Leute schicklich unter, und befahl ihnen, sich zu stellen, als kennten sie ihn nicht. Dann besprach er sich mit seinem Wirthe und sagte ihm, daß er gern bei einem anständigen Herrn, wenn er ihn zu finden wüßte, als Diener unterkäme. Worauf der Wirth erwiderte: „Du solltest einem Edelmann hier in Bologna, namens Egano, zum Diener eben willkommen sein; denn er hält ihrer viele, und jeder muß gut aussehen, wie du es thust. Ich werde mit ihm von dir reden.“ Wie gesagt so gethan: noch ehe der Wirth Egano verließ, hatte er den Anichino bei ihm angebracht, worüber denn dieser sich unsaglich freute.

Wie er nun im Hause verweilte und seine Geliebte sehen konnte, so oft er immer wollte, da wußte er alles dem Egano so zu Sinne zu machen, daß dieser ihm überaus gut ward, nichts ohne ihn thun mochte, und sich und alle seine Angelegenheiten nur von ihm leiten ließ.

Eines Tags begab es sich, daß während Egano auf die Jagd gegangen und Anichino zurückgeblieben war, Madonna Beatrice, die seine Liebe noch nicht wahrgenommen, obgleich sie, ihn und seine guten Sitten oft beachtend, ihn im stillen gelobt und an ihm Gefallen gefunden hatte, mit ihm zum Schachspiele sich niedersetzte. Anichino ließ, im Verlangen, sie zu erfreuen, auf sehr geschickte Weise sich besiegen, und die schöne Frau war ganz glücklich darüber.

Da die Dienerinnen Beatrice's, wie sie beide spielen sahen, sich entfernt und sie allein gelassen hatten, stieß Anichino einen lauten Seufzer aus. Die Schöne sah ihn an und sagte: „Was fehlt dir, Anichino, ist dir's so leid, daß ich gewinne?" — „Madonna", antwortete Anichino, „viel Ernsteres als dies war es, um das ich seufzte." — „Nun", erwiderte sie, „so sage mir's, wenn du mich lieb hast." Wie Anichino sich von der, welche er über alles andere liebte, bei seiner Liebe zu ihr beschwören hörte, da seufzte er wol noch lauter als zuvor. Die Dame bat ihn aufs neue, ihr zu sagen, was der Grund seiner Seufzer sei. Anichino antwortete aber: „Madonna, ich fürchte sehr, wenn ich es sage, möchte es Euch misfallen, und dann sorge ich, ob Ihr es sonst wem wiedererzählen würdet." Die Dame erwiderte: „Gewiß, ich nehme dir es nicht übel auf, und darüber sei ruhig, was du mir auch sagst, davon erfährt durch mich niemand mehr als du wünschest."

„Wohlan denn", sagte Anichino, „weil Ihr mir das versprecht, so will ich es Euch gestehen." Und nun erzählte er ihr, fast mit Thränen in den Augen, wer er sei, was er von ihr gehört, wo und wie er sich in sie verliebt

habe, und warum er ihres Mannes Diener geworden sei. Dann aber bat er sie demüthig, wenn sie es irgend über sich gewinnen könne, möge es ihr gefallen, Mitleid für ihn zu haben und sein geheimes und glühendes Verlangen zu erfüllen. Sollte sie das aber nicht wollen, so möge sie ihm dennoch erlauben, so wie bisher zu bleiben, und gestatten, daß er sie liebe.

O wunderbare Huld des bolognesischen Blutes, wie warst du immerdar in solchen Drangsalen zu preisen! Nie begehrtest du nach Seufzern und Thränen. Zu allen Zeiten warst du für Bitten empfänglich und ergabst dich willig den Wünschen der Liebe. Genügte mein Lob, um dich würdig zu preisen, nie würde meine Zunge von ihm aufhören.

Während Anichino redete, blickte die schöne Frau ihn an, und im vollen Vertrauen auf die Wahrheit seiner Worte, empfing sie von seinen Bitten im Herzen die Liebe zu ihm mit so plötzlicher Macht, daß nun sie zu seufzen begann, und nach einigem Seufzen sagte: „Mein süßer Anichino, sei gutes Muths. Niemals vermochten Geschenke, oder Versprechen, oder Liebeswerben von Rittern und Herren, und von wem sonst immer, denn viele trugen und tragen ihre Liebe mir an, so viel über mich, daß ich je einen von ihnen geliebt hätte; aber während der kurzen Dauer deiner Worte bin ich viel mehr dein als mein eigen geworden. Ich erkenne, daß du meine Liebe zur Genüge verdient hast, und so schenke ich sie dir, und verspreche ihre Früchte dir zu gewähren, noch ehe die nächste Nacht ganz vergangen ist. Und damit wirklich so geschehe, so richte dich ein, daß du um Mitternacht in meine Kammer kommst. Die Thür werde ich offen lassen; auf welcher Seite im Bett ich liege, weißt du; dahin komme, und sollte ich schlafen, so rühre mich nur, bis ich wache, und dann will ich dich trösten über die lange Zeit, die du geschmachtet hast. Damit du mir aber auch glaubst, so nimm diesen Kuß zum Aufgeld."

Dabei schlang sie den Arm um seinen Hals, und küßte ihn voller Liebe, und er sie.

Nach diesen Reden verließ Anichino die Dame, und während er einige Geschäfte besorgte, erwartete er mit höchster Lust, daß es Nacht werde. Egano kam von der Jagd zurück, und, müde wie er war, ging er nach dem Abendessen zu Bette, wohin seine Frau ihm folgte und nicht vergaß, ihrem Versprechen gemäß, die Kammerthür offen zu lassen.

Anichino kam zur bestimmten Stunde, und nachdem er, leise eingetreten, hinter sich den Riegel zugeschoben hatte, ging er nach der Seite des Bettes, wo die Dame lag, und fühlte, wie er ihren Busen berührte, sie schlafe nicht. Sie aber ergriff, als sie Anichino's Ankunft gewahr ward, seine Hand mit den ihrigen beiden und, immer ihn festhaltend, wandte sie im Bette so lange sich hin und wieder, bis Egano, welcher schlief, davon erwachte. Worauf sie also zu ihm sprach: „Gestern Abend wollte ich nicht erst anfangen, denn du schienst mir müde, aber, Egano, sage mir doch einmal ernsthaft, wen von allen Dienern im Hause hältst du für den besten, den rechtschaffensten und dir am treusten zugethanen?“ — Egano erwiderte: „Frau, was soll's, daß du mich so fragst? Weißt du's denn nicht? Ich habe und hatte nie zu einem soviel Vertrauen und Liebe als zu meinem treuen und lieben Anichino. Aber weshalb fragst du danach?“

Wie Anichino den Egano wach sah und von sich reden hörte, hatte er oft aus Furcht, von der Dame betrogen zu sein, versucht, die Hand zurückzuziehen, um zu entfliehen, allein sie hielt so fest, daß er auf keine Weise sich losmachen konnte. Inzwischen antwortete sie ihrem Manne: „Das will ich dir sagen. Ich glaubte, es verhielte sich wirklich wie du sprichst, und er sei dir treuer als irgendein anderer; aber mich hat er besser belehrt; denn heute, während du auf der Jagd warst,

blieb er hier, und als die Zeit ihm gelegen schien, scheute er sich nicht, von mir zu begehren, daß ich ihm zu Willen sei. Damit ich dir nun diese Geschichte nicht erst lange zu beweisen brauchte und sie dich mit Händen greifen lassen könnte, antwortete ich ihm, ich sei's zufrieden, und wollte diese Nacht nach Zwölfen ihn in unserm Garten unter dem Pinienbaum erwarten. Ich für mein Theil denke eben nicht hinaus zu gehen; aber wenn du sonst Lust hast, die Treue deines Dieners kennen zu lernen, so kannst du's leicht haben. Du brauchst dir nur ein Oberkleid von mir anzuziehen, einen Schleier umzuthun und dort unten abzuwarten, ob er kommt; denn ich wette, er thut es.

Wie Egano dies hörte, sprach er: „Nun wahrlich, das muß ich sehen", und so stand er auf und zog sich, so gut es im Dunkeln gehen wollte, einen Oberrock von seiner Frau an, that einen Schleier über den Kopf, ging hinunter in den Garten und fing an, unter der Pinie auf Anichino zu warten.

Wie aber die Dame Egano aufstehen und fortgehen gehört hatte, stieg sie aus dem Bette und riegelte innen die Thür ab. Anichino, der in der ganzen Zeit die schrecklichste Angst ausgestanden, und aus allen Kräften sich gemüht hatte, den Händen der Dame zu entgehen, hatte zu Anfang wol hunderttausendmal sie und seine Liebe und sich selbst verwünscht, daß er so übereilt gewesen sei, ihr zu glauben; als er aber hernach sah, wie sie zuletzt that, dünkte er sich auch der glücklichste aller Menschen. Wie nun seine Geliebte wieder ins Bett gestiegen war, entkleidete er sich nach ihrem Willen gleich ihr, und beide genossen aneinander eine gute Weile alle Lust und Freude.

Als die Dame endlich glaubte, Anichino dürfe nicht länger verweilen, hieß sie ihn aufstehen und sich wieder ankleiden, und sprach: „Nun, mein süßes Herz, geh in den Garten hinunter, und nimm einen tüchtigen Stock

mit; thue als hättest du nur versuchungsweise mich angegangen, schimpfe den Egano aus, als hieltest du ihn für mich, und laß auch den Stock wacker auf seinem Rücken tanzen; das soll uns noch unmäßige Freude und Ergötzen bereiten."

Als Egano den Anichino, der, nachdem er aufgestanden, mit einem Weidenstock in der Hand, herunter in den Garten gekommen war, von ferne erblickte, erhub er sich und ging, ihn freundlich zu empfangen, ihm einige Schritte entgegen. Anichino aber rief: „O du verworfenes Weib, bist du also wirklich gekommen, und hast glauben können, ich wollte also an meinem Herrn freveln? Alles Unheil tausendmal in deinen frechen Hals!" Und damit hob er den Stock auf und fing an, den Egano zu bearbeiten. Wie dieser jene Rede hörte und den Stock sah, lief er, ohne ein Wort zu sagen, davon, Anichino indessen war hinter ihm her, und rief immer fort: „Lauf, du liederliches Weibstück, und alle Teufel über dich; morgen früh aber erzähle ich wahrhaftig alles deinem Manne." Egano lief, was er konnte, nach der Kammer zu; erwischte aber doch, bevor er sie erreichte, einige wohlgesalzene Hiebe.

Die Dame frug ihn, ob Anichino in den Garten gekommen sei. Egano antwortete: „Wäre er lieber nicht; denn weil er mich für dich hielt, hat er mit seinem Stocke mich ganz zerschlagen, und mich ärger gescholten, als je eine schlechte Dirne ausgeschimpft ward. Darum wunderte ich mich auch so über ihn, daß er mir zur Unehre derlei Reden gegen dich geführt haben sollte; aber weil er dich immer so aufgeweckt und scherzend sieht, hat er dich einmal prüfen wollen." — „Nun Gottlob", sagte die Dame, „daß er mich nur mit Worten und dich mit der That geprüft hat, und ich glaube, er wird mir nachrühmen, daß ich die Worte geduldiger ertrage als du die That. Aber weil er dir denn so treu ist, so wird man ihn nun wol lieb haben, und ihm Ehre anthun

müssen.“ Egano sagte: „Wahrlich, du sprichst wahr“, und auf den Grund dieses Ereignisses glaubte er fest, die keuscheste Frau und den treuesten Diener zu haben, die je ein Edelmann besessen.

Anichino aber und seine Dame, obgleich sie noch oft über diesen Vorfall lachten, verdankten ihm, solange es dem ersten gefiel, bei Egano in Bologna zu verweilen, größere Freiheit, zu thun, woran sie Lust und Gefallen fanden, als ihnen sonst vermuthlich gewährt worden wäre.

Achte Geschichte.

Ein Mann wird eifersüchtig auf seine Frau, sie wickelt sich einen Bindfaden um die Zehe, um gewahr zu werden, wenn ihr Liebhaber kommt. Der Mann merkt es; während er aber den Liebhaber verfolgt, legt sie eine andere an ihrer Stelle ins Bett, die der Mann schlägt und der er die Haare abschneidet; dann eilt er zu ihren Brüdern, die ihn ausschelten, als sie finden, daß alles unwahr sei.

Von erlesener Bosheit schien allen der Streich der Madonna Beatrice gegen ihren Gemahl, und jeder versicherte, daß Anichino's Furcht fürwahr nicht gering gewesen sein müsse, als er, von der Dame festgehalten, sie erzählen hörte, wie er ihr Liebesanträge gemacht habe. Doch als der König Philomelen schweigen sah, wandte er sich zu Neiphilen und sprach: „Nun fahrt Ihr fort.“ Diese begann, nachdem sie ein wenig zuvor gelächelt:

Schöne Mädchen, ich habe eine schwere Aufgabe, wenn ich euch mit einer ebenso schönen Geschichte befriedigen will, wie die waren, welche euch bisjetzt erzählt wurden;

doch mit Gottes Hülfe hoffe ich mich ihrer gut genug zu entledigen.

Ihr müßt also alle wissen, daß einst in unserer Stadt ein reicher Kaufmann, namens Arriguccio Berlinghieri, lebte, der thörichterweise, wie wir noch heute täglich Kaufleute thun sehen, durch eine Frau zum Edelmann zu werden hoffte, und daher ein Edelfräulein ehelichte, welche schlecht zu ihm paßte, und deren Name Monna Sismonda war. Diese verliebte sich, da ihr Mann, wie Kaufleute pflegen, viel umherzog und wenig bei ihr verweilte, in einen jungen Mann, namens Ruberto, welcher sich schon lange um sie beworben hatte. Nachdem sie nun mit ihm vertraut geworden, und bei dem großen Gefallen, das sie an diesem Umgange fand, sich vielleicht nicht allzu vorsichtig benahm, geschah es, daß Arriguccio, mochte er nun etwas davon gemerkt haben, oder wie es sonst zuging, der eifersüchtigste Mensch von der Welt wurde, seine Reisen und alle seine Geschäfte vernachlässigte, fast alle seine Sorgfalt nur darauf richtete, sie zu überwachen, und nimmer wäre er eingeschlafen, ehe er sich nicht überzeugt hätte, daß auch sie zu Bette gegangen sei.

Hierüber fühlte die Frau nun großes Leidwesen, weil sie jetzt ihren Ruberto auf keine Weise sehen konnte. Nach vielerlei Ueberlegungen, wie sie mit ihm, der auch an seinem Theil sie heftig darum anging, zusammen sein könne, verfiel sie endlich auf folgenden Ausweg. Da ihre Kammer an der Straße lag, und sie oft bemerkt hatte, daß Arriguccio zwar sehr schwer einschlief, dann aber auch um so fester schlafe, beschloß sie, den Ruberto um Mitternacht an die Hausthür kommen zu lassen, ihm diese leise zu öffnen und, während der Mann fest schliefe, mit ihm zu verweilen. Damit sie nun gewahr würde, wenn er käme, ohne daß sonst jemand es bemerkte, hängte sie einen Bindfaden zum Kammerfenster hinaus, der mit dem einen Ende bis auf die Erde herabreichte, dessen anderes Ende aber über den Fußboden weg zu ihrem

Bette führte, wo sie ihn unter den Linnen versteckt, wenn sie zu Bette gegangen, an ihre große Fußzehe zu befestigen dachte. Diese Einrichtung meldete sie dem Ruberto und hieß ihm, wenn er käme, an dem Faden ziehen, worauf sie, wenn der Mann schliefe, den Faden loslassen und ihm öffnen würde; schliefe Arriguccio aber nicht, so würde sie den Faden festhalten und an sich ziehen, damit Ruberto nicht zu warten brauche.

Dem Ruberto gefiel diese Einrichtung überaus. Oft ging er hin; bisweilen gelang es ihm, mit ihr zusammen zu sein, bisweilen aber auch nicht. Zuletzt jedoch, nachdem sie dies Kunststück lange genug fortgesetzt hatten, geschah es in einer Nacht, daß während die Frau schlief und Arriguccio den Fuß im Bette ausstreckte, er den Faden entdeckte. Sogleich griff er mit der Hand danach, und als er ihn an die Zehe seiner Frau befestigt fand, sagte er zu sich selbst: „Da muß irgendein Trug dahinterstecken.“ Als er nun weiter bemerkte, daß der Faden zum Fenster hinausging, zweifelte er nicht mehr, schnitt den Faden leise von der Zehe der Frau ab, befestigte ihn an die seinige und wartete nun aufmerksam, um zu erfahren, was dies zu bedeuten haben würde.

Es dauerte auch nicht lange bis Ruberto sich einfand; er zog am Faden, wie er gewohnt war, und Arriguccio erwachte; da er den Faden aber nicht fest genug geknüpft hatte, und Ruberto stark zog, so gab derselbe nach und kam ihm in die Hand, weshalb er glaubte, warten zu müssen, und so that er. Arriguccio stand indessen schnell auf, ergriff seine Waffen und eilte zur Thür, um zu sehen, wer es wäre, und ihm dann übel mitzuspielen. Arriguccio war nun, obwol ein Kaufmann, heftig und stark; als er daher zur Thür kam, und sie keineswegs wie die Frau zu thun pflegte, leise aufthat, errieth Ruberto, der draußen wartete und ihn kommen hörte, die Wahrheit, daß es nämlich Arriguccio sei, der öffnete,

weshalb er aufs schnellste die Flucht ergriff, Arriguccio aber hinter ihm herlief. Zuletzt jedoch, nachdem Ruberto eine große Strecke geflohen war, und Arriguccio nicht abließ, ihn zu verfolgen, zog auch jener, da er gleichfalls bewaffnet war, das Schwert, wandte sich um und sie begannen, der eine anzugreifen, der andere sich zu vertheidigen.

Indeß war die Frau erwacht, als Arriguccio die Kammer öffnete, und da sie fand, der Faden sei ihr von der Zehe abgeschnitten, begriff sie sogleich, daß ihr Trug entdeckt sei. Sie errieth, daß Arriguccio jetzt den Ruberto verfolge, stand daher schnell auf, und in dem Bewußtsein, was weiter daraus erfolgen könne, rief sie ihre Magd, die um alles wußte, und redete ihr so lange zu, bis diese sich statt ihrer in das Bette legte. Zugleich bat sie dieselbe, ohne sich zu erkennen zu geben, die Streiche ruhig zu ertragen, die Arriguccio ihr geben möchte, indem sie ihr dafür eine solche Vergeltung versprach, daß sie sich darüber nicht sollte zu beschweren haben. Dann löschte sie das Licht aus, das in der Kammer brannte, verließ dieselbe, und verbarg sich in einem andern Theile des Hauses, erwartend, was nun kommen würde.

Unterdeß hatte der Streit zwischen Arriguccio und Ruberto seinen Fortgang, sodaß die Anwohner der Straße davon hörten, aufstanden und die Kämpfenden zu schelten anfingen; Arriguccio sah sich, aus Furcht erkannt zu werden, endlich, ohne erfahren zu haben, wer der junge Mensch sei, und ohne daß er vermocht hätte, ihn auf irgendeine Art zu verletzen, genöthigt, ihn zornig und übelgelaunt zu verlassen und nach Hause zurückzukehren. In seiner Kammer wieder angelangt, rief er zornsprühend aus: „Wo bist du, abscheuliches Weib? Du hast das Licht ausgelöscht, damit ich dich nicht finde, aber da hast du dich betrogen!"

Und nun trat er an das Bett, ergriff die Magd, in welcher er seine Frau zu fassen glaubte, und gab ihr,

so gut er Hände und Füße nur rühren konnte, soviel Püffe und Tritte, daß ihr das ganze Gesicht dick davon auflief. Zuletzt schnitt er ihr die Haare ab; indem er ihr fortwährend die ärgsten Schimpfworte sagte, die einem schlechten Weibsbilde je gesagt wurden. Die Magd weinte heftig, wie sie denn dazu Anlaß genug hatte, und obschon sie mehrmals ausrief: „Weh mir, Gnade, um Gottes willen!" oder „Höret auf!" so wurde ihre Stimme doch so vom Weinen erstickt, oder Arriguccio so von seinem Zorn betäubt, daß er nicht erkannte, dies sei eine andere Stimme als die seiner Frau.

Nachdem er sie so nach Herzenslust geschlagen, und ihr, wie wir sagten, die Haare abgeschnitten hatte, sprach er: „Weiter will ich dich nicht anrühren, du verrätherisches Weib; aber zu deinen Brüdern will ich gehen, und ihnen dein schönes Benehmen erzählen, dann mögen sie kommen, dich abzuholen, und mit dir machen, was sie glauben, daß ihre Ehre erheischt. Mitnehmen aber sollen sie dich; denn fürwahr, in diesem Hause sollst du nimmer mehr bleiben." Und mit diesen Worten verließ er die Kammer, verschloß diese von außen und ging ganz allein davon.

Als Monna Sismonda, die alles mitangehört hatte, den Mann sich entfernen sah, öffnete sie die Kammer, zündete das Licht wieder an, und fand nun die Magd ganz zerschlagen und heftig weinend. Sie tröstete sie so gut sie konnte, und schaffte sie in die Mägdekammer, wo sie in aller Stille sie warten und pflegen ließ, und auf Arriguccio's eigene Kosten sie so reichlich schadlos hielt, daß das Mädchen ganz zufrieden war. Sobald sie nun die Magd in jener Kammer eingerichtet hatte, eilte sie das Bett in ihrer eigenen wieder zurecht zu machen, und alles darin in Ordnung zu bringen, als wenn diese Nacht kein Mensch darin gelegen hätte; dann zündete sie die Nachtlampe wieder an, bekleidete sich und machte sich das Haar, als wäre sie noch gar nicht zu Bette gegangen,

und setzte sich mit einer brennenden Lampe und ihren Linnen oben an die Treppe und fing an zu nähen und zu warten, was aus der Geschichte endlich werden würde.

Arriguccio hatte indessen sein Haus verlassen, und war so schnell er konnte zu dem der Brüder seiner Frau geeilt, wo er so lange klopfte, bis er gehört wurde und man ihm öffnete. Als die Brüder der Frau, deren drei waren, und ihre Mutter hörten, daß es Arriguccio sei, standen sie alle auf, ließen Lichter anzünden, und kamen ihm entgegen, um zu fragen, was er zu dieser Stunde und so allein begehre. Arriguccio aber erzählte ihnen von dem Faden an, den er an der Zehe der Monna Sismonda befestigt gefunden, bis zu dem letzten, was er entdeckt und gethan hatte, und zum vollen Beweise des Geschehenen händigte er ihnen die Haare ein, welche er der Frau abgeschnitten zu haben glaubte, und fügte hinzu, sie möchten nun kommen, sie zu holen, und mit ihr machen, was sie ihrer Ehre angemessen glaubten; denn er seinerseits wolle sie nicht länger in seinem Hause dulden.

Heftig erzürnt über alles, was sie gehört hatten, und im vollen Glauben an dessen Wahrheit gegen ihre Schwester sehr erbittert, ließen die Brüder Fackeln anzünden, machten sich mit Arriguccio auf den Weg, und gingen in der Absicht, ihr übel mitzuspielen, mit ihm zu seinem Hause. Als ihre Mutter dies sah, folgte sie ihnen weinend, und beschwor bald den einen, bald den andern, sie möchten doch nicht alles sogleich glauben, ohne weiteres von der Sache zu sehen oder zu wissen; der Mann könne ja aus andern Gründen gegen sie aufgebracht sein, ihr Unrecht gethan haben, und ihr jetzt zu seiner Entschuldigung solche Dinge zur Last legen. Noch fügte sie hinzu, sie könne nicht begreifen, wie das solle zugegangen sein, da sie ihre Tochter wohl kenne, die sie von klein auf erzogen habe, und vieles Aehnliche mehr.

Unter solchen Reden gelangten sie zu Arriguccio's Hause, traten ein und begannen die Treppe hinaufzu-

steigen. Als Monna Sismonda sie kommen hörte, rief sie: „Wer ist da?“ Einer der Brüder antwortete hierauf: „Das sollst du schon erfahren, du schlechtes Weib, wer da ist.“ Hierauf entgegnete Monna Sismonda: „Was soll denn das bedeuten? Herr, steh uns bei!“ Dann stand sie auf und sprach: „Meine Brüder, seid mir willkommen! Was führt euch zu dieser Stunde alle drei hierher?“

Als diese sie so beim Nähen sahen, und in ihrem Gesicht keine Spur von Schlägen entdeckten, während Arriguccio erzählt hatte, daß er sie ganz zerbläuet habe, wunderten sie sich gleich zum Anfang erheblich, und zügelten einigermaßen den Ungestüm ihres Zorns. Darauf frugen sie die Schwester, wie das, worüber Arriguccio sich beklage, zugegangen sei, und drohten ihr heftig, wenn sie ihnen nicht alles genau sage. „Ich weiß nicht“, sprach die Frau, was ich euch sagen soll, noch worüber Arriguccio sich beklagt haben kann.“ — Arriguccio, der sie nun erst genauer ansah, betrachtete sie wie ein Blödsinniger; er wußte, daß er ihr vielleicht tausend Faustschläge ins Gesicht gegeben, sie zerkratzt und ihr alles ersinnliche Uebel von der Welt zugefügt hatte, und jetzt sah er sie vor sich, als wenn gar nichts von alledem vorgefallen wäre. Die Brüder indeß theilten in der Kürze mit, was Arriguccio ihnen erzählt hatte von dem Faden, den Schlägen und allem übrigen.

Darauf sprach die Frau, zu Arriguccio gewendet: „Wehe mir, Mann, was muß ich hören? Warum gibst du mich zu deiner eigenen Schmach für ein verworfenes Weib aus, was ich nicht bin, warum dich selbst für schlecht und grausam, ohne daß du es bist? Wann wärest du denn diese Nacht zu Hause, geschweige denn bei mir gewesen? Wann hättest du mich geschlagen? Ich besinne mich auf nichts.“ — „Wie“, begann Arriguccio, du schlechtes Weib, gingen wir nicht zusammen zu Bett? Kehrte ich nicht dahin zurück, nachdem ich hinter deinem

Buhlen hergelaufen war? Gab ich dir nicht unzählige Faustschläge und schnitt ich dir nicht die Haare ab?"

„In diesem Hause", antwortete die Frau, „hast du dich gestern Abend nicht schlafen gelegt. Doch lassen wir alles andere, das ich doch nur durch meine wahrhaftigen Worte bezeugen könnte, und kommen wir zu dem, was du von Schlagen und Haarabschneiden sagst. Mich hast du nicht geschlagen, und ihr alle, die ihr anwesend seid, dich selbst mit inbegriffen, seht mich an, ob ich an meinem ganzen Körper irgendein Zeichen von Schlägen habe. Auch wolle ich es dir nicht rathen, so verwegen zu sein, daß du Hand an mich legtest; denn beim Kreuze Gottes, ich kratzte dir die Augen aus. Auch Haare hast du mir nicht abgeschnitten, wenigstens nicht, daß ich es gefühlt oder gesehen hätte; aber vielleicht hast du es gethan, ohne daß ich es bemerkt hätte? Laß sehen, ob meine Haare abgeschnitten sind, oder nicht." Und nun nahm sie die Schleier vom Haupte und zeigte allen, daß ihr Haar nicht geschoren, sondern unversehrt war.

Als die Brüder und die Mutter dies alles sahen und hörten, begannen sie zu Arriguccio: „Was kannst du darauf sagen, Arriguccio? Das paßt fürwahr nicht zu dem, was du uns erzähltest, daß du gethan habest, und wir wissen nun nicht, wie du das übrige beweisen willst." Arriguccio stand wie ein Träumender und wollte wol reden; aber da er sah, daß selbst das, was er geglaubt hatte beweisen zu können, sich anders verhielt, so wagte er kein Wort mehr vorzubringen. Die Frau aber wandte sich nun zu ihren Brüdern und sprach:

„Ich sehe, meine Brüder, daß mein Mann darauf ausgegangen ist, mich zu dem zu bringen, was ich niemals thun wollte, nämlich, euch seinen schnöden Lebenswandel und seine Schlechtigkeit zu erzählen, und so will ich es denn thun. Ich glaube fest, daß ihm das, was er euch erzählt hat, wirklich begegnet ist, und daß er es so gethan hat, wie er sagt; aber höret nun, wie.

Dieser Ehrenmann, dem ihr zu meinem Unglück mich zur Gattin gabt, der sich einen Kaufmann nennt und auf allgemeines Zutrauen Anspruch macht, der für mäßiger als ein Geistlicher und gesitteter als ein Mädchen gelten möchte, dieser Mann läßt selten einen Abend hingehen, ohne daß er sich in Weinhäusern betränke, sich dann mit dieser oder jener schlechten Weibsperson abgäbe und mich bis Mitternacht, zuweilen auch bis zum Morgengeläut, in der Weise, wie ihr mich gefunden habt, auf sich warten ließe. Nun bin ich überzeugt, daß er, wieder gehörig betrunken, sich zu irgendeinem seiner Weibsbilder ins Bett gelegt, und beim Erwachen den Faden an ihrem Fuße gefunden, und darauf alle die Heldenthaten verübt haben wird, die er erzählt, also noch einmal zurückgekehrt ist, sie geschlagen und ihr die Haare abgeschnitten, und dann von seinem Rausch noch nicht ganz erwacht, sich eingebildet hat, und sich gewiß jetzt einbildet, daß er alles dies mit mir vorgenommen habe; und seht ihr ihm nur recht ins Gesicht, so werdet ihr erkennen, daß er noch jetzt halb betrunken ist. Jedenfalls aber dürft ihr, was er auch von mir gesagt habe, nur als von einem Trunkenbold kommend betrachten, und wenn ich es ihm vergebe, so vergebt auch ihr es ihm."

Als ihre Mutter diese Worte hörte, fing sie an Lärm zu machen und sagte: „Beim Kreuze Gottes, mein Kind, das sollte nicht geschehen; eher sollten wir diesen widerwärtigen und undankbaren Hund todt schlagen, der wahrhaftig nicht werth war, ein Mädchen zu bekommen, wie du bist. Das fehlte nur noch! Ja, wenn er dich aus dem Schmuz aufgelesen hätte! Die Pest über ihn, wenn du dir die faulen Reden solch eines Eselsabschaums gefallen lassen sollst, eines von den Krämern, die vom Dorfe und, Gott weiß, von welcher Beutelschneiderbande hereingekommen, in Grobtuch und Pumphosen gekleidet, mit der Schreibfeder am Hintern, sobald sie drei Dreier besitzen, gleich die Töchter von Edelleuten und von vor-

nehmen Frauen heirathen wollen, und sich Wappen zulegen und sprechen: «Ich bin aus dem und dem Hause, und meine Ahnen haben es so und so gemacht!» Traun, ich wollte, meine Söhne wären meinem Rathe gefolgt und hätten dich, wie sie konnten, in der Familie der Grafen Guidi mit einer bescheidenen Mitgift verheirathet; aber sie wollten dich nun einmal diesem ausbündigen Juwel überliefern, der sich nicht gescheut hat, dich, die du das keuscheste Weib in ganz Florenz bist, um Mitternacht eine Metze zu schelten, als wenn wir dich nicht kennten! Aber bei Gottes Treue, ging' es nach mir, so sollte er dafür solch eine Prügelsuppe ausfressen, daß es ihm gründlich in den Leib führe."

Dann wandte sie sich zu den Söhnen und fuhr fort: „Ich sagte es euch wohl, meine Kinder, daß das nicht sein könne. Habt ihr nun wol gehört, wie euer trefflicher Schwager eure Schwester behandelt; so ein Winkelkrämer von vier Hellern, wie er ist? Wäre ich wie ihr, und er hätte von ihr gesagt, was er gesagt hat, und machte er, wie er es macht, wahrhaftig, ich gäbe mich nicht zufrieden und wäre nicht ruhig, bis ich ihn aus der Welt geschafft hätte; und wäre ich ein Mann, wie ich ein Weib bin, ich ließe fürwahr keinen andern sich damit befassen. Herr Gott, lasse es ihm heimkommen, dem jämmerlichen Trunkenbold, der keine Scham und Schande im Leibe hat."

Nun richteten auch die jungen Männer, welche dies alles mitangesehen und gehört hatten, an Arriguccio die schmählichsten Reden, die je einem schlechten Menschen gesagt wurden. Zuletzt aber sprachen sie: „Wir verzeihen dir diesen Streich, als einem Trunkenen; aber nimm dich von jetzt an bei deinem Leben in Acht, daß wir nicht wieder solche Geschichten von dir hören; denn wahrlich, wenn uns je wieder dergleichen zu Ohren kömmt, so sollst du uns für diese und für jene mitbezahlen." — Und nach diesen Worten gingen sie davon.

Arriguccio stand da, als hätte er den Kopf verloren, ohne selbst zu wissen, ob das, was er gethan, wirklich geschehen sei, oder ob er es nur geträumt habe, und ließ nun, ohne je wieder ein Wort darüber zu reden, die Frau in Frieden. Diese aber entging durch ihre Schlauheit nicht allein der ihr bevorstehenden Gefahr, sondern öffnete sich damit auch die Bahn, für die Zukunft alles, was sie wünschte, ohne einige Furcht vor ihrem Manne thun zu können.

Neunte Geschichte.

Lydia, die Frau des Nikostratus, liebt den Pyrrhus, welcher, um es glauben zu können, drei Dinge von ihr fordert, die sie alle vollbringt; überdies ergötzt sie sich mit ihm in Gegenwart des Nikostratus, und redet diesem ein, es sei nicht wahr, was er mit Augen gesehen.

Neiphilens Geschichte hatte allen so gefallen, daß die Damen nicht aufhören konnten, sie zu belachen und darüber zu sprechen, obschon der König mehreremale Stillschweigen auferlegt, und dem Pamphilus geboten hatte, seine Geschichte zu erzählen. Als sie aber endlich schwiegen, begann Pamphilus folgendermaßen:

Ich glaube nicht, verehrte Damen, daß es irgendetwas gebe, wie schwer und bedenklich es auch sei, das der feurig Liebende nicht zu unternehmen wagen sollte. Obschon uns dies in gar vielen Geschichten nachgewiesen worden, so glaube ich es euch doch in noch höherm Maße durch eine Erzählung belegen zu können, die ich euch vorzutragen denke. Ich werde euch von einer Frau berichten, der bei ihren Unternehmungen weit mehr ihr

gutes Glück, als ihr besonnener Verstand zu Hülfe kam, weshalb ich keiner von euch rathen möchte, den Fußtapfen der Frau zu folgen, von der ich euch zu erzählen denke; denn nicht immer ist das Glück so gut gelaunt, und nicht alle Männer in der Welt sind so verblendet, wie dieser war.

In Argos, einer sehr alten Stadt von Achaja, welche mehr durch ihre alten Könige berühmt ist, als groß, lebte also einst ein edler Mann, welcher Nikostratus hieß, und dem, als er dem Alter schon nahe war, das Glück eine angesehene Frau gewährte, die nicht weniger unternehmend als schön war und Lydia hieß. Als ein edler und reicher Mann hielt er eine zahlreiche Dienerschaft nebst Hunden und Vögeln, und vergnügte sich häufig an der Jagd. Unter seinen übrigen Dienern aber hatte er einen, namens Pyrrhus, ein anmuthiger Jüngling, der zierlich und schön von Gestalt, und zu allem, was er unternehmen wollte, geschickt war. Diesen liebte Nikostratus vor allen andern, und vertraute ihm mehr als einem.

Eben in diesen verliebte sich Lydia solchermaßen, daß sie bei Tag und bei Nacht ihre Gedanken auf kein anderes Ziel zu richten vermochte als auf ihn; und sei es nun, daß Pyrrhus diese Liebe nicht bemerkte, oder sie nicht bemerken wollte, genug, er zeigte sich unbekümmert darum. Dies füllte die Seele der Frau mit unerträglichem Schmerz; weil sie aber fest entschlossen war, ihm ihre Liebe zu offenbaren, rief sie eine ihrer Frauen, namens Lusca, der sie gänzlich vertraute, zu sich, und sprach zu ihr:

„Lusca, die Wohlthaten, die du von mir empfangen hast, müssen dich mir gehorsam und treu machen, und darum hüte dich, daß was ich dir jetzt sagen werde, irgendjemand anderes erfahre als der, für den ich dir den Auftrag geben werde. Du siehst, Lusca, ich bin jung und frisch, und mit allem, was ein Weib begehren

kann, reichlich versehen. Nur über einen Punkt habe ich mich zu beklagen, und dieser eine ist, daß mein Mann im Vergleich mit den meinigen zu viele Jahre zählt. Deshalb geschieht mir denn in Betreff dessen, an dem junge Frauen am meisten Gefallen finden, wenig Genüge; indem ich aber, gleich allen andern, danach Begehren trage, habe ich mir längst vorgesetzt, wenn das Schicksal mir darin ungünstig war, daß es mir einen so alten Mann gab, doch nicht dermaßen meine eigene Feindin zu sein, daß ich nicht Mittel und Wege zu finden wüßte, um zu meinem Vergnügen und zu meinem Heil zu gelangen. Damit nun aber hierin, wie in allen andern Stücken meine Wünsche erfüllt werden, habe ich beschlossen, daß unser Pyrrhus, als der dazu würdigste von allen, durch seine Umarmungen ihnen entspreche. So groß ist meine Liebe zu ihm, daß ich mich nicht wohl fühle, wenn ich ihn nicht sehe oder nicht an ihn denke, und finde ich mich nicht bald und ohne Aufschub mit ihm zusammen, so fürchte ich wahrlich daran zu sterben. Drum, wenn mein Leben dir lieb ist, entdecke ihm auf die Weise, welche dir die beste scheint, meine Liebe, und bitte ihn in meinen Namen, daß er zu mir kommen möge, sobald ich dich nach ihm schicken werde."

Die Dienerin sagte, sie wolle das gern besorgen, und sobald ihr Zeit und Ort gelegen schienen, zog sie den Pyrrhus beiseite und richtete ihm, so gut sie konnte, die Bestellung ihrer Gebieterin aus. Als Pyrrhus sie vernahm, erstaunte er heftig, weil er in der That noch nie etwas dergleichen wahrgenommen hatte, und fürchtete, die Frau lasse ihm dies nur sagen, um ihn zu versuchen. Deshalb erwiderte er sofort in barschem Tone: „Luska, ich kann nicht glauben, daß diese Worte von meiner Gebieterin kommen, und deshalb habe wohl Acht, was du sagst. Ja, kämen sie auch von ihr, so kann ich nicht glauben, daß sie ihr von Herzen kämen, und wäre

selbst dies der Fall, so erweist mir mein Herr mehr Ehre als ich verdiene, und so lieb mir mein Leben ist, möchte ich ihm eine solche Schmach nicht anthun. Aus allen diesen Gründen hüte dich, mir je wieder ein Wort von solchen Dingen zu sagen."

Luska ließ sich indeß durch so rauhe Worte nicht einschüchtern, sondern entgegnete ihm: „Pyrrhus, von diesen, wie von allen andern Dingen, die meine Gebieterin mir aufträgt, werde ich dir so oft sprechen, als sie es mir befiehlt, mag es dir nun zur Freude oder zum Leide gereichen. Du aber bist ein Tölpel."

Etwas aufgebracht über die Antwort des Pyrrhus, kehrte Luska mit derselben zu ihrer Gebieterin zurück, welche, als sie dieselbe vernahm, sich den Tod wünschte. Einige Tage darauf sprach sie jedoch wieder zu der Dienerin und sagte: „Du weißt, daß auf den ersten Streich die Eiche nicht fällt; darum dächte ich, du kehrtest noch einmal zu dem zurück, der zu meinem Verderben eine seltsame Pflichttreue bewähren will, du offenbartest ihm zu gelegener Zeit meine ganze Glut, und bemühtest dich auf alle Weise, die Sache zum Erfolge zu bringen; denn geschähe dies nicht, so müßte ich gewißlich sterben; er aber würde sich verspottet glauben und wo wir seine Liebe begehrten, würde sein Haß erfolgen."

Die Dienerin sprach der Frau Trost zu, suchte den Pyrrhus auf, fand ihn fröhlich und guter Dinge und sprach zu ihm: „Vor wenig Tagen, Pyrrhus, sagte ich dir, wie deine und meine Gebieterin von der Liebe, die sie für dich fühlt, verzehrt werde, und jetzt betheure ich dir dasselbe noch einmal, damit, wenn du bei der Härte, die du neulich kund gabst, verbleibst, du gewiß sein könnest, daß ihr Leben nur noch von kurzer Dauer sein wird. Darum bitte ich dich denn, gib ihr Gewährung für ihr Verlangen; denn bliebest du hartnäckig bei deiner Weigerung, so müßte ich dich für einen ebenso gro-

ßen Thoren halten, als ich bisher dir große Klugheit beimaß. Welch ein Ruhm muß es dir sein, daß eine solche Dame, so schön und so adelich, dich über alles andere liebt? Denn, wie mußt du dich dem Glücke verpflichtet fühlen, wenn du erwägst, welch eine Gabe es dir bietet, wie sehr dieselbe den Wünschen deiner Jugend zusagen muß, und welch eine Hülfsquelle für deine Bedürfnisse sie dir eröffnet? Wen deinesgleichen weißt du, für dessen Vergnügen besser gesorgt wäre, als für dich, wenn du anders verständig bist? Welcher andere könnte wol an Waffen, an Rossen, Kleidern und Geld so gehalten werden, wie du es sein wirst, wenn du ihr deine Liebe gewähren willst? Oeffne also meinen Worten dein Herz und besinne dich; erinnere dich, daß einmal, und nie wieder, das Glück mit heiterer Miene und offenem Schose den Menschen entgegentritt, und daß, wer es dann nicht aufzunehmen weiß, nachher, wenn er sich arm und entblößt sieht, allein über sich, und nicht über jenes sich zu beklagen hat. Was sodann die Treue angeht, welche der Diener seinem Herrn schuldig ist, so steht sie derjenigen nicht gleich, welche zwischen Freunden und Verwandten besteht; vielmehr sollen die Diener ihre Herren, insoweit sie es können, ebenso behandeln, wie sie von ihnen behandelt werden. Glaubst du denn aber wirklich, daß wenn du eine schöne Frau, Mutter, Tochter oder Schwester hättest, die dem Nikostratus gefiele, er dir dann die Treue halten würde, die du ihm in Ansehung seiner Frau bewahren willst? Ein Thor bist du, wenn du das glaubst! Sei vielmehr gewiß, daß er, wenn Bitten und Schmeichelreden nicht ausreichten, was dir auch davon dünken möchte, Gewalt anwenden würde. Behandeln wir also sie und was ihnen angehört, wie sie uns und das Unserige behandeln. Benutze die Gabe des Glücks und verscheuche es nicht, sondern geh' ihm entgegen und empfange es willig, wenn es zu dir kommt; fürwahr, thust du das nicht, so wirst du, ab-

gesehen von dem Tode deiner Gebieterin, der ohne Zweifel daraus erfolgen wird, das Geschehene später noch so oft bereuen, daß auch du wirst sterben wollen."

Pyrrhus, der über die frühern Mittheilungen der Luska schon öfter nachgedacht hatte, war bereits entschlossen, wenn sie wieder zu ihm käme, ihr eine andere Antwort zu ertheilen, und sobald er nur sicher sei, daß er nicht etwa auf die Probe gestellt werde, den Wünschen seiner Gebieterin völlig zu entsprechen. Deshalb erwiderte er nun: „Sieh, Luska, alles, was du mir sagst, erkenne ich für wahr an; auf der andern Seite kenne ich aber auch meinen Herrn als einen gar klugen und umsichtigen Mann, und da er mir alle seine Angelegenheiten anvertraut, so besorge ich sehr, daß Lydia mit seinem Wissen und Willen dies alles nur thue, um mich zu prüfen. Will sie jedoch, um mich dieserhalb sicher zu stellen, drei Dinge thun, die ich von ihr begehren werde, so soll sie mir nachher wahrlich nichts gebieten, das ich nicht sofort zu erfüllen bereit wäre. Die drei Dinge, die ich verlange, sind aber folgende: erstlich, daß sie in des Nikostratus Gegenwart seinen guten Falken tödte; dann, daß sie mir eine Locke aus dem Bart des Nikostratus schicke, und zuletzt einen von seinen Zähnen, und zwar der besten einen."

Schienen diese Forderungen der Luska hart, so dünkten sie ihrer Gebieterin noch härter; doch die Liebe, welche die Zaghaftesten muthig und die Schlichtesten verschmitzt macht, gab ihr Gedanken ein, wie sie zu jenem Ziel gelangen könne, und so ließ sie ihm denn durch ihre Dienerin bestellen, was er gefordert habe, solle bald und vollständig erfüllt werden; überdies aber wolle sie noch, da er den Nikostratus für so klug halte, sich in dessen Gegenwart mit Pyrrhus ihrer Liebe freuen und jenen glauben machen, daß dies nicht wahr sei.

So begann denn Pyrrhus zu erwarten, was die Edeldame beginnen würde. Als Nikostratus nun einige

Tage darauf ein großes Gastmahl gab, wie er dergleichen allerhand Edelleuten manchmal zu geben pflegte, trat Lydia, als die Tische schon aufgehoben waren, in ein Gewand von grünem Sammt gekleidet und reich geschmückt in den Saal ein, wo jene versammelt waren, ging vor Pyrrhus und aller andern Augen zu der Vogelstange, auf welcher der Falke saß, den Nikostratus so werth hielt, machte ihn los, als wollte sie ihn auf die Hand nehmen, ergriff ihn bei den Fesseln und schlug ihn gegen die Wand bis er todt war.

Nikostratus rief ihr zu: „Wehe, Weib, was hast du gethan?“ Sie aber antwortete ihm nicht, sondern wandte sich zu den Edelleuten, die mit ihm gegessen hatten und sprach: „Ihr Herren, wie sollte ich mich wol an einem König rächen, der mir Schmach anthäte, wenn ich nicht den Muth hätte, an einem Falken Rache zu nehmen? Wisset, daß dieser Vogel mir schon seit lange alle die Zeit geraubt hat, welche Männer dem Vergnügen ihrer Frauen widmen sollten. Sobald nur die Morgenröthe herannaht, steht Nikostratus auf, steigt zu Pferde und eilt mit seinem Falken auf der Hand hinaus in die weiten Ebenen, nur um ihn fliegen zu sehen; mich läßt er, wie ihr mich hier sehet, einsam und traurig in meinem Bette zurück. Darum gedachte ich schon öfters, das auszuführen, was ich soeben gethan habe, und nichts anderes hielt mich zurück, als die Absicht, es in Gegenwart von Männern zu thun, die, so wie ich glaube, daß ihr es sein werdet, gerechte Richter meiner Beschwerde wären.

Die Edelleute, die dies hörten und sich überzeugt hielten, daß ihre Liebe zu Nikostratus nicht anders beschaffen sei, als ihre Worte lauteten, lachten alle, und sagten zu Nikostratus, der fortwährend erzürnt war: „O wie recht that die Dame, ihre Kränkung durch den Tod des Falken zu rächen!“ Schließlich verwandelten sie unter verschiedenen Scherzen über den Vorfall, während die Dame

schon längst in ihr Zimmer zurückgekehrt war, auch des Nikostratus Zorn in Lachen. Pyrrhus aber, der dies mitansah, sagte zu sich selbst: „Hochherzigen Anfang zu beglückender Liebe hat die Dame gemacht; wolle Gott, daß sie ausharre.“

Wenig Tage waren, seitdem Lydia so den Falken getödtet hatte, verstrichen, als sie, während Nikostratus einst in ihrer Kammer bei ihr weilte, ihn zu liebkosen und mit ihm zu schwatzen anfing, wobei sie, da er zum Scherz sie etwas an den Haaren gezogen, davon Anlaß nahm, des Pyrrhus zweite Forderung zu erfüllen. Schnell nämlich ergriff sie einen kleinen Schopf von seinem Bart, und zog unter Lachen daran so stark, daß sie ihn ganz aus dem Kinne riß. Nikostratus schalt darüber; sie aber sprach: „Nun, was gibt es denn, daß du solch ein Gesicht machst? Etwa gar, weil ich dir sechs Haare aus dem Barte gezogen habe? Das hat dir lange nicht so weh gethan, als mir, da du mich an den Haaren zogst.“ Und während sie so von einer zur andern Rede ihren Scherz fortsetzte, hob sie die Locke, die sie ihm aus dem Barte gezogen hatte, sorgfältig auf und schickte sie noch an demselben Tage ihrem theuern Geliebten.

Die dritte Forderung machte der Dame größere Sorge; doch feinen Verstandes, wie sie war, und durch die Liebe noch mehr gewitzigt, wußte sie einen Weg ausfindig zu machen, auf welchem sie auch dieser Forderung genügen zu können hoffte. Nikostratus hatte nämlich zwei Knaben bei sich, die ihm von ihren Vätern übergeben waren, damit sie, ihrer adelichen Abkunft gemäß, in seinem Hause gute Sitten lernen möchten. Von diesen schnitt der eine, wenn Nikostratus speiste, ihm vor, der andere aber reichte ihm zu trinken. Diese beiden ließ sie rufen, redete ihnen ein, daß sie aus dem Munde röchen, und wies sie an, wenn sie Nikostratus bedienten, den Kopf soweit als sie könnten, zurückzuziehen; doch sollten sie zu niemand davon reden.

Die Knaben, welche ihr glaubten, fingen nun an zu thun, wie ihnen geheißen war. Die Frau aber frug einst den Nikostratus: „Hast du bemerkt, was jene Knaben thun, wenn sie dich bedienen?“ — „Freilich“, sprach Nikostratus; „auch habe ich sie schon fragen wollen, warum sie so thäten.“ — „Thue das ja nicht“, antwortete die Frau, „denn ich kann es dir sagen, und wenn ich es dir die ganze Zeit her verschwiegen habe, so geschah es, um dich nicht zu verletzen; jetzt aber, da ich sehe, daß auch andere es zu bemerken anfangen, darf ich damit nicht länger zurückhalten. Das geschieht dir blos deswegen, weil du gar arg aus dem Munde riechst, und ich weiß nicht, woran das liegen muß, da es sonst nicht so zu sein pflegte. Für dich aber ist das verdrießlich, da du mit adelichen Männern umzugehen hast; drum sollten wir sehen, ob dem nicht abzuhelfen ist.“ — Darauf sprach Nikostratus: „Was könnte das nur sein? Sollte ich vielleicht einen verdorbenen Zahn im Munde haben?“ — „Vielleicht“, antwortete Lydia.

Damit führte sie ihn an ein Fenster und ließ ihn den Mund aufmachen, und nachdem sie auf der einen und andern Seite nachgesehen, rief sie aus: „O Nikostratus, wie hast du das nur so lange ausgehalten? Hier auf dieser Seite hast du einen Zahn, der, wie mir scheint, nicht blos angegangen, sondern ganz faul ist, und gewiß, wenn du ihn länger im Munde behältst, verdirbt er die, welche ihm zur Seite stehen; darum rathe ich dir, thue ihn heraus, ehe die Sache weiter geht.“ — „Da es dir so scheint“, antwortete Nikostratus, „so bin ich's zufrieden; schicke denn unverzüglich zu einem Zahnarzt, der ihn mir ausziehe.“ — Darauf entgegnete die Frau: „Das wolle Gott nicht, daß darum ein Arzt herkomme; der Zahn scheint mir so zu stehen, daß ich ihn ohne Arzt sehr gut allein ausziehen kann. Auch sind diese Leute so unbarmherzig bei ihrem Geschäft, daß mein Herz es auf keine Weise ertragen könnte, dich un-

ter den Händen eines von ihnen zu sehen oder zu wissen. Darum will ich es jedenfalls selbst thun; wenigstens kann ich, wenn es dich zu sehr schmerzt, sogleich nachlassen, was der Zahnarzt nicht thun würde."

So ließ sie denn die Werkzeuge zu diesem Dienst herbeiholen, und schickte jeden aus dem Zimmer, mit Ausnahme der Luska, welche sie bei sich behielt; dann verschloß sie die Thür von innen, hieß den Nikostratus sich der Länge lang auf den Tisch niederlegen, ergriff mit der Zange, die sie ihm in den Mund steckte, einen seiner Zähne, und zog daran, wie sehr er vor Schmerz auch schreien mochte, während Luska ihn festhielt, solange bis sie ihm mit aller Gewalt einen Zahn herausgerissen hatte. Diesen brachte Lydia beiseite, holte einen andern ganz verfaulten, den sie schon in der Hand hielt, hervor, und zeigte diesen dem wehklagenden, fast halbtodten Manne. „Siehe", sagte sie, „was du nun schon solange in deinem Munde gehabt hast!" — In der Ueberzeugung, daß sie wahr rede, dünkte er sich, trotz der Schmerzen, die er ausgestanden und obgleich er noch immer viel jammerte, dennoch, nachdem der Zahn einmal heraus war, wie geheilt; und durch allerhand stärkende Mittel gekräftigt, verließ er, als der Schmerz nachzulassen anfing, das Gemach; die Frau aber nahm den Zahn und schickte ihn alsbald ihrem Geliebten, welcher nun von ihrer Liebe fest überzeugt, sich zu jedem ihrer Wünsche bereit erklärte.

In dem Verlangen, ihn in dieser Ueberzeugung noch mehr zu bestärken, wollte die Dame, der jede Stunde länger schien als tausend, nun auch das noch erfüllen, was sie ihm zuletzt versprochen hatte. Zu diesem Ende stellte sie sich krank, und als Nikostratus eines Tags, von niemand als von Pyrrhus begleitet, sie nach dem Essen besuchte, bat sie ihn, daß sie beide zu einiger Erleichterung ihres Zustandes ihr helfen möchten, in den Garten hinabzusteigen. Demnach nahm Nikostratus sie

an der einen und Pyrrhus an der andern Seite, und trugen sie in den Garten, wo sie auf einer kleinen Wiese am Fuße eines schönen Birnbaums sie niedersetzten.

Eine Weile hatten sie hier gesessen, als die Dame, welche den Pyrrhus von dem, was er zu thun habe, schon unterrichtet hatte, zu diesem sagte: „Pyrrhus, ich fühle großes Verlangen, von diesen Birnen zu haben; steige denn hinauf und wirf deren einige herunter.“ — Schnell kletterte Pyrrhus hinauf und fing an, Birnen herunterzuwerfen; doch während er so warf, begann er zu rufen: „Ei, Herr, was macht Ihr denn? Und Ihr, Madonna, schämt Ihr Euch denn nicht, das in meinem Beisein zu gestatten? Glaubt Ihr etwa, ich sei blind? Erst eben waret Ihr ja so krank; wie seid Ihr nur so schnell genesen, daß Ihr solche Dinge treibt? Wollt Ihr dergleichen nun einmal vornehmen, so habt Ihr doch schöne Kammern genug; warum geht Ihr nicht in eine derselben? Das wäre doch anständiger, als solche Geschichten hier in meiner Gegenwart zu treiben!“

Die Frau wandte sich zu ihrem Manne und sprach: „Was schwatzt Pyrrhus? Ist der toll geworden?“ — „Ich bin nicht toll“, erwiderte Pyrrhus; „Madonna, glaubt Ihr denn, ich könne nicht sehen?“ — Nikostratus wunderte sich nun auch und sagte: „Wahrhaftig, Pyrrhus, ich glaube du träumst!“ — „Herr“, entgegnete dieser, „ich träume kein bischen; Ihr aber auch nicht, vielmehr rührt Ihr Euch so eifrig, daß, wenn dieser Birnbaum es ebenso machte, wie Ihr, keine einzige darauf bliebe.“ — Nun sprach die Frau: „Was kann das nur sein? Wäre es wahr, daß ihm wahr scheint, was er sagt? Gott weiß es, wäre ich gesund wie ich war, ich müßte hinauf, um zu sehen, was das für Wunder sind, die er zu sehen versichert.“

Pyrrhus auf dem Birnbaum ließ indeß nicht ab von diesen Geschichten weiter zu reden. Da rief Nikostratus:

„Steig' herab!“ Und er that es. Nun frug jener: „Was willst du also gesehen haben?“ — „Haltet Ihr mich denn für blödsinnig oder schlaftrunken?“ sprach Pyrrhus. „Sah ich Euch etwa nicht auf Eurer Frau liegen, da ich es doch einmal sagen soll, und sah ich nicht, daß Ihr aufstandet, als ich herabstieg, und Euch dorthin setztet, wo Ihr jetzt sitzet?“ — „Gewiß“, sprach Nikostratus, „warst du hierin nicht bei Sinnen; denn seit du auf den Birnbaum stiegest, haben wir uns nicht mehr von der Stelle gerührt, als wie du uns eben jetzt siehst.“ — Hierauf entgegnete Pyrrhus: „Was streiten wir darüber? Ich habe Euch doch gesehen; und sah ich Euch, so sah ich Euch auf dem Eurigen.“

Immer mehr wunderte sich Nikostratus, bis er endlich sprach: „Nun, so will ich doch sehen, ob dieser Birnbaum behert ist, und ob wer darauf ist, solche Wunder sieht.“ — Und er stieg hinauf. Sobald er oben war, fingen die Dame und Pyrrhus an, sich miteinander zu ergötzen. Als Nikostratus das sah, rief er aus: „Wehe, du schändliches Weib, was machst du? Und du, Pyrrhus, auf den ich so vertraute?“ Und unter solchen Schelten fing er an, wieder hinabzusteigen. — „Wir sitzen hier ganz still“, sprachen die Frau und Pyrrhus, und da sie ihn herabsteigen sahen, setzten sie sich wieder ebenso, wie er sie verlassen hatte.

Als Nikostratus unten angelangt, sie wieder da fand, wo er sie verlassen, fing er an sie zu schmähen. Pyrrhus aber entgegnete: „Nikostratus, jetzt erkenne ich in Wahrheit, daß ich, sowie Ihr damals sagtet, mich täuschte, als ich auf dem Birnbaum war; und das erkenne ich an nichts anderm als daran, daß ich sehe und weiß, wie sehr Ihr Euch eben getäuscht habt. Daß ich aber wahr spreche, werdet Ihr einsehen, sobald Ihr nur erwägen wollt, daß Eure Frau von ihrer hohen Sittsamkeit und vorzüglichen Einsicht selbst abgesehen, doch wahrlich, wenn sie Euch solchen Schimpf erweisen

wollte, dies nicht vor Euern eigenen Augen thun würde. Von mir will ich nicht erst reden, der ich mich eher viertheilen ließe, als an dergleichen nur zu denken, geschweige denn, es in Eurer Gegenwart zu thun. Gewiß also muß die Hexerei dieser Gesichtstäuschung von dem Birnbaum ausgehen; denn die ganze Welt hätte mir nicht ausgeredet, daß Ihr Eure Frau hier fleischlich umarmt hättet, wenn ich nicht Euch nun Eurerseits behaupten hörte, daß es Euch so vorgekommen sei, als thäte ich eben das, was ich doch mit vollster Gewißheit weiß, nicht gedacht, geschweige denn gethan zu haben." — Die Dame, die sich gar zornig geberdete, stand nun auch auf und sprach: „Daß dich der Himmel strafe, weil du mich für so einfältig hältst, wenn ich mich anders auf dergleichen einlassen wollte, solche Schlechtigkeiten, wie du sie gesehen haben willst, vor deinen Augen zu begehen. Kriegte ich Lust zu solchen Dingen, so sei gewiß, daß ich dazu nicht hierher kommen, sondern es in einer unserer Kammern schon so würde zu machen wissen, daß es wunderlich zugehen müßte, wenn du jemals davon erführest."

Nikostratus, der für wahr hielt, daß, wie der eine gleich dem andern ihm betheuerten, sie sich nie getraut haben würden, solche Handlung vor seinen Augen vorzunehmen, stand nun von solcherlei Rede und Vorwürfen ab, und fing an, das seltsame Ereigniß und das Wunder dieser Gesichtstäuschung desjenigen, der auf diesen Baum stieg, zu besprechen. Die Frau, die noch immer wegen der Meinung, welche Nikostratus von ihr gehabt hatte, beleidigt that, sprach: „Wahrlich, soweit ich es hindern kann, soll dieser Birnbaum dergleichen Schande weder mir, noch einer andern Frau mehr bereiten; darum, Pyrrhus, geh' eilig und hol' ein Beil, und räche dich und mich zugleich an ihm, indem du ihn abhauest, obwol eigentlich Nikostratus verdient hätte, daß man ihn damit auf den Kopf schlüge, weil er sich ohne Ueberlegung so

leicht die Augen des Verstandes verblenden ließ. Denn wenn es dir auch schien, mit leiblichen Augen zu sehen, was du behauptest, so hättest du doch in der Erwägung deines Verstandes nimmer darin einstimmen und annehmen sollen, daß es sich wirklich so verhalte.

Pyrrhus lief nun eilig nach dem Beile und hieb den Birnbaum nieder. Als ihn die Frau am Boden sah, sprach sie zu Nikostratus: „Nun, da ich den Feind meines guten Rufes gefällt sehe, ist auch mein Zorn entschwunden.“ Dann verzieh sie dem Nikostratus auf seine Bitten freundlich seine Schuld, machte ihm aber zur Bedingung, nie wieder von ihr, die ihn mehr als sich selber liebe, so Arges zu glauben. — So kehrte der arme betrogene Gemahl mit ihr und ihrem Liebhaber in den Palast zurück, wo später Pyrrhus an Lydia, und diese an jenem noch oft und mit größerer Gemächlichkeit Lust und Freude fand. — Der Himmel schenke auch uns dergleichen!

Zehnte Geschichte.

Zwei Sieneser lieben eine Frau, die des einen Gevatterin ist; der Gevatter stirbt und erscheint, seinem Versprechen gemäß, dem Gefährten und berichtet ihm, wie es ihm dort jenseits ergeht.

Die Pflicht zu erzählen blieb nun dem König nur noch allein übrig, und so begann er, als er die Damen, welche den abgehauenen Birnbaum bedauerten, der doch keine Schuld gehabt hatte, etwas beruhigt sah, folgendermaßen:

Offenbar soll jeder gerechte König der erste Hüter der von ihm gegebenen Gesetze sein, denn thut er an=

ders, so muß man ihn für einen der Strafe würdigen Sklaven, nicht aber für einen König erkennen. Dennoch bin ich, da ich euer König bin, fast genöthigt, in diese Schuld und diesen Tadel zu verfallen. Allerdings bestimmte ich gestern den Stoff unserer heutigen Erzählungen mit der Absicht, an diesem Tage mich meines Vorrechts nicht zu bedienen, sondern mit euch allen zugleich mich meiner Vorschrift zu unterwerfen und von demselben Gegenstande zu sprechen, von dem ihr alle gesprochen habt. Allein nicht blos ist das, was ich zu erzählen gedachte, bereits erzählt worden, sondern man hat über unsere Aufgabe auch noch so viel anderes und schöneres gesagt, daß ich, soviel ich auch meine Erinnerungen durchsuche, mich auf nichts besinnen kann, was ich dem schon Erzählten Vergleichbares über diesen Gegenstand noch vorbringen könnte. Da ich sonach gegen das von mir selbst gegebene Gesetz sündigen muß, so erbiete ich mich, als der Strafe würdig, im voraus zu jeder Buße, die mir auferlegt wird, nehme dafür aber mein gewohntes Vorrecht in Anspruch. Ich sage euch also, geliebteste Damen, daß Elisens Geschichte vom Gevatter und der Gevatterin, und nächstdem die Albernheit der Sieneser so große Macht über mich üben, daß ich die Streiche beiseite lasse, welche thörichten Männern von ihren verständigen Frauen gespielt wurden, und mich statt dessen gemüßigt sehe, euch eine Geschichte zu erzählen, die, obgleich sie mancherlei enthält, was man nicht glauben soll, nichtsdestoweniger zum Theil ergötzlich und angenehm zu hören sein wird.

Es lebten also in Siena einst zwei Jünglinge aus dem Volke, von denen der eine Tingoccio Mini und der andere Meuccio di Tura hieß, die am Salujathore wohnten, und wie sie fast mit niemand umgingen, als miteinander, so dem Anscheine nach einander sehr lieb hatten. Sie gingen, wie die Menschen zu thun pflegen, in Kirchen und Predigten, und

hatten oft von der Glorie und dem Elend gehört, die den Seelen der Verstorbenen in der andern Welt je nach ihren Verdiensten zu Theil würden. In dem lebhaften Verlangen, hierüber sichere Kunde zu haben, gelobten sie, da sie keinen andern Weg dazu wußten, sich untereinander, daß wer von ihnen zuerst stürbe, dem, welcher lebend zurückbliebe, wenn er könnte, erscheinen und ihm die Nachrichten bringen solle, nach denen er so sehr verlangte; dies versprachen sie sich mit einem Eidschwur.

Nach diesem Gelöbniß geschah es, daß, während sie fortfuhren, miteinander, wie wir gesagt haben, zu verkehren, Tingoccio der Gevatter eines gewissen Ambrogio Anselmini ward, der in Campo Reggi wohnte, und dem seine Frau, die Monna Mita hieß, einen Sohn geboren hatte. Da nun Tingoccio die Gevatterin, die eine gar schöne und muntere Frau war, zuweilen mit Meuccio besuchte, so verliebte er sich in sie, trotz der Gevatterschaft; ebenso that aber Meuccio, da sie auch ihm ausnehmend gefiel, und da er sie von Tingoccio soviel rühmen hörte. Diese Liebe verbargen sie jedoch einer dem andern sorgfältig, wenngleich aus verschiedenem Grunde.

Tingoccio hütete sich, sie dem Meuccio zu entdecken, weil er sich einer Sünde schuldig zu machen glaubte, wenn er seine Gevatterin liebte, und weil er sich geschämt haben würde, wenn jemand darum gewußt hätte. Meuccio aber schwieg nicht deshalb, sondern weil er schon bemerkt hatte, daß sie dem Tingoccio gefiel. „Entdecke ich mich ihm", sprach er zu sich selbst, „so wird er eifersüchtig auf mich werden, und da er als ihr Gevatter, so oft er will, mit ihr reden kann, so wird er mich nach Kräften bei ihr verhaßt machen, und ich werde nie etwas von ihr erlangen, das ich mir wünsche."

Wie nun die beiden jungen Leute in solcher Weise fortliebten, geschah es, daß Tingoccio, welcher mehr Ge-

legenheit hatte, seine Wünsche der Frau zu offenbaren, mit Thaten und mit Worten es so weit zu bringen wußte, daß sie ihm gewährte, wonach ihn verlangte. Dies ward Meuccio wohl gewahr; so unlieb es ihm aber auch war, so stellte er sich doch, in der Hoffnung, gleichfalls dereinst ans Ziel seiner Wünsche zu gelangen, als bemerke er es nicht, damit Tingoccio nicht Grund und Anlaß hätte, ihm seine Angelegenheiten zu verderben und ihm Hindernisse in den Weg zu legen. So liebten denn die beiden Genossen, der eine glücklicher als der andere, und Tingoccio, der in den Besitzungen der Gevatterin das Erdreich angenehm zu bestellen fand, grub und arbeitete so lange, bis er darüber in eine Krankheit verfiel, die nach wenigen Tagen so schwer ward, daß er sie nicht überstehen konnte und aus diesem Leben schied.

Drei Tage nachdem er gestorben erschien er, vielleicht weil er nicht früher gekonnt hatte, seinem Versprechen gemäß, nachts in Meuccio's Kammer und rief diesen, der in tiefem Schlafe lag. Meuccio erwachte und frug: „Wer bist du?" Jener antwortete: „Ich bin Tingoccio, der, wie er dir versprochen, zu dir zurückkehrt, um dir Kunde aus der andern Welt zu bringen." Etwas erschrak Meuccio nun wol, als er ihn sah, doch faßte er sich und sagte: „Sei mir willkommen, Bruder", und dann frug er ihn, ob er verloren sei. — „Verloren", antwortete Tingoccio, „sind Dinge, die man nicht wiederfinden kann, und wie könnte ich denn hier sein, wenn ich verloren wäre?" — „Ach", sagte Meuccio, „so meine ich es nicht; ich frage dich, ob du unter den verdammten Seelen im peinigenden Höllenfeuer bist?" — Hierauf antwortete ihm Tingoccio: „Das nicht; wol aber befinde ich mich um meiner begangenen Sünden willen in großer Qual und Angst.

Nun frug Meuccio den Geist ausführlich, welche Strafe für jede einzelne der auf Erden begangenen Sün-

den dort gegeben würde, und Tingoccio beschrieb sie ihm alle. Weiter erkundigte er sich, ob er nicht diesseits irgendetwas für ihn thun könne, worauf Tingoccio Ja antwortete, nämlich er möge Messen für ihn lesen lassen, Gebete sprechen und Almosen geben, welche Dinge den Seelen jenseits sehr förderlich seien. Meuccio versprach, dies gerne thun zu wollen; als aber Tingoccio nun eben von ihm scheiden wollte, erinnerte er sich noch der Gevatterin. „Gut, Tingoccio“, sagte er deshalb, indem er den Kopf etwas emporhob, „daß mir die Gevatterin einfällt, bei der du oft schliefest, als du noch hier warst; welche Buße ist dir denn dafür auferlegt?“

Tingoccio erwiderte: „Bruder, als ich dort ankam, war einer da, der alle meine Sünden auswendig zu wissen schien. Der befahl mir an einen Ort zu gehen, wo ich in großer Pein meine Schuld beweinte und gar viele Gefährten fand, die zu derselben Buße verurtheilt waren, wie ich. Als ich nun so unter ihnen weilte und in Erinnerung dessen, was mit der Gevatterin geschehen war, eine noch viel größere Strafe, als mir schon zuertheilt war, erwartete, zitterte ich vor Furcht, obwol ich mich mitten in einem großen, heftig brennenden Feuer befand. Einer, der mir zur Seite stand, sah dies und sprach: «Was hast denn du Schlimmeres gethan als die andern, die hier sind, daß du mitten im Feuer so zitterst?» — «Ach, guter Freund», sprach ich, «ich fürchte mich so vor dem Richterspruche, den ich einer großen Sünde wegen erwarte, die ich einst beging.» — Nun frug er mich, was für eine Sünde das gewesen sei. — «Sie bestand darin», antwortete ich ihm, «daß ich bei meiner Gevatterin schlief, und zwar so oft, daß ich mich damit zu Grunde richtete.» Darauf lachte er mich aus und sagte: «Geh, du Narr, und fürchte nichts, denn hier hält man keine Rechnung über die Gevatterinnen.» Als ich dies hörte, beruhigte ich mich.“

Nach diesen Worten sprach er, da der Tag heran-

nahete: „Leb wohl, Meuccio; ich kann nicht länger bei dir weilen“, und sogleich verschwand er. Wie Meuccio nun gehört hatte, daß man dort keine Rechnung über die Gevatterinnen halte, fing er an sich über seine Thorheit auszulachen, mit welcher er schon von mehreren derselben abgelassen hatte, und wurde für die Zukunft, nachdem er über seine Unwissenheit belehrt war, nun klüger. Wäre Bruder Rinaldo in diesem Punkte ebenso unterrichtet gewesen, so hätte er nicht nöthig gehabt, seine gute Gevatterin durch Sophistereien zu seinen Wünschen zu bewegen.

Schon hatte, weil die Sonne dem abendlichen Horizonte zueilte, der Zephyr sich erhoben, als der König am Schlusse seiner Erzählung, da niemand weiter zum Erzählen übrig blieb, sich den Kranz vom Haupte nahm, ihn Lauretta auf die Stirne setzte und sprach: „Madonna, ich kröne Euch mit dem Eurem Namen entsprechenden Lorber zur Königin unserer Gesellschaft. Was Ihr glaubt, daß zum Vergnügen und zur Freude aller gereiche, das gebietet nun als Herrscherin. Mit diesen Worten setzte er sich nieder.

Lauretta, die neue Königin, ließ den Seneschall rufen und befahl ihm, etwas früher als zur gewohnten Stunde die Tafeln in dem anmuthigen Thale herzurichten, damit man nachher mit Gemächlichkeit zum Schloß zurückkehren könne; außerdem beschied sie ihm, was er, solange ihre Herrschaft dauere, zu thun habe. Dann wandte sie sich wieder zur Gesellschaft und sprach: „Dioneus gebot uns gestern, von den Streichen zu reden, welche Frauen ihren Männern spielen; fürchtete ich nun nicht, dem Geschlechte jener Kläffer beigezählt zu werden, die sich immer auf der Stelle rächen wollen, so würde ich sagen, daß morgen von den Streichen gesprochen werde, welche die Männer ihren Frauen spielen; doch ich unterlasse dies, und fordere nur, daß jeder sich bereit halte,

> von Possen, wie sie täglich eine Frau dem
> Mann oder ein Mann der Frau, oder auch
> ein Mann dem andern spielt,

zu erzählen, und hoffe, daß sich dabei nicht weniger Ergötzliches zu berichten finden wird, als heute.

Als sie so gesprochen, stand sie auf und beurlaubte die Gesellschaft bis zur Essensstunde. Frauen und Männer erhoben sich nun gleichfalls; einige von ihnen begannen entschuhet mit den Füßen in dem klaren Wasser zu plätschern; andere aber ergötzten sich, unter dem schönen und schlanken Bäumen auf dem grünen Wiesengrunde umherzuwandeln. Dioneus und Fiametta sangen eine Weile zusammen von Archytas und Palämon, und so verbrachten sie die Zeit bis zum Abendessen unter mancherlei Vergnügungen voll heitern Behagens. Als diese gekommen war, und sie nun längs dem kleinen See an ihren Tischen saßen, unter dem Gesang von tausend Vögeln, und stets von einer milden Abendluft befächelt, welche von den Bergen umher herabwehete, und von keiner Mücke gestört, speisten sie ruhig und fröhlich.

Als die Tafeln abgehoben waren und die Gesellschaft das anmuthige Thal noch etwas durchstreift hatte, begaben sich alle, nach der Königin Geheiß, während die Sonne noch hoch am Abend stand, langsamen Schritts auf den Weg nach ihrer gewöhnlichen Wohnung, und gelangten unter Scherzen und Geplauder über tausenderlei Dinge, theils über solche, welche heut erzählt worden waren, theils über andere, spät gegen die Nacht zu dem schönen Palaste zurück. Nachdem man hier die Mühe des kleinen Weges mit kühlen Weinen und Backwerk verscheucht hatte, begann man nächst dem schönen Springbrunnen Reigentänze bald nach dem Ton von Tyndarus' Schalmei, bald nach anderer Musik auszuführen. Endlich aber gebot die Königin der Philomela, einen Gesang anzustimmen, und diese begann also:

Wird seliges Gelingen
Zum Ort der Freude nie ein zweites mal,
Von dem ich weinend schied, zurück mich bringen?

Ich weiß den Weg nicht, so bin ich befangen
Vom Sehnen meiner Brust,
Dorthin, wo ich geweilt in schönern Tagen. —
Mein süßes Glück, du Ziel für mein Verlangen,
Des Herzens ein'ge Lust,
Sei du mir Führer! — Wen sollt' ich sonst fragen?
Und wie könnt' ich's nur wagen?
Gib, mein Geliebter, mir der Hoffnung Strahl,
Leih dem erstorb'nen Muthe neue Schwingen!

Wie glichen Worte wol dem süßen Glücke,
An dem ich so entbrannt,
Daß Tag und Nacht mein Herz nicht Ruhe findet.
Es haben so Gefühl als Ohr und Blicke
Mit Kräften, nie gekannt,
Ein jedes neue Glut in mir entzündet,
Daß alle Kraft mir schwindet.
Nur du hast Trost für mich und meine Qual
Und kannst mit neuer Kraft mein Herz durchdringen.

Sag' an, ob jemals ich und wann aufs neue
Dich treff' an jenem Ort,
Wo ich geküßt den Quell der Liebespfeile?
Sag', Trauter, mir's zum Lohn für meine Treue,
Wann bist du wieder dort?
Und — mich zu trösten — sag' es mir in Eile.
Kurz sei bis dann die Weile
Und reich der Stunden deines Bleibens Zahl,
In dem mir Jahre Tagen gleich vergingen.

Ich bin, sollt' ich dich jemals wieder fassen,
So thöricht nicht jetzund,
Wie ich gewesen, als ich dich ließ ziehen.

Was auch erfolg', ich will dich nicht mehr lassen,
An deinem süßen Mund
Die Flammen kühlen, die mich jetzt durchglühen,
Dir keine Gunst entziehen. —
Komm bald, mich zu umarmen, mein Gemahl!
Denk' ich nur dran, so muß ich jubelnd singen.

Das Lied ließ die ganze Gesellschaft voraussetzen, daß Philomela von einer neuen und beglückten Liebe gefesselt werde; und weil ihre Worte zu verrathen schienen, daß sie mehr als blose Augenlust gekostet habe, pries man sie glücklich, und einige unter den Anwesenden beneideten sie darum. Doch als ihr Gesang beendet war, sagte die Königin, mit Rücksicht darauf, daß der folgende Tag ein Freitag sei, freundlich zu allen: „Ihr wißt, edle Damen, und ihr, Herren, daß morgen der Tag ist, der dem Leidensandenken unsers Heilandes gewidmet ist, ein Tag, den wir, wenn ihr euch recht erinnert, als Neiphile Königin war, andächtig feierten, indem wir unsere heitern Geschichten aussetzten; Gleiches thaten wir in Betreff des darauffolgenden Sonnabend. So will ich denn dem guten Beispiel, das Neiphile uns gab, Folge leisten, da auch ich es für geziemend halte, daß wir uns morgen und den folgenden Tag unsers ergötzlichen Erzählens enthalten, und uns dafür an das erinnern, was an diesen Tagen zum Heile unserer Seelen geschah."

Allen gefiel die fromme Rede ihrer Königin; als aber diese sie nun beurlaubte, war von der Nacht bereits ein großer Theil verstrichen, weshalb sich alle zur Ruhe begaben.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Dekameron.

Dritter Theil.

Das

Dekameron

von

Giovanni di Boccaccio.

Aus dem Italienischen übersetzt

von

Karl Witte.

Dritte verbesserte Auflage.

Dritter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1859.

Inhalt des dritten Theils.

Es schließt des Dekameron siebenter Tag und es beginnt

der achte,

an welchem unter der Herrschaft Laurettens von den Possen gesprochen wird, welche alle Tage eine Frau dem Manne, oder der Mann der Frau, oder auch ein Mann dem andern spielt.

Schon erschienen am Sonntag früh auf den Gipfeln der höchsten Berge die Strahlen der aufgehenden Sonne, jeder Schatten schwand, und man erkannte deutlich die Dinge umher, als die Königin mit ihrer Gesellschaft aufstand, erst etwas durch das thauige Gras umherging, dann um die Mitte der zweiten Tagesstunde ein nahes Kirchlein besuchte, hier den Gottesdienst mit anhörte hierauf nach Hause zurückkehrte, und nachdem man fröhlich und heiter gespeist hatte, eine Zeit lang sang und tanzte, worauf mit Urlaub der Königin, wer da wollte, sich zur Ruhe niederlegen konnte. Doch als die Sonne bereits den Mittagskreis überschritten, eilten alle, wie es der Königin gefiel, an dem schönen Springbrunnen zum gewohnten Erzählen sich niederzusetzen, und auf Befehl der Königin begann Neiphile in folgender Art:

Erste Geschichte.

Wolfhard nimmt von Gasparruolo Geld auf Borg und wird mit dessen Frau darüber einig, für ebenso viel Geld bei ihr zu schlafen; darauf gibt er es dieser und sagt in ihrer Gegenwart zu Gasparruolo, daß er ihr es gegeben, und sie muß einräumen, daß es wahr sei.

Da es der Himmel einmal bestimmt hat, daß ich am heutigen Tage mit meiner Erzählung den Anfang machen soll, so gefällt es auch mir so. Darum, ihr liebreichen Mädchen, beliebt es mir, euch, denen nun schon so viele Possen, welche von Frauen den Männern gespielt wurden, vorgetragen sind, einen zu erzählen, der von einem Manne einer Frau gespielt ward; doch nicht darum, daß ich diesen in dem, was er that, zu tadeln gedächte, oder euch zu sagen, daß der Frau nicht ganz recht widerfahren sei, sondern im Gegentheil, um den Mann zu loben und die Frau zu tadeln, und um euch zu zeigen, daß auch die Männer diejenigen anzuführen wissen, die ihnen allzu sehr vertrauen, wie sie von denen betrogen werden, denen sie blindlings Glauben schenken; weshalb denn eigentlich das, was ich vortragen will, nicht ein Possen, sondern ein wohlverdienter Lohn zu nennen wäre.

Diejenige, behaupte ich, ist des Feuers würdig — denn jede Frau soll durchaus ehrbar sein und ihre Keuschheit wie ihr Leben hüten, und aus keinem Grunde diese zu beflecken sich verstatten, was bei der Schwachheit unserer Natur freilich nicht vollständig durchzuführen ist, wie es sollte —, welche um Goldes willen sich dazu verleiten läßt; während ich der Meinung bin, daß die, welche aus Liebe, deren Gewalt sie als allmächtig kennt, dahin gelangt, von jedem nicht zu strengen Richter Vergebung verdient, wie

vor einigen Tagen Philostratus uns an dem Beispiel der Madonna Filippa zeigte, daß es in Prato gehalten wurde.

Es lebte also einst in Mailand ein Deutscher im Kriegsdienste, welcher Gulfardo oder Wolfhard hieß, tapfer von Person, und denen, in deren Dienst er stand, sehr ergeben und treu war, was bei den Deutschen selten der Fall zu sein pflegt. Weil dieser bei den Darlehen, die ihm gemacht wurden, ein sehr genauer Wiedererstatter war, so hätte er leicht Handelsleute genug gefunden, die ihm für einen geringen Vortheil jede ihm beliebige Geldsumme vorgestreckt haben würden.

Dieser Mann widmete nun, in Mailand verweilend, seine Liebe einer schönen Frau, welche Donna Ambruogia hieß und die Gattin eines reichen Kaufmanns, namens Gasparruolo Cagastraccio, eines nahen Bekannten und Freundes von ihm, war. Indeß er sie mit aller Vorsicht liebte, ohne daß ihr Mann oder sonst jemand etwas davon gewahr ward, schickte er eines Tags zu ihr und ließ sie bitten, ihn mit ihrer Gegenliebe zu beglücken, indem er seinerseits bereit sei, alles zu thun, was sie ihm gebieten würde. Nach vielem Hin- und Wiederreden kam die Frau endlich zu dem Schluß, daß sie geneigt wäre, zu thun, was Wolfhard begehrte, wenn zweierlei erfolgte: erstens, daß es nie von ihm irgendjemand offenbart würde, und zweitens verlangte sie, da sie eben zu einer gewissen Angelegenheit zweihundert Goldgulden nöthig habe, daß er, der ein reicher Mann sei, ihr diese gebe, wofür sie dann immer zu seinem Wunsche bereit sein würde.

Als Wolfhard diesen Beweis ihres Geizes vernahm, erzürnte ihn ihre Niedrigkeit, und seine Liebe für sie, die er bisher für eine edle Frau gehalten, verwandelte sich fast in Haß. Nun dachte er darauf, sie zu überlisten, und ließ ihr daher antworten, er sei gern bereit, sowol dies, als alles andere, was er vermöchte, wenn es ihr gefiele, zu thun, und daher möge sie nur schicken und ihm

sagen lassen, wann sie wolle, daß er zu ihr komme, dann wolle er das Geld ihr bringen, und niemand solle von dieser Sache hören, einen seiner Kameraden ausgenommen, dem er völlig vertrauen könne, und der bei allem, was er thue, sein Begleiter sei. Als die Frau, oder vielmehr das schlechte Weib, dies hörte, war sie zufrieden und ließ ihm zurücksagen, ihr Mann Gasparruolo müsse binnen einigen Tagen Geschäfte halber bis nach Genua hin verreisen, dann würde sie es ihm wissen lassen und zu ihm schicken.

Nun ging Wolfhard, als es ihm Zeit schien, zu Gasparruolo und sagte zu ihm: „Ich stehe im Begriff, ein Geschäft abzuschließen, zu dem ich zweihundert Goldgulden nöthig habe; diese wünsche ich von dir geliehen zu erhalten zu ebendem Zinssatz, wie du mir andere Summen zu leihen pflegst." — „Gern", antwortete Gasparruolo, und sogleich zählte er ihm das Geld auf.

Wenige Tage später ging Gasparruolo wirklich nach Genua ab, wie die Frau verheißen hatte, und deshalb schickte sie denn auch zu Wolfhard, mit der Meldung, daß er zu ihr kommen und die zweihundert Goldgulden mitbringen möchte. Wolfhard nahm seinen Gefährten mit sich, ging zu dem Hause der Frau, und da sie ihn schon erwartete, so war es das Erste, was er that, daß er ihr in Gegenwart seines Kameraden die zweihundert Goldgulden in die Hand gab, indem er also zu ihr sprach: „Madonna, nehmt hier dieses Geld und übergebt es Euerm Mann, sobald er zurückgekehrt sein wird." Die Frau nahm sie und wurde nicht gewahr, aus welchem Grunde Wolfhard so sprach; vielmehr glaubte sie, er thäte es deshalb, damit sein Gefährte nicht bemerke, daß er sie ihr als Lohn für sich selbst übergebe. Darum sprach sie: „Das will ich gern thun, aber ich will zuvor sehen, wie viel es sind." — Und nachdem sie sie nun auf einen Tisch geschüttet und gefunden hatte, daß es zweihundert waren, legte sie sie, innerlich sehr zufrieden, weg und kehrte dann zu Wolf-

hard zurück, den sie in ihre Kammer führte und nicht diese, sondern viele andere Nächte, bis ihr Mann von Genua zurückkehrte, mit ihrer Person zufrieden stellte.

Als Gasparruolo endlich von Genua heimkehrte, begab sich Wolfhard, der es so abgepaßt hatte, daß jener mit seiner Frau zusammen war, sogleich zu ihm und sprach in ihrer Gegenwart: „Das Geld, Gasparruolo, die zweihundert Goldgulden nämlich, die du mir neulich liehest, haben mir nicht dienen können, weil ich das Geschäft, zu dem ich sie nahm, nicht zu Ende bringen konnte, und darum habe ich sie sogleich deiner Frau gebracht und sie ihr zurückgegeben, und du wirst nun meine Schuldrechnung streichen.“ — Gasparruolo wandte sich zu der Frau und frug, ob sie sie empfangen habe. Diese, die den Zeugen mit gegenwärtig sah, konnte dies nicht leugnen, sondern sprach: „Allerdings habe ich sie empfangen, ich habe nur noch nicht daran gedacht, es dir zu sagen.“ — Nun sprach Gasparruolo: „Ich bin zufrieden, Wolfhard, gehet mit Gott, und Eure Rechnung will ich schon richtig machen.“

Wolfhard ging, und das überlistete Weib lieferte ihrem Manne den schmachvollen Preis für ihre Schlechtigkeit aus, nachdem ihr verschmitzter Liebhaber so ohne Kosten seine habsüchtige Schöne genossen hatte.

Zweite Geschichte.

Der Pfarrer von Varlungo schläft bei Frau Belcolore und läßt ihr zum Pfande seinen Mantel zurück; dann borgt er einen Mörser von ihr, schickt diesen zurück und fordert seinen verpfändeten Mantel heim, den die gute Frau mit spitzigen Worten zurückgibt.

Männer und Frauen lobten einmüthig, wie Wolfhard die habsüchtige Mailänderin betrogen hatte, als die Königin

zu Pamphilus gewendet, ihm lächelnd gebot, fortzufahren, weshalb dieser folgendermaßen begann:

Schöne Damen, mir fällt zum Erzählen eine Geschichte gegen diejenigen ein, welche uns fortwährend antasten, ohne von uns angetastet werden zu können, gegen die Priester nämlich, welche gleichsam gegen alle unsere Frauen auf den Kreuzzug ausgehen, und denen es dünkt, als hätten sie Indulgenz und Sündenvergebung für alle ihre Schuld erworben, wenn sie sich eine derselben unterwerfen können: nicht anders, als hätten sie aus Alexandria den Sultan selbst gefesselt nach Avignon geschleppt. Alles dies können die armen Laien ihnen gar nicht vergelten, wenngleich sie ihren Zorn an deren Müttern, Schwestern, Freundinnen und Töchtern mit nicht geringerm Eifer rächen, als jene sich auf ihre Frauen stürzen. Und deshalb denke ich euch eine bäurische Liebschaft zu erzählen, mehr um ihres Ausgangs willen zum Lachen, als wortreich und lang, aus der ihr zugleich als nützliche Moral entnehmen könnt, wie auch den Priestern nicht immer alles aufs Wort zu glauben sei.

Ich sage euch also, daß zu Varlungo, einem Flecken ziemlich nahe von hier, wie jeder von euch weiß oder gehört haben kann, einst ein Priester, rüstig und im Dienste der Weiber vielvermögend, lebte, der, obschon er nicht viel zu lesen verstand, doch mit vielen guten und heiligen Worten Sonntags am Fuß der Ulme seine Gemeinde erbaute, und besonders fleißig die Frauen, wenn ihre Männer irgendwohin gegangen waren, besuchte, indem er ihnen eifriger als irgendein anderer Priester, der vor ihm hier gewesen war, Heiligenbilder und geweihtes Wasser, bisweilen auch ein Endchen geweihter Kerze bis in ihr Haus brachte und ihnen seinen Segen gab.

Diesem geistlichen Herrn nun gefiel unter seinen Beichtkindern, deren ihm schon viele gefallen hatten, besonders eine, welche Monna Belcolore hieß, die Frau eines Landmanns, der sich Bentivegna del Mazzo nennen ließ, und

die in der That eine muntere, frische, braune und körnige Bäuerin war, und zum Mehlmahlen besser taugte, als irgendeine andere. Außerdem aber war sie auch diejenige, welche im Dorfe die Cymbel am besten schlug und am besten zu singen verstand: „Das Wasser läuft zum Zwiebelfeld“ und die beim Tanze die Ridda und den Ballonchio, wenn es darauf ankam, mit einem schönen und feinen Schnupftuch in der Hand besser anzuführen wußte, als irgendeine Nachbarin. Um aller dieser Dinge willen verliebte sich denn unser geistlicher Herr so heftig in sie, daß er fast rasend wurde und den ganzen Tag über nichts zu thun wußte, als umherzustreichen und Maulaffen feil zu halten, blos um sie sehen zu können. Und wenn er sie Sonntags morgens in der Kirche wußte, so mühte er sich beim Singen seines Kyrie und Sanctus so sehr, sich als ein großer Meister im Gesang zu zeigen, daß man einen schreienden Esel zu hören glaubte; während er, wenn er sie nicht sah, leicht genug darüber hinwegging. Bei alledem wußte er es jedoch so einzurichten, daß Bentivegna del Mazzo nichts gewahr wurde, noch irgendeiner von seinen Nachbarn.

Um nun aber das Zutrauen der Monna Belcolore mehr und mehr zu gewinnen, beschenkte er sie von Zeit zu Zeit, und schickte ihr bald ein Bund frischen Knoblauchs, den er am schönsten in der ganzen Gegend in seinem Garten zog, welchen er mit eigenen Händen bestellte, bald einen Korb voll grüner Bohnen, und bisweilen eine Mandel frischer Maizwiebeln oder Schalotten, und wenn er seine Zeit abpassen konnte, blickte er sie erst ein wenig von der Seite an, und machte ihr dann verliebte Vorwürfe; doch sie ging immer, indem sie that, als verstünde sie ihn nicht, scheu und fremd vorüber, weshalb denn der geistliche Herr auf keine Weise mit ihr zum Ziele kommen konnte.

Nun geschah es aber eines Tags, daß, als der Pfaffe in der brennenden Mittagshitze unthätig im Felde

umherstrich, er dem Bentivegna del Mazzo begegnete, der einen Esel voller Sachen vor sich hertrieb. Diesen redete er an und frug, wohin er ginge. „Gottstreu", entgegnete Bentivegna, „bei meiner Seele, Herr, ich gehe nach der Stadt, um einer Angelegenheit willen, und bringe diese Dinge hier dem Herrn Bonaccorri da Ginestreto, daß er mir aus einer Geschichte helfe, um die ich von dem Herrn Periculator des Aedifizgerichts im Parentorio zu erscheinen vorgefordert bin." — Froh erwiderte der Priester hierauf: „Du thust Recht, mein Sohn, und geh' nur mit meinem Segen auf den Weg und kehre bald heim, und wenn dir der Lapuccio oder Naldino begegnet, so vergiß nicht, ihnen zu sagen, sie möchten mir bald die Riemen zu meinen Dreschflegeln bringen." Bentivegna antwortete, das solle geschehen.

Und wie der Bauer nun so nach Florenz weiterging, fiel dem Priester ein, jetzt sei es Zeit, zur Belcolore zu gehen und sein Glück bei ihr zu versuchen. Schnell nahm er nun den Weg zwischen die Beine, und ohne anzuhalten ging er bis zu ihrem Hause. Hier trat er ein und sprach: „Gott segne uns — ist niemand heim?" — Die Belcolore, welche auf den Boden gegangen war, hörte ihn und antwortete: „O, Herr, seid willkommen! Was streicht Ihr denn aber so müßig in dieser Hitze umher?" — „So wahr mir Gott helfe", antwortete der Priester, „ich kam, um ein Weilchen bei dir zu bleiben, da ich deinen Mann nach der Stadt unterwegs fand." — Nun stieg die Belcolore herab, setzte sich nieder und fing an, den Kohlsamen zu lesen, den ihr Mann kurz vorher gedroschen hatte. Der Pfaffe aber begann das Gespräch: „Nun wohl, Belcolore, willst du mich denn immer auf diese Art verschmachten lassen?" — Belcolore fing an zu lachen und sprach: „Was thu' ich Euch denn?" — „Nichts thust du mir", sagte der Priester; „aber du lässest mich auch nicht thun, was ich dir gern thun möchte und was der Himmel geboten

hat." — „Geht, geht", sprach Belcolore. „Thun denn die geistlichen Herren dergleichen?" — „Besser als andere Menschen thun wir es", versetzte der Priester. „Und warum auch nicht? Ich sage dir, wir machen weit bessere Arbeit als andere, und weißt du warum? Weil wir mit aufgeschütztem Wasser mahlen! Aber wahrhaftig, dein Schade soll's nicht sein, wenn du reinen Mund hältst und mich machen lässest." — Nun sprach die Belcolore: „Und was soll's mein Schade nicht sein? Seid ihr nicht allesammt knauseriger als der Gottseibeiuns?" — „Ich wüßte nicht", sprach der Pfaffe hierauf: „fordere nur, und willst du ein Paar neue Schuhe, oder ein Stirnband, oder ein schönes Stück feines Tuch, oder was du willst." — Nun erwiderte die Belcolore: „Schon gut, Herr, dergleichen Dinge habe ich auch. Aber wenn Ihr mich doch so lieb habt, warum erweist Ihr mir nicht einen Dienst, wofür ich thun würde, was Ihr wollt?" — „Sprich nur", sagte der Priester, „sag', was du verlangst, und gern will ich es thun." — Drauf sagte die Belcolore: „Sonnabend muß ich nach Florenz gehen und Wolle abgeben, die ich gesponnen habe, und meine Spindel ausbessern lassen; und wenn Ihr mir nun fünf Lire borgt, da ich weiß, daß Ihr sie habt, so kann ich meinen schwarzblauen Rock von dem Pfandleiher wieder einlösen, und meinen ledernen Festtagsgurt mit der Schnalle dazu, den ich meinem Mann in die Ehe gebracht habe; denn Ihr seht, ich kann fürwahr nicht mehr in die Kirche gehen, noch sonst irgendwohin Gutes, wenn ich ihn nicht habe; und dann will ich auch immer thun, was Ihr haben wollt." — „So wahr mir Gott gute Zeit beschere", antwortete der Pfaffe, „ich habe nicht so viel Geld bei mir: aber verlaß dich darauf, ehe der Sonnabend kommt, will ich machen, daß du die fünf Lire haben sollst, und das gern." — „Ja", sprach die Belcolore, „schöne Versprecher seid ihr alle, aber hinterher haltet ihr keinem Menschen Wort. Denkt Ihr's mir zu machen, wie der Biliuzza,

die Ihr mit leeren Worten heimschicktet? Gottestreu nicht, denn um dieser Geschichte wegen ist die eine Hure geworden! Habt Ihr keine fünf Lire bei Euch, so geht und holt sie." — „Ach", sprach der Priester, „schick' mich nicht jetzt bis nach Hause, denn du siehst, ich habe das Glück eben fest, und kein Mensch ist da, und vielleicht, wenn ich wiederkehre, ist jemand in die Quere gekommen, der uns hindert, und ich weiß dann nicht, wann's mir wieder so gut glückt, wie eben jetzt." — „Schon recht", entgegnete sie, „wollt Ihr gehen, so geht; wollt Ihr nicht, so haltet aus."

Der Pfaffe, der sie nicht geneigt sah, außer dem „Erlöse mich vom Bösen" was er wünschte, zu thun, und der doch gern „sine custodia" bleiben wollte, sagte nun: „Sieh, du glaubst mir also nicht, daß ich sie dir bringe? Damit du mir trauest, will ich dir diesen meinen blauen Mantel zum Pfande lassen." — Da blickte die Belcolore hoch auf und sprach: „Nun, den Mantel — was ist denn der wol werth?" — „Wie", sprach der Priester, „was der werth ist? Du mußt wissen, daß er von niederländischem Tuche ist, ins mittelländische übergeht, und daß ihn mancher unter uns für oberländisches hält, und noch sind's nicht vierzehn Tage her, daß er mir beim Trödler Lotto gute sieben Lire kostete, und ich hab' ihn noch um fünf Soldi zu wohlfeil gekauft, wie mir Buglietto sagte, der, wie du weißt, sich auf solche farbigen Tuchsachen versteht." — „Wahrhaftig?" rief die Belcolore. „Nun, bei Gott! das hätt' ich nimmermehr geglaubt. Doch aber, gebt ihn mir erst her."

Der Herr Pater, welcher den Bogen gespannt hatte, zog sich den Mantel ab und gab ihn ihr. Sie aber legte ihn weg und sagte dann: „Nun, Herr, laßt uns in den Speicher gehen; denn dahin kommt kein Mensch", und so thaten sie. Und hier freute sich denn der Pfaffe ihrer eine geraume Zeit, indem er sie mit den süßesten Schmätzen von der Welt zur Verwandtin unsers Herrgotts machte. Dann ging er im Unterkleid, sodaß es schien, als habe er

bei einer Hochzeit officiirt, von dannen und kehrte zu seiner Kirche heim.

Hier rechnete er nun nach, daß, wie viel Lichterchen er auch im ganzen Jahr an Opfern sammelte, diese doch nicht die Hälfte von fünf Liren werth wären, und nun sah er ein, daß er übel gethan hatte, und es reuete ihn so sehr seinen Mantel zurückgelassen zu haben, daß er auf Mittel zu denken anfing, wie er ihn ohne Auslage wiedererlangen könnte. Und weil er ziemlich gerieben war, entdeckte er leicht genug, was er zu thun habe, um ihn wieder zu erhalten, und in der That gelang es ihm.

Den folgenden Tag nämlich, der ein Festtag war, schickte er einen kleinen Knaben eines seiner Nachbarn zu Monna Belcolore's Haus und ließ sie bitten, daß sie doch so gut sein möchte, ihm ihren Steinmörser zu leihen, denn diesen Morgen äßen Binguccio dal Poggio und Nuto Buglietti bei ihm, und er wünsche eine Brühe zu bereiten. Die Belcolore schickte ihm den Mörser; als es nun um die Essensstunde war, paßte der Priester es ab, daß Bentivegna del Mazzo und seine Frau zusammen aßen, und rief seinen Chorknaben, zu dem er sprach: „Nimm diesen Mörser, trag' ihn zu Frau Belcolore zurück und sprich: Der Herr Pfarrer sagt Euch großen Dank, und Ihr sollt ihm doch seinen Mantel wiederschicken, den der Knabe Euch als Pfand zurückgelassen hat.“ Der Chorknabe ging nach dem Hause der Belcolore mit dem Mörser und fand sie mit Bentivegna bei Tische, essend. Hier setzte er den Mörser nieder und richtete die Bestellung aus. Als die Bäuerin sich den Mantel abfodern hörte, wollte sie antworten; aber Bentivegna sprach mit zornigem Gesicht: „Also nimmst du ein Pfand von unserm Herrn Pfarrer an? — Bei Christi Leib, ich schwöre, daß mir die Lust ankommt, dir eine tüchtige Kopfnuß zu versetzen. Mach', gib ihn ihm zurück, daß dich der Henker, und nimm dich in Acht, daß du ihm nicht Nein sagst, was er

auch jemals fordere, und begehrte er selbst unsern Esel, geschweige denn etwas anderes."

Brummend stand die Belcolore nun auf, ging nach dem Bettschrank hin, zog den Mantel hervor und gab ihn dem Chorknaben, indem sie sagte: „Sprich so von meinethalben zu deinem Herrn: die Belcolore gelobt zu Gott, daß Ihr nie wieder eine Brühe in ihrem Mörser stoßen sollt, weil Ihr mit dieser ihr so schlechte Ehre gemacht habt." — Dann ging der Knabe mit dem Mantel fort und richtete die Bestellung aus. Lächelnd sagte der Priester zu ihm: „Sag' ihr, wenn du sie siehst, daß, wenn sie mir den Mörser nicht mehr borgen will, ich ihr auch den Stößel nicht mehr leihe; eins mag fürs andere gehen."

Bentivegna glaubte, die Frau ließe ihm das sagen, weil er sie gescholten hatte, und kümmerte sich nicht weiter darum. Aber Belcolore blieb mit dem Pfarrer über den Fuß gespannt und maulte mit ihm bis zur Weinlese; doch als ihr der Pfarrer gedroht hatte, sie geradeswegs dem größern Lucifer in den Rachen zu schicken, söhnte sie sich aus lauter Furcht zwischen dem Most und den warmen Kastanien mit ihm wieder aus, und öfters thaten sie sich miteinander gütlich. Statt der fünf Lire aber ließ der Pater ihre Cymbel ihr mit neuem Pergament überziehen und ein Glöcklein daran hängen, und damit war sie zufrieden.

Dritte Geschichte.

Calandrino, Bruno und Buffalmacco suchen im Flußbett des Mugnone nach dem Wunderstein Heliotrop, und Calandrino glaubt ihn gefunden zu haben. Mit Steinen beladen kehrt er nach Hause zurück; die Frau schilt ihn aus; erzürnt schlägt er sie und erzählt nun seinen Gefährten, was sie besser wissen als er.

Als Pamphilus' Geschichte, über welche die Damen so viel gelacht hatten, daß sie noch lachen, zu Ende war, befahl die Königin Elisen fortzufahren. Diese begann, immer noch lachend:

Ich weiß nicht, anmuthige Mädchen, ob es mir gelingen wird, euch mit meiner kleinen Erzählung, die nicht weniger wahr als spaßhaft ist, auch so viel lachen zu machen, als Pamphilus mit der seinen gethan hat; doch mindestens will ich mir Mühe dazu geben.

In unserer Stadt, die immer an wechselnden Manieren und sonderbaren Leuten reich gewesen ist, lebte vor noch nicht langer Zeit ein Maler, namens Calandrino, ein einfältiger Mensch, von wunderlichen Sitten, welcher die meiste Zeit mit zwei andern Malern umging, von denen der eine Bruno und der andere Buffalmacco hieß, beide gar spaßhafte, im übrigen aber aufgeweckte und verständige Leute. Diese gingen mit Calandrino besonders deshalb um, weil sein Benehmen und seine Einfalt ihnen oft großen Spaß bereitete.

Zu gleicher Zeit lebte in Florenz ein junger Mann von unerschöpflichem Humor in allem, was er unternehmen wollte, dabei lustig und einnehmend, namens Maso del Saggio. Dieser hatte etwas von der Einfalt des Calandrino gehört, und nahm sich nun vor, seinen Scherz mit ihm zu treiben, indem er ihm irgendeinen Streich

spielte oder ihm etwas Seltsames aufheftete. Eines Tags nun fand er ihn durch Zufall in der Kirche San-Giovanni, und da er ihn aufmerksam vor den Gemälden und Schnitzwerken des Tabernakels, welcher über dem Altar dieser Kirche erst kurz vorher aufgestellt war, stehen und sie betrachten sah, so glaubte er Zeit und Ort zu seinem Zweck gefunden zu haben, und, nachdem er seinen Begleiter von dem, was er thun wollte, unterrichtet, naheten sie sich beide dem Ort, wo Calandrino allein saß, und indem sie thaten, als bemerkten sie ihn nicht, fingen sie an, von der Wunderkraft vieler Steine zu sprechen, und Maso erzählte so eindringlich davon, als wäre er ein berühmter und großer Steinkundiger gewesen.

Calandrino spitzte bei diesem Gespräch die Ohren, stand dann nach einiger Zeit auf, und da er hörte, daß es keine Heimlichkeit war, trat er zu ihnen heran. Dies war dem Maso ganz nach Wunsch, und da er nun in seinen Erzählungen fortfuhr, so frug ihn Calandrino bald, wo denn diese so wunderkräftigen Steine eigentlich gefunden würden. Nun erwiderte ihm Maso, die Mehrzahl würde in Berlinzone, eine Gegend des Baskenlandes, gefunden, in einem Landstrich, den man Bengodi nannte, ebenda, wo man auch die Weinreben mit Bratwürsten anbände und eine Gans für einen Dreier bekäme und ein Gänschen obendrauf; und hier wäre ein Berg, ganz von geriebenem Parmesankäse, auf dem Menschen ständen, die nichts anderes machten als Maccaroni und Eierklöße, die sie in Kapaunenbrühe kochten und dann den Berg herunterkollerten, und wer unten die meisten auffinge, der hätte die meisten. Und nicht weit davon liefe auch ein Bach, ganz von Vernacciawein, vom besten, den man trinken könnte, und in dem kein Tropfen Wasser wäre. „Ho, ho", sprach Calandrino, „das ist ja ein herrliches Land; aber sag' mir, was fängt man mit allen den Kapaunen an, welche diese Menschen kochen?" — „Die essen die Basken alle auf", sprach Maso. — „Bist du jemals

dort gewesen?" frug Calandrino nun. — „Fragst du mich, ob ich dagewesen bin?" entgegnete Maso. „So gut einmal wie tausend!" — Nun sprach Calandrino: „Und wie viel Miglien sind es bis dahin?" — „Mehr als tausend", antwortete Maso, „die ganze Nacht durchsausend." — „Nun, so muß es ja weiter sein als die Abruzzen", entgegnete Calandrino. — „Ei freilich", versetzte Maso, „ein bischen ist es schon."

Der einfältige Calandrino, welcher den Maso alles dies mit einem ernsten Gesicht und ohne zu lachen versichern hörte, schenkte ihm den Glauben, den man nur der ausgemachtesten Wahrheit schenken kann; er hielt alles für zuverlässig und sprach: „Das ist für mich zu weit, aber wahrhaftig, wenn es näher wäre, ich sage dir, ich ginge einmal mit dir hin, blos um zu sehen, wie die Maccaroni herunterkollern, und mir eine Schüssel voll davon zu holen, woran ich genug hätte. Aber sag' mir, daß du gesegnet seist, findet man denn in unserer Gegend hier keinen von allen den Wundersteinen?" — „Ei wohl", entgegnete Maso; „zwei Arten von Steinen werden hier gefunden, von gar großer Kraft. Die ersten sind die Grauwacksteine von Settignano und von Montisci, durch deren Zauberkraft, wenn man sie in Mühlsteine verwandelt hat, das Mehl gemacht wird, und darum sagt man denn auch in jenen Ländern dort drüben: «Von Gott kommen die Gnadengaben und von Montisci die Mühlsteine.» Aber es ist von diesen Grauwacksteinen eine solche Menge vorhanden, daß sie bei uns wenig geschätzt werden, ungefähr wie dort die Smaragden, von welchen größere Berge vorhanden sind, als der Morelloberg ist, und die um Mitternacht glänzen, daß dich Gott behüte. Und du mußt wissen, daß wer die fertigen Mühlsteine in Ringe fassen ließe, ehe man das Loch hindurchmacht, und sie so dem Großsultan brächte, der könnte von ihm erlangen, was er begehrte. Die andere Art ist ein Stein, den wir Steinkundigen Heliotrop nennen, ein Stein von gar gewaltiger

Kraft; denn wisse, wer ihn trägt, wird, solange er ihn bei sich hat, von niemand anders gesehen, wo er nicht ist." — Calandrino sagte: „Das sind große Zauberkräfte; aber wo wird dieser zweite gesunden?" — Maso erwiderte ihm: man pflege sie im Mugnone zu finden. — „Und von welcher Größe ist dieser Stein", frug Calandrino, „und welches ist seine Farbe?" — „Von Größe ist er verschieden", antwortete Maso; „einer ist größer, der andere ist kleiner, aber von Farbe sind sie alle wie schwarz."

Calandrino merkte sich dies alles aufs beste, that dann, als hätte er etwas anderes zu thun, schied von Maso und nahm sich fest vor, nach diesem Stein zu suchen; doch beschloß er, dies nicht ohne Vorwissen des Bruno und Buffalmacco zu thun, welche er ausbündig liebte. Er machte sich also daran, sie aufzusuchen, um ohne Aufschub und vor jedem andern nach jenem Steine auszugehen; doch bedurfte er den ganzen Rest dieses Morgens, um sie zu ermitteln. Endlich, als die Mittagsstunde schon längst vorüber war, erinnerte er sich, daß jene im Kloster der Nonnen von Faenza arbeiteten, und wie groß auch die Hitze war, ließ er dennoch jedes andere Geschäft im Stich, eilte fast im Laufe zu ihnen, rief sie herbei und sprach zu ihnen: „Kameraden, wollt ihr mir glauben, so können wir die reichsten Leute von Florenz werden; denn ich habe von einem glaubwürdigen Mann soeben gehört, daß sich im Mugnonethal ein Stein findet, welcher den, der ihn an sich trägt, für jedermann unsichtbar macht. Mir scheint daher, daß wir ohne Aufschub, und ehe jemand anders dahin kommt, eilen müssen, diesen Stein zu suchen. Gewiß werden wir ihn finden, denn ich kenne ihn; haben wir ihn aber einmal gefunden, was haben wir dann weiter zu thun nöthig, als ihn uns in die Tasche zu stecken und zu den Wechslertischen hinzugehen, welche, wie ihr wißt, immer mit Groschen und Guldenstücken beladen sind, und uns so viel davon zu nehmen, als wir

nur immer wollen? Kein Mensch sieht uns dabei, und so können wir in kurzer Zeit reich werden, ohne daß wir nöthig hätten, den ganzen Tag nach Art der Schnecken die Wände zu beschmieren."

Als Bruno und Buffalmacco ihn so reden hörten, begannen sie unter sich zu lachen, sahen einer den andern an; stellten sich dann aber sehr verwundert und priesen laut Calandrino's Anschlag. Jedoch frug ihn Buffalmacco, wie denn dieser Wunderstein heiße. — Calandrino, der von gar grobem Teig geknetet war, hatte diesen Namen bereits vergessen; deshalb versetzte er: „Was kümmert uns der Name, wenn wir nur seine Kraft kennen? — Mich dünkt, wir gehen, und zwar ohne allen Aufschub, ihn zu suchen." — „Wohlan", sprach Bruno, „wie aber sieht er aus?" — „Es gibt deren von allen Gestalten", sagte Calandrino, „aber alle sind fast schwarz; darum denke ich, wir sammeln alle schwarzen Steine, die wir finden, solange bis wir auf diesen treffen; laßt uns denn keine Zeit verlieren, sondern forteilen."

„Warte noch", sagte Bruno; dann fügte er zu Buffalmacco gewandt, hinzu: „Calandrino scheint mir ganz recht zu haben; doch däucht mir, daß die jetzige Stunde wenig dazu geeignet ist, denn die Sonne steht hoch und scheint gerade in das Mugnonethal hinein und trocknet die Steine alle ab, sodaß selbst die weiß erscheinen, welche am Morgen, ehe die Sonne sie getrocknet, schwarz aussehen; außerdem sind heute auch aus verschiedenen Gründen viel Menschen in dem Thal, denn heute ist Werktag, und wenn die uns sehen, so könnten sie leicht errathen, was wir dort machten, und es uns vielleicht nachthun; der Wunderstein könnte ihnen in die Hände fallen, und wir hätten das Gewisse für das Ungewisse verloren. Drum dünkt mir, wenn anders auch ihr der Meinung seid, daß dies ein Geschäft für die Morgenstunde sei, wo man die schwarzen Steine besser von den weißen unterscheidet, und zwar für einen Festtag, wo niemand dort ist, der uns sehen

kann." Buffalmacco lobte den Vorschlag des Bruno, Calandrino stimmte ein und sie verabredeten daher, den nächsten Sonntag morgens alle drei zusammen nach diesem Wunderstein zu suchen; vor allem aber beschwor sie Calandrino, ja keinem Menschen in der Welt davon zu sagen, weil ihm die Sache als ein Geheimniß anvertraut sei. Demnächst erzählte er ihnen noch, was er von dem Schlaraffenlande Bengodi gehört habe, indem er mit Eiden bekräftigte, daß dem allen so sei.

Als Calandrino fort war, verabredeten jene unter sich, was sie nun in dieser Sache zu thun hätten. Calandrino erwartete unterdeß mit Sehnsucht den Sonntagmorgen. Als dieser erschien, stand er bei der ersten Morgenröthe auf, rief seine Gefährten herbei, und alle drei gingen zum San-Gallo-Thor hinaus, stiegen in das Flußbett hinab und gingen nun, nach dem Wundersteine suchend, immer abwärts den Bach entlang. Calandrino als der Ungeduldigste, ging voran, sprang behend bald hier-, bald dorthin, und warf sich, sobald er irgendeinen schwarzen Stein erblickte, über ihn her, raffte ihn auf und steckte ihn vorn in den Rock. Seine Kameraden folgten ihm und hoben bald einen, bald den andern Stein auf; doch Calandrino war noch nicht weit gekommen, als er schon den Busen vollhatte, weshalb er sich die Schöße seines Rocks aufhob (welche nicht etwa, nach hennegauer Weise, kurz geschnitten waren), aus diesen einen weiten Sack machte, und nachdem er die Zipfel auf allen Seiten am Gurte befestigt hatte, auch diesen so bald vollfüllte, daß er nach kurzer Zeit aus seinem Mantel noch eine weitere Tasche bilden mußte, die er gleichfalls mit Steinen füllte.

Als Buffalmacco und Bruno den Calandrino so beladen sahen und die Essensstunde herangekommen war, begann Bruno, nach der unter ihnen getroffenen Verabredung, zu Buffalmacco: „Aber wo ist denn Calandrino?" Buffalmacco, der ihn dicht vor sich sah, wandte sich um, blickte hier und dort umher und antwortete: „Ich weiß

gar nicht, er war doch nur erst ganz dicht vor uns." — Bruno erwiderte: „Freilich war er das; doch bin ich fast gewiß, daß er jetzt zu Hause beim Essen ist; und uns läßt er hier in dem Aberwitz zurück, schwarze Steine suchen den ganzen Bach hinunter." — „Wahrhaftig, er hat es recht gemacht", sprach Buffalmacco, „daß er uns zum besten gehabt und hier im Stich gelassen; warum waren wir solche Narren, ihm zu glauben! Traun, wer außer uns wäre auch wol je so einfältig gewesen, zu glauben, daß im Mugnonethal sich ein so kostbarer Wunderstein finden sollte."

Als Calandrino solche Reden hörte, war er bei sich überzeugt, daß der gewünschte Stein ihm in die Hände gefallen sei, und daß infolge seiner Wirkung jene ihn nicht sähen. Ueber die maßen wegen dieses Glücksfalls erfreut, beschloß er daher, ohne ihnen eine Silbe zu antworten, schnell nach Hause umzukehren, und begann mit heimgewendeten Schritten sich fortzuschleichen. Als Buffalmacco dies sah, sprach er zu Bruno: „Was sollen wir thun? Und warum gehen nicht auch wir heim?" — „Laß uns gehen", antwortete Bruno; „aber ich schwöre bei Gott, daß mir Calandrino keinen solchen Streich wieder spielen soll; und hätte ich ihn jetzt so nahe, wie ich ihn diesen ganzen Morgen gehabt habe, ich wollte ihm eins mit diesem Kiesel auf die Hacken versetzen, daß er wol einen Monat lang an diesen Spaß gedenken sollte." Und dies sagen und ausholen, und den Kiesel dem Calandrino auf die Hacken schleudern, war alles eins. Calandrino fühlte den Schmerz, hob das Bein hoch und fing an zu prusten; doch bezwang er sich und ging schweigend weiter. Indeß nahm auch Buffalmacco einen der Steine, die er gesammelt hatte, in die Hand und sprach zu Bruno: „Sieh, was für ein herrlicher Kiesel! Ich wollte, er führe dem Calandrino in die Seiten." Und damit ließ er ihn fliegen und traf jenen damit tüchtig an die Hüften. Und kurz, bald mit einer, bald mit der andern Spitzrede fuhren

sie fort ihn den Mugnone hinauf bis zu dem San-Gallo-Thore zu steinigen. Hier warfen sie die Steine, die sie gesammelt hatten, auf die Erde und sprachen einen Augenblick lang mit den Zollwächtern, welche, vorher von ihnen unterrichtet, thaten, als sähen sie den Calandrino nicht, und ihn unter dem heftigsten Lachen von der Welt vorübergehen ließen.

Dieser setzte ohne anzuhalten seinen Weg nach seinem Hause fort, welches nahe beim Canto alla Macina lag. Und so sehr unterstützte ein freundliches Glück diesen Spaß, daß, während Calandrino über den Fluß und dann durch die Stadt ging, niemand ihn anredete, indem er nur Wenigen begegnete, da fast jedermann bei Tische war.

So langte denn Calandrino schwer beladen in seinem Hause an. Zufällig stand seine Frau, welche Monna Tessa hieß und eine schöne und wackere Frau war, oben an der Treppe, und als sie ihn kommen sah, fing sie, über sein langes Außenbleiben etwas erzürnt, an, ihn auszuschelten: „Nun, Schatz? Führt dich der Teufel endlich heim? Alle Welt hat schon gegessen, wenn du zur Mahlzeit nach Hause kommst.“ — Als Calandrino das hörte und gewahr ward, daß er gesehen werde, fing er wüthend vor Zorn und Verdruß an: „Weh mir, du schlechtes Weib, mußt du auch gerade hier sein? Du hast mich zu Grunde gerichtet! Aber so wahr Gott lebt, du sollst es mir bezahlen.“

Hierauf sprang er in einen Vorsaal, schüttete die große Menge Steine, welche er herbeigeschleppt hatte, aus, stürzte dann wüthend auf die Frau los, ergriff sie bei den Haarflechten, warf sie nieder und gab ihr, soviel er Arme und Füße rühren konnte, Stöße und Tritte über den ganzen Körper, daß ihr kein Haar auf dem Kopfe und kein Knochen im Leibe blieb, den er ihr nicht mürbe gemacht hätte, wie sehr sie ihn auch mit gefalteten Händen um Erbarmen anflehte.

Nachdem Buffalmacco und Bruno mit den Thor-

wächtern noch eine Weile gelacht hatten, folgten sie langsamen Schrittes und etwas von ferne dem Calandrino, und hörten nun, als sie an die Schwelle seiner Thür gelangten, die heftigen Schläge, die er seiner Frau austheilte. Sie thaten, als kämen sie eben erst an, und riefen ihm zu. Calandrino, schweißtriefend, blutroth und athemlos, trat an das Fenster und bat sie, zu ihm heraufzukommen. Jene stellten sich etwas ärgerlich, gingen hinauf und fanden nun den Saal voller Steine und in einer Ecke desselben die Frau mit zerrauftem Haar, braun und blau geschlagen, wund und gedunsen im Gesicht und heftig weinend, auf der andern Seite aber Calandrino mit aufgelöstem Gürtel, stöhnend und dasitzend wie ein todmüder Mensch. Als sie dies eine Zeit lang mit angesehen hatten, sprachen sie: „Was bedeutet das, Calandrino? Willst du hier mauern, daß wir so viele Steine hier sehen?" Dann fügten sie hinzu: „Und was fehlt der Monna Tessa? Es scheint, du hast sie geschlagen; was sind das für Geschichten?"

Calandrino, erschöpft von der Last der Steine, von der Wuth, mit der er seine Frau geschlagen hatte, und von dem Verdruß über das Glück, das er verloren zu haben glaubte, konnte nicht Athem genug aufsammeln, um ein zusammenhängendes Wort zur Erwiderung zu bilden. Als er daher zu reden zauderte, begann Buffalmacco von neuem: „Calandrino, wenn du andere Ursache zum Zorn hattest, so hättest du uns nicht zum Narren haben sollen, wie du gethan hast; denn nachdem du uns hinausgeführt, mit dir nach dem köstlichen Stein zu suchen, hast du uns, ohne uns «Gott befohlen!» oder «Geh' zum Henker!» zu sagen, wie ein paar Maulaffen draußen im Flußbett stehen lassen und bist nach Hause gegangen, was wir dir sehr übel nehmen; aber wahrhaftig, es ist das letzte mal, daß du uns solche Streiche spielst."

Bei diesen Worten that sich Calandrino Gewalt an und antwortete: „Kameraden, seid nicht böse, die Sache steht anders als ihr denkt. Ich Unglücklicher hatte diesen

Stein wirklich gefunden; und wollt ihr sehen, ob ich euch die Wahrheit sage? Als ihr euch zuerst einander nach mir frugt, war ich nicht zehn Ellen weit von euch entfernt, und da ich sah, daß ihr euers Weges ginget, ohne mich zu sehen, kehrte ich in die Stadt zurück, und bin immer dicht vor euch hergegangen." Und nun begann er ihnen von Anfang bis zu Ende zu erzählen, was sie gethan und gesagt hätten, zeigte ihnen seinen Rücken und seine Fersen, wie sie dieselben mit ihren Kieseln zugerichtet hatten, und fuhr dann fort: „Und ich sage euch, daß, als ich mit allen diesen Steinen im Busen, die ihr hier seht, durch das Thor ging, mir kein Wort gesagt wurde, und ihr wißt doch, wie unangenehm und plagend sonst diese Thorhüter sind, und wie sie alles sehen wollen. Und außerdem habe ich auf der Straße Gevattern und Freunde genug angetroffen, die mich sonst immer anreden und zum Trinken einladen; doch keiner war unter ihnen, der mir nur ein einziges, ja nur ein halbes Wort gesagt hätte, denn natürlich sie sahen mich nicht. Endlich komme ich denn hier im Hause an. Da tritt mir dieser Teufel von einem verdammten Weibe in den Weg und sieht mich; wie ihr aber wißt, rauben die Weiber jedem Dinge seine Kraft, und so bin ich, der ich mich den glücklichsten Menschen von Florenz nennen konnte, durch sie zu dem Unglücklichsten geworden, und darum habe ich sie zerbläut, solange ich die Hände habe rühren können, und noch weiß ich nicht, warum ich an mich halte, daß ich ihr nicht die Adern aufschneide; denn verdammt sei die Stunde, wo ich sie zuerst sah, und wo sie mir in das Haus kam."

Und von neuem von Zorn ergriffen, wollte er aufstehen, um sie abermals zu schlagen. Während Buffalmacco und Bruno dies alles mit anhörten, stellten sie sich höchst erstaunt, und indem sie oft bestätigten, was Calandrino sagte, hatten sie so große Lust zu lachen, daß sie fast herausplatzten. Als sie ihn aber wüthend aufspringen sahen, um seine Frau von neuem zu schlagen, traten sie ihm ent-

gegen, hielten ihn zurück und versicherten ihm, daran habe die Frau durchaus nicht, sondern er allein schuld, da er wisse, daß die Frauen allen Dingen ihre Kraft raubten, und ihr doch nicht gesagt habe, daß sie sich hüten möge, an diesem Tage ihm zu begegnen. Diese Voraussicht aber habe ihm Gott geraubt, entweder weil ihm dies Glück nicht zu Theil werden solle, oder weil er die Absicht gehabt habe, seine Gefährten zu täuschen, welchen er, als er gewahr ward, daß er den Stein gefunden, dies hätte mittheilen sollen. Und nachdem sie nun so nach vielen Hin- und Widerreden die weinende Frau nicht ohne große Mühe mit ihm wieder ausgesöhnt hatten, schieden sie, indem sie ihn trübsinnig in seinem Hause voller Steine zurückließen.

Vierte Geschichte.

Der Propst von Fiesole liebt eine Witwe, von der er nicht wiedergeliebt wird, und während er bei ihr zu schlafen glaubt, beschläft er ihre Magd, bei welcher die Brüder der Frau ihn von dem Bischof ertappen lassen.

Elise war mit ihrer Geschichte, welche sie nicht ohne großes Ergötzen für die ganze Gesellschaft erzählt hatte, zu Ende, als die Königin sich zu Emilien wandte und ihr dadurch andeutete, daß sie ihr nach Elisen zu erzählen gebiete. Diese begann daher schnell in folgender Art:

Wie sehr, ihr wackern Mädchen, die Priester und Mönche und überhaupt alle Geistlichen Versucher unserer Gemüther sind, das wurde euch, wie ich mich erinnere, schon durch mehr als eine Geschichte bewiesen. Aber weil man nie so viel davon erzählen kann, daß nicht noch mehr davon zu sagen übrig wäre, so denke ich euch zu

jenen noch eine Geschichte von einem Propst zu erzählen, welcher der ganzen Welt zum Trotz es durchsetzen wollte, daß eine edle Frau ihn liebe, mochte sie nun wollen oder nicht. Diese aber behandelte ihn, weil sie verständig war, gerade so, wie er es verdiente.

Wie jede von euch weiß, war Fiesole, dessen Berg wir von hier aus sehen können, eine alte und sehr bedeutende Stadt, die, obgleich jetzt fast zerstört, darum doch nie aufgehört hat, ihren Bischof zu besitzen, und ihn noch besitzt. Hier nun, nahe bei der Hauptkirche, wohnte einst eine Witwe von guter Familie, namens Monna Piccarda, auf ihrem Gute in einem nicht allzu großen Hause, und da sie eben nicht die reichste Frau auf Erden war, so verlebte sie hier den größten Theil des Jahres, und mit ihr zwei von ihren Brüdern, wackere junge Leute von Anstand und Sitte.

Nun geschah es, daß, während diese Dame die Hauptkirche oft besuchte, der Propst dieser Kirche, da sie noch jung, schön und anmuthig war, sich so heftig in sie verliebte, daß er bald nicht mehr aus noch ein wußte. Nach einiger Zeit wuchs ihm der Muth so sehr, daß er selbst der Dame seine Wünsche offenbarte und sie beschwor, seine Liebe anzunehmen und ihn wieder zu lieben, wie er sie. Dieser Propst war in Jahren schon vorgerückt, aber dabei noch von gar jugendlicher Gemüthsart, unternehmend und keck; daneben höchst eingebildet von sich selbst und von so geziertem und unangenehmen Benehmen und Sitten, so langweilig und widerwärtig, daß niemand im Orte war, der ihm wohlwollte. Und, gab es ja einen solchen, der ihn einigermaßen leiden konnte, so war unsere Dame doch diejenige, die ihm nicht allein nicht wohlwollte, sondern der er verhaßter war, als der Kopfschmerz. Deshalb antwortete sie ihm denn als eine verständige Frau: „Herr, daß Ihr mich liebt, kann mir nur sehr angenehm sein, und auch ich muß und werde Euch gern lieben; allein in Eure Liebe sowol als in die meinige darf nichts Unehr-

bares sich einschleichen. Ihr seid mein geistlicher Vater, seid Priester und nahet Euch schon gar sehr dem Alter; alle diese Dinge müssen Euch ehrbar und züchtig machen. Von der andern Seite bin ich aber selbst kein junges Mädchen mehr, dem dergleichen Liebschaften noch anständen; ich bin Witwe, und Ihr wißt, welche Ehrbarkeit man von Witwen verlangt. Darum haltet mich denn für entschuldigt, wenn ich Euch auf die Weise, wie Ihr begehrt, nie lieben werde, noch von Euch ferner so geliebt sein will."

Da der Herr Propst für diesmal keine andere Antwort von ihr erlangen konnte, machte er es nicht wie einer, der auf den ersten Streich abgeschreckt wird oder sich besiegt fühlt; sondern seine unverschämte Zudringlichkeit fortsetzend, ließ er nicht ab, sie häufig mit Briefen und Bestellungen, ja auch persönlich, so oft er sie in die Kirche kommen sah, zu behelligen. Diese beständige Plage schien der Frau endlich so lästig und unerträglich, daß sie darüber nachsann, ihn, da sie es sonst nicht vermochte, sich auf solch eine Weise vom Halse zu schaffen, wie er sie verdiente. Doch wollte sie nichts unternehmen, was sie nicht vorher mit ihren Brüdern besprochen hätte. Sie sagte ihnen daher, wie der Propst sich gegen sie benehme, und auch, was sie zu thun gesonnen sei, und nachdem sie von ihnen volle Erlaubniß dazu erhalten hatte, ging sie wenige Tage darauf wieder in die Kirche, wie sie gewohnt war.

Sobald der Propst sie kommen sah, eilte er schnell zu ihr und fing, wie er pflegte, mit vertraulichen Worten ein Gespräch mit ihr an. Die Dame blickte, schon während sie ihn kommen sah, nach ihm hin, machte ihm ein freundliches Gesicht und trat dann mit ihm auf die Seite. Nachdem der Propst ihr nun in seiner gewohnten Art vielerlei gesagt, sprach sie nach einem lauten Seufzer also: „Herr, ich habe schon gar oft gehört, daß es keine so feste Burg gibt, die nicht, wenn sie jeden Tag bestürmt wird, endlich einmal eingenommen würde; und dies sehe ich denn nun

auch an mir selbst wohl bewährt. So sehr habt Ihr mir bald mit süßen Worten, bald mit dieser Aufmerksamkeit und bald mit einer andern zugesetzt, daß Ihr mich meinen Vorsatz zu brechen bewogen habt, und ich bin nun entschlossen, da ich Euch doch einmal so sehr gefalle, die Eurige zu werden.

Der Propst erwiderte hierauf, ganz außer sich vor Freuden: „Madonna, großen Dank! Euch die Wahrheit zu sagen, so habe ich mich nicht wenig gewundert, daß Ihr Euch solange gehalten habt, indem ich bedachte, daß mir dies nie von einer andern begegnet ist. Vielmehr habe ich öfters behauptet, daß wenn die Weiber von Silber wären, sie zum Gelde nicht taugen würden, weil keine von ihnen den Hammer aushalten würde. Doch lassen wir das jetzt beiseite, und sagt mir, wenn und wo können wir zusammentreffen?“ — Hierauf versetzte die Frau: „Mein süßer Herr, das Wann kann stattfinden, sobald es uns gefällt, denn ich habe keinen Mann, dem ich Rechenschaft von meinen Nächten geben müßte; allein das Wo weiß ich nicht zu ersinnen.“ — „Nicht?“ sprach der Propst; „o, in Euerm Hause!“ — „Herr“, entgegnete die Frau, „Ihr wißt, daß ich zwei junge Brüder habe, welche, wie bei Tag, so bei Nacht mit ihrer Gesellschaft in das Haus kommen; weil aber mein Haus nicht gar groß ist, würde man darin nicht sicher sein, wenn man sich nicht wie ein Stummer verhalten und ohne ein Wort und ohne einen Laut von sich zu geben, sich im Finstern gleich Blinden gebaren wollte. Wollten wir freilich das thun, so könnten wir es; denn in meine Kammer kommen sie niemals, allein die ihrige ist dieser so nah, daß man kein Wörtchen darin so leise sprechen kann, daß es dort nicht gehört würde.“ — „Nun“, sprach der Propst, „Madonna, um deswillen möge es nicht noch ein oder zwei Nächte aufgeschoben bleiben; unterdeß werde ich darüber nachdenken, wo wir mit mehrerer Gemächlichkeit anderwärts zusammen sein können.“ — „Das ist Eure Sache, Herr“, sprach die Dame; „aber

um dies eine bitte ich Euch, daß alles geheim bleibe und nie ein Wort davon verrathen werde.“ — Hierauf erwiderte der Propst: „Fürchtet nichts, Madonna, und kann es sein, so macht, daß wir noch diesen Abend uns zusammentreffen.“ — „Das bin auch ich zufrieden“, sagte die Frau; dann gab sie ihm Anweisung, wie und wann er zu kommen habe, trennte sich von ihm und kehrte nach Hause zurück.

Nun hatte diese Dame eine Magd, welche zwar nicht mehr allzu jung war, dafür aber das häßlichste und entstellteste Gesicht hatte, das man sehen konnte; ihre Nase war breitgedrückt, der Mund stand schief, die Lippen waren dick, die Zähne groß und schlecht zusammengestellt, sie schielte ein wenig, ihre Augen waren nie gesund und ihre Haut sah so grün und gelb aus, daß es schien, als hätte sie den Sommer in Sinigaglia und nicht in Fiesole zugebracht. Außer diesem allen war sie auch noch lahm, und ihr rechtes Bein war etwas zu kurz gerathen; ihr Name aber war Ciuta, und weil sie solch ein gelbgrünes Gesicht hatte, wurde sie von jedermann Ciutazza genannt. Doch so widerwärtig sie auch von Person war, so fehlte es ihr doch nicht an einiger Schlauheit.

Diese Magd nun ließ die Dame zu sich rufen und sprach zu ihr: „Ciutazza, wenn du mir diese Nacht einen Dienst erweisen willst, so schenke ich dir ein schönes neues Hemd.“ — Als die Ciutazza des Hemdes gedenken hörte, sagte sie: „Madonna, schenkt Ihr mir ein Hemd, so stürze ich mich für Euch ins Feuer, geschweige denn etwas anderes.“ — „Nun gut“, sprach die Dame, „ich will blos, daß du diese Nacht in meinem Bett mit einem Manne schläfst und ihm Liebkosungen erweisest; allein hüte dich, nicht zu sprechen, damit du nicht von meinen Brüdern gehört werdest, die, wie du weißt, nebenan schlafen, und dann will ich dir das Hemd schenken.“ — Hierauf sprach die Ciutazza: „Mit sechsen will ich schlafen, wenn es darauf ankommt, geschweige denn mit einem.“

Als nun der Abend gekommen war, kam auch der Herr Propst, wie ihm geheißen war, und die beiden jungen Männer waren, wie die Dame mit ihnen verabredet hatte, in ihrem Zimmer und ließen sich deutlich hören; deshalb trat der Propst still und im Finstern in die Kammer der Frau, näherte sich, wie sie ihm gesagt hatte, dem Bett, und von der andern Seite that die Ciutazza, die von der Dame über alles, was sie zu thun hatte, wohl unterrichtet war, desgleichen. Der Herr Propst glaubte sich nun an der Seite seiner Geliebten, nahm die Ciutazza in den Arm und fing, ohne ein Wort zu reden, sie zu küssen an, und die Ciutazza ebenso ihn. So nun begann er sich mit ihr zu freuen und von den solange ersehnten Gütern Besitz zu ergreifen.

Als die Dame es soweit gebracht hatte, gebot sie ihren Brüdern das Uebrige von dem zu thun, was verabredet war. Diese verließen daher leise ihr Zimmer und gingen nach dem Marktplatz hin, wo ihnen das Glück in dem, was sie beginnen wollten, günstiger war, als sie selbst verlangten; denn da die Hitze groß war, hatte der Bischof der Stadt nach ebendiesen beiden jungen Leuten gefragt, um nach ihrem Hause zu lustwandeln und dort mit ihnen zu trinken. Als er sie nun kommen sah, theilte er ihnen seine Absicht mit und machte sich mit ihnen auf den Weg, trat dann in ihren kühlen Hof, wo viele Lichter brannten, und trank mit großem Vergnügen von ihrem guten Wein.

Nachdem er getrunken hatte, sprachen die Jünglinge zu ihm: „Herr, da Ihr uns so viele Güte erwiesen, daß Ihr uns gewürdigt habt, dies unser geringes Haus zu besuchen, zu dem wir Euch einzuladen kamen, so bitten wir Euch auch, daß es Euch gefalle, eine Kleinigkeit mit anzusehen, die wir Euch zeigen wollen.“ Der Bischof erwiderte, daß er das gern wolle; und nun nahm einer der Jünglinge eine kleine brennende Fackel in die Hand, ging vorauf, sodaß der Bischof und die andern ihm

folgten, und wandte sich nun nach der Kammer hin, wo der Herr Propst bei der Ciutazza lag. Dieser hatte, um desto eher anzukommen, seinem Pferde die Sporen gegeben, sodaß er, bevor jene eintraten, schon mehr als drei Miglien zurückgelegt hatte, jetzt aber etwas ermüdet, ungeachtet der Hitze, mit der Ciutazza im Arme ein wenig ruhte.

Als nun der junge Mann mit dem Licht in der Hand die Kammer betreten hatte, und der Bischof und die andern hinterher, sah letzterer den Propst, die Ciutazza im Arme vor sich. Unterdeß erwachte auch der Herr Propst, sah das Licht und die Gesellschaft um sich her und steckte tief beschämt und voller Furcht den Kopf unter die Decke. Der Bischof aber sagte ihm die härtesten Worte, ließ ihm den Kopf hervorziehen und nachsehen, bei wem er gelegen. Der Propst, der nun den Betrug der Dame gewahr ward, wurde, und sowol dieserwegen, als der Schmach halber, die er jetzt daraus erntete, plötzlich betrübter als irgendein Mensch, der je gelebt hatte. Der Bischof aber befahl ihm, sich anzukleiden, und ließ ihn unter guter Bewachung nach Hause abführen um hier eine schwere Buße für die begangene Sünde zu bestehen.

Dann wollte der Bischof wissen, wie es geschehen sei, daß er hierhergekommen, um bei der Ciutazza zu schlafen. Die jungen Leute erzählten ihm alles der Ordnung nach. Als der Bischof dies hörte, lobte er die Frau und auch die jungen Männer sehr, welche, ohne sich mit dem Blute eines Priesters die Hände beflecken zu wollen, ihn doch so, wie er es verdient, behandelt hatten. Vierzig Tage lang ließ ihn der Bischof diese Sünde beweinen; die Thränen aber, die Liebe und Zorn ihm auspreßten, dauerten wol mehr als neunundvierzig Tage, abgesehen davon, daß er nachher noch lange Zeit hindurch nie über die Straße gehen konnte, ohne daß die Buben mit Fingern auf ihn wiesen und sagten: „Ei, seht doch den, der bei der Ciutazza geschlafen hat." — Und dies gereichte ihm so zum Aerger, daß er nahe daran war, den Verstand darüber zu verlieren.

Auf diese Art aber hatte sich die treffliche Frau diesen lästigen Propst für immer vom Halse geschafft, und die Ciutazza gewann das Hemd und eine schöne Nacht.

Fünfte Geschichte.

Drei junge Leute ziehen einem Richter aus der Mark, während er in Florenz auf der Gerichtsbank sitzt und Recht spricht, die Hosen ab.

Emilie hatte ihre Erzählung beendet und die Witwe war von allen gepriesen worden, als die Königin, auf Philostratus blickend, sprach: „An dir ist jetzt die Pflicht des Erzählens.“ Dieser entgegnete daher, daß er dazu bereit sei, und begann:

Anmuthige Damen, der junge Mensch, dessen Elise vorhin gedachte, nämlich Maso del Saggio, macht, daß ich eine Geschichte, die ich euch zu erzählen gesonnen war, zur Seite liegen lasse, um eine andere, welche von ebendiesem Maso und einigen seiner Kameraden handelt, vorzutragen, die, obschon sie nicht unanständig ist, doch mehrere Worte in sich schließt, die ihr euch zu gebrauchen scheut; trotzdem aber so zum Lachen ist, daß ich sie euch erzählen will.

Wie ihr alle gehört haben könnt, so kommen gar häufig nach unserer Stadt Gerichtspfleger aus der Mark, meistens Menschen von niedriger Denkart und so filziger und elender Lebensweise, daß jede ihrer Handlungen nichts als eine wahre Knauserei zu sein das Ansehen hat. Aus diesem ihrem angeborenen Geiz und ihrer Filzigkeit führen sie denn auch meist Gerichtsbeisitzer und Notare mit sich, welche eher das Ansehen von Leuten haben, die man hinter der Pflugschar weggenommen oder aus den Schuster-

buben entführt hat, als von Männern, welche aus den Rechtsschulen hervorgingen.

Als nun einst ein solcher als Podesta anlangte, brachte er unter den zahlreichen Gerichtsbeisitzern, die er mit sich führte, einen mit, der sich Herr Niccola da San-Lepidio nennen ließ, einen Menschen, der dem Ansehen nach eher ein Schlossergeselle, als etwas anderes schien, der aber jetzt mit andern Richtern zur Abhörung der Criminalklagen eingesetzt wurde. Und wie es zu geschehen pflegt, daß auch Bürger, welche nichts in der Welt dort zu thun haben, nach dem Gerichtshause gehen, so ereignete es sich, daß Maso del Saggio sich eines Morgens, indem er einen Freund suchte, dahin begab. Als er nun zufällig dahin blickte, wo Herr Niccola saß, schien ihm dieser Herr ein so besonderer Vogel, daß er sich ein Geschäft daraus machte, ihn genauer zu betrachten. Und obgleich er die ganz schwarzgeräucherte Pelzmütze auf seinem Haupt, das Schreibzeug an seinem Gürtel, und seine Weste, die länger als der Rock war, und sonst viele andere Dinge, die bei einem ordentlichen und wohlerzogenen Menschen alle sonderbar gewesen wären, wohl ins Auge faßte, so fiel ihm unter allen diesen Seltsamkeiten eine auf, die, seiner Meinung nach, noch bemerkenswerther als alles Uebrige war, nämlich ein Paar Hosen, deren Hintertheil er, da die Oberkleider wegen ihrer Enge beim Sitzen sich vorne ganz voneinander gaben, bis auf die halbe Wade herunterreichen sah.

Ohne sie lange weiter zu betrachten, gab Maso das Suchen nach jenem Freunde auf, und begann dafür eine neue Jagd, in deren Verfolg er zwei Kameraden fand, von denen der eine Ribi und der andere Matteuzzo hieß, beides Leute, die nicht minder als Maso selbst zum Scherz geneigt waren. Zu diesen sprach er: „Habt ihr mich lieb, so kommt mit mir ins Gerichtshaus, dort will ich euch den curiosesten Strohkopf zeigen, den ihr je gesehen habt.“ Und als er nun mit ihnen das Gebäude erreicht hatte,

wies er ihnen diesen närrischen Richter und seine Beinkleider. Jene fingen schon von ferne an, über diese Erscheinung zu lachen, und wie sie nun näher zu den Bänken kamen, auf denen der Herr Richter saß, sahen sie, daß man sehr leicht unter diese gelangen konnte, und bemerkten noch überdies, daß das Bret, auf welches der Herr Richter die Beine stützte, durchlöchert war, sodaß man ohne große Mühe Hand und Arm hindurchstecken konnte. Nun sprach Maso zu den Kameraden: „Ziehen wir ihm die Hosen ganz herunter, ihr seht ja, wie leicht das geht." Jeder der Kameraden hatte schon erkannt, wie; sie redeten daher untereinander ab, was sie zu thun und zu sagen hätten, und kehrten dann am folgenden Morgen zurück.

Der Gerichtshof war sehr voller Menschen, und Matteuzzo schlich sich, ohne daß irgendjemand es gewahr wurde, unter die Bank, und gerade bis unter den Ort, wo der Richter seine Füße hielt. Nun trat Maso von der einen Seite heran, ergriff den Herrn Richter beim Rockzipfel, Ribi aber that von der andern Seite desgleichen, worauf Maso zu reden anhob: „Herr, o Herr, ich beschwöre Euch bei Gott, und ehe jener Spitzbube dort, der Euch zur Seite steht, anderswohin entweicht, daß Ihr mir zu einem Paar Stiefeln wieder verhelft, die er mir gestohlen hat, wenn er auch nein sagt; ich habe es gesehen, noch ist es keinen Monat her, wie er sie besohlen ließ."

Ribi schrie von der andern Seite laut: „Glaubt ihm nicht, Herr, es ist ein unverschämter Gesell, und weil er weiß, daß ich gekommen bin, von ihm ein Felleisen zurückzufordern, das er mir gestohlen hat, so drängt er sich nun herbei und erzählt Euch von den Stiefeln, die ich schon seit lange in meinem Hause habe, und wenn Ihr mir nicht glauben wollt, so kann ich Euch die Trecca, meine Nachbarin, und Grassa, die Kaldaunenhändlerin, und einen Mann zu Zeugen stellen, der den Kehricht bei Santa-Maria a Verzaja sammelt, und der ihn sah, als er aus seiner Meierei zurückkehrte."

Maso hinwiederum ließ den Ribi nicht aussprechen, sondern schrie, und Ribi schrie nicht minder. Und während der Richter nun aufgestanden war und ihnen etwas näher trat, um sie besser zu verstehen, nahm Matteuzzo den Augenblick wahr, steckte die Hand durch das Loch des Bretes, ergriff den Boden der richterlichen Hosen und zog diese kräftig nieder. Die Hosen fielen sogleich herunter, denn der Richter war sehr mager und ohne Hüften. Als dieser dies fühlte und, ohne zu wissen, was es sei, die Kleider vorne zusammennehmen, sich bedecken und niedersetzen wollte, hielten ihn Maso von der einen Seite und Ribi von der andern fest und schrien überlaut: „Herr, Ihr versündigt Euch, mir nicht mein Recht zu verschaffen und mich nicht anhören, sondern weggehen zu wollen; über eine so kleine Sache, als diese ist, reicht man ja hier zu Lande keine schriftliche Klage ein.

Und mit solchen Worten hielten sie ihn so lange bei den Kleidern fest, bis alle, welche im Gerichtssaal gegenwärtig waren, gesehen hatten, daß ihm die Hosen abgezogen worden waren. Doch als Matteuzzo sie eine Zeit lang festgehalten hatte, ließ er die Hosen los, schlich sich weg und ging fort, ohne gesehen zu sein. Ribi, der nun genug gethan zu haben glaubte, rief: „Ich glaube bei Gott, daß ich die Syndicatsklage anstellen werde." Auch Maso ließ von der andern Seite den Rock los und rief: „Nein, ich will so lange herkommen, bis ich Euch nicht so beschäftigt finde, wie Ihr heute morgen zu sein scheint", — und nun machten sie sich, der eine hierhin, der andere dorthin, so schnell sie nur konnten, davon.

Nachdem der Herr Richter, der nun erst gewahr ward, was geschehen, sich in Gegenwart aller die Hosen wieder hinaufgezogen hatte, als stände er eben vom Schlafe auf, frug er, wo die Leute hingekommen wären, die über die Stiefeln und das Felleisen miteinander gestritten hätten; als sie aber nirgends zu finden waren, schwor er einmal über das andere bei den Eingeweiden Christi, daß er er-

fahren und wissen müsse, ob es in Florenz Brauch sei, den Richtern die Hosen abzuziehen, wenn sie auf der Gerichtsbank säßen. Nicht minder machte der Podesta, als er die Geschichte hörte, großes Aufhebens davon; als ihm jedoch seine Freunde vorstellten, daß dies jenem nur widerfahren sei, um ihm zu zeigen, wie die Florentiner wohl wüßten, daß er ihnen statt tauglicher Richter Schafsköpfe gebracht habe, blos um wohlfeilern Kaufs davonzukommen, so hielt er es für das Beste, zu schweigen, und für diesmal blieb die Sache ohne weitere Folgen.

Sechste Geschichte.

Bruno und Buffalmacco entwenden dem Calandrino ein Schwein und reden ihm ein, sie könnten durch Ingwerpillen und Vernacciawein den Thäter entdecken; dann aber geben sie ihm hintereinander zwei mit Aloë angemachte Pillen von Hundsingwer. Dadurch kommt es so heraus, als sei er selbst der Dieb. Damit sie die Geschichte nicht seiner Frau erzählen, muß er ihnen noch zwei Paar Kapaunen geben.

Kaum war die Geschichte Philostratus' zu Ende, über die sehr viel gelacht ward, als die Königin Philomelen gebot, im Erzählen fortzufahren, und diese begann deshalb:

Anmuthige Mädchen, sowie Philostratus durch den Namen des Maso veranlaßt wurde, euch die Geschichte zu erzählen, die ihr soeben gehört habt, geradeso werde ich von dem des Calandrino und seiner Gefährten dazu bewogen, euch eine andere von diesen zu erzählen, die, wie ich denke, euch gefallen wird.

Wer Calandrino, Bruno und Buffalmacco waren, darf ich euch nicht erst sagen, denn ausführlich genug habt ihr es vorhin gehört. Darum fahre ich denn fort und berichte euch, daß unser Calandrino ein kleines Gut nicht gar fern von Florenz besaß, das er als Mitgift von seiner Frau bekommen hatte, und auf dem er unter andern Dingen, die er hier aufzog, jedes Jahr auch ein Schwein zu halten pflegte, und da war es denn seine Gewohnheit, daß er im December mit seiner Frau dort hinausging, um das Thier zu schlachten und dort einsalzen zu lassen.

Einmal unter andern geschah es aber, daß, weil die Frau nicht ganz wohl war, Calandrino allein hinausging, das Schwein zu schlachten. Als Bruno und Buffalmacco dies hörten und erfuhren, daß seine Frau nicht mitgegangen, begaben sie sich zu einen Priester, der ihnen sehr befreundet und ein Nachbar des Calandrino war, um bei diesem einige Tage zu verweilen. Gerade am Morgen des Tags, wo sie dort eintrafen, hatte Calandrino das Schwein geschlachtet, und als er sie nun bei dem Priester sah, rief er sie zu sich und sprach: „Willkommen, Freunde, ihr müßt sehen, was ich für ein Landwirth bin“, und damit führte er sie in sein Haus und zeigte ihnen das Schwein. Sie sahen, welch schönes Schwein es war, und hörten von Calandrino, daß er es für seinen Haushalt einsalzen wolle. Bruno sagte zu ihm: „Was bist du so einfältig! Verkaufe es doch lieber, und laß uns das Geld durchbringen, und deiner Frau kannst du ja sagen, es sei dir gestohlen.“ — „Nein, antwortete Calandrino, sie würde mir nicht glauben, und jagte mich zum Hause hinaus. Gebt euch keine Mühe, das thu' ich nimmermehr.“ — Viel Worte wurden noch gewechselt, aber sie führten zu nichts.

Calandrino lud sie so auf den Aermel zum Abendessen ein, weshalb jene es nicht annehmen wollten und von ihm schieden. Bruno sprach zu Buffalmacco: „Wollen wir ihm diese Nacht das Schwein stehlen?“ — „O, wie

könnten wir?" antwortete Buffalmacco, und Bruno erwiderte: „Das Wie habe ich schon heraus, wenn er es anders nicht da wegbringt, wo es eben hing." — „Nun so thun wir es", sagte Buffalmacco. „Warum sollten wir das nicht thun? Und nachher verzehren wir es hier mit dem Domine." — Der Priester sagte, es solle ihm ganz lieb sein. Darauf sprach Bruno: „Hier gilt es ein wenig List; du weißt Buffalmacco, welch ein Knauser Calandrino ist, und wie gern er trinkt, wenn ein anderer die Zeche bezahlt. Kommt und laßt uns ihn nach der Schenke führen; da mag der Priester thun, als bezahle er alles uns zu Ehren, und ihn nichts bezahlen lassen. Gewiß wird er sich ein Räuschchen trinken, und dann wird uns die Sache leicht werden, da er ja ganz allein im Hause ist."

Wie Bruno es angegeben hatte, so thaten sie. Sobald Calandrino sah, daß der Priester niemand bezahlen ließ, machte er sich ans Trinken, und obwol er nicht viel brauchte, so lud er sich doch hübsch voll, und da es schon spät in der Nacht war, als er aus der Schenke schied, trat er, ohne weiter zu Abend essen zu wollen, in sein Haus, ließ die Thür, die er verschlossen zu haben glaubte, auf und legte sich zu Bette. Buffalmacco und Bruno aber gingen mit dem Geistlichen, und nachdem sie gegessen hatten, machten sie sich mit allerhand Diebesgeräth, das ihnen den Eingang in Calandrino's Haus verschaffen sollte, stille dorthin auf den Weg, wo Bruno sich den Ort gemerkt hatte; doch da sie die Thür offen fanden, traten sie ohne weiteres ein, machten das Schwein los, trugen es nach des Priesters Hause, verbargen es und gingen dann zur Ruhe.

Calandrino stand am andern Morgen, nachdem der Dunst des Weines aus seinem Kopf verflogen war, auf, und wie er herunterkam und sich umsah, fand er sein Schwein nicht mehr, die Thür aber offen. Bestürzt frug er diesen und jenen, ob sie nicht wüßten, wer das Schwein

genommen habe, und machte, da er es nicht wiederfand, einen gewaltigen Lärm, daß man ihm Armen, ihm Unglücklichen das Schwein gestohlen habe.

Als auch Bruno und Buffalmacco aufgestanden waren, gingen sie zu Calandrino, um zu hören, was er von seinem Schweine sagen würde. Sobald er sie kommen sah, rief er sie fast mit Thränen herbei und sprach: „Weh mir, Kameraden, mir ist mein Schwein gestohlen worden!“ Bruno näherte sich ihm und sagte heimlich: „Fürwahr, ein Wunder, daß du endlich einmal gescheidt gewesen bist!“ — „Weh mir“, rief Calandrino, „ich sage die Wahrheit.“ — „Immer sprich so“, redete ihm Bruno zu, schrei laut, damit es recht das Ansehen habe, als sei es wahr.“ — Nun schrie Calandrino nur noch lauter und rief: „Beim Leibe Christi, ich sage die Wahrheit, es ist mir wirklich gestohlen worden.“ Doch Bruno erwiderte: „Nur zu, nur immer zu, so ist es recht, schrei gewaltig, daß alle es hören, damit es richtig scheine.“

„Du könntest mich meine Seele dem bösen Feind verschreiben machen“, sprach Calandrino; „es scheint, du glaubst mir nicht! Wahrhaftig, ich will bei der Gurgel aufgehängt sein, wenn es mir nicht gestohlen ist.“ — „O“, entgegnete Bruno nun, „wie kann das möglich sein? Ich sah es ja erst gestern noch hier. Denkst du mir weiszumachen, daß es gestohlen sei?“ — „Es ist, wie ich dir sage“, sprach Calandrino. — „Ach! wäre das möglich?“ sagte Bruno nun. — „Wahrhaftig, so ist's“, sagte Calandrino; „das macht mich zum unglücklichen Manne, und ich weiß nicht, wie ich nach Hause zurückkehren soll. Meine Frau wird mir's nicht glauben, und glaubt sie mir's auch, so habe ich keine Ruhe vor ihr, das ganze Jahr lang.“ — „Nun“, sprach Bruno, „so Gott mir helfe, das ist schlimm, wenn es wahr ist; aber du weißt, Calandrino, daß ich dir erst gestern den Rath gab so zu sagen, und ich wollte nicht, daß du zu gleicher Zeit deine Frau und uns zum besten hättest.“ — Calandrino

fing nun wieder an zu schreien und zu sagen: „Warum wollt ihr mich zur Verzweiflung bringen und machen, daß ich Gott und seine Heiligen und alles, was auf der Welt ist, lästere? Ich sage euch, das Schwein ist mir diese Nacht gestohlen worden."

„Nun", versetzte Buffalmacco, „wenn dem wirklich so ist, so müssen wir nach bestem Wissen auf Mittel sinnen, es wiederzuerlangen." — „Und was für Mittel", sagte Calandrino, „könnten wir dazu einschlagen? — „Nun", entgegnete Buffalmacco, „aus Indien ist doch gewiß keiner hergekommen, dir das Schwein zu stehlen; einer von deinen Nachbarn muß es sein, und gewißlich, wenn du sie nur zusammenbringen könntest, ich verstehe mich auf die Probe mit Brot und Käse, und da sähen wir gleich, wer es genommen hat." — „Ja", sprach Bruno, „mit deinem Brot und deinem Käse kämst du bei gewissen Leuten schön an, welche hier herumwohnen, und von denen ich gewiß bin, daß einer das Schwein hat; sie würden die Sache merken und nimmermehr hierherkommen." — „Wie ist es anzufangen?" sagte Buffalmacco. „Wir müssen es lieber", antwortete Bruno, „mit guten Ingwerpillen und gutem Vernacciawein zu machen suchen und sie zum Trinken einladen. Dann werden sie nichts gewahr werden und kommen; und die Ingwerpillen lassen sich ja ebenso gut, wie Brot und Käse zu solchem Zwecke einsegnen." — „Wahrhaftig, du hast recht", sagte Buffalmacco; „und was meinst du dazu, Calandrino? Wollen wir das versuchen?" — „Ich beschwöre euch darum bei der Liebe Gottes", sagte Calandrino; „denn wüßte ich nur, wer es hat, so wäre ich schon halb getröstet." — „Wohlan denn", sprach Bruno, „ich bin bereit, dir zu Liebe um dieser Sache willen bis nach Florenz zu gehen, wenn du mir nur das Geld gibst."

Calandrino hatte etwa vierzig Soldi in der Tasche und gab sie ihm. Damit ging Bruno nach Florenz zu einem Apotheker, der sein Freund war, kaufte ein Pfund

gute Ingwerpillen und ließ von ihm zugleich zwei Pillen von jener Art bereiten, die man Hundsingwer nennt, und welche er mit frischer Leberaloë anmachen ließ; dann bestrich der Apotheker auf sein Geheiß auch diese mit demselben Zuckerüberzug, wie ihn die andern hatten; damit sie aber nicht vertauscht oder verwechselt würden, ließ er auf diesen beiden ein gewisses Zeichen anbringen, an dem er sie leicht erkennen konnte. Endlich kaufte er eine Flasche guten Vernacciaweins und kehrte dann aufs Land zu Calandrino zurück, zu dem er sagte: „Nun sorge dafür, daß du morgen früh alle die zum Trinken bei dir einladest, auf die du irgend Verdacht hast; es ist Festtag, und jeder wird gern erscheinen. Ich selbst werde diese Nacht mit Buffalmacco die Beschwörung der Pillen vornehmen und sie dir morgen früh ins Haus bringen, und aus Liebe für dich will ich sie dann selbst austheilen und alles thun und sagen, was dabei zu sagen und zu thun ist.“

Und so that Calandrino. Nachdem also am folgenden Morgen eine zahlreiche Gesellschaft, theils von jungen Florentinern, welche sich auf dem Lande befanden, theils von Landleuten, um die Ulme vor der Kirche versammelt war, kamen Bruno und Buffalmacco mit einer Schachtel voll Pillen und der Flasche Wein. Sie hießen alle sich in einen Kreis stellen, und Bruno begann: „Ihr Herren, ich muß euch die Ursache sagen, warum ihr hier versammelt seid, damit, wenn sich etwas ergäbe, was euch nicht genehm wäre, ihr euch nicht über mich beklagen könnet. Dem Calandrino, der hier steht, wurde gestern nachts sein schönes Schwein gestohlen, und er weiß nicht zu entdecken, wer es haben mag; doch weil ihm nun kein anderer als einer von uns, die wir hier versammelt sind, es genommen haben kann, so gibt er euch, um zu ermitteln, wer es hat, diese Pillen hier, und zwar jedem eine, zu essen und dabei zu trinken. Und nun sollt ihr gleich jetzt wissen, daß, wer das Schwein genommen hat, seine Pille nicht wird hinunteressen können; vielmehr wird

sie ihm bitterer scheinen, als Gift, sodaß er genöthigt sein wird, sie wieder auszuspucken. Und so ist es vielleicht, ehe ihm diese Schande in Gegenwart so vieler Personen geschieht, am besten, daß derjenige, der das Schwein genommen hat, es dem Pfarrer in der Beichte bekenne, und dann stehe ich von diesem Vorhaben ab."

Alle, die gegenwärtig waren, betheuerten, daß sie gern von den Pillen essen wollten; weshalb denn Bruno sie in eine Reihe ordnete, den Calandrino mitten unter sie stellte, und nun bei dem einen Ende anfangend, jedem seine Pille gab. Als er aber dem Calandrino gegenüberstand, nahm er eine von den Hundepillen hervor und gab ihm diese in die Hand. Calandrino steckte sie sich schnell in den Mund und fing an darüber zu kauen; sowie aber seine Zunge die Aloë schmeckte, konnte er die Bitterkeit nicht ertragen und spuckte die Pille wieder aus. Nun schaute einer dem andern ins Gesicht, um zu sehen, wer die seinige wieder auswürfe, und während Bruno mit dem Austheilen noch nicht fertig war, und that, als merke er nicht darauf, hörte er hinter sich rufen: „Heda! Calandrino, was soll das bedeuten?" — Da wandte er sich schnell herum, und indem er sah, daß Calandrino seine Pille von sich spuckte, sagte er: „Warte nur, vielleicht macht etwas anderes ihn so spucken. Da, hier ist eine andere Pille." — Und nun nahm er die zweite, steckte sie ihm in den Mund, und fuhr dann fort die übrigen auszutheilen, die er noch zu vergeben hatte.

Hatte dem Calandrino nun schon die erste Pille bitter geschienen, so dünkte ihm diese noch viel bitterer; allein da er sich scheute, sie wieder auszuspucken, so hielt er sie kauend eine Zeitlang in dem Munde, und wie er sie so hielt, fingen die Thränen an, groß wie die Haselnüsse, ihm die Wangen hinabzulaufen; zuletzt aber konnte er nicht mehr und spuckte auch diese Pille aus, wie er mit der ersten gethan hatte. Buffalmacco und Bruno ließen unterdeß der Gesellschaft zu trinken geben, und als sie nun

gleich den andern den Calandrino so spucken sahen, riefen sie alle, Calandrino habe sich fürwahr das Schwein selbst gestohlen, und einige darunter fingen nun an, ihn heftig auszuschelten.

Mit der Zeit gingen alle fort, und nur Bruno und Buffalmacco blieben bei Calandrino zurück. Buffalmacco aber sagte: „Ich war immer bei mir überzeugt, daß du es selbst genommen hattest, und daß du uns nur weismachen wolltest, es sei dir gestohlen, um uns nicht von dem Gelde einmal zu trinken zu geben, das du dafür bekommen hast." Calandrino, der die Bitterkeit der Aloë noch immer nicht los war, fing nun an sich zu verschwören, daß er das Schwein nicht habe. Nun sagte Buffalmacco: „Aber was bekamst du, Kamerad? Sag's offen, hast du vielleicht sechs Gulden bekommen?" Als Calandrino dies hörte, wollte er verzweifeln.

„Merke wohl auf, Calandrino", sagte Bruno zu ihm: „es war einer in der Gesellschaft, der mit uns aß und trank, der hat mir verrathen, daß du hier oben ein Mädchen hast, die du dir zu deinem Vergnügen hältst, und der du gibst, was du beiseite bringen kannst; der war überzeugt, daß du ihr das Schwein geschickt hast. Ja, ja, du hast das Wesen dazu, solch ein Spaßvogel zu sein. Schon einmal hast du uns den Mugnone hinuntergeführt, schwarze Steine zusammenzulesen, und als du uns ohne Schiffszwieback auf die Galeere gebracht hattest, machtest du dich davon, und wolltest uns dann weismachen, du hättest jenen Stein gefunden. Und ebenso glaubst du uns jetzt mit deinen Betheuerungen aufzubinden, daß das Schwein, welches du verschenkt oder verkauft hast, dir gestohlen sei. Doch wir sind an deine Streiche schon gewöhnt, und kennen sie nun, und in Zukunft führst du uns nicht mehr an. Und weil wir, die Wahrheit zu sagen, es uns haben sauer werden lassen, jene Beschwörung zu machen, so gib uns nun rasch zwei

Paar Kapaunen; wo nicht, so sagen wir alles der Monna Tessa wieder."

Calandrino, der wohl einsah, daß jene ihm nicht glaubten, und der Aergers genug auf dem Halse hatte, sodaß er nicht wünschte, daß auch die Frau noch aufgebracht würde, lieferte nothgedrungen die zwei Paar Kapaunen aus. Nun salzten jene ihr Schwein ein, schafften es nach Florenz und ließen Calandrino mit dem Schaden und dem Spott zurück.

Siebente Geschichte.

Ein Gelehrter liebt eine Witwe, die in einen andern verliebt ist, und ihn eine Winternacht hindurch, auf dem Schnee stehend, ihrer warten läßt; dafür gibt er ihr einen Rath, infolge dessen sie in der Mitte des Juli einen ganzen Tag lang auf einem Thurme, nackt den Fliegen, den Wespen und der Sonne bloßgestellt, zubringt.

Viel hatten die Damen über den armen Calandrino gelacht, und mehr noch würden sie gelacht haben, wenn es ihnen nicht am Ende leid gethan hätte, ihm auch noch die Kapaunen von denen nehmen zu sehen, die ihm schon das Schwein entwendet hatten. Doch als nun das Ende gekommen war, befahl die Königin Pampineen, ihre Geschichte zu erzählen. Und diese begann sogleich folgendermaßen:

Geliebteste Mädchen, oft geschieht es, daß die List von der List besiegt wird, und darum ist es gar unverständig, sich daran zu ergötzen, daß man andere verhöhnt. Wir haben bei mehreren Geschichten viel über Possen gelacht, die einer dem andern gespielt hat; daß aber einer derselben irgend gerächt worden sei, ist uns nicht

erzählt worden. So nehme ich mir denn vor, euch einiges Mitgefühl für eine verdiente Wiedervergeltung einzuflößen, die einer unserer Mitbürgerinnen ertheilt wurde, welcher ihr Streich, indem er ihr heimgegeben ward, fast zu ihrem Tode auf das eigene Haupt zurückfiel. Dies zu hören, wird für euch nicht ohne Nutzen sein, weil ihr euch hiernach besser hüten werdet, andere zu verhöhnen, und befolgt ihr diese Lehre, so werdet ihr klug thun.

Es ist noch nicht viele Jahre her, daß in Florenz eine junge Frau, schön von Körper, stolz von Gemüth, gar adelich von Geburt, und mit allen Gütern des Glücks reichlich ausgestattet, Namens Helena, lebte. Diese war durch den Tod ihres Mannes zur Witwe geworden, und wollte nicht wieder heirathen, da sie sich in einen jungen schönen und liebenswerthen Mann, ganz nach ihrer Wahl, verliebt hatte, und sich, jeder andern Sorge ledig, unter Vermittelung einer Dienerin, der sie ganz vertrauen konnte, gar oft und zu ihrer großen Lust, frohe Stunden mit ihm machte.

In dieser Zeit geschah es, daß ein junger Mann, Namens Rinieri, ein Edelmann, aus unserer Stadt, nachdem er lange Zeit zu Paris den Studien obgelegen hatte, nicht etwa um nachher seine Wissenschaft, wie so viele thun, im einzelnen zu verhandeln, sondern um die Beziehungen der Dinge zueinander und die Ursachen derselben zu ergründen, wie dies einem wahrhaft adelichen Mann gar wohl ansteht, von Paris nach Florenz zurückkehrte, und hier sowol seines Adels als seiner Kenntnisse wegen hoch geehrt, als Bürger lebte. Aber, wie es oft geschieht, daß diejenigen, bei welchen die Einsicht tiefer Dinge am größten ist, am leichtesten von der Liebe gebunden werden, so geschah es auch mit diesem Rinieri.

Eines Tags nämlich, als er lustwandelnd zu einem Feste hinausgegangen war, wurden seine Augen diese Helena gewahr, welche, wie unsere Witwen zu gehen pflegen,

schwarz gekleidet ging, und seinem Urtheile solcher Schönheit und Anmuth voll erschien, wie er noch nie eine andere zu sehen geglaubt hatte. Selig, meinte er bei sich, müsse der zu nennen sein, dem der Himmel die Gunst verleihe, sie nackt in seinen Armen zu halten. Vorsichtig blickte er sie wieder und wieder an, und da er wußte, daß das Große und Werthe niemals ohne Mühe zu erlangen ist, beschloß er bei sich, jede Mühe und jede Sorgfalt aufzuwenden, um ihr zu gefallen, damit er durch dies Gefallen ihre Liebe, und durch diese wieder ihren Besitz gewinnen möchte.

Die junge Witwe, welche ihre Augen keineswegs zur Hölle niedersenkte, sondern ihren eigenen Werth ganz so hoch und noch höher anschlug als er war, und deshalb ihre Blicke kunstvoll umherschweifen ließ, sah sich öfters um und bemerkte bald einen jeden, der sie mit Wohlgefallen anschaute. So wurde sie denn auch den Rinieri gewahr, und sprach lächelnd bei sich selbst: „Nicht umsonst bin ich heute hierhergekommen; denn, irre ich nicht, so habe ich jetzt eben einen Gimpel bei dem Schnabel gefangen.“ Und nun fing sie an, ihn einige male verstohlen anzublicken, und bemühte sich, ihm so gut sie konnte zu zeigen, daß ihr an ihm gelegen sei. Andererseits wähnte sie, je mehr Liebhaber sie anlocke und mit dem Verlangen nach ihrer Gunst fange, um so höher steige der Werth ihrer Schönheit, vorzüglich auch in den Augen dessen, dem sie diese zugleich mit ihrer Liebe geschenkt hatte.

Der gelehrte Weisheitsschüler aber ließ nun alle philosophische Gedanken beiseite liegen, wandte seine ganze Seele nur auf sie, und fing in dem Glauben, ihr Wohlgefallen zu erwerben, sobald er ihr Haus erkundet hatte, an, hier häufig vorüberzugehen, indem er für diese Wanderungen verschiedene Vorwände zu finden wußte. Die Dame, welche sich, aus dem schon erwähnten Grunde, hierdurch geschmeichelt fühlte, stellte sich, als sähe sie ihn gern; der Gelehrte aber fand bald Mittel, sich mit ihrer Dienerin zu verständigen, dieser seine Liebe zu entdecken und sie zu

bitten, daß sie ihre Gebieterin bewege, ihm ihre Gunst zu schenken. Die Dienerin versprach alles Mögliche und erzählte das Geschehene ihrer Gebieterin, welche sie mit dem größten Lachen von der Welt anhörte und dann sagte: „Hast du gesehen, wo jener Herr die Weisheit eingebüßt hat, die er von Paris hierher gebracht? Nun wohlan, wir wollen ihm geben, was er sucht. Sobald er dich wieder anspricht, wirst du ihm sagen, daß ich ihn noch viel heftiger liebe, als er mich; allein daß ich meinen Ruf in Acht nehmen muß, um neben den andern Frauen mit freier Stirn einhergehen zu können; ist er so weise, wie man sagt, so muß diese Gesinnung mich ihm ja noch viel theuerer machen."

Ach, die Aermste, die Aermste! sie wußte nicht, ihr Mädchen, was es heißt, mit einem Gelehrten anzubinden.

Als die Dienerin ihn wieder antraf, richtete sie aus, was von ihrer Gebieterin ihr aufgetragen war. Froh schritt der glückliche Gelehrte nun zu heißern Bitten, fing an Briefe zu schreiben und Geschenke zu schicken; alles wurde willig angenommen. Indeß erfolgten keine andern Antworten, als ganz allgemeine, und so hielt sie ihn lange Zeit vergeblich hin. Inzwischen hatte die Dame ihrem Liebhaber alles entdeckt, und da dieser sich schon einigemale deshalb mit ihr überworfen und etwas Eifersucht gezeigt hatte, schickte sie, um zu beweisen, daß er mit Unrecht solchen Argwohn gegen sie habe, ihre Dienerin zu dem Gelehrten, der sie noch immer mit Bitten zu bestürmen fortfuhr, und ließ ihm von ihretwegen sagen: zwar habe sie, seitdem sie seiner Liebe gewiß sei, noch immer keine Gelegenheit finden können, etwas ihm Genehmes zu thun; während des bevorstehenden Weihnachtsfestes aber hoffe sie endlich mit ihm zusammensein zu können, und deshalb möge er, wenn es ihm gefalle, den Abend nach dem Fest, nachts in ihren Hof kommen, wo sie, sobald sie nur könnte, zu ihm eilen wolle.

Der Gelehrte, glücklicher als je ein Mensch, begab

sich zu der ihm bestimmten Zeit nach dem Hause der Witwe, wurde von der Dienerin in den Hof gelassen und darin eingeschlossen, und fing nun an, seine Dame zu erwarten. Diese, welche sich an ebendiesem Abend ihren Liebhaber hatte kommen lassen, erzählte ihm, nachdem sie fröhlich mit ihm gespeist hatte, was sie diese Nacht zu thun gedenke, und setzte dann hinzu: „Und nun sollst du sehen, wie groß und welcher Art die Liebe ist, die ich für den gefühlt habe und fühle, auf den du so thörichterweise eifersüchtig geworden bist.“ Diese Worte vernahm der Geliebte mit großer Seelenfreude und verlangte nun begierig danach, in Werken zu sehen, was die Dame ihm mit Worten versicherte.

Zufällig hatte es den Tag vorher sehr stark geschneit, und alles war mit Schnee bedeckt. Der Weisheitsschüler hatte daher noch nicht lange im Hofe verweilt, als es ihn heftiger zu frieren anfing, wie er wünschte; doch geduldig ertrug er dies, in der Hoffnung, sich bald zu erquicken. Eine Weile darauf sagte die Witwe zu ihrem Liebhaber: „Laß uns in die Kammer gehen; dort wollen wir von dem kleinen Fenster aus mit ansehen, was der treibt, der dich eifersüchtig gemacht, und hören, was er der Magd antworten wird, die ich zu ihm geschickt habe, mit ihm zu sprechen.“

Nun gingen sie zu einem Fensterlein, von welchem sie, ohne gesehen zu werden, herabsehen konnten, und hörten die Magd von einem andern Fenster her mit dem Gelehrten sprechen und sagen: „Rinieri, Madonna ist betrübter als je eine Frau war; denn eben heute abends ist einer ihrer Brüder eingetroffen, hat sich lange mit ihr unterhalten und verlangte dann mit ihr zu essen, und noch immer ist er nicht fort; allein ich glaube, er wird nun bald gehen. Aus diesem Grunde hat sie noch nicht zu dir kommen können; aber bald wird sie kommen. Sie bittet dich, daß es dir nicht leid thun möge, zu warten.“ Der Gelehrte, der dies alles für wahr hielt, erwiderte:

„Sage meiner Dame, sie solle sich um mich keinen Kummer machen, bis sie mit aller Bequemlichkeit zu mir herabkommen könne; allein sie möge es thun, sobald sie irgend kann.“

Nun kehrte die Magd zurück und legte sich zur Ruhe. Die Witwe aber sprach zu ihrem Liebhaber: „Nun, was meinst du jetzt? Glaubst du, daß, wenn ich ihn liebte, wie du fürchtest, ich ihn dort unten würde frieren lassen?“ — Nach diesen Worten begab sie sich mit ihrem Buhlen, der schon zum Theil beruhigt war, ins Bett, und sie verbrachten in Freude und Fröhlichkeit eine geraume Zeit, während sie des armen Gelehrten lachten und seiner spotteten.

Dieser schritt indeß im Hofe auf und ab, und bewegte sich heftig, um sich zu erwärmen, da er keinen Fleck hatte, wo er sitzen oder der Nachtluft entfliehen konnte; dabei verwünschte er des Bruders langes Verweilen bei seiner Dame und hielt jedes Geräusch, das er hörte, für eine Thür, welche die Witwe für ihn öffnete; immer aber war sein Hoffnung vergeblich.

Nachdem diese sich bis gegen Mitternacht mit ihrem Geliebten erfreut hatte, frug sie ihn: „Was dünkt dich, geliebte Seele, von unserm Gelehrten? Kommt dir sein Verstand größer vor, oder die Liebe, die ich zu ihm fühle? Und wird dir der Frost, den ich ihn erproben lasse, die Eifersucht aus der Brust verbannen, welche meine Scherzesworte neulich darin erweckten?“ — „Herz meines Leibes“, antwortete der Liebhaber; „ja, ich sehe nun ein, so wie du mein größter Schatz, meine Ruhe, mein Entzücken und meine ganze Hoffnung bist, so bin ich auch die deinige.“ — „Nun denn“, antwortete die Dame, „so küsse mich wol tausendmal, um zu sehen, ob du die Wahrheit sprichst.“ — Der Liebhaber schloß sie fest in seine Arme und gab ihr nicht tausend, sondern mehr als hunderttausend Küsse.

Nachdem sie in solchem Gespräch noch einige Zeit zugebracht, sagte die Dame: „Jetzt laß uns ein wenig auf-

stehen und zusehen, ob das Feuer, indem dieser mein neuer Verehrer zu brennen mir alle Tage schriftlich betheuerte, etwas erloschen sei." — Dann erhoben sie sich, gingen zu dem gewohnten Fenster, von wo sie in den Hof hinabschauten und den armen Gelehrten einen Hopser über den andern bei der Musik seiner klappernden Zähne auf dem Schnee tanzen sahen, und zwar in so geschwindem Zeitmaße und in so schneller Folge, daß sie noch nie dergleichen gesehen hatten. „Nun", sprach die Witwe, „was sagst du dazu, meine süße Hoffnung? Dünkt es dich jetzt, daß ich es verstehe, die Männer ohne Trompete und Schalmei tanzen zu machen?" — Lächelnd antwortete ihr der Liebhaber: „Ja wohl, meine süße Lust."

„Jetzt wollen wir hinunter bis zur Thür gehen", sagte die Dame; du bleibst ruhig stehen, und ich will mit ihm sprechen, damit wir hören, was er sagen wird; vielleicht gewährt uns das nicht weniger Scherz, als wir gehabt haben, ihm zuzusehen." Nun öffnete sie die Kammer; still gingen sie zur Hofthür hinunter, und ohne sie zu öffnen, rief die Witwe durch ein kleines darin befindliches Loch mit leiser Stimme ihn zu sich. Als der Gelehrte sich rufen hörte, lobte er Gott, indem er nun gewiß eingelassen zu werden hoffte; er trat daher an die Thür und antwortete: „Hier bin ich, Madonna. Oeffnet um Gottes willen, denn ich sterbe vor Frost." — „Ach Gott", antwortete ihm die Dame, „ich weiß es ja, wie erstarrt du sein mußt! Die Kälte ist gewiß sehr groß, weil hier etwas Schnee gefallen ist! Doch weiß ich wohl, daß in Paris viel mehr fällt. Noch kann ich dir nicht aufmachen, weil dieser mein verwünschter Bruder, der gestern abends hierherkam, um mit mir zu essen, noch immer nicht fort ist; aber nun wird er bald gehen, und dann komme ich ohne Weilen, dir zu öffnen. Nur mit großer Mühe habe ich mich jetzt von ihm fortgestohlen, um dir einigen Trost zu bringen, damit dir das Warten nicht allzu schwer falle." — „Ach, Madonna",

erwiderte der Gelehrte, „ich bitte Euch um Gott, öffnet mir, damit ich dort drinnen unter Dach und Fach weilen könne. Denn seit kurzem ist der dichteste Schnee von der Welt gefallen und noch immer schneit es fort; dort will ich auf Euch warten, solange es Euch gefällt.“ — „Weh mir, mein süßes Leben“, entgegnete ihm die Dame, „das kann ich nicht; denn diese Thür macht beim Oeffnen ein solch arges Geräusch, daß mein Bruder es gar leicht hören würde, wenn ich dir aufmachte. Aber ich will zu ihm gehen und ihm sagen, daß er sich fortmache, damit ich dann wiederkommen und dir aufthun kann.“ — „So gehet denn gleich“, sagte der Gelehrte, „und ich bitte Euch, laßt ein gutes Feuer anmachen, damit ich mich erwärmen kann, sobald ich hineinkomme; denn ich bin am ganzen Leibe so kalt, daß ich mich selber kaum noch fühle.“ — „Das kann wol nicht sein“, entgegnete die Witwe, „wenn anders wahr ist, was du mir so oft geschrieben hast, nämlich, daß du aus Liebe zu mir ganz in Flammen seiest; ich bin daher gewiß, daß du nur Scherz treiben willst. Doch jetzt gehe ich; warte und sei gutes Muths.“

Der Liebhaber, der alles dies zu seinem großen Ergötzen mit anhörte, kehrte mit ihr hierauf in das Bett zurück, wo sie nur wenig schliefen, sondern fast die ganze Nacht in gemeinsamer Lust und Spöttereien über den Gelehrten verbrachten. Endlich wurde der Aermste, der fast zum Storche geworden — so laut klapperte er mit den Zähnen — gewahr, daß er verhöhnt werde, und rüttelte nun mehrere male an der Thür, ob er sie öffnen könne, und suchte umher, ob anderswo ein Ausgang zu finden sei; allein da er keine Gelegenheit entdeckte, lief er, wie ein Löwe im Käfig, im Hofe umher, fluchte dem argen Wetter, der Schlechtigkeit der Dame, der Länge der Nacht und zuletzt seiner eigenen Thorheit. Von heftigem Unwillen gegen sie ergriffen, verwandelte er die lange und brennende Liebe, die er zu ihr gehegt, plötzlich in den wil-

desten und grausamsten Haß, und trug sich mit vielerlei argen Gedanken, wie er ausgesuchte Rache an ihr nehmen könne, welche er nun noch viel heftiger begehrte, als er vorher danach verlangt hatte, mit der Geliebten zusammen zu sein.

Nach vielem und langem Warten näherte sich die Nacht endlich dem Tage, und das Zwielicht begann zu erscheinen. Deshalb stieg denn die wohlunterwiesene Dienerin der Dame hinunter, öffnete den Hof und sagte, indem sie Mitleid mit ihm heuchelte: „Die böse Zeit über ihn, der uns gestern so in die Quere kam! Uns hat er die ganze Nacht hindurch geärgert und geplagt, dich aber fast erfrieren lassen. Indeß weißt du was? Trag es in Geduld; denn was diese Nacht nicht hat sein können, wird ein andermal geschehen. Soviel weiß ich, daß Madonna nichts hätte begegnen können, was ihr unangenehmer gewesen wäre, als ebendies.“ Wie entrüstet unser Gelehrter auch war, so wußte er doch als ein Weiser gar wohl, daß Drohungen nichts anderes sind, als Waffen für den Bedrohten; daher verschloß er still in seiner Brust, was der ungezügelte Wille hinauszustoßen begehrte, und sprach mit leiser Stimme, ohne sich im mindesten erzürnt zu zeigen: „In der That, ich habe die schlimmste Nacht bestanden, die ich je gehabt habe; doch habe ich wohl eingesehen, daß deine Gebieterin keinerlei Schuld daran hat; war sie doch so mitleidig mit mir, daß sie selbst hier herunterkam, um sich zu entschuldigen und mich zu trösten, und, wie du sagst, was diese Nacht nicht gewesen ist, kann wol ein andermal geschehen; empfiehl mich ihr und geh' mit Gott.“

Dann schlich er, von Frost fast ganz verkrummt, so gut er konnte, nach Hause. Hier warf er sich, zum Tode ermüdet, wie er war, zum Schlafen auf das Bett, wo er, an Armen und Beinen fast gänzlich gelähmt, wieder erwachte. Er sandte daher zu einem Arzte, sagte ihm, welchen Frost er ausgestanden, und ließ ihn für seine

Gesundheit die nöthigen Vorkehrungen treffen. Die Aerzte wandten so kräftige und schnellwirkende Heilmittel an, daß es ihnen nach einiger Zeit, obwol mit Mühe gelang, ihn wieder herzustellen und die zusammengezogenen Nerven wieder auszudehnen; doch, wäre er nicht jung gewesen und die warme Jahreszeit nicht dazugekommen, so würde er noch unsäglich viel auszustehen gehabt haben. Nachdem er aber wieder frisch und gesund geworden, verschloß er seinen Haß im Innern und stellte sich verliebter als je in seine Witwe.

Nun geschah es nach Verlauf einer gewissen Zeit, daß das Glück dem Gelehrten Gelegenheit bot, seinen Wunsch zu befriedigen. Der junge Mann, den die Witwe geliebt hatte, verliebte sich, ohne irgend auf die Neigung, die sie für ihn hegte, Rücksicht zu nehmen, in eine andere, und wie er nun jener zu Gefallen schlechthin nichts mehr sagen oder thun wollte, begann sie sich in Thränen und Kummer zu verzehren. Ihre Dienerin aber, welche das größte Mitleid mit ihr fühlte und keinen andern Weg sah, ihre Gebieterin von dem Schmerz über den verlorenen Liebhaber aufzurichten, verfiel, da sie den Gelehrten noch immer nach gewohnter Art durch die Straße vorübergehen sah, auf den thörichten Gedanken, daß der Geliebte ihrer Dame durch irgendein Zaubermittel zu der gewohnten Liebe müsse zurückgerufen werden können, und daß in solchen Dingen der Gelehrte ein großer Meister sein müsse. Diese Gedanken theilte sie ihrer Gebieterin mit, welche unverständig genug war, nicht zu bedenken, daß, wenn der Gelehrte sich auf Zauberei verstanden hätte, er sie wol für sich angewendet haben würde, weshalb sie auf die Reden ihrer Dienerin einging und ihr sogleich auftrug, ihn auszuforschen, ob er es thun wolle, und ihm für gewiß zu versprechen, daß sie als Lohn dafür alles thun wolle, was ihm beliebe. Die Magd richtete die Botschaft gut und sorgfältig aus. Als der Gelehrte sie hörte, sprach er voller Freude bei sich selbst:

„Gott sei gelobt! die Zeit ist gekommen, wo ich mit deiner Hülfe dies schändliche Weib für die Beleidigung, die sie mir zum Lohn für meine große Liebe zu ihr angethan, zur Strafe ziehen kann." — Dann sprach er zu der Magd: „Sage meiner Dame, sie solle sich darüber keine Sorge machen; denn, wäre ihr Liebhaber auch in Indien, so will ich ihn doch nöthigen, daß er zu ihr komme und sie für alles, was er gegen ihr Gefallen gethan hat, um Vergebung bitte. Das Mittel aber, das sie zu dem Ende einzuschlagen hat, gedenke ich ihr selbst zu sagen wann und wo es ihr genehm ist. Dies bestelle ihr und tröste sie von meinetwegen."

Diese Antwort richtete die Magd aus, und es wurde verabredet, daß sie in Santa Lucia del Prato zusammenkommen sollten. Als nun die Witwe und der Gelehrte hier allein miteinander sprachen, gedachte sie nicht, wie sie ihn fast dem Tode preisgegeben hatte, sondern eröffnete ihm alle ihre Angelegenheiten und alles was sie wünschte, und beschwor ihn, für ihr Bestes zu sorgen.

„Madonna", entgegnete ihr der Gelehrte, „es ist wahr, daß unter andern Dingen, die ich in Paris erlernte, auch die Nekromantik war, und ich weiß von ihr in der That soviel, als sie zu lehren vermag; weil sie aber Gott sehr zum Misfallen gereicht, hatte ich geschworen, sie nie, weder für mich, noch für andere zu üben. In der That ist indeß, die Liebe, die ich für Euch fühle, von solcher Gewalt daß ich nicht weiß, wie ich Euch etwas abschlagen soll, was Ihr mir zu thun gebietet, und darum bin ich, selbst wenn ich um deswillen dem Teufel verfallen sollte, bereit, es zu thun, weil Ihr es wollt. Doch mache ich Euch darauf aufmerksam, daß die Sache schwerer ist, als ihr vielleicht glaubt, und besonders, wenn eine Frau einen Mann zu ihrer Liebe zurückführen will, oder umgekehrt der Mann eine Frau. Dies kann nur durch die eigene Person dessen geschehen, um den es sich handelt, und ferner gehört dazu, daß wer es unternimmt, starken

Gemüthes sei; denn es muß des Nachts an einsamen Orten und ohne alle Begleitung geschehen. Dies alles sind aber Dinge, von denen ich nicht weiß, ob und inwieweit Ihr entschlossen seid, sie zu unternehmen." Hierauf antwortete die Dame, die mehr verliebt war als verständig: „Die Liebe treibt mich auf solche Weise, daß es nichts gibt, was ich nicht unternähme, um den wieder zu erlangen, der mit Unrecht mich verlassen hat; darum, gefällt es dir, so sage mir, in was ich so fest sein muß."

Der Gelehrte, der auf Rache sinnend, Arges im Schilde führte, sprach hierauf: „Madonna, ich habe Euch ein Bild von Zinn zu machen, das denjenigen bedeutet, den Ihr wieder zu erlangen wünscht. Wenn ich Euch dies geschickt haben werde, müßt Ihr kurz vor dem Neumond Euch mit jenem Bilde nackt und ganz allein in einem fließenden Wasser zur Zeit des ersten Schlafs siebenmal baden, und dann, so nackt wie Ihr seid, auf einen Baum oder auf irgendein unbewohntes Haus hinaufsteigen und, mit dem Bilde in der Hand, gegen Norden gewendet, siebenmal gewisse Worte sprechen, die ich Euch geschrieben geben werde. Wenn Ihr diese gesagt habt, werden zwei Jungfrauen, so schön als die schönsten, die Ihr je gesehen, zu Euch kommen, Euch begrüßen und freundlich Euch fragen, was Ihr wünschet, daß geschehe. Diesen müßt Ihr Eure Wünsche genau und vollständig eröffnen, und hütet Euch wohl, daß Ihr dabei nicht etwa *ein* Wort, oder *einen* Namen mit dem andern verwechselt. Habt Ihr ihnen das gesagt, so werden sie verschwinden, und Ihr könnt dann dorthin zurückkehren, wo Ihr Eure Kleider gelassen habt, Euch wieder anziehen und nach Hause gehen. Alsdann wird die folgende Nacht gewiß noch nicht zur Hälfte verstrichen sein, daß Euer Liebhaber weinend zu Euch kommen und Euch um Gnade und Mitleid anflehen wird, und wisset, daß er von da ab Euch nie mehr um einer andern willen verlassen wird."

Als die Dame dies hörte, vertraute sie so fest darauf,

daß sie schon ihren Geliebten wieder in den Armen zu halten wähnte, und mit wiederkehrender Freudigkeit sprach sie: „Sorge nicht, ich will dies alles gar wohl vollbringen; denn ich habe die beste Gelegenheit von der Welt dazu. Ich selbst besitze ein Gut gegen das obere Arnothal hin, das ganz nahe am Ufer des Flusses liegt; auch ist es jetzt Juli, und das Baden wird mir ein Vergnügen sein. Ueberdies erinnere ich mich, daß sich nicht weit vom Flusse ein kleiner Thurm befindet, der völlig unbewohnt ist, außer daß auf einer Leiter von Kastanienholz, die sich dort befindet, zuweilen ein Hirt auf den Söller hinaufsteigt, um von jenem einsamen und abgelegenen Orte aus nach seinem verirrten Vieh sich umzusehen. Dort will ich hinaufsteigen, und so gedenke ich auf das beste von der Welt alles das auszuführen, was du mir auferlegst."

Der Gelehrte, der dieses Gut der Dame und den kleinen Thurm hinlänglich kannte, antwortete, zufrieden, sich nun ihres Entschlusses versichert zu haben: „Madonna, ich war nie in jener Gegend, und so kenne ich weder Euer Gut, noch den Thurm; jedoch, wenn es sich so verhält, wie Ihr sagt, so kann es ja in der Welt nicht besser treffen. Und darum will ich Euch, sobald es an der Zeit sein wird, das Bild und die Beschwörung schicken; zugleich aber bitte ich Euch angelegentlich, daß, wenn demnächst Euer Verlangen erfüllt ist und Ihr erkannt haben werdet, wie wohl ich Euch gedient habe, Ihr auch meiner Euch erinnern und nicht vergessen möget, das mir gegebene Versprechen zu halten." Das wolle sie ohne Fehl thun, entgegnete ihm die Dame, nahm dann von ihm das Geleit und kehrte nach Hause zurück.

Der Gelehrte ließ nun, froh, daß sein Plan in Erfüllung zu gehen versprach, das Bild mit angemessenen Zauberzeichen verfertigen, schrieb irgendeine Erfindung als Beschwörungsformel auf und schickte diese, als es ihm an der Zeit schien, der Witwe, indem er ihr zugleich sagen ließ, daß sie ohne Aufschub in der folgenden Nacht voll-

bringen möge, was er ihr gesagt habe. Dann aber begab er sich mit einem Diener heimlich zu dem Hause eines seiner Freunde, das nahe bei dem kleinen Thurm lag, um hier sein Vorhaben zu Ende zu führen. Die Dame an ihrem Theil machte sich mit ihrer Dienerin gleichfalls auf den Weg und verfügte sich nach ihrem Gute.

Als die Nacht gekommen war, that sie, als wolle sie zu Bette gehen, und schickte die Dienerin schlafen; allein zur Stunde des ersten Schlafs schlich sie sich heimlich aus dem Hause und ging zum Ufer des Arno, nahe bei dem kleinen Thurm. Hier blickte sie erst nach allen Seiten umher, und da sie niemand sah oder hörte, entkleidete sie sich, verbarg ihre Kleider unter einem Strauch, badete sich siebenmal mit dem Bilde und begab sich dann, nackend und das Bild in der Hand, nach dem Thurme hin. Der Gelehrte, welcher beim Einbruch der Nacht sich mit seinem Diener unter Weiden und andern Bäumen in der Nähe des Thurmes versteckt und von hier aus dies alles mit angesehen hatte, fühlte, als sie so nackend hart an seiner Seite vorüberging, als er sah, wie die Dunkelheit der Nacht durch die Weiße ihres Körpers besiegt ward, und als er ihren Busen und die übrigen Theile ihres Körpers beschaute und sie durchaus schön fand, und nun bei sich überdachte, was binnen kurzem aus diesem allen werden würde, sich von einigem Mitleid für sie ergriffen. Andererseits überfiel ihn auch plötzlich der Stachel des Fleisches, und hieß ihm, indem er einen Schlafenden zur Auferstehung weckte, aus seinem Versteck hervorzubrechen, sie zu fassen und seine Lust an ihr zu fühlen; und wenig fehlte, so hätte er sich von dem einen und von dem andern zugleich besiegen lassen. Als er aber wieder gedachte, wer er selbst sei und von welcher Art die Schmach gewesen, die er empfangen, und warum und von wem, entflammte sich sein Zorn von neuem so, daß er Mitleid sowol als Begierde des Fleisches verjagte, in seinem Vorsatz standhaft blieb und sie vorübergehen ließ.

Die Witwe stieg indeß den Thurm hinauf, wandte sich gegen Norden und fing an, die Worte herzusagen, welche der Gelehrte ihr gegeben hatte. Während dessen schlich sich dieser bald nach ihr leise in den Thurm, hob ganz sachte die Leiter weg, die auf den Söller hinaufführte, auf dem die Dame sich befand, und erwartete demnächst, was sie sagen und thun würde. Nachdem sie siebenmal ihre Beschwörungsformel hergesagt hatte, fing sie an, die beiden Jungfrauen zu erwarten; so lange aber mußte sie ihrer harren, daß sie, der Kühle zu geschweigen, die sie bald stärker empfand, als sie gewünscht hätte, endlich die Morgenröthe erscheinen sah. Betrübt darüber, daß nicht erfolgt war, was der Gelehrte ihr versprochen hatte, sagte sie daher zu sich selbst: „Fast fürchte ich, daß jener mir hat eine Nacht verschaffen wollen, wie ich sie ihm gab; hat er indeß in solcher Absicht gehandelt, so hat er es schlecht verstanden, sich zu rächen; denn nicht den dritten Theil so lang ist diese Nacht gewesen, als die seine war, ungerechnet, daß während jener die Kälte wol schlimmerer Art war.“

Damit nun der Tag sie dort nicht überrasche, wollte sie nachgerade von dem Thurm herabsteigen; allein sie fand die Leiter nicht mehr. Da verließ sie der Muth, als wäre die Welt plötzlich unter ihren Füßen verschwunden, und verzweifelt fiel sie auf den Estrich des Thurms nieder. Als ihre Lebenskräfte zurückkehrten, begann sie bitterlich zu weinen und zu wehklagen, und wohl erkennend, daß dies das Werk des Gelehrten sein müsse, klagte sie sich laut an, zunächst, daß sie ihn beleidigt, dann aber auch, daß sie dem vertraut habe, den sie verdienterweise für ihren Feind halten mußte. Lange brachte sie in diesen Klagen zu; dann blickte sie umher, ob irgendeine Möglichkeit herabzusteigen vorhanden wäre, und da sie diese nicht fand, begann sie von neuem ihre Klage. Ein bitterer Gedanke verscheuchte bei ihr den andern, und sie sagte zu sich selbst: „O du Unglückliche! Was werden deine Brüder sagen, deine

Verwandten, deine Nachbarn und überhaupt ganz Florenz, wenn man erfahren wird, du seist hier nackt betroffen worden? Deine Ehrbarkeit, die so groß geschienen, wird als eine falsche erkannt werden, und wenn du auch dafür lügnerische Ausreden erfändest, wie es deren vielleicht noch gäbe, so wird der verwünschte Gelehrte, der alle deine Angelegenheiten kennt, dir zu lügen nicht erlauben. O Unglückliche, die du zu gleicher Zeit den zu deinem Unheil geliebten Jüngling und deine eigene Ehre verloren hast!" — Und hiernach kam ein solcher Schmerz über sie, daß sie fast im Begriffe war, sich von dem Thurm auf den Erdboden hinabzustürzen.

Indeß hatte die Sonne sich bereits erhoben und die Witwe sich der Brustwehr des Thurms auf der einen Seite genähert, um zu sehen, ob nicht irgendein Knabe mit seinem Vieh nahe sei, den sie zu ihrer Dienerin schicken könne. Da geschah es, daß der Gelehrte, der am Fuß eines Gesträuchs etwas geschlafen hatte, erwachte, sie erblickte und von ihr gesehen wurde. „Guten Tag, Madonna!" rief er ihr zu, „sind die Jungfrauen noch nicht gekommen?" — Als die Witwe ihn sah und seine Worte hörte, fing sie abermals heftig zu weinen an, und beschwor ihn, daß er in den Thurm komme, damit sie ihn sprechen könne. Hierin war der Gelehrte ihr vollkommen willfährig. Die Dame legte sich nun lang auf den Estrich hin, streckte nur den Kopf über die Oeffnung des Breterbodens und sprach unter Thränen: „Gewiß, Rinieri, wenn ich dir eine üble Nacht gab, so hast du dich wohl an mir gerächt; denn ist es gleich Juli, so habe ich, nackt wie ich bin, in dieser Nacht doch zu erstarren gemeint; überdies aber habe ich den Trug, den ich gegen dich beging, und die Thorheit, mit der ich dir vertraute, so bitter beweint, daß es ein Wunder ist, wenn meine Augen mir noch im Kopfe geblieben sind. Und darum beschwöre ich dich, nicht bei deiner Liebe zu mir, die du nicht lieben kannst, sondern bei dir selbst, der du ein Edelmann bist, daß

dir als Rache für die Schmach, die ich dir erwies, genüge, was du bis jetzt gethan hast, daß du mir meine Kleider reichen lassest, damit ich von hier hinabsteigen könne, und daß du mir nicht rauben wollest, was du mir nachher, auch wenn du möchtest, nicht wiedergeben kannst, nämlich meine Ehre. Denn, raubte ich dir auch die Freude, jene Nacht bei mir zu sein, so kann ich ja, sobald es dir gefällt, diese dir tausendmal für einmal wiedergeben. Dies sei dir also genug, und es genüge dir wie einem Ehrenmann, dich rächen gekonnt und mir dies bewiesen zu haben; nicht aber gebrauche deine Macht gegen ein Weib. Es ist ja für den Adler kein Ruhm, die Taube besiegt zu haben; deshalb, um Gottes Liebe und deiner eigenen Ehre willen, habe Erbarmen mit mir!"

Der Gelehrte, welcher in harter Seele die empfangene Beschimpfung bei sich erwog und nun die Witwe weinen und flehen sah, fühlte zu gleicher Zeit Lust und Leid im Herzen; Lust über die Rache, welche er mehr als alles andere begehrt hatte, und Leid, weil ihn seine Menschlichkeit dabei zum Mitgefühl mit der Unglücklichen bewegte. Da jedoch die Menschlichkeit nicht vermochte, die Grausamkeit seines Begehrens zu besiegen, antwortete er: „Madonna Helena, wenn meine Bitten — die ich freilich weder so mit Thränen anzufeuchten, noch so zu verzuckern wußte, wie du jetzt die deinigen — während jener Nacht, als ich in deinem mit Schnee erfüllten Hofe fast vor Kälte starb, mir mindestens dazu gedient hätten, daß du mich ein wenig unter Dach und Fach hättest treten lassen, so würde es mir leicht sein, jetzt dein Flehen zu erhören. Ist dir aber jetzt soviel mehr als in früherer Zeit an deiner Ehre gelegen, und ist es dir so entsetzlich, dort oben nackt zu stehen, so wende dieses dein Flehen an denjenigen, in dessen Armen nackt zu weilen dir in jener Nacht, deren du dich selbst wohl erinnerst, nicht schwer fiel, indeß du mich mit klappernden Zähnen, den Schnee zertre-

tend, in deinem Hofe umhergehen hörtest; von ihm laß dir helfen, von ihm dir deine Kleider reichen und die Leiter, auf der du heruntersteigest, von ihm dir anlegen; in ihm suche das Zartgefühl deiner Ehre zu wecken, für den du diese jetzt, wie tausend anderemale preiszugeben nicht angestanden hast. Warum rufst du ihn nicht herbei, daß er dir zu Hülfe komme? Wem gebührte dies mehr als ihm? Du bist ja die seinige, und was auf der Welt soll er hüten, wem helfen, wenn er dir nicht hilft? Rufe ihn, Thörin, die du bist, und versuch' es, ob die Liebe, die du für ihn hegst, und seine und deine eigene Klugheit dich vor meiner Thorheit erretten können; du frugst ihn damals scherzend, ob ihm meine Thorheit oder deine Liebe zu ihm größer erschiene. Sei aber jetzt nicht gegen mich freigebig mit dem, was ich nicht mehr begehre und was du, wenn ich es begehrte, mir nicht verweigern könntest. Spare deinem Liebhaber die Nächte auf, wenn es geschehen sollte, daß du lebend von hier fortkommst. Dein und sein mögen sie bleiben; ich hatte an einer einzigen genug, und einmal verhöhnt zu sein, möge mir genügen. Noch übst du die alte List in deiner Rede; du bestrebst dich, indem du mich lobest, meine Großmuth zu gewinnen, und nennest mich ehrenwerth und einen Edelmann, und hoffst in der Stille, daß ich aus Großmuth davon abstehe, dich für deine Bosheit zu strafen. Aber deine Schmeicheleien sollen mir jetzt die Augen des Verstandes nicht ebenso umnebeln, wie einst deine treulosen Versprechungen es thaten. Ich habe mich selbst erkannt, und so lange ich auch in Paris verweilte, habe ich nicht so viel über mich selbst gelernt, als du in einer einzigen Nacht mich durch dein Betragen hast erkennen lassen. Doch gesetzt auch, ich wäre großmüthig, so gehörst du nicht zu denen, welchen gegenüber die Großmuth ihre Wirkungen zu zeigen hat. Das Ende der Buße für solche wilde Thiere, wie du bist, sowie das der Rache an ihnen, soll nur der Tod sein; während Menschen

gegenüber das genügt, was du sagtest. Drum, bin ich auch kein Adler, so erkenne ich doch auch dich nicht für eine Taube, sondern für eine giftige Schlange, die ich, als einen uralten Feind, mit jeglichem Haß und jeglicher Gewalt zu verfolgen gedenke, obschon alles, was ich gegen dich thue, nicht eigentlich Rache, sondern vielmehr nur Züchtigung genannt werden kann; denn die Rache übersteigt nothwendig die Beleidigung, und diese deine Züchtigung wird sie noch nicht einmal erreichen. Wollte ich mich rächen, so würde, wenn ich dabei auf den Zustand sehe, in den du meine Seele versetztest, dein Leben, auch wenn ich es dir rauben wollte, mir nicht genügen, und ebenso wenig das von hundert andern deinesgleichen; denn ich würde immer nur ein verächtliches, schlechtes und schuldiges Weiblein tödten. Was, zum Teufel, bist du denn, wenn man das bischen Gesicht wegdenkt, das wenige Jahre mit Runzeln anfüllen und verderben werden, was bist du mehr als jede andere jämmerliche Magd? Und doch lag es nicht an dir, daß du einen Ehrenmann, wie du mich eben erst nanntest, nicht zum Tode führtest, dessen Leben an einem einzigen Tage der Welt mehr nützen kann, als hunderttausende deinesgleichen, solange die Welt stehen wird, vermögen. Ich will dir also durch diese Züchtigung, die du ausstehst, zeigen, was es heißt, Männer zu verhöhnen, welche tiefer zu blicken wissen, und was es sagen will, eines Gelehrten zu spotten, auf daß du in Zukunft, wenn du hier mit dem Leben davonkommst, nie wieder in diese Thorheit verfallen mögest. Doch, hast du so großes Verlangen von dort herabzukommen, warum stürzest du dich nicht auf die Erde? Dann wirst du dir, mit Gottes Hülfe, den Hals brechen, und dadurch zugleich aus der Pein kommen, in der du zu sein glaubst, und mich zu dem zufriedensten Menschen von der Welt machen. Nun will ich dir nichts weiter sagen: ich wußte es zu veranstalten, daß du dort

hinaufstiegst; erfinde du jetzt das Mittel herabzusteigen, wie du das erfandest, mich zu verhöhnen."

Während der Gelehrte also sprach, weinte die unglückliche Witwe unausgesetzt; inzwischen verging die Zeit und die Sonne stieg immer höher. Doch als sie ihn schweigen hörte, begann sie: „Grausamer Mann, ward dir jene verwünschte Nacht so schwer und schien dir mein Verschulden so groß, daß dich weder meine jugendliche Schönheit, noch meine herben Thränen, oder mein demüthiges Flehen erweichen können, so laß wenigstens dadurch dich einigermaßen rühren und deine Strenge mindern, daß ich dir von neuem vertraute und alle meine Geheimnisse dir offenbarte, indem ich eben hierdurch deinem Verlangen, mich zur Erkenntniß meines Unrechts zu bringen, Gelegenheit bot; denn ohne diese vertrauensvolle Hingebung hättest du nie das Mittel gefunden, dich an mir zu rächen, was du doch mit solcher Begierde ersehntest. Drum lasse nun ab von deinem Zorne und vergib mir. Ich bin, wenn du mir verzeihen und mich von hier hinunterlassen willst, bereit, den treulosen Jüngling gänzlich aufzugeben und dich allein für meinen Geliebten und Herrn anzuerkennen, obschon du meiner Schönheit spottest und sie für vergänglich und wenig werth erklärst. Doch, wie auch sie und die aller andern Frauen beschaffen sei, so weiß ich doch, daß wäre sie aus keinem andern Grunde werth zu halten, sie es um deswillen ist, weil sie das Verlangen, die Freude und das Ergötzen der männlichen Jugend ausmacht, und du bist keineswegs alt. Ja, wie grausam ich auch von dir behandelt werde, so kann ich doch nicht glauben, daß du wünschest, mich eines so ehrlosen Todes sterben zu sehen, als ich ihn fände, falls ich mich wie eine Verzweifelte vor deinen Augen, denen ich, wenn du nicht damals, wie du es jetzt geworden bist, ein Lügner warst, einst so sehr gefiel, von diesem Thurme hinabstürzte. Um Gott, hab' Mitleid mit mir und Erbarmen. Die Sonne fängt an

heiß zu glühen, und wie mich die Kälte in dieser Nacht gequält, so beginnt ihr Strahl mir jetzt höchst beschwerlich zu fallen."

Hierauf entgegnete ihr der Gelehrte, der Gefallen daran fand, sie mit Worten hinzuhalten: „Dein Zutrauen, Madonna, überlieferte dich jetzt meinen Händen nicht aus Liebe, die du für mich fühltest, sondern um den wiederzugewinnen, den du verloren hattest, und verdient darum nichts anderes als größere Strafe; und thörichterweise glaubst du, wenn du es anders glaubst, daß dieser Weg allein und kein anderer mich zu der von mir ersehnten Rache habe führen können. Tausend andere hatte ich dazu, mit tausend Schlingen hatte ich deine Füße dadurch umstrickt, daß ich dich noch immer zu lieben vorgab, und nicht lange hätte es währen können, so mußtest du, auch wenn es nicht auf diese Weise geschah, nothwendig in eine derselben fallen. Ja, in keine hättest du gerathen können, welche dir nicht zu größerer Strafe und Schmach, als diese ist, ausgeschlagen wäre; diesen Weg aber ergriff ich, nicht um dich zu schonen, sondern um desto früher meiner Rache froh zu werden. Ja, wäre mir auch jeder andere fehlgeschlagen, so wäre mir die Feder doch nicht entgangen, mit der ich solche und so beschaffene Dinge von dir geschrieben haben würde, und das auf solche Art, daß, wenn du sie wiedererfahren hättest, du jeden Tag tausendmal gewünscht haben würdest, niemals geboren zu sein. Die Macht der Feder ist um vieles größer, als diejenigen ermessen, die sie aus Erfahrung nicht erprobt haben, und ich schwöre zu Gott — und mag er mich der Rache, die ich jetzt an dir nehme, bis ans Ende froh machen, wie er es mit ihrem Anfang gethan hat —, daß ich Dinge von dir geschrieben haben würde, um derentwillen du nicht allein vor andern, sondern vor dir selbst schamroth, dir, um dich nicht mehr zu sehen, die Augen ausgerissen haben würdest; wirf also dem Meere nicht vor, daß es durch den kleinen Bach gewachsen sei.

„Aus deiner Liebe, und daraus, daß du mein werdest, mache ich mir, wie gesagt, nicht das mindeste. Gehöre nur immer dem an, dessen du warst — wenn du es fernerhin kannst; ich aber liebe ihn um der Art willen, wie er nun gegen dich gehandelt hat, jetzt ebenso, wie ich ihn einst haßte. Ihr Weiber verliebt euch und begehrt die Liebe der Jünglinge, weil ihr sie vielleicht mit etwas lebhafterer Gesichtsfarbe und schwärzerm Bart selbstzufrieden einherschreiten, tanzen und turniren sehet; alles dies aber besaßen auch diejenigen, die nun etwas älter geworden sind, und noch außerdem wissen sie schon, was jene noch zu lernen haben. Ihr haltet sie für bessere Ritter und glaubt, daß sie mehr Meilen im Tage zurücklegen, als die gereiftern Männer. Ich selbst räume ein, daß sie euer Pelzchen mit größerer Kraft durchschütteln; aber die Gereiftern wissen, ihrer Erfahrung zufolge, besser die Flecke, wo der Floh nistet, und das Wenige, aber Schmackhaftere ist dem Vielen und Geschmacklosen bei weitem vorzuziehen. Der scharfe Trab schmerzt und ermüdet den Reiter, wie jung er auch sei, während ein bequemer Schritt, wenn auch etwas später, doch behaglich zur Herberge führt. Ihr unverständige Weiblein seht nicht ein, wie viel Uebel sich unter diesem bischen Außenseite birgt. Nicht mit einer sind die Jünglinge zufrieden, sondern so viele sie sehen, so viele begehren sie, so vieler glauben sie würdig zu sein. Deshalb kann ihre Liebe nicht beständig sein, und das Zeugniß dafür kannst du jetzt selbst ablegen. Werden sie von ihren Schönen geehrt und geliebkost, so meinen sie, ihnen geschehe nur, was ihnen gebührt, und einen größern Ruhm kennen sie nicht, als diejenigen prahlend aufzuzählen, die sie besessen haben; schon viele Weiber hat diese eine Sünde den Mönchen zugeführt, welche wenigstens nichts wiedersagen. Und wenn du behauptest, niemand als deine Dienerin und ich kennen deine Liebe, so weißt du es schlecht und glaubst Unwahres, wenn du es anders glaubst. Seine ganze Straße sowol als deine Nachbarschaft spricht fast

von nichts anderm; aber meistens ist der letzte, dem solche Dinge zu Ohren kommen, gerade derjenige, den sie betreffen. Endlich plündern die jüngern euch aus, während ihr von den ältern beschenkt werdet.

„Wußtest du nun aber einmal so schlecht zu wählen, so sei immerhin dessen, dem du dich geschenkt hast, und überlaß mich, den du verhöhntest, andern; denn ich habe eine Geliebte gefunden, unendlich würdiger als du es bist, eine Geliebte, die mich besser zu erkennen gewußt hat, als du es thatest. Willst du inzwischen über das, wonach meine Augen verlangen, eine richtigere Ueberzeugung in jene Welt mitnehmen, als meine Worte sie dir in dieser gegeben zu haben scheinen, so eile nur dich von dort herabzustürzen, und wie ich glaube, wird alsdann deine Seele, von den Klauen des Teufels schon erfaßt, noch wahrnehmen können, wie wenig mein Auge sich entsetzt, wenn es dich so jählings niederstürzen sieht. Doch fürchte ich, du werdest mir solche Freude nicht machen wollen, und darum ermahne ich dich nur, wenn die Sonne dich zu brennen anfängt, an den Frost zu denken, den du mich erdulden ließest, und mischest du ihn alsdann mit der gegenwärtigen Hitze, so wird die Sonne dir ohne Zweifel gemäßigt vorkommen."

Die untröstliche Witwe sah wohl, daß die Rede des Gelehrten auf kein anderes als ein grausames Ziel hinauslief; sie fing daher wieder an zu weinen und sprach: „Siehe, da nichts, das mich angeht, dich zum Mitleid mit mir bewegen kann, so bewege dich die Liebe, die du für jene Dame hegst, die du verständiger als mich erfunden zu haben meinst, und von der du geliebt zu sein versicherst. Um ihrer Liebe willen vergib mir und reiche mir meine Kleider, damit ich mich ankleiden könne, und laß mich von hier hinunter." Hierauf fing der Gelehrte zu lachen an, und da er sah, daß die dritte Morgenstunde schon geraume Zeit vorüber war, versetzte er: „Freilich jetzt kann ich nicht nein sagen, da du mich bei einer solchen Dame

beschworen hast. Sage mir denn, wo sie sind, ich will danach gehen, und dich von dort oben herunterlassen.“ Da die Witwe dies glaubte, beruhigte sie sich in etwas und bezeichnete ihm den Ort, wo die Kleider versteckt waren. Doch als der Gelehrte den Thurm verließ, befahl er seinem Diener, sich nicht von dort zu entfernen, sondern in der Nähe zu bleiben und nach allen Kräften zu verhüten, daß niemand hineinkomme, bis er selbst zurückkehren würde. Dann eilte er nach dem Hause seines Freundes, speiste hier gemächlich und legte sich, als es ihm Zeit dünkte, zur Ruhe nieder.

Nur kurze Zeit von thörichter Hoffnung etwas ermuthigt, setzte die Witwe, die auf dem Thurme zurückgeblieben war, sich über alle Maßen betrübt wieder auf, drängte sich an die Seite der Mauer, wo sie ein wenig Schatten fand und wartete unter den bittersten Gedanken. Bald nachsinnend und bald hoffend, bald wieder daran, daß der Gelehrte mit ihren Kleidern wiederkehren werde, verzweifelnd, und von einem Gedanken auf den andern überspringend, verfiel sie endlich, vom Schmerze bewältigt, da sie die ganze Nacht nicht geschlafen hatte, in Schlaf.

Indeß war die Sonne, die in vollster Sommerglut brannte, bis zum Mittag heraufgerückt und traf mit ihrem fast senkrechten Strahl schutzlos den weichen und zarten Körper und den von nichts bedeckten Kopf der Witwe mit solcher Gewalt, daß ihre Glut das Fleisch, soweit es ihr ausgesetzt war, nicht allein verbrannte, sondern dasselbe Stück für Stück bersten machte; so heftigen Schmerz aber verursachte ihr dies, daß die tief Schlafende davon erwachte. Wie sie nun bei diesem Schmerze des Brandes zusammenzuckte, dünkte es ihr, als öffne sich die ganze versengte Haut und reiße in Stücken, wie wir es mit verbranntem Pergament geschehen sehen, sobald man daran zieht. Ueberdies schmerzte sie, wie es denn wahrlich kein Wunder war, der Kopf so sehr, daß sie meinte, er müsse zerspringen. Zugleich war auch der Estrich des Bodens so glühend, daß

sie weder mit den Füßen, noch mit sonst einem Theile darauf Ruhe finden konnte; weshalb sie, ohne in derselben Lage irgend zu verweilen, sich unter Thränen stets hin und her wandte. Außer diesem allen fanden sich bei der völligen Windstille auch Fliegen und Bremsen in unermeßlicher Zahl ein, welche sich auf ihren zerborstenen Körper setzten und sie so heftig stachen, daß jeder Stich ihr der eines Speeres schien, weshalb sie denn keinen Augenblick einhielt, mit den Händen abzuwehren und zu jucken, während sie dabei sich selbst, ihr Dasein, ihren Liebhaber und den Gelehrten fortwährend verwünschte.

Dann wieder richtete sie, von der grenzenlosen Hitze, vom Sonnenbrande, von den Fliegen und Bremsen, zugleich auch vom Hunger und noch vielmehr vom Durste, als Zugabe aber von tausend quälenden Gedanken geängstigt, gepeinigt und durchwühlt, sich plötzlich auf und spähete umher, ob sie nicht in der Nähe irgendjemand sähe oder hörte, völlig entschlossen, was auch daraus werden möchte, ihn anzurufen und um Beistand anzusprechen. Doch auch dies hatte ihr feindliches Geschick ihr versagt. Die Landleute waren der Hitze wegen alle von den Feldern verschwunden, und niemand war an diesem Tage in jener Gegend zur Arbeit ausgegangen, da sie alle bei ihren Häusern ihr Korn draschen. Darum hörte sie nichts als Heuschrecken, und sah nichts als den Arno, der, mit seinen Wassern ihr Verlangen erregend, ihren Durst nicht nur nicht stillte, sondern ihn noch vermehrte. Auch sah sie an verschiedenen Orten Büsche, Schatten und Häuser, welche alle der Begehrenden auf gleiche Weise zur Peinigung gereichten. Was sollen wir noch mehr von dem unglücklichen Weibe berichten? Die Sonne von oben, die Glut des Estrichs von unten, die Stiche der Fliegen und Bremsen von der Seite, alles dies hatte sie so zugerichtet, daß sie, die noch wenig Stunden zuvor mit der Weiße ihrer Haut die Schatten der Nacht besiegt hatte, jetzt roth wie die Räude und ganz mit Blut besudelt, jedem, der sie

sah, das häßlichste Wesen von der Welt erscheinen mußte. So erwartete sie, ohne Rath und Hoffnung, mehr den Tod als irgendetwas anderes.

Inzwischen war die achte Tagesstunde schon fast herangekommen, als der Gelehrte, von seinem Schlaf erwachend, der Witwe gedachte und nach dem Thurm zurückkehrte, um zu sehen, was aus ihr geworden sei, während er seinen Diener, der noch nüchtern war, zum Essen fortschickte. Als die Unglückliche dies wahrnahm, kam sie schwach und erschöpft von der großen Pein an die Oeffnung, setzte sich dort nieder und begann weinend folgendermaßen: „Rinieri, wohl hast du dich jetzt über alles Maß gerächt, denn wenn ich dich nachts in meinem Hofe vor Frost erstarren ließ, so hast du mich bei Tage auf diesem Thurme versengen, ja verbrennen und überdies Hungers und Durstes fast sterben lassen; ich beschwöre dich daher bei dem alleinigen Gott, komme herauf, und da ich mir selbst den Tod zu geben nicht den Muth habe, so gib du mir ihn, den ich jetzt mehr begehre als alles andere, so groß und solcher Art ist die Qual, die ich empfinde. Willst du aber diese Gunst mir nicht erweisen, so laß mir wenigstens einen Becher Wasser reichen, damit ich den Mund mir anfeuchten kann, da bei der Trockenheit und der Glut, die ich innerlich fühle, meine Thränen nicht genügen wollen."

Wohl ermaß der Gelehrte an der Stimme das Maß ihrer Schwäche, auch sah er zum Theil ihren von der Sonne ganz versengten Körper. Dieses sowol, als ihr demüthiges Flehen erweckte in ihm einiges Mitleiden für sie; nichtsdestoweniger antwortete er ihr: „Schlechtes Weib, von meinen Händen sollst du nicht sterben; stirb von deinen eigenen, wenn du Verlangen danach hast, und Wasser will ich dir ebenso viel zur Linderung deiner Glut reichen, als ich Feuer von dir zur Linderung des Frostes bekam. Das eine aber beklage ich sehr, daß, während meine Krankheit, welche die Folge jenes Frostes war, mit übelriechendem Dünger geheilt werden mußte, die deiner

jetzigen Glut mit der Kühlung duftigen Rosenwassers geheilt werden wird, und daß, während ich meine Nerven, ja mein Leben einzubüßen im Begriff war, du nach dieser sengenden Hitze gleich der Schlange, welche ihr altes Fell abstreift, wieder schön werden wirst."

„O ich Aermste!" entgegnete die Witwe; „so erlangte Schönheit möge Gott denen gewähren, die mir übel wollen! Aber du, der du grausamer bist als irgendein reißendes Thier, wie hast du es vermocht, mich auf diese Weise zu martern? Und was hätte ich von dir und von irgendeinem anders Schlimmeres erwarten können, wenn ich dein ganzes Geschlecht unter den grausamsten Qualen umgebracht hätte? Gewiß, ich weiß nicht, welche größere Marter man über einen Verräther, der eine ganze Stadt dem Tode geopfert, hätte verhängen können, als die ist, der du mich preisgegeben, indem du mich von der Sonne rösten und von den Fliegen aufzehren ließest. Und nun versagst du mir noch einen Becher Wassers, während man selbst den durch Urtel und Recht verdammten Mördern, wenn sie zum Tode gehen, häufig Wein zu reichen pflegt, sobald sie ihn fordern! Wohlan denn, da ich nun sehe, daß du in deinem grausamen Entschlusse fest beharrst, und daß mein Leiden dich auf keine Weise rühren kann, so will ich mich in Geduld anschicken, den Tod zu empfangen, auf daß Gott mit meiner Seele Mitleid haben möge. Ihn rufe ich an, daß er mit gerechtem Auge dies dein Werk betrachte." Nachdem sie diese Worte gesprochen, zog sie sich mit schwerer Anstrengung gegen die Mitte des Estrichs zurück, und gab fast ganz die Hoffnung auf, dieser brennenden Glut lebendig zu entkommen. Während sie nun fortwährend heftig weinte und über ihr trauriges Geschick wehklagte, meinte sie nicht nur einmal, sondern tausendmal, außer ihren übrigen Schmerzen, vor Durst den Verstand zu verlieren.

Schon war es Abend geworden, und nun schien es dem Gelehrten, daß er genug gethan habe; er ließ daher

von seinem Diener ihre Kleider nehmen und in dessen Mantel einschlagen, dann aber begab er sich zu dem Hause der Unglücklichen, wo er ihre Magd trostlos, traurig und ohne Rath an der Thür sitzend fand und also zu ihr sprach: „Wie geht es deiner Gebieterin, gute Frau?“ — „Herr“, antwortete ihm die Magd, „ich weiß es nicht. Diesen Morgen glaubte ich sie in ihrem Bett zu finden, in das sie, wie es mir schien, sich gestern abends gelegt hatte; allein ich fand sie weder hier, noch anderswo, auch weiß ich nicht, was aus ihr geworden ist, und lebe dieserhalb in der größten Sorge. Doch Ihr, o Herr, könnt Ihr mir vielleicht etwas von ihr sagen?“ — Hierauf entgegnete der Gelehrte: „Hätte ich dich nur zusammen mit ihr dort gehabt, wo ich *sie* hatte, damit ich auch dich deiner Schuld wegen ebenso hätte züchtigen können, wie ich sie für die ihrige gezüchtigt habe. Doch fürwahr, auch du sollst meinen Händen nicht entgehen, bis ich auch dich für deine Werke so gestraft habe, daß du nie mehr einen Mann betrügst, ohne an mich zu denken.“ Nach diesen Worten sprach er zu seinem Diener: „Gib ihr die Kleider und heiße sie nach ihrer Herrin gehen, sobald sie will.“ — Der Diener richtete diesen Befehl aus. Die Magd aber ergriff die Kleider, erkannte sie, und als sie hörte, was ihr gesagt wurde, fürchtete sie, man habe ihre Gebieterin getödtet, und hielt sich kaum zurück, daß sie nicht laut aufschrie; in Thränen ausbrechend eilte sie, sobald der Gelehrte fort war, mit den Kleidern im vollen Lauf hinaus zu dem Thurme.

Zum Unglück hatte ein Arbeiter der Witwe an diesem Tage zwei seiner Schweine verloren, die er nun suchend umherging und dabei bald nach der Entfernung des Gelehrten zu dem kleinen Thurm gelangte. Während er noch rings umherschaute, ob er seine Schweine nicht erblicke, hörte er das Wehklagen der unglücklichen Frau; deshalb stieg er hinauf und rief so laut er konnte: „Wer weint dort oben?“ — Die Witwe erkannte die Stimme

ihres Arbeiters, rief ihn beim Namen und sprach: „Eile zu meiner Dienerin und sorge, daß sie schnell hier zu mir heraufkomme.“ — Nun erkannte der Arbeiter auch sie und rief: „Weh mir, Madonna, wer brachte Euch dort hinauf? Eure Dienerin sucht Euch heute schon den ganzen Tag; aber wer hätte glauben können, daß Ihr dort oben wäret.“ Dann nahm er die Stangen der Leiter, fing an sie aufzurichten, wie sie stehen mußte, und band mit Weidenbast die einzelnen Querhölzer daran fest.

Indem kam die Magd dazu, und als sie in den Thurm trat, konnte sie ihre Stimme nicht länger zurückhalten, sondern fing unter Händeringen zu rufen an: „Weh mir, meine holde Gebieterin, wo seid Ihr?“ — Als die Witwe sie hörte, rief sie so laut sie nur konnte: „O meine Schwester, ich bin hier oben. Weine nicht, sondern reiche mir schnell meine Kleider.“ Sobald die Magd sie sprechen hörte, stieg sie, fast schon getröstet, schnell die Leiter empor, welche der Arbeiter beinahe völlig zurecht gemacht hatte, und gelangte mit seinem Beistand auf den Söller. Als sie nun aber ihre Gebieterin, kaum einem menschlichen Körper, sondern viel eher einem verkohlten Holzstamm ähnlich, ganz erschöpft, ganz entstellt und nackt auf der Erde liegen sah, fuhr sie sich mit den Nägeln ins Gesicht und wehklagte nicht anders über sie, als wäre sie todt. Die Dame aber beschwor sie bei Gott, zu schweigen und ihr zu helfen, sich anzukleiden. Und nachdem sie von ihr erfahren, daß niemand, außer denen, welche ihr die Kleider gebracht, und dem Arbeiter, der gegenwärtig war, wisse, wo sie gewesen sei, tröstete sie sich einigermaßen und beschwor sie nur, daß sie niemand je etwas hiervon sagen möchten.

Nach vielen gewechselten Worten lud der Arbeiter sich die Dame, welche nicht zu gehen vermochte, auf die Schultern und trug sie glücklich aus dem Thurme heraus. Die unglückliche Magd aber, welche zurückgeblieben war, stieg die Leiter weniger vorsichtig herab, glitt mit dem Fuße

aus und fiel von oben auf die Erde herab, wobei sie sich das Hüftbein brach und wie ein Löwe zu brüllen anfing. Der Arbeiter legte die Dame auf einen Rasenfleck nieder, ging dann zu sehen, was der Magd widerfahren sei, und als er sie mit zerbrochenem Beine fand, trug er sie gleichermaßen nach dem Rasen hin und legte sie zur Seite ihrer Gebieterin nieder. Als diese dies Unglück zu allem ihren übrigen Misgeschick noch hinzugekommen sah und jetzt die Dienerin mit zerbrochenem Bein erblickte, von welcher sie mehr als von irgendjemand anderm Hülfe erwartet hatte, ward sie über die Maßen traurig und fing von neuem so bitterlich zu weinen an, daß der Arbeiter sie nicht blos nicht trösten konnte, sondern nun auch an seinem Theile zu weinen begann.

Doch da die Sonne schon tief stand, begab er sich, auf den Wunsch der trostlosen Dame, um hier nicht von der Nacht überrascht zu werden, nach seinem Hause, rief zwei seiner Brüder und seine Frau herbei, und kehrte in deren Begleitung mit einem Brete zurück, auf das man die Magd legte und sie so nach dem Hause trug. Die Witwe aber stärkte er sowol mit frischem Wasser, als mit guten Worten, nahm sie dann auf seine Schulter und trug sie in ihre Kammer. Die Frau des Arbeiters gab ihr geröstetes Brot zu essen, kleidete sie aus und brachte sie zu Bett; die folgende Nacht aber trug der Arbeiter Sorge, daß sowol die Dame als die Magd nach Florenz getragen wurden.

Die Witwe, die unerschöpflich an allerhand Listen war, ersann hier eine fabelhafte Geschichte, welche mit dem, was wirklich geschehen war, nichts gemein hatte, und machte dadurch ihren Brüdern, ihren Schwestern und jedem andern weis, daß dies alles sowol über sie selbst, als über die Magd allein durch Zauberkünste und Teufelsspuk gekommen sei. Aerzte waren zur Hand, welche die Witwe, der mehr als einmal ihre ganze Haut an dem Bettlaken kleben blieb, nicht ohne viel Angst und Trübsal von

einem heftigen Fieber und von andern Zufällen, und ebenso die Magd von ihrem Beinbruche heilten. Um aller dieser Dinge willen vergaß jene ihren Liebhaber, und hütete sich von Stunde ab weislich sowol vor dem Verhöhnen als vor dem Verlieben.

Als der Gelehrte von dem Beinbruch der Magd hörte, meinte er hinreichende Rache genommen zu haben, und ließ nun, zufrieden und ohne weiter zu gehen, die Sache bewenden. So also erging es der thörichten Frau mit ihrem Spotte, indem sie einen Gelehrten ebenso leicht anführen zu können glaubte, als einen andern, und nicht wußte, daß diese, wenn auch nicht alle, so doch zum größten Theil wissen, wo der Teufel den Schwanz hält. Und darum, ihr Mädchen, hütet euch, jemand betrügen zu wollen, besonders aber die Gelehrten.

Achte Geschichte.

Zwei Freunde verkehren miteinander. Der eine schläft bei der Frau des andern; dieser merkt es und nöthigt seine Frau, den erstern in einen Kasten zu sperren, auf dem er dann, während jener darin ist, dessen Frau beschläft.

Schwer und schmerzlich waren Helena's Unglücksfälle den Damen anzuhören gewesen; allein, weil sie der Meinung waren, daß sie zum Theil mit Recht über sie gekommen, hatten sie dieselben mit gemäßigterm Mitgefühl angehört, für wie hart und unerbittlich, ja für wie grausam sie auch den Gelehrten erklärten. Doch als Pampinea nun zu Ende gekommen, gebot die Königin der Fiammetta fortzufahren, und diese sprach, bereitwillig zu gehorchen, also:

„Anmuthige Mädchen, weil es mir vorkommt, als wenn die Strenge des beleidigten Gelehrten euch doch etwas zu Herzen gegangen sei, so meine ich, daß es sich gezieme, mit etwas Scherzhafterm die schmerzlich bewegten Geister wieder zu erweichen, und darum denke ich, euch eine kleine Geschichte von einem jungen Mann zu erzählen, der mit ruhigerer Seele eine Beleidigung hinnahm und diese mit gemäßigterer Strafe rächte. Aus dieser Geschichte könnt ihr erlernen, daß es jedem genügen müsse, wenn der Esel wieder bekommt, wie er gegen die Wand schlug, ohne daß man, um die empfangene Beleidigung zu rächen, darauf ausgehen soll, mit einer über die Gebühr gesteigerten Rache den Gegner zu verletzen.

Ihr sollt also wissen, daß, wie ich gehört habe, in Siena einst zwei junge Leute lebten, welche wohlbemittelt waren und von guten Bürgerfamilien stammten, deren einer Spinelloccio Tanena, und der andere Zeppa di Mino hieß, beide Hausnachbarn in der Straße Camollia. Diese jungen Männer lebten beständig miteinander, und schienen, nach ihrem Benehmen, sich so zu lieben, und mehr, als wären sie Brüder gewesen, und jeder von ihnen hatte eine ganz hübsche Frau zur Gattin. Nun aber begab es sich, daß Spinelloccio, der viel in Zeppa's Hause verkehrte, mochte dieser da sein oder nicht, sich so mit Zeppa's Frau befreundete, daß er anfing, bei ihr zu schlafen, und dies setzten sie beide eine geraume Zeit lang fort, ehe irgendjemand etwas davon gewahr ward.

Im Verlaufe der Zeit geschah es jedoch, daß Zeppa eines Tags zu Hause war, während die Frau es nicht wußte, und Spinelloccio ihn abzurufen kam. Als die Frau entgegnete, er sei nicht zu Hause, kam Spinelloccio schnell herauf und, da er die Frau im Vorsaal fand und sonst niemand darin erblickte, umarmte und küßte er sie, und sie ihn desgleichen. Dies sah Zeppa; allein er sagte kein Wort, sondern hielt sich verborgen, um zu sehen, wie dies Spiel enden würde, und in der That sah er

seine Frau und Spinelloccio Arm in Arm nach seiner Kammer gehen und sich dort verschließen. Dies entrüstete ihn natürlich sehr; allein da er einsah, daß durch Lärmen und dergleichen seine Beleidigung nicht geringer, vielmehr die Schmach nur noch vergrößert würde, so beschränkte er sich darauf, darüber nachzudenken, wie er dafür eine Rache nehmen könne, die, ohne daß andere sie erführen, sein Gemüth vollständig befriedigte.

Nach langem Nachsinnen glaubte er endlich den Weg dazu gefunden zu haben, und hielt sich nun so lange verborgen, als Spinelloccio bei seiner Frau verweilte. Sobald dieser fort war, trat er in die Kammer, wo er die Frau noch damit beschäftigt fand, sich die Kopftücher wieder zurecht zu machen, die Spinelloccio ihr im Scherze abgenommen hatte. „Weib", sagte er, was treibst du?" — „Nun, siehst du es nicht?" entgegnete ihm die Frau. — „Ja wohl", sagte Zeppa, „und ich habe auch anderes gesehen, das ich nicht gesehen zu haben wünschte." Nun sprach er mit ihr über das Geschehene und nach vielen Ausreden gestand sie ihm in größter Angst, was sie im Betreff ihres Verkehrs mit Spinelloccio nicht wohl leugnen konnte, und begann darauf, ihn weinend um Vergebung zu bitten. Zeppa antwortete ihr: „Siehe, Weib, du hast unrecht gethan, und wenn du willst, daß ich dir dies Unrecht verzeihe, so habe Acht, vollständig auszuführen, was ich dir gebieten werde — und dies besteht in Folgendem: ich will, daß du den Spinelloccio sagen läßt, er solle morgen um die dritte Tagesstunde irgendeinen Vorwand finden, sich von mir loszumachen, und hierher zu dir kommen; wenn er dann hier sein wird, so werde ich zurückkommen, und sobald du mich hören wirst, mache, daß er in diesen Kasten kriecht und schließ ihn darin ein; wenn du dies gethan hast, werde ich dir das Uebrige, was du zu thun hast, schon sagen. Bei dem allen brauchst du keine Furcht zu haben; denn ich verspreche dir, daß ich ihm nichts zu Leide thun werde."

Um ihn zu begütigen, sagte die Frau, sie wolle es thun, und so geschah es auch. Am folgenden Tage, als Zeppa mit Spinelloccio um die dritte Morgenstunde zusammen war, sprach der letztere, welcher der Frau verheißen hatte, um diese Stunde zu ihr zu kommen, zum Zeppa: „Ich muß heute früh mit einem Freunde essen, den ich nicht warten lassen mag, und darum Gott befohlen.“ — „Es ist ja jetzt nicht Essenszeit“, sprach Zeppa. — „Schadet nichts“, antwortete Spinelloccio; „ich habe auch mit ihm über eine Angelegenheit zu sprechen, und muß darum zeitig dort sein.“

Nachdem Spinelloccio sich so von Zeppa losgemacht, ging er mit einem kleinen Umweg zu der Frau des letztern; und wie sie beide in der Kammer waren, dauerte es nicht lange, so kehrte Zeppa heim. Als die Frau ihn hörte, stellte sie sich sehr erschrocken und hieß ihren Liebhaber sich in den Kasten verbergen, den der Mann ihr bezeichnet hatte, schloß ihn darin ein und verließ dann die Kammer. Zeppa kam herauf und rief: „Frau, ist es nicht Essenszeit?“ — „Ja wohl“, antwortete ihm diese, „viel fehlt nicht mehr.“ Nun fuhr Zeppa fort: „Spinelloccio ist heute morgens zu einem Freunde zum Essen gegangen und hat seine Frau allein gelassen; geh' also ans Fenster und rufe sie, und sag' ihr, sie soll zu uns zu Tische kommen.“ — Die Frau, welche noch immer für sich selber fürchtete, und darum ganz gehorsam geworden war, that, was der Mann ihr befahl.

Spinelloccio's Frau erschien auf die angelegentlichen Bitten der Frau des Zeppa, als sie hörte, daß ihr Mann nicht zu Hause essen würde. Zeppa empfing sie mit größter Zuvorkommenheit, ergriff sie vertraulich bei der Hand, und indem er seiner Frau heimlich befahl, in die Küche hinabzugehen, führte er sie in die Kammer, die er, sobald sie eingetreten waren, von innen verschloß. Als die Frau ihn die Kammerthür verschließen sah, rief sie: „Weh mir, Zeppa, was soll dies bedeuten? Darum also habt

Ihr mich herüberkommen lassen? Ist dies die Liebe, die Ihr dem Spinelloccio beweist, und die treue Kameradschaft, die Ihr mit ihm haltet?" Hierauf entgegnete ihr Zeppa, indem er sich dem Kasten näherte, worin ihr Mann verschlossen war, und sie festhielt: „Ehe du mir Vorwürfe machst, höre, was ich dir sagen werde. Ich habe den Spinelloccio geliebt und liebe ihn noch wie meinen Bruder; doch gestern habe ich, obgleich er noch nichts davon weiß, entdeckt, wie das Vertrauen, das ich auf ihn gesetzt habe, zu dem Ziele geführt hat, daß er bei meiner Frau nicht anders schläft, wie bei dir. Nun aber will ich, eben weil ich ihn liebe, keine andere Rache an ihm nehmen, als von der gleichen Art, wie die Beleidigung gewesen ist. Er hat meine Frau besessen, und ich beabsichtige, dich ebenso zu besitzen. Willst du dies nicht, wahrlich, so muß ich ihn anders fassen, und weil ich diese Beschimpfung durchaus nicht ungestraft zu lassen gedenke, so muß ich ihm dann ein Spiel machen, daß weder du noch er je wieder froh sein werdet."

Als die Frau dies hörte und in Folge der vielen Betheuerungen, welche Zeppa ihr deshalb machte, es endlich glaubte, sprach sie: „Lieber Zeppa, da nun deine Rache auf mich fallen soll, so bin auch ich damit zufrieden, wenn du nur Sorge trägst, daß ich wegen dessen, was wir thun sollen, mit deiner Frau in Frieden bleibe, wie ich dem zum Trotz, was sie gegen mich gethan, mit ihr in Frieden zu bleiben gedenke." — Hierauf sprach Zeppa: „Gewiß, das will ich schon machen; überdies aber schenk' ich dir auch ein so kostbares und schönes Juwel, wie du kein anderres gleichen Werths besitzest." — Und nach diesen Worten umarmte er sie und fing sie zu küssen an, streckte sie dann auf den Kasten hin, in dem ihr Mann verschlossen war, und ergötzte sich hier mit ihr und sie mit ihm, solange es ihm gefiel.

Spinelloccio, der in dem Kasten steckte und dies ganze Gespräch, sowol was Zeppa gesagt, als was seine

Frau geantwortet, mit angehört und dann den trevlsaner Tanz über seinem Kopfe vernommen hatte, fühlte lange Zeit solchen Schmerz darüber, daß er zu sterben meinte, und hätte er sich nicht vor Zeppa gefürchtet, so würde er seiner Frau ein schlimmes Wort zugerufen, und, eingeschlossen, wie er war, ihr die ärgsten Sachen gesagt haben. Zuletzt bedachte er jedoch, daß die Beschimpfung von ihm ausgegangen war, und daß Zeppa recht hatte, zu thun, was er that, ja, daß er sich menschlich und wie ein Freund gegen ihn benahm, und deshalb versprach er sich selbst, mehr noch als zuvor, Zeppa's Freund sein zu wollen, wenn dieser es begehrte. Nachdem jener so lange als er wollte mit der Frau verweilt, stieg er von dem Kasten herab, und da die Frau das versprochene Juwel von ihm forderte, öffnete er die Kammer und ließ seine Frau kommen, welche weiter nichts sagte, als: „Madonna, Ihr habt mir Gleiches mit Gleichem vergolten.“ — Und auch dieses sagte sie lächelnd. — „Nun“, sprach Zeppa zu ihr, „mach' den Kasten auf“ — und so that sie; er aber zeigte jener darin ihren Spinelloccio.

Schwer ließe sich sagen, wer von beiden sich mehr schämte, Spinelloccio, als er den Zeppa erblickte, von dem er wußte, daß ihm bekannt war, was er gethan, oder die Frau, als sie ihren Mann sah und nun erkannte, daß er gehört und gefühlt habe, was sie auf dem Kasten gemacht hatte. Doch Zeppa sagte zu ihr: „Siehe hier ist das Juwel, das ich dir schenke.“ — Spinelloccio sprang indeß aus dem Kasten und sagte, ohne viel Umstände zu machen: „Zeppa, wir sind quitt, und darum ist es gut, daß wir, wie du vorhin zu meiner Frau sagtest, Freunde bleiben, wie wir waren; ja daß, wie bisher nichts unter uns geschieden war, als die Frauen, wir auch diese zwischen uns theilen.“ — Zeppa war damit einverstanden, und im besten Frieden von der Welt aßen sie alle viere zusammen. Von nun

an aber hatte jede dieser beiden Frauen zwei Männer, und jeder von ihnen zwei Frauen, ohne daß irgend-jemals ein Streit oder Gezänk dieserhalben zwischen ihnen entstand.

Neunte Geschichte.

Meister Simon, der Arzt, wird von Bruno und Buffalmacco, welche ihn in einer Gesellschaft, die cursiren geht, aufzunehmen versprochen, nachts an einen Ort geschickt und von Buffalmacco in eine Schmuzgrube gestoßen und darin gelassen.

Nachdem die Damen noch eine Zeit lang über die Gemeinschaft der Weiber, wie jene beiden Sieneser sie untereinander einführten, geschwatzt, begann die Königin, welcher allein noch zu erzählen übrig blieb, um das Recht des Dioneus nicht zu fränken, folgendermaßen:

Allerdings, ihr liebevollen Mädchen, hatte Spinelloccio den Streich verdient, welchen Zeppa ihm spielte, und ich glaube deshalb nicht, daß — wie Pampinea uns vor kurzem zeigen wollte — derjenige bitter zu tadeln sei, welcher demjenigen einen Possen spielt, der dies entweder selbst herbeiführt, oder der es verdient. Spinelloccio verdiente es; ich aber beabsichtige, euch von einem andern zu erzählen, der sich einen solchen Possen gleichsam aufsuchte, und bin dabei der Meinung, daß die, welche ihm diesen Streich spielten, keineswegs zu tadeln, sondern zu loben sind. Der aber, welchem dieser Streich gespielt wurde, war ein Arzt, welcher von Bologna als ein Schaf nach Florenz zurückkam, obgleich mit edelm Pelzwerk von oben bis unten bedeckt.

Wie wir täglich erleben, so kehren unsere Stadtkinder, der eine als Richter, der andere als Arzt, der dritte als

Notarius von Bologna mit langen und faltigen Röcken heim, mit Scharlach und Pelzverbrämungen und mit allerhand anderm stattlichen Aufputz, und welche Erfolge diesem allen entsprechen, sehen wir gleichfalls alle Tage. Unter diesen kam vor nicht langer Zeit ein gewisser Meister Simone da Villa, ein Mann, der an Erbgütern reicher war als an Wissenschaft, prächtig in Scharlach gekleidet und mit großem Mantelkragen, und zwar seiner Versicherung nach, als Doctor der Medicin zu uns wieder heim, und nahm seine Wohnung in der Straße, welche wir heute die Via del Cocomero nennen.

Dieser Meister Simon nun, der, wie erzählt, erst eben in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, hatte unter andern auffallenden Gewohnheiten auch die, jeden der bei ihm war, unablässig zu fragen, wer jeder einzelne Mensch sei, den er über die Straße gehen sah, wobei er, wie wenn er aus den Handlungen der Menschen die Medicamente für seine Kranken zusammenzusetzen hätte, auf alles Acht gab und alles sich merkte. Unter andern, auf die er mit besonderer Achtsamkeit seine Augen geworfen hatte, befanden sich auch zwei Maler, von denen heute schon zweimal hier erzählt worden ist, Bruno und Buffalmacco, welche in stetem Verkehr miteinander lebten und seine Nachbarn waren. Es schien ihm, daß diese beiden sich weniger Sorge machten und fröhlicher lebten als irgendjemand auf der Welt (wie sie es denn auch wirklich thaten), und er frug daher mehrere andere nach ihren Verhältnissen. Da er nun von allen hörte, sie seien arme Leute und Maler, so setzte sich bei ihm die Idee fest, sie könnten unmöglich so fröhlich von ihrer Armuth leben; vielmehr hielt er dafür, sie müßten, da sie, wie er gehört hatte, gar schlaue Gesellen wären, von irgendeiner den Leuten unbekannten Seite her große Einnahmen beziehen.

Aus allem diesen entstand bei ihm das Verlangen, wenn es sein könne, mit beiden, oder wenigstens mit

einem von ihnen, vertraut zu werden, und in der That gelang es ihm, mit dem Bruno nähern Umgang anzuknüpfen. Bruno, der nach wenig malen, die er mit ihm zusammen gewesen war, diesen Doctor für einen Dummkopf erkannt hatte, fing an, sich mit ihm, unter stets neuen Einfällen, den größten Spaß von der Welt zu machen, und der Doctor fand gleichfalls an Bruno's Umgang die größte Freude. Nachdem er ihn mehreremal zu sich zum Essen geladen und deshalb meinte, nun ganz vertraulich mit ihm sprechen zu können, erzählte er ihm, wie sehr er sich über ihn und Buffalmacco gewundert habe, daß sie als arme Leute ein so lustiges Leben führten, und bat ihn, ihm zu sagen, wie sie dies eigentlich anstellten.

Als Bruno den Doctor hörte, und ihm diese Frage wieder so eine von seinen vielen thörichten und albernen dünkte, fing er an zu lachen, und nahm sich vor, ihm so zu antworten, wie es seine Einfalt verdiente. Darum sprach er: „Meister, ich würde es nicht vielen sagen, wie wir das anfangen; doch es Euch zu gestehen, der Ihr mein Freund seid, und von dem ich weiß, daß Ihr es niemand wiedersagen werdet, nehme ich keinen Anstand. In der That ist es richtig, daß mein Kamerad und ich so fröhlich und wohlgemuth leben, wie es Euch scheint, und eher noch fröhlicher; und von unserer Kunst, oder von irgendeinen andern Ertrag, den wir aus unsern Besitzungen zögen, würden wir allerdings nicht einmal das Wasser bezahlen können, das wir verbrauchen. Doch, darum müßt Ihr nicht glauben, daß wir stehlen gehen, sondern wir gehen blos cursiren, und daraus ziehen wir, ohne Nachtheil irgendeines dritten, alles und jedes, was zu unserm Vergnügen oder Bedürfniß dient, und daraus allein entspringt die heitere Lebensweise, die Ihr uns führen sehet."

Als der Doctor dies hörte und, ohne zu wissen, was es bedeutete, alles glaubte, wunderte er sich höchlich; zugleich aber kam ihm auch das heftigste Verlangen, zu

erfahren, was dies cursiren gehen bedeute, und auf das inständigste bat er daher den Bruno es ihm zu sagen, indem er ihm betheuerte, daß er es gewiß und wahrhaftig niemals irgendwem wiedersagen würde. — „Weh mir", erwiderte Bruno, „Meister, was verlangt Ihr von mir? Es ist ein gar zu großes Geheimniß, das Ihr von mir zu wissen begehrt, und eine Geschichte, die mich unglücklich machen und aus der Welt, ja, dem Lucifer von San-Gallo in den Rachen jagen kann, wenn ein dritter es wiedererführe. Aber so groß ist die Liebe, die ich zu Euerer qualitativen Pinselhaftigkeit von Legnaja hege, so groß das Vertrauen, das ich in Euch setze, daß ich Euch nichts abschlagen kann, was Ihr begehrt, und drum will ich es Euch sagen, unter der Bedingung jedoch, daß Ihr bei dem Kreuz von Mon Tesone mir schwört, es, wie Ihr versprochen habt, niemals jemanden wiederzusagen." — Der Meister betheuerte, daß er es nicht thun wolle.

„Ihr müßt also wissen", sprach Bruno, „mein zuckersüßer Meister, wie es noch nicht lange her ist, daß in dieser Stadt ein großer Zauberkünstler und Meister der Nekromantik weilte, welcher Michael Scotto hieß, weil er aus Schottland war, und von vielen adelichen Männern, von denen jetzt nur noch wenige leben, große Ehre empfing; als dieser nun von hier abreisen wollte, ließ er auf ihre Bitten zwei seiner einsichtigsten Schüler hier zurück, welchen er auftrug, beständig zu jedem Wunsch dieser edeln Herren, welche ihn so geehrt hatten, bereit und gewärtig zu sein. Diese dienten nun den vorerwähnten Edelleuten in mehreren kleinen Liebesgeschichten und andern Sächelchen willfährig; zuletzt aber, da ihnen die Stadt und die Sitten der Einwohner gefielen, entschlossen sie sich, für immer hier zu bleiben, und befreundeten sich auf das genaueste mit einigen Bürgern, ohne darauf zu achten, wer diese wären, ob von Adel oder nicht von Adel, ob reich oder arm, vorausgesetzt nur, daß es Leute waren, die zu ihren Sitten paßten.

Um nun diesen ihren so gewonnenen Freunden gefällig zu sein, stifteten sie eine Gesellschaft von etwa fünfundzwanzig Männern, welche sich wenigstens zweimal im Monat an einem von ihnen bestimmten Orte versammeln, und wenn sie hier beieinander sind, sagt ein jeder ihnen seinen Wunsch, und sie verschaffen ihm diesen sogleich für die Nacht. Mit diesen beiden stehe nun ich und Buffalmacco in besonderer und vertrauter Freundschaft, und wir wurden daher von ihnen in jene Gesellschaft aufgenommen und sind noch darin. Und ich sage Euch, so oft es geschieht, daß wir uns versammeln, ist es etwas Wunderbares, die Wandverkleidungen rings in dem Saale zu sehen, in dem wir speisen, und die königlich bedienten Tische, und die Menge edler und schöner Diener, sowol Frauen als Männer, zur Freude jedes Mitgliedes dieser Gesellschaft, und die schönen Becken, die Weinkrüge und Flaschen, die Becher und das übrige Geräthe von Gold und Silber, von dem wir essen und trinken; und außerdem die vielen und verschiedenen Gerichte, welche, je nachdem ein jeder sie begehrt, uns aufgetragen werden, jede Schüssel zu ihrer gehörigen Zeit. Aber nie würde ich Euch beschreiben können, wie mannichfach und von welcher Art die süßen Töne unzähliger Instrumente und die melodiereichen Gesänge sind, welche man hier vernimmt; ebenso wenig könnte ich Euch erzählen, wie groß die Masse der Wachskerzen ist, die bei diesen Gastmahlen brennen, noch welche Menge von Confect hier verzehrt wird, oder wie kostbar die Weine sind, die dabei getrunken werden. Und ich möchte nicht, mein Salzkürbischen, daß Ihr etwa glaubtet, wir wären dort mit den Kleidern und in dem Anzuge, den Ihr jetzt an uns sehet; nein, keiner ist dort so schlecht gekleidet, daß er nicht einem Kaiser gliche, mit so kostbaren Stoffen und so herrlichen Sachen sind wir geschmückt. Doch über alle Freuden, die wir dort finden, geht die Lust an den schönen Frauen, welche augenblicklich, sowie nur einer wünscht, uns aus der ganzen Welt herbeigeschafft werden.

Dort könnt Ihr die Beherrscherin der Bartnicker, die Königin der Basken, die Frau des Großsultans, die Kaiserin von Usbechien, Frau Schwatzin aus dem Mondenlande, die Großmogulin von Plapperheim und Frau Trulle von Nasenheim sehen. Doch was zähle ich Euch diese einzelnen auf? Dort könnt Ihr alle Königinnen der Welt finden, ich sage Euch bis zur Schinchimurra des Priesterkönigs Johannes, welche die Hörner mitten auf dem Hintern trägt."

„Nun seht Ihr wohl! Haben wir getrunken und uns mit Backwerk gestärkt, ein oder zwei Tänzchen gemacht, so begibt sich jede von diesen mit dem, auf dessen Wunsch sie erschienen ist, in eine besondere Kammer. Und wissen müßt Ihr, daß diese Kammern wie ein wahres Paradies anzusehen sind, so schön sind sie, und nicht weniger duftend als die Arzneibüchsen in Euerm Apothekerladen, wenn Ihr gerade Kümmel stoßen laßt, und Betten gibt es da, die Euch schöner dünken würden, als das des Dogen von Venedig, und in diese legt sich jedes Paar zum Schlafen nieder. Und wie nun jene Weberinnen die Tritte rühren und den Einschlag an sich ziehen, um das Tuch recht dicht zu weben, das überlasse ich Euch zu erachten. Doch zu denen, die am besten daran sind, gehören meiner Meinung nach Buffalmacco und ich, denn Buffalmacco läßt die meistenmale sich die Königin von Frankreich, und ich mir die von England kommen, welche beide wol die schönsten Frauen auf Erden sind, und also haben wir uns einzuschmeicheln gewußt, daß sie für niemand anders mehr ein Auge im Kopf haben, als eben für uns. Deshalb könnt Ihr denn wol bei Euch selbst ermessen, ob wir nicht mehr als die andern Menschen lustig und guter Dinge leben und sein können und müssen, wenn Ihr bedenkt, daß wir die Liebe zweier solcher Königinnen besitzen, abgesehen davon, daß, wenn wir ein- oder zweitausend Goldgulden von ihnen begehren, wir sie nicht bekommen. Dies eben pflegen wir nun cursiren gehen zu nennen;

denn wie die Korsaren die Besitzthümer eines jeden sich aneignen, so machen auch wir es, mit dem Unterschiede jedoch, daß jene sie niemals, wir sie aber zurückgeben, sobald wir sie gebraucht haben. Und so habt Ihr, mein trefflichster Meister, denn nun gehört, was wir cursiren gehen nennen; allein wie sehr dies alles geheim bleiben muß, das seht Ihr wohl selbst ein, und darum sage ich nichts mehr darüber und bitte Euch nicht erst weiter darum.

Der Doctor, dessen Wissenschaft sich wahrscheinlich nicht weiter erstreckte, als kleinen Kindern den Grind zu curiren, schenkte Bruno's Worten so viel Glauben, als es nur bei irgendeiner ausgemachten Wahrheit angemessen gewesen wäre, und ward von solchem Verlangen, in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden, entflammt, wie er sich nur von was immer für einem wünschenswerthen Dinge hätte entflammen lassen können. Deshalb antwortete er dem Bruno: freilich sei es ihm nun kein Wunder mehr, wenn sie fröhlich und guter Dinge lebten; und mit großer Mühe zügelte er sich in soweit, daß er die Bitte, ihn in jene Gesellschaft aufnehmen zu lassen, so lange verschob, bis er dem Bruno noch mehr Ehre erwiesen haben würde, um alsdann seinen Antrag mit größerer Zuversicht vorbringen zu können. Doch überwand er sich und setzte indeß den Umgang mit ihm fleißig fort, zog ihn abends und morgens bei sich zu Tische und bezeigte ihm überhaupt eine ungemessene Liebe.

Bald ward diese Vertraulichkeit so groß und anhaltend, daß es schien, als könne der Doctor ohne Bruno nicht mehr sein oder leben. Bruno, der sich dabei ganz wohl befand, hatte, um für alle die Ehre, welche ihm der Doctor erwies, nicht undankbar zu scheinen, ihm in seinem Speisesaal die Fasten, und ein Agnus Dei über den Eingang seines Zimmers, über die Hausthür aber ein Uringlas gemalt, damit die, welche seines Rathes bedürften, ihn vor andern zu erkennen wüßten. In einer offenen

Halle aber malte er ihm den Kampf der Mäuse mit den Katzen, welches der Doctor für ein wunderschönes Werk hielt. Außerdem aber sagte er gelegentlich zum Meister, wenn er gerade nicht bei ihm zu Abend gegessen hatte: „Diese Nacht war ich in unserer Gesellschaft, und da ich der Königin von England ein wenig überdrüßig bin, so habe ich mir heute Frau Gumedra, die Gemahlin des Groß-Chan von Tarisi, kommen lassen.“ — „Was bedeutet Gumedra?“ frug der Doctor. „Ich verstehe alle diese Namen nicht.“ — „O mein liebster Meister“, antwortete Bruno, „darüber wundere ich mich gar nicht; ich habe oft sagen hören, daß Hippengras und Achwieschön nichts davon berichten.“ — „Du meinst wol“, erwiderte der Meister, „Hippocras und Avicenna?“ — „Meiner Treu, ich weiß nicht“, entgegnete Bruno, „ich verstehe mich auf Eure Namen ebenso schlecht, wie Ihr Euch auf die meinigen. Aber Gumedra bedeutet in der Sprache des Groß-Chan so viel als Kaiserin in der unsern. Und o, was für ein schönes Weibsbild würde sie Euch dünken! Ich sage Euch, sie würde Euch Medicamente und Klystiere und Pflaster und alles vergessen machen.“

Durch bloße Erzählungen reizte er ihn von Zeit zu Zeit noch mehr an, und so entschloß sich der Doctor eines Abends, wo er bis spät mit Bruno aufblieb, und diesem das Licht hielt, während er an der Mäuse- und Katzenschlacht malte, in der Meinung, daß er den Bruno nun durch allerhand Ehrenbezeigungen genügend für sich gewonnen habe, ihm seine Wünsche zu eröffnen. Sie waren allein, und er begann: „Bruno, Gott weiß es, jetzt lebt kein Mensch, für den ich alles so thun könnte, wie für dich, und wenn du mir jetzt sagtest, gehe nach Peretola, ich glaube, wenig fehlte daran, so ginge ich; darum mußt du dich denn nicht wundern, wenn ich ganz vertraulich und mit aller Zuversicht dich um etwas bitte. Wie du weißt, ist es noch nicht lange her, daß du mir von der Art und Weise eurer lustigen Gesellschaft erzählt hast; mich aber hat ein so großes Verlangen ergriffen, zu die-

ser zu gehören, daß niemals von irgendwem etwas anderes so heftig begehrt worden ist. Daß ich aber dazu guten Grund habe, würdest du bald sehen, wenn es mir gelänge, darin aufgenommen zu werden. Denn gleich jetzt will ich dir das Recht geben, daß du mich zum Narren halten sollst, wenn ich nicht das schönste Mägdlein, das du seit langer Zeit gesehen hast, dorthin kommen lasse, die ich erst im vorigen Jahr in Kackenwinkel sah, und der ich mein ganzes Herz geschenkt habe. Beim Leibe Christi! ich wollte ihr damals zehn bolognesische Groschen geben, wenn sie mir zu Willen wäre, allein sie wollte nicht. Und so bitte ich dich denn, so sehr ich nur kann, sag' mir, was hab' ich zu thun, um hinkommen zu dürfen, und mach' und wirke, daß ich dort aufgenommen werde, und wahrhaftig, ihr sollt an mir einen guten, getreuen und ehrenwerthen Kameraden haben. Zuvörderst siehst du, daß ich ein ganz hübscher Mann bin, und daß die Beine mir gut zu Leibe stehen; und ein Gesicht habe ich wie eine Rose, und außerdem bin ich Doctor der Medicin, dergleichen ich nicht glaube, daß ihr unter euch habt, und viele prächtige Geschichten weiß ich, und schöne Liederchen, und gleich will ich dir eins singen." — Und damit fing er an loszusingen.

Bruno hatte solch Verlangen zu lachen, daß er sich fast nicht halten konnte; doch bezwang er sich. Als das Lied zu Ende war, sprach der Doctor: „Nun, was däucht dir davon?" — „Wahrhaftig", entgegnete Bruno, „gegen Euch können nicht einmal die Strohfiedeln aufkommen, so wundersambarlicherweise könnt Ihr singen und übersingen." — „Nicht wahr", sagte der Meister, „ich sage dir, du hättest mir's nicht geglaubt, wenn du mich nicht selbst gehört hättest." — „Gewißlich, Ihr sagt die Wahrheit", entgegnete Bruno. — „O, ich weiß noch viel andere", erwiderte der Meister; „aber lassen wir das jetzt. So wie du mich hier siehest, war mein Vater ein Edelmann, obschon er auf dem Dorfe wohnte, und von

Mutterseite her stamme ich aus dem Geschlecht der Herren von Vallecchio. Und wie du hast sehen können, habe ich schönere Bücher und bessere Kleider, als irgendein Arzt in ganz Florenz. Gottes Treu, ich habe Sachen, die, alles gerechnet, mir fast an hundert Lire in Hellern kosteten, und die habe ich schon seit mehr als zehn Jahren; drum beschwöre ich dich soviel ich kann, mach', daß ich dort aufgenommen werde; und so wahr Gott lebt, wenn du das machst, so sei krank, so viel du Lust hast, nie werde ich dir einen Dreier für mein Gewerbe abnehmen."

Als Bruno dies hörte, und erkannte, was er schon oft erkannt hatte, daß der Doctor ein Einfaltspinsel sei, sprach er: „Meister, leuchtet einmal ein wenig hierher, und laßt Euch gedulden, bis ich diesen Mäusen hier die Schwänze gemalt habe; dann will ich Euch antworten."

Als die Schwänze fertig waren, that Bruno, als wenn dieser Antrag ihn sehr in Verlegenheit setzte, und sprach: „Liebster Meister, freilich sind das gar große Dinge, die Ihr für mich zu thun bereit seid, und ich erkenne das wohl an. Doch bei alledem ist, was Ihr von mir verlangt, so klein es auch im Vergleich zu der Größe Euers Gehirns ist, für mich eine gar große Sache, und ich kenne keinen Menschen auf der Welt, für den ich, die Möglichkeit es zu thun vorausgesetzt, mich dazu entschlösse, wenn ich es nicht für Euch thue; theils weil ich Euch so liebe, wie es Euch zukommt, und theils Eurer Worte wegen, die so mit Weisheit gewürzt sind, daß sie die Betschwestern aus den Wasserstiefeln ziehen könnten, geschweige denn mich von meinem Vorsatz abbringen, und je länger ich mit Euch umgehe, um so weiser kommt Ihr mir vor. Ja, auch das will ich Euch sagen, daß, wenn ich nicht andern Grund hätte, Euch lieb zu haben, ich es schon um deswillen thun würde, weil Ihr Euch in einen so schönen Gegenstand verliebt habt, als der ist, von dem Ihr mir eben sprachet.

Leider aber muß ich Euch gestehen, daß ich in diesen Dingen weniger vermag, als Ihr glaubt, und darum kann ich für Euch nicht so viel thun als nöthig wäre. Doch wenn Ihr mir bei Eurer festen und vielverbrüchlichen Treue versprecht, das Geheimniß zu bewahren, so will ich Euch den Weg anzeigen, den Ihr einschlagen müßt, und dann halte ich es für gewiß, daß es Euch, der Ihr so schöne Bücher und andere Dinge besitzt, von denen Ihr mir gesagt habt, nothwendig gelingen müsse."

„Sprich nur dreist!" entgegnete der Meister „Ich sehe wohl, du kennst mich noch nicht recht, und weißt nicht, wie ich Geheimnisse zu bewahren verstehe. Traun, es waren wenig Dinge, die Messer Gasparruolo da Saliceto unternahm, solange er Richter des Podestà von Forlimpopuli war, die er mich nicht wissen ließ, weil er an mir einen so guten Geheimhalter fand. Und willst du sehen, ob ich dir die Wahrheit sage? Ich war der erste Mensch, dem er sagte, daß er im Begriffe stand, die Bergamina zu heirathen. Nun siehst du wohl!"

„Vortrefflich", sagte Bruno, „wenn der sich Euch anvertraute, so kann ich es wol auch thun. Der Weg also, den Ihr einschlagen müßt, ist dieser. Wir haben in dieser unserer Gesellschaft immer einen Hauptmann und zwei Räthe, welche von sechs zu sechs Monaten wechseln, und gewiß wird am nächsten ersten Buffalmacco Hauptmann werden und ich Rath; denn das ist schon beschlossen. Wer nun Hauptmann ist, der vermag gar viel, um hineinzubringen und aufnehmen zu lassen, wen er will; darum scheint mir das beste, wenn Ihr Buffalmacco's Vertrauen möglichst zu gewinnen suchtet und ihm Ehre erwieset. Er ist ein Mann, der, wenn er sieht, wie weise Ihr seid, sich sogleich in Euch verlieben wird, und wenn Ihr ihn dann mit Euerm Verstande und mit allen den guten Dingen, die Ihr besitzt, ein wenig gewonnen haben werdet, dann könnt Ihr ihn darum bitten, und er

wird Euch nicht nein sagen können. Ich habe ihm bereits von Euch gesprochen, und er ist Euch schon jetzt überaus zugethan, und habt Ihr nur erst das alles gethun, dann laßt nur mich das weitere mit ihm abmachen."

Hierauf entgegnete der Meister: „Was du mir sagst, gefällt mir ungemein, und ist er ein Mann, der sich an dem Umgang mit verständigen Leuten gefällt, und läßt er sich nur ein wenig mit mir ins Gespräch ein, so will ich schon machen, daß er mich immer wieder aufsuchen soll; denn vom Geist habe ich so viel übrig, daß ich eine ganze Stadt damit versorgen könnte und doch noch klug genug bliebe."

Nachdem sie sich also geeinigt hatten, erzählte Bruno dem Buffalmacco alles der Reihe nach. Dieser konnte den Augenblick nicht erwarten, dem Meister Einfalt zu gewähren, was derselbe so begierig erstrebte. Der Doctor, der über die maßen danach verlangte, mit cursiren zu gehen, ließ nicht locker, bis er Buffalmacco's Freund wurde, was ihm gar leicht gelang. Er fing damit an, ihm die schönsten Abendessen und die herrlichsten Imbisse von der Welt zu geben und dem Bruno mit ihm; sie aber machten mit ihrem Schwatzen ihm den Kopf gar verdreht, und während sie sich seine trefflichen Weine und fette Kapaunen und andere gute Dinge in Menge wohl schmecken ließen, auch stets um ihn her waren, und ohne viel Einladungen bei ihm zu Gaste blieben, sagten sie ihm, wie die gnädigen Herren wol zu sagen pflegen, immer aufs neue, daß sie dies mit keinem andern auf der Welt thun würden.

Als es dem Doctor an der Zeit schien, trug er, wie Bruno ihm gesagt hatte, dem Buffalmacco endlich sein Begehren vor. Dieser zeigte sich darüber sehr bestürzt und begann, den Bruno auf das heftigste anzufahren, indem er rief: „Beim hohen Gott von Pasignano schwöre ich, kaum halte ich mich zurück, dir nicht eins auf den Kopf zu versetzen, daß dir die Nase auf die Fersen

fällt, du Verräther, der du bist! Denn niemand anders als du hat alle diese Dinge dem Meister hier offenbart.“ Indeß entschuldigte ihn der Doctor lebhaft, schwor und betheuerte, er hätte es von anderer Seite her erfahren, und beschwichtigte ihn endlich durch viele weise Reden von seiner gewohnten Art.

Buffalmacco aber wandte sich gegen den Doctor und rief: „Lieber Meister, man sieht wohl, daß Ihr in Bologna gewesen seid und reinen Mund bis in diese Stadt mitgebracht habt, ja, noch mehr sage ich Euch, man sieht, daß Ihr das ABC nicht an Aepfeln, wie die Dummköpfe zu thun pflegen, sondern an Kürbissen gelernt habt, weil es so lang ist, und, irre ich mich nicht, so seid Ihr am Sonntag getauft. Obwol mir Bruno gesagt hat, daß Ihr dort Medicin studirt habt, so denke ich meinestheils doch, Ihr habt studirt, Menschen für Euch einzunehmen; denn wahrlich, das versteht Ihr mit Euerm Geist und Euern guten Einfällen besser als irgendein Mensch, den ich je gesehen habe.“

Der Doctor schnitt ihm das Wort am Munde ab und sagte zu Brunc gewandt: „Da sieht man, was es heißt, mit verständigen Leuten reden und umgehen. Wer hätte jede Eigenthümlichkeit meiner Gesinnung so bald erkannt wie dieser treffliche Mann? Du hast das nicht so bald gemerkt und nicht so schnell wie er gesehen, was ich werth bin. Aber nun sag' ihm auch, was ich geantwortet habe, als du mir sagtest, daß Buffalmacco sich im Umgang mit weisen Leuten gefiele! Gibst du zu, daß ich das gethan habe, he?“ — „Erst recht!“ antwortete Bruno.

Darauf sagte der Doctor zu Buffalmacco: „Noch ganz anders würdest du sprechen, wenn du mich in Bologna gesehen hättest; da war weder groß noch klein, weder Professor noch Student, der mir nicht so wohlgewollt hätte, als man nur auf der Welt kann; so wußte ich alle mit meinen Reden und meinem Geist zu befriedigen. Ja, mehr will ich dir sagen, nie habe ich dort ein Wort ge-

sprochen, daß ich nicht jedermann lachen gemacht hätte, so sehr gefiel es ihnen, und als ich fortging, da vergossen sie alle die bittersten Thränen und verlangten sämmtlich, daß ich nur bleiben sollte, ja so weit ging man, um mich zu halten, daß sie mich allein wollten über Medicin lesen lassen für alle Studenten, die nur da wären; allein ich wollte nicht, denn ich zog es vor, wieder hierher zu den großen Erbgütern zu kommen, die ich hier besitze, und die schon immer meinen Vorfahren angehört haben, und so that ich denn auch.

„Was dünkt dir nun?“ sagte Bruno zum Buffalmacco. „Du wolltest mir's nicht glauben, als ich dir's erzählte. Beim Affenkehlium, es gibt in der ganzen Stadt keinen Doctor, der sich auf den Eselsurin so versteht wie dieser hier, und gewiß und wahrhaftig, du findest keinen wie ihn, von hier bis vor die Thore von Paris. Geh nun, und widerstehe ihm einmal, wenn du kannst, und versuche es nicht zu thun, was er haben will.“

Hierauf entgegnete der Doctor: „Bruno sagt die Wahrheit; doch ich werde hier nicht erkannt. Ihr seid eher Leute von grobem Schlage; aber ich wollte nur, Ihr sähet mich unter Doctoren, welchen Platz ich da einnehme.“

„Wahrhaftig, Meister“, erwiderte Buffalmacco, „Ihr versteht die Schliche besser als ich je geglaubt hätte, und darum rede ich zu Euch, wie man zu einem so weisen Mann, wie Ihr seid, zu reden hat, und sage Euch mit geziemender Confusion, wie ich Sorge tragen werde, daß Ihr ohne Fehl in unsere Gesellschaft aufgenommen werden sollt.“

Nach diesem Versprechen verdoppelten sich noch die Ehrenbezeigungen, welche der Doctor ihnen beiden schon vorher erwiesen hatte, und sie ließen ihn dann in ihrem Uebermuth dafür den Bock des tollsten Unsinns von der Welt reiten, und versprachen, die Gräfin von Latrinien ihm zur Gattin zu verschaffen, welche das schönste Wesen sei, das im ganzen Hinterreich des menschlichen Ge-

schlechts zu finden wäre. Nun fragte der Doctor, wer diese Gräfin sei. „Mein Samengürkchen", antwortete ihm Buffalmacco, „das ist eine gar große Dame, und wenig Häuser gibt es in der Welt, in denen sie nicht einige Jurisdiction hat; und andere zu geschweigen, selbst die Brüder Minoriten huldigen ihr und bringen ihr Tribut beim Schall der Heerpauken. Auch kann ich Euch sagen, daß, wenn sie einmal umhergeht, sie sich wohl bemerkbar zu machen weiß, wie verschlossen sie auch gehalten werde. Noch ist es nicht lange her, daß sie nachts an meiner Thür vorüberging, um sich am Arno die Füße abzuspülen und ein wenig frische Luft zu schöpfen; doch ihre gewöhnliche Wohnung ist im Laterin. Wol gehen deshalb ihre Schergen häufig im Lande umher, und alle tragen, als Zeichen ihrer Herrlichkeit, das Besenreis und die Bleischnur umher. Vasallen von ihr sieht man überall, wie z. B. den Herrn Schildwache vom Thorweg, Don Häuflein, Herrn von Würstchen, Frau Katharina Schnelle, und viele andere, welche alle, wie ich glaube, auch Euch befreundet sind, ohne daß Ihr Euch ihrer jetzt erinnert. Einer so vornehmen Dame wollen wir Euch, wenn Ihr Eure Geliebte von Kackenwinkel im Stiche laßt, und wenn unsere Plane uns nicht misrathen, in die holden Arme führen." Der Doctor, welcher in Bologna erzogen und groß gewachsen war, verstand alle diese Worte nicht, und erklärte sich mit dieser Dame vollkommen zufrieden.

Nicht lange nach diesen Geschichten hinterbrachten ihm die Maler, er solle aufgenommen werden. Als nun der Tag erschienen war, an dessen Abend man sich versammeln sollte, lud der Meister sie beide zum Inbiß zu sich, und nachdem man gespeist, frug er sie, wie er sich zu benehmen habe, um zu dieser Gesellschaft zu kommen. „Seht, Meister", sagte Buffalmacco zu ihm, „vor allem müßt Ihr frohen Muths sein; denn wäret Ihr nicht sehr sicher und muthig, so könnte die Sache misrathen und Ihr könntet uns alle in großen Schaden stürzen; das

aber, wobei Ihr vor allem den größten Muth beweisen müßt, sollt Ihr jetzt von mir erfahren. Zuerst müßt Ihr heut abends um die Zeit des ersten Schlafs Euch auf einem jener erhöhten Grabmäler einfinden, welche erst vor kurzem außerhalb Santa-Maria Novella aufgerichtet sind, und zwar in einem Eurer besten Anzüge, damit Ihr zum ersten mal anständig vor der Gesellschaft erscheint, und auch darum, weil die Gräfin, nach dem, was uns berichtet ist, denn mit angesehen haben wir es nicht, Euch, da Ihr ein Edelmann seid, zum gebadeten Ritter aufnehmen will, und das auf ihre Kosten. Dort müßt Ihr so lange warten, bis derjenige kommen wird, den wir nach Euch senden werden. Und damit Ihr von allem gehörig unterrichtet seid, so wisset, daß Euch ein schwarzes Thier mit Hörnern, jedoch nicht allzu groß, heimsuchen und auf dem Platze vor Euch ein gewaltiges Schnaufen und Umherspringen verführen wird, um Euch zu erschrecken; doch wenn es sehen wird, daß Ihr Euch nicht fürchtet, wird es sich langsam Euch nähern, und wenn es neben Euch steht, so steiget nur ohne Furcht von dem Grabhügel herunter, und setzt Euch, jedoch ohne Gott oder die Heiligen anzurufen, getrost darauf, und wenn Ihr Euch darauf zurecht gesetzt habt, so schlagt die Arme übereinander und legt, ohne das Thier weiter zu berühren, die Hände auf die Brust. Dies wird sich dann langsam in Bewegung setzen und Euch zu uns bringen; aber gleich jetzt muß ich Euch sagen, daß, wenn Ihr Gott oder die Heiligen anriefet, oder Furcht fühltet, es Euch leicht abwerfen, oder Euch wohin stürzen könnte, sodaß Ihr übel danach röchet, und darum, wenn Ihr den Muth nicht fühlt, ganz herzhaft zu bleiben, so kommt lieber gar nicht, denn Ihr würdet Euch nur Schaden bereiten, ohne uns den geringsten Nutzen zu verschaffen."

Hierauf antwortete der Doctor: „Freunde, Ihr kennt mich noch nicht; vielleicht seid Ihr bedenklich, weil ich Hand-

schuhe trage und lange Kleider; wüßtet Ihr aber, was ich in Bologna bei der Nacht, wenn ich zuweilen mit meinen Kameraden auf Weiber ausging, für Geschichten gemacht habe, so würdet Ihr staunen. Gottes Treu, es war einmal eine Nacht, daß ich eine, die nicht mit uns kommen wollte, solch ein kümmerliches Ding, und obenein kaum eine Spanne hoch, nachdem ich ihr erst eine gute Anzahl Faustschläge gegeben, beim Kragen nahm und sie wol bald einen Pfeilschuß weit fortschleppte, und so setzte ich es durch, daß sie mitkommen mußte, mochte sie wollen oder nicht. Ein andermal, erinnere ich mich, wo niemand bei mir war, als einer von meinen Dienern, ging ich des Abends ein wenig nach Ave Maria beim Kirchhofe der Minoriten vorüber, als erst an demselben Tag eine Frau dort begraben war, und doch hatte ich keine Furcht; drum sorget nicht, denn Zuversicht und Muth habe ich eher zu viel als zu wenig. Und ich sage Euch, um am Anstand nichts fehlen zu lassen, werde ich mir meinen Scharlachrock anziehen, in dem ich zum Doctor creirt wurde, und dann sollt Ihr sehen, ob die Gesellschaft sich freuen wird, wenn sie mich erblickt, und ob ich nicht mit der Zeit werde zum Hauptmann ernannt werden. Kurz, Ihr werdet schon sehen, wie die Sache geht, wenn ich nur erst einmal dagewesen bin; hat ja jene Gräfin, ohne mich noch gesehen zu haben, sich doch schon so in mich verliebt, daß sie mich zum gebadeten Ritter machen will. Vielleicht wird mir die Ritterschaft schlecht stehen, und ich werde sie schlecht zu behaupten wissen, vielleicht aber auch umgekehrt; drum laßt mich nur machen."

„Ihr habt vollkommen Recht", sagte Buffalmacco hierauf; „aber hütet Euch nur, uns keinen Querstrich zu machen, daß Ihr etwa nicht kämt oder nicht gefunden würdet, wenn wir nach Euch schicken. Und dies sag' ich darum, weil es heute kalt ist, und ihr Herren Aerzte euch gewöhnlich vor der Kälte sehr in Acht nehmet." — „Da sei Gott für", sagte der Doctor hierauf; ich gehöre

ganz und gar nicht zu den Frostigen, und mache mir nichts aus der Kälte; selten geschieht es, daß wenn ich so nachts aufstehen muß, um eines körperlichen Bedürfnisses willen, wie einem jeden bisweilen begegnet, ich mir mehr als meinen Pelz über das Wams werfe; und darum seid unbesorgt, ich werde gewiß zur Stelle sein."

Damit schieden sie, und als es Nacht zu werden anfing, brachte der Doctor zu Hause bei seiner Frau allerhand Ausreden vor, suchte heimlich seinen Scharlachrock heraus, zog ihn an, als es ihm Zeit dünkte, und stieg dann auf eines jener Grabmäler, kauerte sich, da die Kälte groß war, hier auf dem Marmor zusammen, und fing nun an des Kommens des Unthiers zu erwarten. Buffalmacco, der groß und kräftig von Person war, hatte sich indeß eine jener Masken besorgen lassen, die man bei gewissen, jetzt aus der Uebung gekommenen öffentlichen Spielen zu gebrauchen pflegte, und warf sich dann einen schwarzen Pelz, die Haare nach außen gekehrt, über, sodaß er aussah wie ein Bär, ausgenommen, daß er einen Teufelskopf mit Hörnern hatte. So angethan begab er sich, um zu sehen, wie die Sache ablaufen würde, nach dem neuen Platz von Santa-Maria Novella, und Bruno folgte ihm in geringer Entfernung. Sobald er gewahr ward, daß der Herr Meister dort war, fing er an Sprünge zu machen und einen gewaltigen Lärmen auf den Platz zu erheben, zu pusten, zu heulen und zu schnaufen, als wenn er besessen wäre. Als der Doctor dies hörte und sah, sträubte sich ihm jedes Haar auf dem Leibe zu Berge, und er fing über und über zu zittern an; denn in der That war er feiger und furchtsamer als ein Weib, und in jenem Augenblick hätte er lieber sich zu Hause gewünscht, als dort zur Stelle. Nichtsdestoweniger nahm er sich zusammen, weil er doch einmal gekommen war, und zwang sich zu einigem Muth, so sehr trieb ihn das Verlangen, die Wunder zu schauen, von denen jene ihm erzählt hatten.

Nachdem Buffalmacco noch eine Zeit lang in jener Weise fortgewüthet hatte, stellte er sich als würde er ruhiger, näherte sich dem Grabmal, auf welchem der Doctor saß, und blieb stehen. Der Meister zitterte vor Furcht, und wußte nicht, was er beginnen sollte, ob aufsteigen oder davonbleiben. Da er jedoch zu fürchten anfing, daß ihm das Ungethüm etwas zu Leide thun möchte, wenn er nicht aufstiege, verscheuchte er endlich die erste Furcht durch die zweite und verließ das Grabmal, indem er leise sprach: „Gott steh' mir bei!" Dann stieg er auf, setzte sich wohl zurecht und legte, am ganzen Leibe zitternd, die Hände auf der Brust zusammen, wie ihm befohlen worden war.

Nun fing Buffalmacco an, sich leise nach Santa-Maria della Scala hinzuwenden, und trug ihn, immer auf allen Vieren kriechend, bis nahe zu den Nonnen von Ripole. Um jene Zeit aber befanden sich in dieser Gegend Gruben, in welche die Besitzer der benachbarten Felder die „Gräfin von Latrinien" ausschütten ließen, um damit ihr Land zu düngen. Als Buffalmacco zu diesen Gruben gelangt war, näherte er sich dem Rande einer derselben, nahm seine Zeit wahr, ergriff mit der Hand einen der Füße des Doctors, riß ihn mit dieser von sich herab und schleuderte ihn richtig, den Kopf voran, in die Grube, indem er zugleich laut zu knurren, zu springen und zu toben anfing, und dann vor Santa-Maria della Scala vorüber nach der Wiese von Ognissanti eilte, wo er Bruno fand, der, weil er das Lachen nicht länger hatte halten können, die Flucht ergriffen hatte. Beide freuten sich nun des gelungenen Spaßes und stellten sich von fern auf die Lauer, um zu sehen, was der eingeteigte Doctor jetzt beginnen würde.

Als dieser gewahr ward, an welchem abscheulichen Orte er sich befinde, strebte er, sich wieder aufzurichten und emporzuarbeiten, um herauszukommen; doch erst, nachdem er bald hier und bald dort wieder hingefallen,

von Kopf bis zu Fuß ganz eingeteigt war, und etliche Drachmen davon verschluckt hatte, gelangte er jammernd und wuthentbrannt wieder hinaus, wobei er seinen Mantelkragen darin zurückließ. Nun schabte er sich mit den Händen, so gut es gehen wollte, den Teig ab und kehrte, da er nichts anderes anzufangen wußte, nach Hause zurück, wo er so lange klopfte, bis ihm aufgemacht ward.

Doch kaum war er so stinkend eingetreten und die Thür hinter ihm geschlossen, als auch Bruno und Buffalmacco zur Stelle waren, um zu hören, wie der Meister von seiner Frau würde empfangen werden. Während sie nun horchten, vernahmen sie, wie die Frau die schrecklichsten Schimpfreden gegen ihn ausstieß, die je dem ärgsten Schufte gesagt wurden. „Ha", rief sie, „wie recht ist dir geschehen! Gewiß warst du zu irgendeinem Weibsbilde gegangen und wolltest in deinem Scharlachrocke recht stattlich vor ihr erscheinen. Genügte ich dir denn etwa nicht? Mein Schatz! einem ganzen Volke könnte ich genügen, geschweige denn dir! O, hätten sie dich nur drin ersäuft, als sie dich dort hineinwarfen, wohin du verdient hattest geworfen zu werden. Ei, seht mir doch den ehrenwerthen Doctor! Eine Frau zu haben, und des Nachts auf fremde Weiber auszugehen!"

Mit solchen und ähnlichen Redensarten hörte sie, während der Doctor sich über und über waschen und reinigen ließ, bis Mitternacht nicht auf, ihn zu quälen.

Am folgenden Morgen stellten Bruno und Buffalmacco, nachdem sie sich die Haut unter den Kleidern allerwege mit blauen Streifen bemalt hatten, wie Püffe und Schläge sie zu bewirken pflegen, sich im Hause des Doctors, den sie schon aufgestanden antrafen, ein. Als sie bei ihm eintraten, stank ihnen alles entgegen; denn noch hatte man nicht so vollständig reinigen können, daß es nicht fortwährend gerochen hätte. Der Doctor hörte sie kommen, ging ihnen entgegen und bot ihnen einen guten Tag. Doch

Bruno und Buffalmacco erwiderten ihm, wie sie unter sich verabredet hatten, mit zornigem Gesicht: „Den geben wir Euch nicht zurück! Im Gegentheil bitten wir den Himmel, daß er Euch, als dem treulosesten und abscheulichsten Verräther, welcher lebt, so viel arge Zeit schicke, daß Ihr eines übeln Todes sterbet. Wahrlich, an Euch hat es nicht gelegen, daß wir, die wir uns bemühten, Euch Ehre und Freude zu verschaffen, nicht gleich Hunden todt geschlagen sind. Eurer Treulosigkeit wegen haben wir diese Nacht so viel Stöße und Püffe bekommen, daß man mit wenigern einen Esel von hier bis Rom treiben würde, abgesehen davon, daß wir in Gefahr standen, aus der Gesellschaft gestoßen zu werden, in welche wir Euch hatten aufnehmen lassen wollen. Und glaubt Ihr uns nicht, so seht hier unsere Haut, wie die aussieht." Und nun öffneten sie so im Zwielicht ihre Kleider und zeigten ihm ihre bemalte Brust, knöpften sie aber gleich wieder zu.

Der Doctor wollte sich entschuldigen und von seinem Misgeschick erzählen und wie und wo er abgeworfen worden. Aber Buffalmacco sprach: „Ich wollte, es hätte Euch von der Brücke in den Arno geworfen. Warum mußtet Ihr auch Gott anrufen oder die Heiligen? War es Euch nicht vorhergesagt worden?" — „So wahr Gott lebt", sprach der Doctor, „ich habe dergleichen nicht angerufen." — „Wie", rief Buffalmacco, „Ihr hättet nicht? Ihr freilich werdet Euch nicht erinnern; denn unser Bote hat uns wohl berichtet, wie Ihr am ganzen Leibe gezittert habt, wie ein Espenlaub, und nicht gewußt habt, wo Ihr waret. Uns ist schon recht geschehen, das mag wahr sein; aber kein Mensch soll uns mehr solch einen Streich spielen, und Euch wollen wir schon noch die Ehre erweisen, die Euch dafür gebührt."

Darauf begann der Doctor sie um Vergebung zu bitten und sie bei Gott zu beschwören, sie möchten ihn

nicht in Schande bringen, und dann suchte er sie mit den schönsten Worten, die er nur wußte, zu begütigen. Vor Furcht aber, daß sie diese Schande weiter verbreiteten, fing er, wenn er sie schon vorher geehrt hatte, nun an, sie durch Einladungen und auf andere Weise noch viel mehr zu ehren und werth zu halten.

So also, wie ihr eben gehört habt, macht man diejenigen klug, die in Bologna nicht so viel gelernt haben, als sie brauchen.

Zehnte Geschichte.

Eine Sicilianerin nimmt durch ihre Schlauheit einem Kaufmann alles, was er nach Palermo gebracht hat; dieser stellt sich, als sei er mit noch viel größern Waarenvorräthen, wie zuvor, nach Palermo zurückgekehrt, borgt ihr das Geld wieder ab und läßt ihr nur Wasser und Werg.

Man braucht nicht zu fragen, wie sehr verschiedene Stellen in der Erzählung der Königin die Damen zum Lachen gereizt hatten. Keiner unter ihnen waren vor unmäßigem Gelächter weniger als ein dutzendmal die Thränen in die Augen gekommen. Als die Königin jedoch geendet hatte, nahm Dioneus, der wohl wußte, daß nun die Reihe an ihm sei, das Wort:

Anmuthige Damen, es ist offenbar, daß Schlauheit und List desto mehr gefallen, je schlauer derjenige ist, der durch sie künstlich hinters das Licht geführt wird. Und deshalb denke ich, wie schöne Sachen ihr alle uns auch berichtet habt, euch dennoch eine Geschichte zu erzählen, welche euch um so viel mehr gefallen muß, wie jede andere, die wir gehört haben, als diejenige, welche in ihr

betrogen ward, an Geschick andere zu betrügen, alle die Betrogenen, von welchen ihr uns bisjetzt berichtet habt, um vieles übertraf.

Es war und ist vielleicht noch heute in allen Städten, welche Seehäfen haben, gebräuchlich, daß die Kaufleute, welche mit Waaren dort ankommen, dieselben, sobald sie ausgeladen sind, in eine Niederlage bringen, welche an vielen Orten Dogana genannt wird, und entweder von der Stadtgemeinde oder vom Landesherrn unterhalten wird. Hier übergibt der Kaufmann denen, welche darüber gesetzt sind, ein schriftliches Verzeichniß sämmtlicher Waaren und ihres Preises, worauf diese ihm ein Magazin anweisen, wo er seine Waare unterbringt und verschließt, die genannten Zollwächter aber auf Rechnung des Kaufmanns die gesammte Waare in das Zollbuch eintragen, und sich demnächst ihre Gebühr für die ganze Ladung oder für einen Theil der Waare, sowie er diese aus der Dogana entnimmt, von dem Kaufmann bezahlen lassen. Aus diesen Zollbüchern unterrichten sich gar häufig die Mäkler über die Güte und den Betrag der Waaren, welche dort niedergelegt sind, sowie über die Namen der Kaufleute, die sie feil bieten, mit denen sie dann, wie es trifft, Wechsel- oder Tauschgeschäfte, Verkäufe oder andere Arten von Umsatz abschließen.

Dieser Gebrauch bestand, wie an vielen andern Orten, auch zu Palermo in Sicilien, wo sich zu gleicher Zeit auch Weiber genug aufhielten und noch aufhalten, die ebenso schön von Körper, als der Ehrbarkeit abhold sind. Wer sie nicht kennt, möchte sie wol für vornehme und höchst anständige Damen halten; wie sie aber einzig bedacht sind, die Männer nicht etwa nur zu barbieren, sondern völlig zu schinden, so erblicken sie kaum einen fremden Kaufmann, und sofort eilen sie auch, sich aus dem Zollbuch zu unterrichten, was er dort lagern hat, und über wie viel er verfügen kann, und bestreben sich dann, durch gefälliges und liebreiches Betragen, oder

durch zuckersüße Worte solche Kaufleute zu födern und in ihre Liebesnetze zu ziehen. Schon manchen haben sie darin verstrickt und manchem ein gutes Theil seiner Waaren aus den Händen gelockt, vielen sogar alles; ja, es hat selbst nicht an solchen gefehlt, welche Ladung und Schiff, Fleisch und Knochen bei ihnen gelassen haben, mit so weicher Hand hat die Bartschererin das Schermesser zu führen gewußt.

Nun geschah es vor noch nicht langer Zeit, daß einer unserer jungen Florentiner, Namens Niccolo da Cignano, der jedoch Salabaetto genannt ward, von seinen Dienstherren mit so viel Wollenzeugen, als ihm auf der Messe von Salerno übrig geblieben waren, die wol an fünfhundert Goldgulden werth sein konnten, dort hingeschickt, in Palermo eintraf. Nachdem er den Zollwächtern die Eingangsgebühren bezahlt und die Waaren in ein Magazin geschafft hatte, begann er, ohne sich mit dem Verkauf allzu sehr zu beeilen, in der Stadt gelegentlich lustwandelnd umherzugehen.

Er war blond und von weißer Gesichtsfarbe, hatte gefällige Sitten und war schlank gewachsen, und so geschah es bald, daß eine von jenen Bartschererinnen, die sich Madonna Jancofiore nennen ließ, da sie von seinen Vermögensumständen bereits einiges erfahren hatte, ihr Auge auf ihn warf. Er bemerkte dies, und da er sie für eine große Dame hielt, der er seiner Schönheit wegen zu gefallen glaubte, so gedachte er diese Liebe gar vorsichtig zu verfolgen, und ohne jemand ein Wort davon zu sagen, fing er an, vor ihrem Hause vorüberzugehen. Als sie dies bemerkte, entflammte sie ihn erst einige Tage lang gehörig mit ihren Augen, dann that sie, als verzehre sie sich vor Verlangen nach ihm, und endlich sandte sie heimlich eine Frau zu ihm, welche die Kunst des Kuppelns aus dem Grunde verstand.

Diese erzählte ihm fast mit Thränen in den Augen, nach vielen Umschweifen, wie er durch seine Schönheit

und Anmuth ihre Gebieterin so gefesselt habe, daß sie weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe fände, und wie sie daher, wenn es ihm nur genehm sei, nichts so sehr begehre, als sich mit ihm in einem Bade heimlich zusammenzufinden; darauf zog sie aus ihrer Tasche einen Ring hervor und überreichte ihm diesen von seiten ihrer Gebieterin. Wie Salabaetto dies hörte, dünkte er sich der glücklichste Mensch, der je gelebt, nahm den Ring, berührte damit seine Augen, küßte ihn, steckte ihn an den Finger und erwiderte der guten Frau, daß, wenn Madonna Jancofiore ihn liebe, dies ihr reichlich vergolten werde; denn er liebe sie mehr als sein eigenes Leben und wäre bereit, zu gehen, wohin es ihr genehm sei, und zu jeglicher Stunde.

Bald nachdem die Botin mit dieser Antwort zu ihrer Gebieterin heimgekehrt war, wurde dem Salabaetto das Bad angegeben, in welchem er sie des folgenden Tages nach der Vesper erwarten solle. Ohne jemand auf der Welt etwas davon zu sagen, begab er sich zu der bezeichneten Stunde eilig dorthin und fand das Bad schon von der Dame bestellt. Es währte nicht lange, so kamen zwei mit Sachen beladene Sklavinnen; die eine trug eine schöne und große Matratze von Baumwolle auf dem Kopf, die andere aber einen großen Korb voll Wäsche. Die Matratze breiteten sie in einer Kammer des Bades auf einem Bettgestelle aus, legten ein Paar feine mit Seide besetzte Laken darüber, dann eine schneeweiße Decke von feiner cyprischer Leinewand und endlich zwei wunderschön gearbeitete Kopfkissen darauf. Dann entkleideten sie sich, traten in die Wanne und wuschen und kehrten diese auf das sorgfältigste.

Nicht lange darauf erschien die Dame, der zwei andere Sklavinnen folgten, gleichfalls im Bade. Sobald sie allein waren, bewillkommnete sie den Salabaetto auf das zärtlichste, seufzte wiederholt tief auf und sagte

unter vielfachen Umarmungen und Küssen: „Ich weiß nicht, wer außer dir mich hierzu hätte bringen können; du böser Toscaner, du hast Feuer in meine Seele geworfen.“ — Nach diesen Worten stiegen sie beide, wie sie verlangte, entkleidet in das Bad, und zwei der Sklavinnen mit ihnen. Hier nun wusch sie den Salabaetto, ohne ihn von einer andern berühren zu lassen, eigenhändig mit Moschus- und Gewürznägelseife gar sorgsam und wohlig; dann ließ auch sie sich von den Sklavinnen waschen und reiben. Als dies geschehen war, brachten die Sklavinnen zwei weiße und feine Tücher, aus denen ein solcher Rosenduft hervordrang, daß alles, was dort war, Rosen zu sein schien; in das eine Tuch ward von der einen Sklavin Salabaetto, in das andere von der zweiten die Dame gewickelt; dann wurden sie auf den Schultern der Mädchen beide in das bereitete Bette getragen. Nachdem hierauf der Schweiß vorüber war, zogen die Sklavinnen die Tücher weg, sodaß sie nun nackt auf dem Lacken blieben. Nun wurden silberne Fläschchen von erlesener Arbeit aus dem Korbe genommen, das eine voll Rosenwasser, das andere voll Orangenblüt-, das dritte voll Jasmin-, das vierte mit Lavendelwasser gefüllt, und mit allen diesen Wassern wurden sie ganz besprengt. Dann brachten die Sklavinnen Schachteln mit Backwerk und köstliche Weine, an denen die Liebenden sich ein wenig stärkten.

Salabaetto glaubte nicht anders als im Paradiese zu sein; schon tausendmal hatte er das Mädchen angeblickt, die in der That äußerst schön war, und konnte die Zeit nicht erwarten, bis die Sklavinnen fortgehen und er sie in seine Arme schließen würde. Nachdem diese auf Befehl des Mädchens eine brennende Kerze in dem Gemach zurückgelassen und sich dann entfernt hatten, umarmte sie den Salabaetto und er sie, und zur großen Lust des erstern, dem es dünkte, sie verzehre sich in Liebe zu ihm, weilten sie lange beieinander.

Als es der Jancofiore jedoch Zeit schien, sich zu erheben, kleideten sie sich unter Beihülfe der zurückgerufenen Sklavinnen wieder an und stärkten sich abermals mit Wein und Confect. Dann wuschen sie sich Gesicht und Hände von neuem mit solch duftigen Wassern; die Dame aber sprach zu Salabaetto, der nun Abschied nehmen wollte: „Wäre es dir genehm, so würde es mir eine gar große Freude sein, wenn du diesen Abend zum Essen und zur Nachtherberge zu mir kämest." — Salabaetto, der von ihren Reizen und ihrer kunstvollen Liebenswürdigkeit ganz bestrickt war und sich fest überzeugt hielt, daß sie ihn liebe wie das Herz ihres Leibes, erwiderte: „Madonna, jeder Eurer Wünsche ist mir aufs höchste genehm und darum denke ich, nicht nur diesen Abend, sondern immerdar zu thun, was Euch gefällt und was Ihr mir befehlen werdet."

Das Mädchen kehrte in ihr Haus zurück, ließ ihr Gemach mit Sachen und Geräthen ausschmücken, und ein prächtiges Abendessen zurichten und erwartete dann den Salabaetto. Sobald es etwas dunkel geworden war, begab er sich dahin, wurde gar freundlich empfangen und speiste dann in großer Lust und wohlbedient zu Nacht. Als sie demnächst in das Schlafgemach traten, wehete ihm ein wunderbarer Duft von Aloëholz entgegen, und er sah das reiche mit cyprischen Vögeln geschmückte Bett und an den Riegeln viel schöne neue Kleider. Alle diese Dinge zusammen und jedes für sich ließen ihn erachten, seine Geliebte sei eine große und reiche Dame. Obwol er über ihren Lebenswandel einiges Nachtheilige verlauten gehört hatte, so wollte er dies doch um keinen Preis der Welt für wahr halten, und selbst wenn er zugegeben hätte, daß sie vielleicht den einen oder den andern angeführt habe, so hätte er doch um nichts in der Welt geglaubt, dergleichen werde auch ihm widerfahren. So schlief er denn diese Nacht zu seiner größten Lust bei ihr und entflammte sich noch

immermehr. Als es Morgen geworden war, band sie ihm einen schönen und zierlichen Gürtel von Silber mit einer schönen Geldtasche um und sprach: „Mein süßer Salabaetto, erhalte mir deine Liebe, und so wie ich selbst dir stets zu Willen bin, so ist auch alles, was du hier siehst und was ich sonst vermag, zu deinem Dienst.“ Salabaetto umarmte sie voller Freude, küßte sie und verließ dann ihr Haus, um dahin zu gehen, wo die übrigen Kaufleute zu verkehren pflegten.

Während er nun in solcher Weise ihre Gunst zu öftern malen genoß, ohne daß es ihm das Mindeste gekostet hätte, und von ihrem Reize immermehr bestrickt ward, geschah es, daß er seine Zeuge gegen baare Zahlung verkaufte und erheblich dabei verdiente. Dies erfuhr das Mädchen zwar nicht von ihm, wol aber von andern sogleich, und als daher Salabaetto eines Abends wieder bei ihr war, fing sie an, mit ihm zu kosen und zu scherzen, ihn zu küssen und zu umarmen, und zeigte sich dabei so heftig für ihn entflammt, daß es schien, als werde sie vor Liebe in seinen Armen vergehen. Dann wollte sie ihm auch zwei schöne silberne Becher, die sie besaß, verehren, allein Salabaetto wollte sie nicht annehmen, da er, die einzelnen male zusammengerechnet, schon so viel von ihr erhalten hatte, daß es an dreißig Goldgulden betragen mochte, ohne daß er sie je hätte bewegen können, auch nur den Werth eines Groschens von ihm anzunehmen. Endlich, nachdem sie ihn durch solche Beweise ihrer Liebe und Freigebigkeit gehörig entflammt hatte, trat eine ihrer Sklavinnen ein und rief sie, früherer Abrede zufolge, hinaus. Sie verließ deshalb das Gemach, verweilte eine kurze Zeit und kam dann weinend zurück; warf sich der Länge nach auf das Bett und verführte die schmerzlichsten Wehklagen, die je von einem Weibe verführt wurden. Salabaetto nahm sie verwundert in seine Arme, begann mit ihr zu weinen und sprach: „Weh mir, Herz meines Lei-

des, was ist Euch so plötzlich zugestoßen? Was ist die Ursache dieses Schmerzes? Ach, saget sie mir, meine Seele." — Nachdem das Mädchen lange sich hatte bitten lassen, sprach sie: „O mein süßer Herr, ich weiß nicht, was ich thun, noch was ich sagen soll. Soeben empfange ich Briefe von Messina und mein Bruder schreibt darin, daß ich ihm binnen hier und acht Tagen tausend Goldgulden schicken müsse, sollte ich auch verkaufen und verpfänden was ich habe, wo nicht, so würde ihm der Kopf abgeschlagen. Nun weiß ich nicht, was ich anfangen soll, um dies Geld so schnell aufzutreiben; hätte ich auch nur vierzehn Tage Zeit, so würde ich schon Mittel finden, es von einem Orte her zu bekommen, wo ich noch viel mehr zu erhalten habe, oder ich würde eine von unsern Besitzungen verkaufen; aber da nun beides so schnell nicht geht, so möchte ich lieber gestorben sein, bevor noch diese traurige Nachricht hier ankam." Und als sie dies gesagt hatte, fuhr sie mit Weinen fort, als hätte der Kummer sie ganz bewältigt.

Salabaetto, dem die verliebte Glut einen großen Theil seiner gebührenden Einsicht geraubt hatte, und der die Thränen für wahr, ihre Worte aber für noch wahrer hielt, antwortete: „Madonna, ich kann Euch freilich nicht mit tausend, aber doch mit fünfhundert Goldgulden dienen, wofern Ihr glaubt, sie mir binnen vierzehn Tagen zurückgeben zu können. Es ist ein Glück für Euch, daß ich eben gestern meine Zeuge verkauft habe; wäre das nicht, so könnte ich Euch fürwahr nicht einen Groschen borgen." — „Weh mir", erwiderte hierauf das Mädchen, „so hast du also Mangel an Geld gelitten? O warum fordertest du nichts von mir? Denn hab' ich auch nicht tausend, so hatte ich doch hundert oder auch zweihundert dir zu geben. Ebendadurch hast du mir aber allen Muth benommen, den Dienst von dir anzunehmen, den du mir bietest."

Salabaetto, den diese Worte nur noch mehr bethörten, entgegnete: „Madonna, ich möchte nicht, daß Ihr es darum unterließet: denn wäre ich so in Noth gewesen, wie Ihr es seid, so würde ich Euch wol um Geld angesprochen haben." — „O mein Salabaetto", erwiderte das Mädchen, „jetzt erkenne ich wohl, daß deine Liebe zu mir wahrhaft und vollkommen ist, da du, ohne zu erwarten, daß ich dich darum bitte, mit einer so großen Geldsumme in einer solchen Noth mir edelmüthig zu Hülfe kommst. Fürwahr, schon ohnedies war ich völlig die Deine; nach dieser deiner That aber werde ich es noch weit mehr sein, und nie vergessen, daß ich dir das Leben meines Bruders schulde. Aber, Gott weiß es, nur ungern nehme ich das Geld an, wenn ich bedenke, daß du ein Kaufmann bist und die Kaufleute dessen zu allen ihren Geschäften benöthigt sind. Doch da die Noth mich einmal drängt und ich die gewisse Hoffnung habe, es dir schnell wiederzugeben, so will ich es annehmen und für diesen Vorschuß dir, wenn ich keinen schnellern Weg finden sollte, alle meine Sachen hier verpfänden"; — und mit diesen Worten sank sie weinend dem Salabaetto um den Hals. Salabaetto begann sie nun zu trösten, und nachdem er die Nacht bei ihr verweilt, brachte er, um sich ihr in vollem Maße als freigebiger Diener zu beweisen, ohne weitere Aufforderung von ihr zu erwarten, ihr blanke fünfhundert Goldgulden, welche sie mit lachendem Herzen und weinenden Augen hinnahm, während Salabaetto sich mit ihrem bloßen Versprechen begnügte.

Sobald das Mädchen das Geld hatte, fing für ihren Umgang mit Salabaetto ein veränderter Kalender an, und während ihm früher der Zutritt in ihr Haus jedesmal, wenn er es wünschte, freigestanden hatte, begannen jetzt Hindernisse dazwischenzutreten, wegen welcher es ihm unter sieben malen kaum einmal gelang, Eingang zu finden, und auch dann empfing ihn weder der-

selbe Willkommen noch dieselbe Zärtlichkeit und Freude wie sonst. Unterdeß war die Frist, wo er sein Geld wiedererhalten sollte, nicht nur herangekommen, sondern um einen, ja um zwei Monate überschritten, und als er nun mahnte, wurden ihm schöne Worte statt der Bezahlung zu Theil. Da sah denn Salabaetto die Hinterlist des betrügerischen Weibes wohl ein und erkannte seine Thorheit; allein zugleich begriff er auch, daß er in dieser Sache nichts durchsetzen könne, als was ihr selbst beliebe, weil er weder Schrift noch Zeugniß darüber besaß. Andererseits schämte er sich auch, gegen irgendjemand sich darüber zu beklagen, theils weil er vorher gewarnt worden war, und theils, weil er nur den Spott erwarten konnte, welchen seine Einfalt verdient hatte, und so beweinte er denn, über die maßen traurig, seinen Unverstand für sich allein. Indeß hatte er von seinen Kaufherren mehrere Briefe bekommen, daß er das gelöste Geld verwechseln und ihnen schicken möge, und beschloß deshalb, damit, wenn er dies unterließe, sein Fehltritt nicht sofort offenbar werde, eilig abzureisen; er bestieg daher ein kleines Schiff und begab sich damit nicht nach Pisa, wie er sollte, sondern nach Neapel.

Hier war zu dieser Zeit unser Landsmann Pietro dello Canigiano Schatzmeister der Frau Kaiserin von Konstantinopel, ein Mann von großer Einsicht und scharfem Verstande und ein genauer Freund Salabaetto's und seiner Angehörigen. Diesem, als einem höchst zuverlässigen Manne, erzählte nun Salabaetto nach einigen Tagen unter Wehklagen, was er gethan habe, und welches Unglück ihm begegnet sei, und bat ihn zugleich um Rath und Hülfe, damit er dort sein Leben fristen könne, indem er ihm versicherte, daß er nie mehr nach Florenz zurückzukehren denke. Canigiano antwortete ihm unzufrieden mit dem Geschehenen: „Uebel hast du gethan, übel hast du dich benommen, schlecht hast du deinem Herrn gehorcht. Allzu viel Geld auf einmal hast du

für dein Vergnügen ausgegeben. Doch was ist zu thun? Geschehen ist es nun einmal, und wir müssen uns nach anderm Rath umsehen."

Als ein verschlagener Mann, hatte er bereits ersonnen, was zu thun sei, und theilte dies dem Salabaetto mit. Diesem gefiel die Sache und er schickte sich sofort an, sein Glück damit zu versuchen. Etwas Geld hatte er noch, und Canigiano lieh ihm einiges dazu, und nun packte er eine Menge von Ballen, die wohl gebunden und wohl geschnürt wurden, kaufte an zwanzig Oelfässer, füllte diese, und kehrte, nachdem alles verladen war, damit nach Palermo zurück. Hier übergab er das Verzeichniß der Ballen und ebenso den Preis der Fässer den Zollwächtern, ließ alles auf seine Rechnung schreiben, brachte es in den Magazinen unter und sagte, daß er, bis andere Waaren, welche er noch erwartete, ankämen, nichts von diesen Sachen anrühren wolle.

Hiervon bekam Jancofiore bald Nachricht, und da sie hörte, daß allein die Waaren, die er bereits mitgebracht hatte, wol zweitausend Goldgulden, oder mehr werth sein möchten (ungerechnet, was er noch erwartete und was mehr als dreitausend betrüge), so dünkte es ihr, daß sie bis dahin erst den schlechtern Treffer gezogen habe, und sie entschied sich daher, ihm seine fünfhundert Gulden wiederzugeben, um ihm hernach ein gutes Theil der fünftausend abzunehmen — und somit schickte sie nach ihm. Salabaetto, der nun gewitzigt war, ging hin. Das Mädchen stellte sich, als wisse sie nichts von dem, was er mitgebracht habe, bezeigte ihm unsägliche Freude und rief: „Wärst du böse auf mich geworden, weil ich dir dein Geld nicht zur rechten Zeit wiedergab ....?" Salabaetto fing an zu lächeln und antwortete: „In der That, Madonna, es verdroß mich wol ein wenig, da ich mir das Herz aus dem Leibe risse, um es Euch zu geben, wenn ich glaubte, daß

Euch damit ein Gefallen geschähe; aber jetzt sollt Ihr hören, wie ich auf Euch erzürnt bin: Meine Liebe zu Euch ist so mächtig und groß, daß ich den größten Theil meiner Besitzungen habe verkaufen lassen; schon habe ich so viel Waare mit hierher gebracht, daß sie wol über zweitausend Gulden werth ist, und aus Westen erwarte ich noch andere, welche mehr als dreitausend gelten wird; damit will ich nun in dieser Stadt ein Lager einrichten und hier bleiben, um immer in Eurer Nähe sein zu können, da ich mich in Eurer Liebe glücklicher fühle, als ich glaube, daß irgendein Verliebter in der seinigen sich fühlen könne."

Hierauf entgegnete das Mädchen: „Sieh, Salabaetto, alles, was dir gutdünkt, ist mir willkommen, da ich in der That dich mehr liebe als mein Leben; besonders willkommen aber ist mir, daß du mit der Absicht zurückgekehrt bist, hier zu weilen, weil ich hoffe, so noch manche frohe Stunde mit dir zu verleben. Doch ich will mich noch etwas bei dir entschuldigen, daß du damals, ehe du fortgingst, einigemal hast zu mir kommen wollen und nicht konntest, und andere male, wenn du kamst, nicht so freundlich empfangen wurdest, wie du es gewohnt warst, und überdies auch noch deswegen, daß ich dir nicht zu der versprochenen Frist dein Geld zurückgab. Du mußt wissen, daß ich zu jener Zeit in großem Schmerz und in tiefer Betrübniß war, und wer in dieser Stimmung ist, kann dem Geliebten, wie sehr er ihn auch liebe, nicht immer ein freundliches Gesicht machen und so aufmerksam für ihn sein, als dieser es wol wünschte. Und dann mußt du auch wissen, daß es einer Frau recht schwer fällt, tausend Goldgulden aufzutreiben; alle Tage sagt man uns Lügen vor und hält nicht, was man uns versprochen hat, und so sind wir denn genöthigt, auch gegen andere zu lügen. Hierin allein, nicht aber in irgendeinem andern Unrecht gegen dich, hatte es seinen Grund, wenn ich dir dein

Geld nicht wiedergab. Doch bald nach deiner Abreise bekam ich es, und hätte ich nur gewußt, wohin ich es hätte schicken sollen, so sei überzeugt, ich würde es dir gesandt haben; aber da ich es nicht wußte, so habe ich es dir aufbewahrt."

Und nun ließ sie eine Börse herbeiholen, in der dieselben Goldstücke enthalten waren, welche er ihr gebracht hatte, gab sie ihm in die Hand und sprach: „Zähle, ob es fünfhundert sind." Nie war Salabaetto froher gewesen; er zählte sie, fand richtig fünfhundert, steckte sie zu sich und sprach: „Ich sehe nun wohl, Madonna, daß Ihr die Wahrheit sagt. Ihr habt alles gethan, was Euch oblag, und ich sage Euch, daß sowol deshalb, als um der Liebe willen, die ich für Euch hege, Ihr keine Summe, die ich zu schaffen vermag, zu welchem Zweck es auch sei, von mir begehren könnet, ohne daß ich Euch sofort damit diente. Und das mögt Ihr, sobald ich mich hier nur erst eingerichtet habe, selbst erproben."

Auf diese Weise wurde den Worten nach die frühere Liebe unter ihnen wiederhergestellt und Salabaetto begann von neuem vertrauten Umgang mit ihr in aller Zärtlichkeit zu pflegen und sie that ihm abermals die größte Gunst und Ehre von der Welt an und bewies ihm ihre ungemessene Liebe. Salabaetto jedoch, der ihren Trug durch seinen Trug bestrafen wollte, trat eines Tags, da sie zu ihm geschickt hatte, damit er bei ihr speise und zu Nacht bleibe, so trübsinnig und traurig bei ihr ein, daß es schien, als wolle er sterben. Jancofiore umarmte und küßte ihn und fing an, ihn zu fragen, was dieser Trübsinn bedeute. Eine lange Weile ließ er sich bitten, dann sprach er: „Ich bin ein verlorener Mann. Das Schiff, auf dem die Waare sich befand, die ich noch erwartete, ist von Seeräubern aus Monaco genommen worden, und soll nur für zwölftausend Goldgulden wieder losgegeben werden, von denen auf mich tausend fallen, und ich habe nicht einen Hel-

ler; denn die fünfhundert, die Ihr mir zurückgabt, habe ich sogleich nach Neapel geschickt, um sie in Linnen anzulegen, die man mir hierher senden soll. Und wollte ich in diesem Augenblick auch die Waare verkaufen, die ich hier habe, so würde ich, weil es jetzt nicht die rechte Zeit ist, kaum den halben Preis dafür erhalten, außerdem aber bin ich hier noch nicht bekannt genug, um jemand zu finden, der mir aus dieser Verlegenheit hälfe, und darum weiß ich nicht, was ich thun oder was ich sagen soll. Und dennoch, schicke ich nicht bald das Geld, so werden die Waaren nach Monaco gebracht und ich bekomme nimmermehr etwas davon zurück."

Das Mädchen war über diese Nachricht sehr betreten, da ihre ganze Hoffnung ihr damit vereitelt schien; indeß überlegte sie, welchen Weg sie einzuschlagen habe, daß die Waaren nicht nach Monaco gingen, und sagte dann: „Gott weiß, wie leid mir das um deinetwillen thut; aber was hilft es, sich darüber zu grämen? Hätte ich das Geld, so würde ich es dir, Gott weiß es, sogleich borgen; aber ich habe nicht so viel. Allerdings aber ist hier jemand, der mir neulich mit den fünfhundert Gulden aushalf, die mir fehlten; aber er verlangt großen Zins dafür, und zwar nicht weniger als dreißig vom Hundert. Wenn du von diesem das Geld nehmen wolltest, so müßte man ihn durch gutes Pfand sicher stellen, und ich an meinem Theile bin bereit, ihm um deinetwillen alle diese Sachen und meine Person selbst für so viel zu verpfänden, als er darauf leihen will; nur um dir zu dienen. Aber wie willst du für das Uebrige Sicherheit gewähren?"

Salabaetto erkannte leicht die Ursache, welche jene antrieb, ihm diesen Dienst zu leisten, und zweifelte nicht, daß sie selbst es sei, die das Geld vorschießen wolle. Das war ihm ganz nach Wunsche: er dankte ihr daher zuerst und sagte dann, daß bei der Noth, in der er sich befinde, ihn der unmäßige Zins nicht abschrecken

werde. Dann fügte er hinzu, daß er, um jenen durch die Waaren sicher zu stellen, die er in der Dogana habe, dieselben auf den Namen dessen werde umschreiben lassen, der das Geld vorstreckt; den Schlüssel zu den Magazinen aber wolle er selbst aufbewahren, theils um die Waaren, wenn es gefordert würde, vorzeigen zu können, und theils, damit ihm nichts berührt, vertauscht oder verwechselt werden könne.

Das Mädchen erwiderte hierauf, das sei wohlgesprochen und die Sicherheit vollkommen hinreichend. Als daher der nächste Tag gekommen war, schickte sie zu einem Mäkler, auf den sie volles Vertrauen hatte, besprach die Sache mit ihm und übergab ihm tausend Goldgulden, welche der Mäkler sogleich dem Salabaetto überbrachte, und auf seinen Namen bei der Dogana umschreiben ließ, was Salabaetto dort lagern hatte, und nachdem sie nun Verschreibung und Gegenverschreibung mit beiderseitigem Einverständnisse gewechselt, ging ein jeder seinen übrigen Geschäften nach.

Salabaetto aber bestieg sobald als möglich mit seinen funfzehnhundert Goldgulden ein Schiff und kehrte zu Pietro dello Canigiano nach Neapel zurück, von wo er gute und vollständige Abrechnung nach Florenz an seine Handelsherren, die ihn mit den Tuchen fortgeschickt hatten, sandte. Nachdem er alsdann Pietro, und jeden andern, dem er etwas schuldig war, bezahlt hatte, machte er sich mit dem Canigiano von dem Gewinn, den er durch die Ueberlistung der Sicilianerin davongetragen, manchen guten Tag. Von hier aber begab er sich, da er nicht länger Kaufmann bleiben wollte, nach Ferrara.

Als Salabaetto in Palermo nicht mehr zu finden war, fing Jancofiore sich zu wundern an und schöpfte allmählich Argwohn; nachdem sie wol zwei Monate gewartet hatte und ihn noch immer nicht wiederkommen sah, ließ sie durch ihren Mäkler die Magazine aufbrechen. Zuerst versuchte man die Fässer, welche voll Oel sein sollten,

und fand sie mit Seewasser gefüllt, in jeder Tonne aber schwamm ungefähr ein Anker Oel obenauf an dem Spunde. Dann öffnete man die Ballen und fand diese, zwei ausgenommen, welche Zeuge enthielten, mit Werg gefüllt; kurz, alles Vorhandene war nicht über zweihundert Gulden werth. Nun erkannte Jancofiore wohl, daß sie betrogen sei, und beklagte lange die fünfhundert Goldgulden, die sie zurückgegeben, und noch vielmehr die tausend, die sie ihm geborgt hatte, indem sie oftmals ausrief: „Mit Toscanern umzugehen, muß man klar auf beiden Augen sehen!“ Und so hatte sie denn den Schaden und den Spott zugleich und fand, daß der eine so klug sein könne als der andere.

Als Dioneus seine Erzählung beendet hatte und Lauretta sah, daß die Frist verstrichen sei, über welche hinaus sie nicht mehr zu herrschen hatte, lobte sie den Anschlag des Pietro Canigiano, der sich in seinem Erfolg so gut bewährte, und die Schlauheit des Salabaetto, der in dessen Ausführung sich ebenso geschickt bewiesen hatte, nahm sich dann die Lorberkrone vom Haupte und setzte sie auf Emiliens Stirn, indem sie würdevoll sagte: „Madonna, eine wie huldreiche Königin wir an Euch haben werden, weiß ich nicht; aber eine schöne haben wir gewiß. Macht also, daß Eure Handlungen Eurer Schönheit entsprechen.“ — Und damit nahm sie ihren Sitz wieder ein.

Emilie, welche nicht sowol über ihre Erhebung zur Königin, als darüber ein wenig schamroth geworden war, daß sie sich wegen dessen öffentlich rühmen hörte, was Frauen vorzüglich zu besitzen wünschen, glich im Gesicht jungen Rosen im Schein der Morgenröthe. Doch nachdem sie die Augen so lange niedergesenkt hatte, bis jene Röthe wieder verschwunden war, nahm sie mit dem

Seneschall über die für die Gesellschaft zu treffenden Einrichtungen Abrede und begann darauf folgendermaßen zu reden:

„Anmuthige Mädchen, deutlich sehen wir, daß, nachdem die Stiere einen Theil des Tages hindurch, unter das Joch gezwungen, gearbeitet haben, sie am Abend von diesem befreit und gelöst werden und frei, wohin es ihnen gefällt, in den Büschen nach ihrer Weide umhergehen dürfen. Auch sehen wir, daß die Gärten, die von verschiedenen Pflanzen ergrünen, nicht nur nicht minder schön, sondern noch schöner sind als der Hain, in dem nur Eichen wachsen. Aus diesen Gründen halte ich dafür, daß, wenn wir erwägen, wie viele Tage wir nun schon, von bestimmten Gesetzen eingeschränkt, erzählt haben, auch uns, die wir ein gleiches Bedürfniß fühlen, um in der Freiheit für das wiederkehrende Joch Kräfte zu sammeln, ein solches Umherschweifen nicht nur nützlich, sondern auch sehr erwünscht sein wird. Darum denke ich denn, was morgen im Verfolge eurer ergötzlichen Erzählungen vorgetragen werden soll, nicht unter eine einzelne Aufgabe zu beschränken, sondern will,

> daß jeder, wie es ihm gefallen wird, erzähle,

indem ich fest überzeugt bin, daß die Verschiedenartigkeit der Gegenstände, welche die Erzählenden besprechen werden, uns nicht weniger erfreulich sein wird als das Erzählen von einem. Haben wir das gethan, so mag, wer nach mir in der Herrschaft folgt, uns neu Gestärkte mit größerer Sicherheit wieder in die gewohnten Gesetze einschränken.

Nachdem sie dies gesagt, gab sie allen Urlaub bis zur Stunde der Mahlzeit. Jeder lobte die Königin wegen dessen, was sie gesagt hatte, als weise und verständig, und nachdem man aufgestanden war, gab sich der eine dieser, der andere jener Lustbarkeit hin. Die Damen brachten die Zeit bis zur Stunde des Mahles da-

mit hin, Kränze zu flechten und allerlei Kurzweil zu treiben, die jungen Männer aber mit Spiel und Gesang. Als die Essenszeit gekommen war, speiste man neben dem schönen Springbrunnen fröhlich und mit Lust. Nach dem Mahle vergnügte man sich auf herkömmliche Art mit Liedern und Tanz. Endlich aber gebot die Königin, um dem Herkommen ihrer Vorgänger zu folgen, trotz denen, welche gern noch mehrere von ihren Liedern gesungen hätten, dem Pamphilus, daß er einen Gesang allein anstimmen mochte. Dieser begann nun bereitwillig folgendermaßen:

Weil, Amor, ich dein eigen,
Schenkst du an Freud und Lust und allem Guten
So viel, daß ich frohlock' in Feuersgluten.

Das Uebermaß des Glückes und der Lust,
Die jetzt zu Theil mir werden,
Allein durch Amor's Macht,
Es findet keinen Raum in meiner Brust:
Es redet in Geberden,
Im Mund, der freudig lacht
Und, obwol schweigend, sagt,
Daß, wer sich Liebe ließ so hoch gemuthen,
Sich selig preist, ob Flammen ihn umfluten.

Nicht können diese Fülle meiner Lust
Aussprechen meine Lieder,
Nicht grüb' in Erz sie Stahl;
Könnt' ich's, müßt' ich sie bergen in der Brust.
Erführ' es jemand wieder,
So würde Lust zur Qual. —
Mein Glück ist solcher Zahl,
Deß hundert Zungen, wenn sie nimmer ruhten,
Die Wonne nicht erzählten dieser Gluten.

Wer glaubte wol, daß ich mit diesem Arm
Die an mein Herz gezogen,
Die glühend ich gefaßt;
Daß Wang' an Wange, Lipp' an Lippe, warm
Sich küssend fest gesogen
Zu süßer Liebesrast.
Und weil's denn niemand faßt,
Will ich mich freun der seligen Minuten,
Verschließend in die Brust des Glückes Fluten.

Pamphilus' Lied war zu Ende, und obgleich alle vollständig darauf antworteten, so war doch keiner zugegen, der nicht mit besonderer Aufmerksamkeit und vielleicht mit größerer als ihm geziemte, die Worte des Gesanges bemerkt und zu errathen gesucht hätte, was es sei, wovon jener gesungen hatte, er müsse es verbergen. Und obschon man auf vielerlei verfiel, so traf doch keiner die Wahrheit. Doch als die Königin den Gesang des Pamphilus beendet sah und bemerkte, daß Damen und Herren gern zur Ruhe gehen würden, gebot sie, daß jeder sich zum Schlafen zurückziehe.

Es schließt des Dekameron achter Tag und es beginnt

der neunte,

an welchem unter Elisens Regiment jeder erzählt, was ihm gefällt, und ihm zumeist behagt.

Das Licht, vor dessen Glanz die Nacht entflieht, *hatte* bereits den achten Himmel aus der dunkeln Bläue in Helle verwandelt, und auf den Wiesen fingen die Blümchen an sich emporzurichten, als Emilie aufstand und ihre Gefährtinnen und desgleichen die jungen Männer rufen ließ. Als diese erschienen, folgten sie den langsamen Schritten der Königin und begaben sich so zu einem kleinen Wäldchen nicht weit von dem Schlosse. Hier fanden sie allerhand Thiere, als Rehe, Hirsche und dergleichen, die jetzt bei der andauernden Pestilenz sich vor dem Jäger sicher fühlten, und sie so zutraulich herankommen ließen, als wären sie aller Furcht ledig und völlig zahm geworden. Die Damen aber und die jungen gen Männer näherten sich bald diesem und bald jenem, als wollten sie sie ergreifen, und machten sie laufen und springen, womit sie sich eine Zeit lang anmuthig vergnügten.

Als die Sonne jedoch höher stieg, dünkte es allen Zeit, nach Hause zurückzukehren. Jeder war mit Eichenlaub bekränzt und hatte die Hände mit wohlriechenden Kräutern oder Blumen gefüllt, und wer sie so angetrof-

fen, hätte nicht anders sagen können, als daß der Tod sie entweder nicht besiegen könne oder daß sie ihm heiter entgegengingen. So Schritt vor Schritt lustwandelnd, singend, schwatzend und scherzend gelangten sie zum Palast, wo sie alles gebührend angeordnet und die Diener froh und in Freuden antrafen. Nachdem man sich hier ein wenig ausgeruht, ging man nicht eher zur Tafel, als bis sechs Gesänge, einer immer heiterer als der andere, von den jungen Männern und den Damen gesungen waren. Nach diesen ward das Wasser für die Hände gereicht, und der Seneschall setzte sie nach dem Willen der Königin um den Tisch, wo man, nachdem die Speisen aufgetragen waren, fröhlich zur Mahlzeit schritt. Von dieser aufgestanden —, überließ man sich wieder eine Zeit lang dem Gesange und dem Spiel; dann konnte, nach dem Willen der Königin, wer da wollte, zur Ruhe gehen. Als jedoch die gewohnte Stunde gekommen war, versammelten sich alle wieder an der bekannten Stelle zum Erzählen. Hier blickte die Königin Philomelen an, und hieß sie, mit den Erzählungen dieses Tages den Anfang machen. Diese aber begann lächelnd in folgender Weise.

Erste Geschichte.

Madonna Francesca wird von Rinuccio und von Alessandro geliebt, und da sie keinen von beiden wieder liebt, schafft sie sich beide klüglich vom Halse, indem sie dem einen aufträgt als Todter in ein Grab zu steigen, dem andern aber jenen als einen Todten daraus hervorzuholen, womit beide nicht zu Stande kommen.

Madonna, es ist mir sehr willkommen, daß ich, weil Ihr es so befehlt, auf diesem offenen und unbeschränkten

Felde, welches Eure Großmuth uns eingeräumt hat, mit dem Erzählen den Anfang machen und als die erste das Kampfspiel beginnen soll. Gelingt mir dies wohl, so zweifle ich nicht, daß die, welche mir nachfolgen, es ebenfalls gut, oder noch besser vollbringen werden.

Schon oft, ihr anmuthigen Mädchen, ist uns in unsern Erzählungen gezeigt worden, wie groß und welcher Art die Macht der Liebe sei; doch glaube ich darum nicht, daß dieser Gegenstand vollständig erschöpft sei, noch auch, daß er es jemals werden könne, wenn wir auch von heute an bis übers Jahr von nichts anderm sprächen. Und weil diese Macht der Liebe die Liebenden nicht allein häufig in mannichfache Gefahr des Lebens führt, sondern sie auch nöthigt, sogar bis in die Gräber der Todten, als Todte hinabzusteigen — so gefällt es mir neben allen denen, welche euch schon erzählt sind, euch darüber noch eine Geschichte zu erzählen, aus welcher ihr nicht allein die Gewalt der Liebe, sondern auch die List kennen lernen könnt, welche eine achtbare Frau anwandte, um zwei Liebhaber loszuwerden, die sie gegen ihren Willen mit Liebe verfolgten.

Ich sage also, daß in der Stadt Pistoja einst eine sehr schöne Witwe lebte, welche zwei von unsern Florentinern, die sich dort in der Verbannung aufhielten, und von denen der eine Rinuccio Palermini und der andere Alessandro Chiarmontesi hieß, heftig liebten, und ohne daß einer von dem andern etwas wußte, beide vorsichtig alles aufboten, was ein jeder vermochte, um die Gegenliebe der Witwe zu gewinnen. Die edle Dame, deren Name Francesca de' Lazzari war, wurde häufig durch Botschaften und Anträge dieser beiden belästigt, und wollte, nachdem sie anfangs denselben unbedachterweise zuweilen ein Ohr geliehen, jetzt zwar sich klüglich zurückziehen, wußte aber nicht recht wie. Da kam ihr endlich ein Gedanke ein, wie sie sich dieser Last entledigen könne: wenn sie nämlich von jedem einen Dienst verlangte, von

dem sie glaubte, daß er ihn nicht ausführen würde, obschon er nicht unmöglich war, um so, wenn sie ihn nicht vollbrächten, eine anständige und scheinbare Veranlassung zu haben, ihre Anträge nicht mehr anzuhören.

Dieser Plan aber war folgender. Es war an dem Tage, als dieser Gedanke ihr einkam, in Pistoja ein Mann gestorben, der, obschon seine Voraltern adeliche Leute gewesen waren, doch für einen der schlechtesten Menschen, nicht blos in Pistoja, sondern in der ganzen Welt gehalten wurde. Ueberdies aber war er bei seinen Lebzeiten so misgestaltet und von so abschreckendem Aussehen gewesen, daß, wer ihn nicht gekannt und ihn zum ersten Male gesehen hätte, sich vor ihm gefürchtet haben würde. Dieser Mensch war in einem Grabmal vor der Kirche der Minoriten beigesetzt worden, und dieser Umstand fügte sich gut zu ihrem Plan. Deshalb sprach sie zu einer ihrer Dienerinnen: „Du kennst die Belästigung, welche ich alle Tage durch die Anträge dieser beiden Florentiner, Rinuccio und Alessandro, zu ertragen habe. Nun bin ich nicht gesonnen, ihnen meine Liebe zu schenken, und um sie mir endlich vom Halse zu schaffen, habe ich bei mir beschlossen, sie wegen der großen Betheuerungen, die sie mir machen, in einer Sache auf die Probe zu stellen, von der ich überzeugt bin, daß sie sie nicht vollbringen werden, und dann werde ich diese Last glücklich los. Höre nun aber, wie. Du weißt, daß erst heute morgens auf dem Kirchhofe der Minoriten der Scannadio (so wurde jener schlechte Mensch genannt, von dem wir oben gesagt haben) beerdigt worden ist, vor dem, während er noch am Leben war, geschweige denn nun er todt ist, die muthigsten Männer dieses Orts Furcht hatten, wenn sie ihn sahen. Nun sollst du heimlich erst zum Alessandro gehen, und zu ihm sagen: Madonna Francesca schickt mich, um dir zu melden, daß jetzt endlich die Stunde gekommen ist, wo du ihre Liebe gewinnen kannst, welche du so sehr begehrt hast, und

wenn du anders willst, auf folgende Weise mit ihr zusammenkommen kannst. Aus einem Grunde, den du später erfahren wirst, soll diese Nacht von einem ihrer Verwandten der Körper des Scannadio, welcher heute morgens begraben wurde, in ihr Haus gebracht werden: nun hat sie Furcht vor ihm, todt wie er ist, und möchte ihn nicht im Hause haben; darum bittet sie dich, als um einen großen Dienst, daß du diesen Abend zur Zeit des ersten Schlafs dorthin gehst, dich in das Grabmal legst, wo Scannadio beigesetzt worden ist, seine Kleider anziehst, und so lange still bleibst, als wärst du der Todte, bis man kommen wird dich zu holen; dann aber sollst du dich, ohne etwas zu sagen, oder einen Laut von dir zu geben, herausnehmen und nach ihrem Hause tragen lassen, wo sie dich empfangen wird, und wo du dann bei ihr weilen und nach deinem Verlangen wieder fortgehen kannst, denn wegen alles Uebrigen überlasse ihr allein die Sorge. — Sagt er nun, er wolle das thun, so ist es gut; erwidert er aber, er könne das nicht unternehmen, so sag' ihm von meinetwegen, er solle sich nicht mehr blicken lassen, wo ich anzutreffen bin, und, wenn er sein Leben lieb hat, sich hüten, mir weder einen Boten noch irgendeine Bestellung zu schicken. — Demnächst wirst du zum Rinuccio Palermini gehen und zu ihm sagen: Madonna Francesca meldet dir, daß sie bereit ist, deine Wünsche zu erfüllen, wofern du ihr einen großen Dienst erweisest; dieser besteht darin, daß du heute um Mitternacht zu dem Grabmale gehst, wo diesen Morgen der Scannadio beigesetzt wurde, ihn, ohne ein Wort zu sagen, was du auch hören oder wahrnehmen mögest, sacht aus seinem Grabe herausnimmst und ihn ihr ins Haus bringst. Dort wirst du sehen, warum sie dies wünscht, und von ihr erlangen, was du nur begehrst; wolltest du dieses aber nicht thun, so sollest du ihr weder Boten noch Briefe mehr schicken."

Zu beiden begab sich die Dienerin und richtete jedem,

wie ihr befohlen war, ihren Auftrag ordentlich aus. Vom einen und von dem andern wurde ihr geantwortet, daß sie nicht nur in ein Grab, sondern in die Hölle selbst hinabsteigen wollten, wofern es ihrer Dame gefiele. Diese Antwort brachte die Magd ihrer Gebieterin zurück, und diese erwartete nun zu sehen, ob sie wirklich so thöricht wären, dies auszuführen.

Als es nun Nacht geworden, und die Zeit des ersten Schlafs herankam, entkleidete sich Alessandro Chiarmontesi bis auf das Wams und verließ das Haus, um sich an der Stelle des Scannadio in das Grabmal zu legen. Unterwegs kam ihm ein gar zaghafter Gedanke in den Sinn, und er sagte bei sich selbst: „O was für ein Thor bin ich? Wo gehe ich hin? Und weiß ich denn, ob nicht ihre Verwandten vielleicht meine Liebe zu ihr bemerkt haben, und weil sie glauben, was nicht der Fall ist, sie geheißen haben, mir diesen Auftrag zu ertheilen, um mich dann in dem Grabmal zu tödten? Geschähe das, so hätte ich den Schaden davon und nichts würde ruchbar werden, das ihnen Nachtheil bringen könnte. Oder, was weiß ich, ob dies nicht irgendein Feind von mir veranstaltet hat, dem sie vielleicht, weil sie ihn liebt, damit einen Dienst erweisen will?“ Dann sprach er weiter: „Aber setzen wir auch, daß von alledem nichts sei, und daß wirklich ihre Verwandten mich in ihr Haus tragen sollen, so kann ich doch nicht glauben, daß jene den Körper des Scannadio begehren, nur um ihn selbst in die Arme zu schließen, oder ihn ihr in den Arm zu geben; vielmehr muß ich vermuthen, daß sie ihn nur verlangen, um ihn irgendwie zu mishandeln, als die Leiche eines Menschen, der sie vielleicht in irgendeinem Stück verletzt hat. Sie befiehlt mir, daß, was ich auch wahrnehmen möchte, ich keinen Laut von mir geben soll. Wie, wenn sie mir nun die Augen ausstächen, oder die Zähne ausrissen, wenn sie mir die Hände abhieben, oder sonst irgendein solches Spiel mit

mir trieben, wie wäre ich dann daran? Könnte ich dazu wol still sein? Und wenn ich rede, entweder erkennen sie mich dann und fügen mir vielleicht ein Leid zu, oder, wenn sie mir auch nichts thun, so habe ich alsdann doch nichts ausgerichtet; denn sie werden mich nicht bei ihr lassen, und die Dame selbst wird sagen, ich hätte ihr Gebot übertreten, und nimmermehr thun, was mir nach Wunsch ist."

Unter diesen Gedanken war er nahe daran, nach Hause zurückzukehren; dennoch trieb ihn die Macht der Liebe mit entgegengesetzten Gründen vorwärts, die so viel Kraft hatten, daß sie ihn bis zu dem Grabmal führten. Dies öffnete er, stieg hinein, kleidete den Scannadio aus, that dessen Kleider an, und schloß dann das Grab über sich wieder zu. Als er nun aber so an der Stelle des Scannadio dalag und darüber nachzudenken anfing, wer dieser Mann gewesen sei, und ihm beifiel, was er gehört hatte, das nicht allein in den Gräbern der Todten, sondern auch anderswo, nachts sich ereignet habe, da sträubte sich allmählich jedes Haar an ihm zu Berge und es kam ihm vor, als müsse Scannadio sich in jedem Augenblick aufrichten und ihm hier den Hals abschneiden. Doch die brennende Liebe half ihm wiederum, diese und andere fürchterliche Betrachtungen zu besiegen, und still daliegend, als wäre er selbst der Todte, fing er nun an zu erwarten, was mit ihm geschehen würde.

Als die Mitternacht herannahte, verließ auch Rinuccio sein Haus, um das ins Werk zu richten, was seine Dame ihm aufgegeben hatte; unterwegs aber fiel auch ihm viel und mancherlei, was ihm möglicherweise begegnen könnte, ein, wie zum Beispiel, daß er, mit dem Körper des Scannadio auf dem Rücken, der Behörde in die Hände fallen und als Zauberer zum Feuer verdammt werden könnte, oder daß er, wenn man es erführe, sich den Haß der Verwandten des Todten zuziehen möchte, und andere ähnliche Betrachtungen, die ihn beinahe zu-

rückgehalten hätten. Dann aber sagte er sich wieder: „Wie? soll ich in der ersten Sache, die diese edle Frau, die ich so geliebt habe und noch liebe, von mir verlangt, ihr nein sagen? Und besonders jetzt, wo ich ihre Gunst dadurch gewinnen soll? Nein, und müßte ich ohne Rettung sterben, ich kann nicht umhin, zu vollführen, was ich ihr versprochen habe.“

Nun ging er weiter, gelangte zu dem Grabmal und öffnete es mit leichter Mühe. Wie Alessandro öffnen hörte, verhielt er sich ganz still, wie große Furcht er auch empfand. Rinuccio stieg hinein, und faßte in der Meinung, den Körper des Scannadio zu ergreifen, den Alessandro bei den Füßen, zog ihn heraus, lud ihn sich auf die Schultern und machte sich nun mit ihm nach dem Hause der Edelfrau auf den Weg. Während er so fortschritt, stieß er, ohne weiter darauf Acht zu haben, ihn bald hier, bald dort an eine Ecke der Bänke, welche zur Seite der Straße standen, an; denn die Nacht war so dunkel und finster, daß er nicht zu unterscheiden vermochte, wo er ging.

So war er bis an die Thürschwelle der Edelfrau gelangt, welche mit ihrer Dienerin am Fenster stand, um zu hören, ob Rinuccio den Alessandro brächte, und sich schon darauf gerüstet hatte, sie beide fortzuschicken, als es sich traf, daß die Scharwache der Signoria, welche in der Straße halt gemacht und auf der Lauer stand, um einen Verbannten zu ergreifen, das Geräusch vernahm, welches der schwere Gang des Rinuccio verursachte. Schnell zogen sie eine Laterne hervor, um zu sehen, was es gebe, und wohin sie sich zu wenden hätten, und, indem sie Schilde und Lanzen zusammenschlugen, riefen sie: Wer da?

Rinuccio erkannte sie, und da er zu langer Ueberlegung nicht Zeit hatte, ließ er den Alessandro von der Schulter herunterfallen und lief, so rasch die Beine ihn tragen wollten, davon. Alessandro aber sprang schnell

empor und eilte, obwol er die Kleider anhatte, in denen man den Todten begraben und welche gar lang waren, auch seinerseits schnell von dannen.

Die Witwe, die bei dem Licht, das die Scharwache bei sich führte, Rinuccio mit dem Alessandro auf den Schultern wohl erkannt und zugleich gesehen hatte, daß Alessandro das Leichengewand des Scannadio trug, erstaunte nicht wenig über die große Kühnheit beider Liebhaber; allein allem Staunen zum Trotz mußte sie doch lachen, als sie sah, wie Rinuccio den Alessandro so abwarf und dann beide die Flucht ergriffen. Froh über diesen Ausgang und den Himmel preisend, daß er sie von der Verlegenheit mit diesen beiden erlöst hatte, kehrte sie zurück und begab sich in ihre Kammer, stimmte aber ihrer Magd darin bei, daß beide sie ohne Zweifel sehr lieb haben müßten, weil sie, wie sich nun gezeigt habe, das ausgeführt hätten, was sie ihnen aufgetragen habe.

Wie bekümmert auch Rinuccio war, und wie sehr er sein Misgeschick verwünschte, so ging er darum doch nicht nach Hause; sondern kehrte, nachdem die Scharwache jene Straße verlassen hatte, dahin, wo er den Alessandro abgeworfen, zurück, und fing nun an, mit den Händen tappend nach ihm umherzusuchen, um, wenn er ihn fände, seine Aufgabe zu vollenden. Als er ihn jedoch nicht fand und nun annehmen mußte, daß die Scharwache ihn weggetragen habe, ging er betrübt nach Hause.

Alessandro, der nichts anderes zu thun wußte und auch den nicht einmal erkannt hatte, der ihn dorthin getragen, ging voller Verdruß über solches Unglück gleicherweise heim nach seiner Wohnung.

Als man aber am andern Morgen das Grab des Scannadio öffnete und seine Leiche nicht mehr darin fand, weil Alessandro sie in die untere Gruft gewälzt hatte, so füllte sich ganz Pistoja mit verschiedenartigen Gerüchten, und die Thoren meinten, die Teufel hätten ihn davongetragen. Dessenungeachtet benachrichtigte jeder der beiden

Liebhaber die Witwe, was er gethan habe, und was dazwischengekommen sei, und ihn ohne seine Schuld gehindert habe, ihren Auftrag vollständig auszuführen; weshalb denn jeder zum Lohn ihre Gunst und ihre Liebe begehrte. Sie stellte sich gegen beide, als könne sie dies nicht glauben, und antwortete ihnen entschieden, daß sie nichts für sie thun wolle, weil sie nicht ausgeführt hätten, was sie begehrt habe, und so schaffte sie sich denn beide vom Halse.

Zweite Geschichte.

Eine Aebtissin steht eilig im Finstern auf, um eine ihrer Nonnen, die bei ihr angeklagt ist, mit ihrem Liebhaber im Bett zu überraschen; da sie aber selbst einen Priester bei sich hat, so nimmt sie statt des Schleiers dessen Hosen um. Als die Angeklagte diese erblickt und die Aebtissin darauf aufmerksam macht, wird sie freigelassen und darf ungestört mit ihrem Geliebten weilen.

Philomela schwieg, und die List der Dame, diese Liebhaber loszuwerden, die sie nicht lieben mochte, war von allen belobt, die Verwegenheit der jungen Männer aber im Gegentheil nicht für Liebe, sondern für Thorheit erklärt worden, als die Königin freundlich zu Elisen sagte: „Fahre nun du fort, Elise.“ Schnell begann diese folgendermaßen.

Geliebte Mädchen, sehr geschickt wußte Madonna Francesca, wie uns erzählt worden, sich von ihrer Last zu befreien; allein auch eine junge Nonne verstand es, unter dem Beistande des Glücks, sich von einer drohenden Gefahr durch scherzende Rede freizumachen. Wie ihr wißt, sind diejenigen nicht selten, welche, obwol selber thöricht, sich zu Lehrmeistern und Strafpredigern anderer aufwerfen; eben diese züchtigt aber, wie ihr aus mei-

ner Geschichte lernen könnt, das Schicksal bisweilen auf verdiente Art, wie dies der Aebtissin geschah, unter deren Aufsicht die junge Nonne stand, von der ich euch erzählen will.

Ihr müßt also wissen, daß in der Lombardei ein durch Frömmigkeit und Sittenstrenge sehr berühmtes Kloster ist, in dem unter den andern Nonnen, die sich hier aufhielten, auch ein junges Mädchen von edelm Blut und mit wunderbarer Schönheit begabt, welche Isabetta hieß, weilte. Als diese eines Tages zu einem ihrer Verwandten an das Sprachgitter herabgekommen war, verliebte sie sich in einen jungen Mann, welcher diesen begleitete. Da er ihre große Schönheit wahrnahm und ihr Verlangen in ihren Augen gelesen hatte, entflammte er auf gleiche Weise sich für sie.

Nicht ohne große Schmerzen für beide ertrugen sie diese Liebe eine Zeit hindurch ohne alle Frucht. Zuletzt jedoch, da beide gleichmäßig danach verlangten, fand der junge Mann ein Mittel, heimlich zu seiner Nonne zu gelangen. Auch sie war damit zufrieden, und so besuchte er sie nicht ein, sondern gar viele male zu großer Freude beider.

Während dies jedoch so fort ging, geschah es von ihm und von ihr unbemerkt, daß er eines Nachts, als er von Isabetta Abschied nahm und fortging, von einer der Nonnen des Klosters gesehen wurde. Diese theilte es mehreren andern mit. Anfangs gedachten sie Isabetten bei der Aebtissin, welche Madonna Usimbalda hieß, einer, nach der Meinung aller übrigen Nonnen und jedes, der sie kannte, sehr frommen und trefflichen Frau, förmlich anzuklagen; zuletzt aber zogen sie es vor, damit kein Leugnen möglich sei, sie mit dem jungen Mann von der Aebtissin auf der That betreffen zu lassen. So schwiegen sie denn und theilten unter sich die Nachtstunden und die Wache ein, um jene zu ertappen.

Isabetta, die sich vor allem diesem nicht hüten konnte,

und nichts davon wußte, ließ ihren Liebhaber in einer Nacht wiederkommen, was diejenigen sogleich erfuhren, die hierauf Acht gaben. Diese nun vertheilten sich, als es ihnen an der Zeit schien, und da ein gutes Theil der Nacht schon verstrichen war, in zwei Theile, von denen der eine die Thür der Zelle Isabetta's bewachte und ein anderer in aller Eile zu dem Schlafzimmer der Aebtissin eilte, dort anklopfte und, nachdem sie geantwortet, ihr zurief: „Auf, Madonna, stehet schnell auf; wir haben die Isabetta mit einem jungen Menschen in ihrer Zelle ertappt."

Eben in dieser Nacht hatte die Aebtissin Gesellschaft von einem Priester, den sie oft in einem Kasten zu sich bringen ließ. Als sie nun jene Worte vernahm und fürchtete, die Nonnen möchten in ihrer Eile aus übermäßigem Eifer die Thür aufsprengen, stand sie schnell auf und kleidete sich, so gut sie wußte, im Finstern an. Indem sie aber einen gewissen faltigen Schleier, welchen die Nonnen auf dem Kopf tragen und den sie das Psalterium nennen, zu ergreifen meinte, faßte sie die Hosen des Priesters, und so groß war ihre Eile, daß sie, ohne es gewahr zu werden, diese sich über den Kopf warf, hinauseilte und schnell die Thür hinter sich verschloß, indem sie rief: „Wo ist diese von Gott Verwünschte?" Alsbald gelangte sie mit den andern, welche so eifrig und begierig darauf waren, die Isabetta auf der That zu ertappen, daß sie nicht bemerkten, was ihre Aebtissin auf dem Kopfe habe, zur Thür der Zelle, sprengte diese mit Hülfe der übrigen auf, trat ein, und nun fand man die beiden Liebenden umschlungen in ihrem Bette.

Diese, von der Ueberraschung ganz bestürzt, wußten nicht, was sie thun sollten, und blieben ruhig liegen. Die junge Nonne ward jedoch sogleich von den übrigen ergriffen und auf Befehl der Aebtissin in das Kapitel geführt. Der junge Mann war zurückgeblieben, kleidete

sich an und erwartete, was die Sache für einen Ausgang nehmen würde, entschlossen, allen Klosterfrauen, die er erreichen könnte, ein böses Spiel zu machen, wenn seiner Geliebten irgendetwas zu Leide geschähe, und diese dann mit sich fortzuführen.

Unterdeß begann die Aebtissin, nachdem sie im Kapitel ihren Sitz eingenommen, in Gegenwart aller Nonnen, welche immer noch blos auf die Schuldige blickten, dieser die schwersten Beschimpfungen zu sagen, die je einem Weibe gesagt wurden, als einer, welche die Heiligkeit, die Ehrbarkeit und den guten Ruf des Klosters durch ihre ruchlose und schmachvolle That, sobald man diese außerhalb erführe, schwer befleckt hätte, und fügte dann den Scheltworten die härtesten Drohungen hinzu. Die Nonne wußte, schüchtern und verschämt wie eine Schuldbewußte, nichts zu antworten, sondern schwieg, und fing an dadurch das Mitleid der andern zu erwecken.

Als die Aebtissin jedoch mit zornigen Reden fortfuhr, hob das junge Mädchen zufällig das Auge empor und sah, was die Aebtissin auf dem Kopfe habe, und wie die Hosenbänder, ihr rechts und links herabhingen. Sie erkannte schnell, was es war, und sprach nun kecken Muthes: „Frau Aebtissin, so Gott Euch helfe, bindet Euch doch erst die Haube zu und sagt mir dann, was Ihr wollt.“ — Die Aebtissin, welche sie nicht verstand, entgegnete: „Was Haube, du sündiges Weib! Hast du jetzt noch die Frechheit, zu spaßen? Dünkt dich, nach dem, was du gethan hast, daß hier Scherze an ihrem Orte sind?!“ — Das Mädchen wiederholte zum zweiten mal: „Madonna, ich bitte Euch blos, Euch die Haube zuzubinden, und dann saget mir, was Euch beliebt.“ — Nun richteten natürlich auch viele der Nonnen ihre Augen auf den Kopfputz der Aebtissin, und, während sie selbst mit den Händen danach griff, wurden alle gewahr, warum Isabetta so sprach.

Als die Aebtissin ihres gleichen Fehlers inne ward

und sah, daß er allen offenbar und kein Verbergen desselben möglich sei, änderte sie ihre Rede und fing auf einmal ganz anders an zu sprechen, als sie bisjetzt gethan hatte, indem sie damit schloß, daß es unmöglich sei, den Stacheln des Fleisches zu wehren, und hinzufügte, daß jede, wie bis zu dieser Stunde geschehen sei, sich forthin heimlich gute Zeit verschaffen möge, sobald sie könne. Das junge Mädchen ward nun freigelassen, die Aebtissin kehrte zu ihrem Priester, und Isabetta zu ihrem Liebhaber zurück; diesen aber ließ sie noch oft, zum großen Aerger derer, welche sie beneideten, zu sich kommen. Die andern jedoch, welche noch keinen Liebhaber hatten, versuchten heimlich, so gut sie konnten, ihr Glück.

Dritte Geschichte.

Meister Simon macht auf Bitten des Bruno, des Buffalmacco und des Nello den Calandrino glauben, daß er schwanger sei, und dieser gibt den Genannten zu seiner Heilung Kapaunen und Geld, worauf er ohne Entbindung wieder geneset.

Als Elise ihre Erzählung geschlossen und alle Gott gedankt hatten, daß er die junge Nonne glücklich von den Verfolgungen der neidischen Schwestern befreit hatte, gebot die Königin dem Philostratus fortzufahren, und dieser begann, ohne einen weitern Befehl abzuwarten, in folgender Art.

Schöne Damen, der liederliche Richter aus der Mark, von dem ich euch gestern erzählte, hinderte mich, eine Geschichte von Calandrino mitzutheilen, die ich euch anfangs zum besten geben wollte. Und weil eben alles,

was man von ihm erzählt, nicht anders als den Spaß vermehren kann, will ich euch, obwol wir schon viel von ihm und seinen Gefährten gesprochen haben, auch diese Geschichte, welche ich gestern im Sinne hatte, erzählen.

Schon früher habt ihr zur Genüge gehört, wer Calandrino und die andern, von denen ich in dieser Geschichte zu sprechen habe, waren, und darum berichte ich euch, ohne mehr davon zu erwähnen, jetzt nur, daß eine Tante des Calandrino gestorben war, und ihm zweihundert Lire in Silbergelde hinterlassen hatte. Nun erzählte Calandrino überall, daß er ein Gut kaufen wolle, und so viele Mäkler es nur in Florenz gab, mit so vielen fing er an zu unterhandeln, nicht anders, als wenn er zehntausend Goldgulden auszugeben hätte; allein sobald es zu dem Preise des verlangten Gutes kam, zerschlug der Handel sich immer wieder.

Bruno und Buffalmacco, die dies erfuhren, hatten ihm schon oft versichert, daß er besser thäte, das Geld mit ihnen durchzubringen, als Land zu kaufen, wie wenn er Lehmkugeln davon drehen sollte; allein weder hierzu, noch selbst dahin hatten sie ihn je zu bringen gewußt, daß er ihnen auch nur einmal ein Essen gegeben hätte. Hierüber beklagten sie sich nun einst gegeneinander, und als auch noch einer ihrer Kameraden, Namens Nello, ein Maler, dazukam, überlegten sie alle drei, wie sie es anzufangen hätten, um sich einmal auf Kosten des Calandrino den Schnabel zu salben.

Ohne die Sache lange aufzuschieben, hatten sie unter sich verabredet, was ein jeder zu thun hätte, und paßten am andern Morgen auf, wenn Calandrino aus seinem Hause treten würde. Noch war er nicht weit gegangen, als ihm Nello entgegentrat und sagte: „Guten Tag, Calandrino!“ Calandrino antwortete, Gott möge ihm einen guten Tag und ein gutes Jahr schenken, worauf Nello scheu ein wenig zurücktrat und ihm lange

ins Gesicht sah. „Was schaust du denn so?" sprach Calandrino zu ihm. Nello erwiderte: „Ist dir heute nachts etwas gewesen? Du scheinst mir gar nicht mehr derselbe." Calandrino fing sogleich an besorgt zu werden und sprach: „Weh mir, was ist denn? Was denkst du denn, das mir fehle?" — „Nun", sagte Nello, „ich sage es nicht deshalb, aber du scheinst mir ganz verwandelt; möge es etwas anderes sein!" Und damit ließ er ihn gehen.

Calandrino ging weiter und war schon ganz besorgt geworden, obgleich er nicht das Geringste fühlte. Nun trat ihm Buffalmacco entgegen, der nicht weit entfernt war und gesehen hatte, wie er von Nello fortging, grüßte ihn und frug, ob er sich denn unwohl fühle. „Ich weiß nicht", antwortete Calandrino, „aber eben sagte mir auch Nello, daß ich ihm ganz verwandelt vorkomme. Wenn ich nur wüßte, ob mir nichts fehlt?" — „Was dir fehlt, weiß ich nicht", sagte Buffalmacco, „aber, was du hast, ist nichts Gutes. Du siehst ja schon halb aus wie eine Leiche." Nun glaubte Calandrino bereits, das Fieber im Leibe zu spüren.

Auf einmal kommt auch Bruno hinzu und, ehe er ein anderes Wort sagt, spricht er: „Calandrino, wie siehst du aus? Du scheinst mehr todt als lebendig. Wie ist dir nur zu Muthe?" — Als Calandrino sie nun alle so reden hörte, war er fest überzeugt, daß er krank sei, und frug sie ganz erschrocken: „Freunde, was soll ich nur thun?" — „Nun", sagte Bruno, „mir scheint das Beste, du gehst gleich wieder nach Hause, legst dich zu Bett und läßt dich gut zudecken; dann schickst du dein Wasser zum Meister Simon, der, wie du weißt, unser genauer Freund ist. Der wird dir gleich sagen, was du zu thun hast, wir aber wollen jetzt mit dir kommen und, wenn dir etwas noth thut, es besorgen."

Nello schloß sich ihnen an, und so kehrten sie mit Calandrino nach seiner Wohnung zurück, wo er ganz erschöpft in seine Schlafkammer trat und zu seiner Frau sagte: „Komm und decke mich gut zu, denn ich fühle mich sehr krank.“ — Nachdem er sich also niedergelegt hatte, schickte er sein Wasser durch eine kleine Magd zu Meister Simon, welcher sich gerade in seinem Laden „Zur Melone“ am Mercatovecchio befand. Indeß sagte Bruno zu seinen Kameraden: „Ihr bleibet hier bei ihm, und ich will gehen, um zu hören, was der Arzt sagen wird, und, wenn es noth thut, ihn gleich mitbringen.“ — „Ja, thu' das, lieber Freund“, sagte Calandrino zu ihm, „gehe und bringe mir Nachricht, wie die Sache steht, denn ich fühle, ich weiß nicht was, in meinem Leibe.“

Nun eilte Bruno zu Meister Simon, wo er früher eintraf, als das Mädchen, welches das Wasser trug, und unterrichtete den Meister von der ganzen Sache. Als daher die Magd kam und der Doctor das Wasser sah, sprach er zu ihr: „Lauf und sag' dem Calandrino, er solle sich gut warm halten, ich würde sogleich zu ihm kommen und ihm sagen, was ihm fehlt und was er zu thun hat.“

Dies berichtete die Magd, und es währte auch nicht lange, so kam Bruno mit dem Doctor. Dieser setzte sich ihm zur Seite, fing an ihm den Puls zu befühlen, und sprach nach einiger Zeit in Gegenwart der Frau, welche dabeistand: „Sieh Calandrino, um wie ein Freund mit dir zu sprechen, dir fehlt nichts weiter, als — du bist schwanger.“ Wie Calandrino dies hörte, fing er kläglich an zu schreien und rief: „Weh mir, Tessa, das hast du mir angethan, weil du immer nicht anders als oben liegen willst. Ich habe es dir wohl gesagt.“ Die Frau, welche ein sittsames Weib war, hörte ihren Mann dies kaum sagen, als sie über das ganze Gesicht roth ward, den Kopf senkte und ohne ein

Wort zu erwidern aus der Kammer ging. Nun fuhr Calandrino in seinem Klagegeschrei fort und sprach: „Weh mir Unglücklichem, wie soll ich's nur machen? Wie soll ich dies Kind zur Welt bringen? Wo soll es hinaus? Ich sehe wohl, daß diese Verkehrtheit meines Weibes mich ums Leben bringt. Möge Gott sie verderben, dann werde ich erst wieder froh werden. Aber wahrhaftig, wär' ich gesund, wie ich es leider nicht bin, ich spränge auf und prügelte sie so lange, daß sie keinen Knochen im Leibe ganz behielte, obschon mir ganz recht geschieht, denn nimmermehr hätte ich sie obenauf lassen sollen. Aber wahrlich, komme ich diesmal mit dem Leben davon, so soll sie mir vor Verlangen eher sterben, als ich es wieder geschehen lasse.

Bruno, Buffalmacco und Nello wollten, als sie diese Reden des Calandrino hörten, vor Lachen fast bersten, doch hielten sie sich; aber der Meister Schafskopf lachte so aus vollem Halse, daß man ihm alle Zähne hätte ausziehen können. Nach einer Weile gab Calandrino dem Doctor die besten guten Worte und beschwor ihn, in diesem Unglück ihm mit Rath und Hülfe beizustehen; der Meister aber sagte: „Calandrino, du mußt dich nicht ängstigen, denn, Gott sei Dank, wir haben die Sache schnell erkannt und ohne viel Mühe und in wenig Tagen denke ich dich zu befreien; aber freilich mußt du etwas Geld nicht scheuen." — „Ach ja, theuerster Meister", entgegnete Calandrino, „um Gottes Barmherzigkeit! Ich habe hier zweihundert Lire, für die ich mir ein Gütchen kaufen wollte; wenn sie nöthig sind, nehmt sie ganz, nur daß ich nicht niederzukommen brauche; denn wahrhaftig, ich begreife nicht, wie ich das machen sollte. Ich höre die Weiber, wenn sie gebären sollen, einen so großen Lärm verführen, und doch haben sie die Gelegenheit dazu groß genug; aber ich glaube, wenn ich diesen Schmerz aushalten sollte, ich stürbe, ehe ich niederkäme."

„Mach' dir keine Sorgen“, entgegnete der Doctor. „Ich werde dir einen Trank destilliren lassen, welcher gar wirksam und zugleich sehr angenehm zu trinken ist; der löst in drei Morgen alles auf, und du bist dann gesunder als ein Fisch. Aber nachher sieh zu, daß du verständig bleibst und nicht wieder in diese Thorheiten verfällst. Zu diesem Trank brauchen wir indeß drei Paar gute fette Kapaunen, und zum Einkaufen von allem Uebrigen, was dazu nöthig ist, magst du einem von deinen Freunden hier fünf Lire klein Geld geben; das alles laß mir in meinen Laden bringen, und ich werde dir dann morgen in Gottes Namen den destillirten Trank schicken, und du magst damit anfangen, einen tüchtigen Becher auf einmal auszutrinken.“ Wie Calandrino dies hörte, sprach er: „Laßt es Euch nur recht empfohlen sein, liebster Meister.“ Und nachdem er nun dem Bruno die fünf Lire und das Geld für die drei Paar Kapaunen gegeben hatte, beschwor er ihn, die Bemühung in dieser Sache aus Liebe zu ihm zu übernehmen.

Der Arzt ging heim, ließ ihm etwas Gewürzwein zurecht machen und schickte ihm diesen; Bruno aber kaufte die Kapaunen und was außerdem zu einer Schmauserei nöthig war, und verzehrte alles fröhlich mit dem Doctor und seinen übrigen Kameraden. Calandrino trank drei Morgen hintereinander von dem Gewürzwein, und der Doctor und seine Kameraden besuchten ihn. Jener fühlte ihm den Puls und sagte: „Calandrino, du bist zuverlässig hergestellt, du kannst ruhig noch heute nach deinen Geschäften ausgehen und brauchst nicht mehr das Haus zu hüten.“ Calandrino stand fröhlich auf, ging zu seinen Geschäften und lobte überall, wo er nur mit jemand zu sprechen kam, die schöne Cur, welche Meister Simon an ihm gemacht, indem er ihn in drei Tagen, ohne allen Schmerz, entschwängert habe. Bruno, Buffalmacco und Nello aber waren zufrieden, daß sie durch

ihre List den geizigen Calandrino hinters Licht geführt hatten; Monna Tessa indeß merkte die Sache, und brummte darüber noch lange mit ihrem Mann.

Vierte Geschichte.

Cecco di Messer Fortarrigo verspielt zu Buonconvento alles, was er hat, und das Geld des Cecco di Messer Angiulieri noch dazu; dann läuft er diesem im bloßen Hemde nach und läßt ihn unter dem Vorgeben, daß jener ihn beraubt habe, von Bauern ergreifen, zieht dessen Kleider an, besteigt sein Pferd und eilt davon, während jener im Hemde zurückbleibt.

Unter großem Gelächter hatte die ganze Gesellschaft angehört, was Calandrino von seiner Frau gesagt; sobald aber Philostratus schwieg, nahm Neiphile, nach dem Willen der Königin, das Wort.

Wackere Mädchen, fiele es dem Menschen nicht schwerer, andern Leuten ihre Einsicht und Tugend zu zeigen, als Thorheit und Laster, so würden viele sich vergeblich bemühen, ihren Worten einen Zaum anzulegen; dies hat euch die Thorheit des Calandrino hinreichend bewiesen, der, um von dem Uebel, das seine Einfalt ihn für wahr halten ließ, zu genesen, durchaus nicht genöthigt war, die heimlichen Gelüste seiner Frau öffentlich bekannt zu machen. Dieser Umstand hat mich an eine, dem Sinne nach entgegengesetzte Geschichte erinnert, in der nämlich die Bosheit des einen den Verstand des andern, zum großen Schaden und Spott des Ueberwundenen, besiegte, und diese Geschichte denke ich euch zu erzählen.

Es waren also vor noch nicht vielen Jahren in

Siena zwei junge Leute, die schon ins Mannesalter getreten waren, beide hießen Cecco, der eine jedoch di Messer Angiulieri, der andere di Messer Fortarrigo mit Zunamen. Obschon sie in vielen andern Stücken von sehr verschiedenen Sitten waren, so stimmten sie doch in einem Stück, nämlich darin, daß sie beide ihre Väter haßten, so sehr überein, daß sie um deswillen Freunde geworden waren und viel miteinander umgingen. Dem Angiulieri, welcher ein schöner Mann von guter Lebensart war, schien es, daß er in Siena schlecht von dem Einkommen lebe, welches sein Vater ihm ausgesetzt hatte; da er also vernahm, daß ein gewisser Cardinal, der sein großer Gönner war, als Legat des Papstes nach der Mark Ancona gekommen sei, so entschloß er sich, in der Hoffnung, dort seine Lage zu verbessern, zu ihm zu gehen. Indem er dies seinem Vater meldete, einigte er sich mit ihm, daß dieser ihm auf einmal gab, was er ihm sonst in sechs Monaten zu geben hatte, damit er sich davon kleiden, sich beritten machen und sonst anständig erscheinen könne.

Während er nun noch jemand suchte, den er in seinem Dienst mit sich nehmen könnte, hörte Fortarrigo von der Sache. Sogleich begab er sich zum Angiulieri und bat ihn, so gut er nur wußte und konnte, daß er ihn mit sich nähme, indem er ihm Diener, Begleiter und alles Mögliche sein und keinen Lohn außer der freien Zehrung fordern wolle. Angiulieri erwiderte ihm, daß er ihn nicht mit sich nehmen werde; zwar wisse er sehr wohl, daß jener für jeden Dienst tauglich sei; er wisse aber auch, daß er spiele und überdies sich auch bisweilen betrinke. Hierauf entgegnete Fortarrigo, er wolle sich gewißlich vor dem einen wie vor dem andern hüten; bekräftigte dies mit so viel Schwüren und fügte so viel Bitten hinzu, daß Angiulieri endlich nachgab und erklärte, er sei es zufrieden.

Beide traten nun eines Morgens ihren Weg an und

gingen nach Buonconvento, um dort zu essen. Nach der Mahlzeit ließ Angiulieri, da die Hitze groß war, sich im Gasthofe ein Lager zurecht machen, kleidete sich mit Fortarrigo's Hülfe aus und legte sich schlafen, indem er sagte, jener möchte ihn wecken, sobald die neunte Stunde schlüge.

Fortarrigo schlich sich, sobald Angiulieri schlief, in die Schenke, und nachdem er hier einiges getrunken hatte, fing er mit mehreren an zu spielen. Diese hatten ihm in kurzer Zeit das wenige Geld, das er bei sich führte, abgenommen und gewannen ihm nun auf gleiche Weise auch alle Kleider ab, die er auf dem Leibe trug. Begierig, sich wieder herauszureißen, ging er, im Hemde, wie er war, dorthin, wo Angiulieri schlief, nahm, als er ihn in tiefem Schlafe fand, aus der Börse alles Geld, das Angiulieri hatte, kehrte zu dem Spiel zurück und verlor auch dies, wie das Uebrige.

Indeß erwachte Angiulieri, stand auf, kleidete sich an und frug nach Fortarrigo. Da er nirgends zu finden war, meinte Angiulieri, daß er wol irgendwo seinen Rausch ausschlafen möge, wie er sonst zu thun gewohnt war, beschloß deshalb, ihn im Stich zu lassen, ließ Sattel und Felleisen seinem Rosse auflegen und dachte sich in Corsignano mit einem andern Diener zu versehen. Als er jedoch, im Begriff abzureisen, den Wirth bezahlen wollte, fand er sein Geld nicht. Darüber entstand natürlich großer Lärm, und das ganze Wirthshaus gerieth in Aufruhr, als Angiulieri behauptete, er sei darin bestohlen worden, und drohte, er wolle sie alle gefangen nach Siena abführen lassen.

Da kam auf einmal Fortarrigo im Hemde angegangen, da er jetzt auch die Kleider nehmen wollte, wie er das Geld schon genommen hatte. Als er den Angiulieri im Begriff zu Pferde zu steigen erblickte, rief er: „Was soll das bedeuten, Angiulieri? Wollen wir schon wieder fort? O, warte nur noch einen Augen-

blick. Gleich muß einer kommen, der mein Wams für achtunddreißig Soldi zum Pfande hat; ich bin überzeugt, er gibt es uns für fünfunddreißig zurück, wenn wir ihn gleich bezahlen.

Während dieser Worte kam jemand hinzu, der den Angiulieri dadurch, daß er ihm die Summe Geldes angab, die jener verloren hatte, überzeugte, Fortarrigo sei es gewesen, der ihm sein Geld genommen habe. Aeußerst erzürnt hierüber, überhäufte Angiulieri den Fortarrigo mit den heftigsten Schmähungen, und hätte er sich vor andern nicht mehr als vor Gott gefürchtet, so würde er ihm Schlimmeres angethan haben. So aber stieg er mit der Drohung, ihn bei der Gurgel aufhängen, oder ihm bei Strafe des Galgens aus Siena verbannen zu lassen, schnell zu Pferde. Fortarrigo aber sprach immer weiter, als wenn Angiulieri gar nicht zu ihm, sondern zu einem ganz andern geredet hätte: „Angiulieri, lassen wir doch in Gottes Namen all dies Gerede, das ja doch zu nichts nütze ist; merke aber das Eine: wenn wir es gleich einlösen, so bekommen wir es gewiß für fünfunddreißig Soldi wieder; doch zögerst du nur bis morgen, so läßt er nichts von den achtunddreißig ab, die er mir darauf lieh, und er thut mir den Gefallen blos, weil ich sie eigentlich auf seinen Rath gesetzt habe. Sprich, warum wollen wir die drei Soldi nicht sparen?“

Als Angiulieri ihn so reden hörte, gerieth er in Wuth, besonders weil er sah, wie alle, die umherstanden, ihn angafften, und zu glauben schienen, daß keineswegs Fortarrigo das Geld des Angiulieri verspielt habe, sondern daß vielmehr Angiulieri jenem das seinige vorenthalte. „Was habe ich“, rief er aus, „mit deinem Wams zu thun? Mögest du am Halse aufgehängt werden, der du mich nicht allein bestohlen und das Meinige verspielt hast, sondern mich jetzt noch

in meiner Reise aufhältst und mich zum besten haben willst."

Doch Fortarrigo ließ sich nicht irre machen und sprach weiter, als sage jener dies alles nicht zu ihm: „Wie? warum soll ich hier nicht drei Soldi ersparen? Glaubst du, daß ich sie dir nicht wieder borgen kann? Thu' es doch, wenn du mich lieb hast. Was hast du denn für Eile? Nach Torrenieri kommen wir heute immer noch. Drum mache, hole deine Börse heraus. Wisse, ganz Siena könnt' ich durchsuchen und fände doch kein Wams, das mir so gut stände, als dies; und dann zu sagen, daß ich es ihm für achtunddreißig Soldi gelassen hätte, da es wol vierzig werth ist und mehr, sodaß du mich auf doppelte Weise in Schaden brächtest."

Auf das äußerste darüber empört, daß dieser Mensch, nachdem er ihn beraubt, ihn noch mit den Worten aufhalten wollte, antwortete Angiulieri ihm nicht weiter, sondern wandte den Kopf des Pferdes um, und ritt auf den Weg nach Torrenieri davon. Fortarrigo aber, dem ein boshafter Einfall in den Sinn kam, fing an, im Hemde, wie er war, hinter ihm her zu traben; als sie so etwa zwei Miglien gemacht hatten, wobei jener immer wegen des Wamses bettelte und Angiulieri, um sich aus dem Bereich dieser Plage zu bringen, scharf zuritt, erblickte Fortarrigo gerade vor Angiulieri einige Arbeiter im nahen Felde an der Straße, diese rief er laut an und schrie: „Haltet ihn, haltet ihn!" — Sie eilten, der eine mit dem Spaten, der andere mit der Hacke auf die Straße, versperrten dem Angiulieri den Weg, und hielten ihn in der Ueberzeugung, daß er jenen andern, der ihm so im Hemde schreiend nachliefe, beraubt haben müsse, an und verhafteten ihn.

Es nutzte ihm nichts, daß er ihnen sagte, wer er sei und wie die Sache sich verhalte; denn bald kam Fortarrigo herbei und rief mit zornigem Gesichte: „Ich wei

fürwahr nicht, warum ich dich nicht todtschlage, du treuloser Räuber, der du mit dem Meinigen dich davonmachtest." Dann fuhr er, zu den Bauern gewandt, fort: „Seht, ihr Herren, in welchem Aufzuge er mich im Gasthofe zurückließ, nachdem er vorher seinen letzten Heller verspielt hatte. Wohl kann ich sagen, daß ich durch Gottes und euern Beistand diesen Rest wieder erlangt habe, wofür ich euch immerdar verpflichtet sein werde."

Angiulieri antwortete nun zwar, allein seine Worte wurden nicht angehört. Mit Hülfe der Bauern zog ihn vielmehr Fortarrigo vom Pferde zu Boden, entkleidete ihn, zog sich seine Kleider an, stieg dann zu Roß und ließ den Angiulieri im Hemde und ohne Strümpfe zurück und kehrte nach Siena heim, wobei er überall versicherte, er habe dem Angiulieri Pferd und Kleider im Spiele abgewonnen. Jener aber, der reich zu seinem Cardinal nach der Mark zu gehen gehofft hatte, kehrte nun arm und im Hemde nach Buonconvento zurück und wagte aus Scham vor der Hand nicht, nach Siena zurückzukehren. Nachdem man ihm jedoch Kleider geborgt, bestieg er den Klepper, welchen Fortarrigo geritten hatte, und begab sich damit zu seinen Verwandten nach Corsignano, bei denen er so lange blieb, bis er aufs neue von seinem Vater Unterstützung erhalten hatte.

So aber vernichtete die boshafte List des Fortarrigo den verständigen Plan des Angiulieri, obschon diese bei Zeit und Gelegenheit von jenem nicht ungerächt blieb.

Fünfte Geschichte.

Calandrino verliebt sich in ein junges Mädchen, und Bruno macht ihm ein Amulet, mit dem er sie berührt, worauf sie mit ihm abseits geht; hier von seiner Frau überrascht, bekommt er mit dieser schlimme Händel.

Als Neiphile ihre nicht lange Geschichte geendet, und die Gesellschaft, ohne viel über sie gelacht und gesprochen zu haben, darüber hinwegging, wandte die Königin sich gegen Fiammetta und gebot ihr fortzufahren. Fröhlich antwortete diese, sie sei gern bereit, und begann:

Anmuthige Mädchen, wie ich glaube, wißt ihr, daß nichts vorhanden ist, von dem so viel gesagt wäre, daß nicht noch mehr davon zu sagen übrig sei, welches, wenn derjenige, der davon reden will, so wie die Sache es verlangt, Zeit und Ort dafür gebührend auszuwählen weiß, immer noch Gefallen erwecken könnte. Erwäge ich nun den Zweck, warum wir hier versammelt sind (der doch allein darin besteht, Freude und gute Zeit zu haben und nichts weiter), so meine ich, daß alles, was Freude und Vergnügen bringen kann, hier seinen Ort und seine gebührende Zeit finde und daß, wenn wir auch schon tausendmal von einem Gegenstand gesprochen hätten, es immer noch Vergnügen machen müsse, aufs neue davon zu reden. Deshalb wage ich, wie oft wir auch von den Geschichten des Calandrino schon gesprochen haben, dennoch, in Betracht, daß sie, wie Philostratus vorhin sagte, alle höchst ergötzlich sind, euch außer der erzählten noch eine mitzutheilen, die ich, wenn ich von der Wahrheit des Vorganges mich hätte entfernen wollen oder dies noch wollte, euch leicht unter andern Namen erdichten und vortragen könnte. Da jedoch die Abweichung von der Wahrheit des Geschehenen

für alle Verständige das Vergnügen, welches das Erzählen gewährt, wesentlich verringert, so will ich euch den angegebenen Gründen gemäß die Sache gerade so erzählen, wie sie sich zugetragen hat.

Niccolò Cornacchini war unser Mitbürger und ein reicher Mann, der unter andern Besitzungen eine sehr schöne in Camerata besaß, auf der er ein anständiges und schönes Wohnhaus errichten ließ, und nun mit Bruno und Buffalmacco verabredete, daß sie es ihm ausmalen sollten. Diese verbanden sich, da der Arbeit viel war, noch mit Nello und Calandrino und fingen an zu arbeiten. In diesem Hause war nur ein und das andere Zimmer eingerichtet und mit Betten und den andern nöthigen Dingen versehen, auch wohnte eine alte Magd als Hüterin des Orts darinnen. Uebrigens aber weilte dort keine andere Dienerschaft, weshalb ein Sohn des obengenannten Niccolò, welcher Filippo hieß und ein junger unverheiratheter Mensch war, bisweilen irgendein Frauenzimmer dorthin zu führen pflegte, welche er ein oder zwei Tage bei sich behielt und dann wieder fortschickte.

Nun geschah es unter anderm, daß er einst ein Mädchen dorthin brachte, welche Niccolosa hieß, und die ein schlechter Geselle, den man gewöhnlich den Mangione nannte, in seinem Hause bei Camaldoli für sich hielt, zuweilen aber auch an andere vermiethete. Sie war schön von Gestalt, wohlgekleidet und für ein Mädchen ihrer Art manierlich und wohlberedt.

Als sie nun eines Tages um Mittag aus ihrer Kammer kommend, in einem weißen Unterrock, die Haare um das Haupt geschlungen, zu einem Brunnen ging, der im Hofe des Hauses war, um sich dort Hände und Gesicht zu waschen, traf es sich, daß auch Calandrino nach Wasser herbeikam und sie zutraulich grüßte. Sie erwiderte den Gruß und beschaute sich dabei den Calandrino, mehr, weil er ein besonderer Kauz schien, als aus

irgendeinem andern Verlangen. Calandrino schaute sie wieder an, und da er sie schön fand, machte er sich allerhand zu schaffen, weshalb er mit dem Wasser nicht zu seinen Kameraden zurückkehrte; da er sie aber nicht kannte, so wagte er nicht, ein Wort an sie zu richten.

Das Mädchen, die seine Blicke wohl bemerkt hatte, schaute, um ihn zum besten zu haben, ihn einigemal wieder an, wobei sie mehr als ein Seufzerchen ausstieß. Die Folge davon war, daß Calandrino sich sogleich in sie vergaffte, und nicht eher aus dem Hofe wich, als bis sie von Filippo zurückgerufen ward. Als er nun zu seiner Arbeit zurückkehrte, blieb er in einem Schnaufen. Bruno, der ihm beständig auf die Finger sah und sich überhaupt an allem, was er that, sehr ergötzte, bemerkte dies gar bald. — „Was Teufel hast du vor, Kamerad Calandrino?“ frug er daher. „Du thust ja nichts, als schnaufen.“ — „Kamerad“, entgegnete ihm Calandrino, „wenn ich jemand hätte, der mir beistände, ich wäre wohl daran.“ — „Wie?“ frug Bruno. — „Ach“, erwiderte Calandrino, „man darf nur nicht davon reden. Aber da unten ist ein Mädchen, die hübscher ist als eine Hexe und so verliebt in mich, daß du dich wundern würdest; eben jetzt bin ich es erst gewahr worden, als ich nach Wasser ging.“ — „O weh“, sagte Bruno, „nimm dich nur in Acht, daß es nicht etwa des Filippo Frau ist.“ — „Ich glaube es fast“, sagte Calandrino; „denn er rief sie und sie ging zu ihm in die Kammer. Aber was schadet das? In solchen Dingen wollte ich mich um unsern Herrn Christus selbst, geschweige denn um den Filippo, den Kukuk scheren! Ich will dir die Wahrheit sagen, Kamerad, sie gefällt mir so, daß ich es dir gar nicht sagen kann.“ — „Kamerad“, entgegnete nun Bruno, „ich will für dich erkunden, wer sie ist, und ist es Filippo's Frau, so will ich deine Angelegenheit in zwei Worten richtig ma-

chen; denn mit der bin ich gut bekannt. Aber wie machen wir es, daß Buffalmacco nichts davon erfährt? Ich kann nimmer mit ihr sprechen, daß er nicht dabei ist." — „Aus Buffalmacco mach' ich mir nichts", sagte Calandrino; aber hüten wir uns nur vor dem Nello, der ist mit der Tessa verwandt und könnte uns die ganze Geschichte verderben." — „Richtig", sagte Bruno.

Nun wußte Bruno sehr wohl, wer jene war, da er sie hatte kommen sehen, und überdies Filippo es ihm gesagt hatte. Sobald daher Calandrino ein wenig von der Arbeit fort und hinausgegangen war, um sie wiederzusehen, erzählte er dem Nello und Buffalmacco alles, und nun verabredeten sie heimlich miteinander, wie sie ihn wegen dieser seiner Liebschaft zum besten haben wollten. Sobald er zurückkam, frug ihn Bruno leise: „Hast du sie gesehen?" — „O, freilich", antwortete Calandrino, „und sie hat mich todt gemacht." — „So will ich gehen", sagte Bruno, „und sehen, ob sie die ist, die ich glaube, und ist dem so, dann laß mich nur machen."

Bruno ging nun hinunter und wie er den Filippo und sie beisammen fand, erzählte er ihnen der Reihe nach, wer Calandrino sei und was er ihm gestanden habe und verabredete dann mit ihnen, was jeder zu thun und zu sagen habe, um von dieser Liebschaft des Calandrino Spaß und Freude zu haben. Dann kehrte er zu Calandrino zurück und sagte: „Freilich ist's dieselbe, und deshalb müssen wir das Ding fein klug anfangen; denn, merkte Filippo die Sache, so wüsche uns alles Wasser des Arno nicht rein. Doch sprich, was soll ich ihr von deinetwegen sagen, wenn es sich trifft, daß ich mit ihr zu reden komme?" — „Meiner Treu", antwortete Calandrino, „du magst ihr zuvörderst und zuerst sagen, daß ich tausend Scheffel der allerschönsten Liebe zum Schwangerwerden für sie fühle; dann sage ihr, daß ich ihr Servizial bin und ob sie nichts be-

gehrt; hast du mich wohl verstanden?" — „Allerdings", sagte Bruno, „laß mich nur machen."

Als die Essensstunde gekommen war und jene von der Arbeit gingen, kamen sie herunter in den Hof, wo Filippo und die Niccolosa verweilten, und hielten sich hier um Calandrino's willen etwas auf. Calandrino blickte nun die Niccolosa an und schnitt die verliebtesten Gesichter von der Welt, aber so verstohlen, daß ein Blinder es gemerkt hätte. Das Mädchen ihrerseits that alles, wodurch sie ihn gehörig zu entflammen glaubte; Filippo aber hatte an dem Benehmen des Calandrino den größten Spaß von der Welt, während er, nach Bruno's Anweisung, sich das Ansehen gab, als ob er mit Buffalmacco und den übrigen spreche und von allem nichts bemerke. Nach einiger Zeit jedoch verabschiedeten sich die vier Maler zum großen Leidwesen des Calandrino.

Auf dem Wege nach Florenz sagte Bruno zum Calandrino: „Ich sage dir, sie verzehrt sich um deinetwillen wie Eis an der Sonne; aber beim Leibe Christi, wenn du deine Zither mitbringst und da eines von deinen Liebesliedern singst, so wirst du sehen, daß sie aus dem Fenster herunterspringt, um nur zu dir zu kommen." — „Meinst du, Kamerad?" sagte Calandrino. „Glaubst du, daß ich sie mitbringen soll?" — „Ei wohl", antwortete Bruno. — „Siehst du", sagte Calandrino, „du wolltest mir heute nicht glauben, als ich's dir sagte. Wahrhaftig, Kamerad, ich merke, ich verstehe besser als ein anderer, zu erlangen, was ich will. Wer anders als ich hätte solch eine Dame, wie die ist, so schnell verliebt machen können? Wahrhaftig, jene jungen Laffen nicht, die alles auf der Meermuschel ausposaunen und den ganzen Tag auf und ab laufen und doch in tausend Jahren nicht drei Handvoll Nußkerne erschnappen! Nun sollst du mich aber erst mal ein Weilchen mit meiner Zither sehen: da wirst du dich wundern! Versteh mich wohl, ich bin nicht etwa so alt,

wie du wol glaubst, und das hat sie wohl gemerkt; sonst wollte ich es ihr schon beweisen, wenn ich sie erst beim Wickel kriege. Beim wahrhaftigen Leibe Christi, ich will's ihr anthun, daß sie hinter mir herlaufen soll, wie das Kalb hinter der Kuh." — „O", rief Bruno, „du wirst dir's schon gut schmecken lassen, und mir däucht, ich sehe dich schon, wie du sie mit diesen deinen Stummelzähnen in ihren rothen Mund und ihre Wangen beißest, die wie ein Paar Rosen aussehen, und sie dann ganz und gar auffrissest." — Als Calandrino diese Worte hörte, glaubte er schon bei der Sache zu sein und schritt singend und hüpfend so froh einher, daß er in seinem eigenen Felle nicht Platz hatte.

Den folgenden Tag brachte er die Zither mit und sang zu dieser, zum großen Ergötzen der ganzen Gesellschaft, mehrere Lieder. Und kurz, in solche Hitze gerieth er über ihren häufigen Anblick, daß er keinen Strich mehr arbeitete, sondern tausendmal des Tages, bald an das Fenster, bald an die Thür, und bald in den Hof hinablief, um sie zu sehen; das Mädchen aber, welche nach der Anweisung Bruno's verfuhr, gab ihm durch ihr listiges Benehmen vielerlei Anlaß dazu. Andererseits brachte ihm Bruno stets Antwort auf seine Botschaften und richtete von ihrer Seite zuweilen dergleichen an ihn aus. War sie nicht zugegen, was meistens der Fall war, so ließ er Briefe von ihr ankommen, in denen ihm große Hoffnung gemacht wurde, an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen, jedoch mit dem Beisatz, daß sie jetzt sich im Hause ihrer Aeltern aufhalte, wo er sie nicht sehen könne.

Auf diese Weise ergötzten sich Bruno und Buffalmacco, welche die Sache eifrig betrieben, aufs höchste an dem Gebaren des Calandrino, indem sie sich von ihm, als ob seine Geliebte dergleichen verlangt hätte, bald einen Elfenbeinkamm, bald eine Börse, bald ein Messerchen und andere Albernheiten der Art geben ließen und

ihm dafür ein paar unechte Ringe, ohne allen Werth, brachten, über welche Calandrino sich unaussprechlich freute. Ueberdies aber gab er ihnen auch gute Vesperessen und andere Extramahlzeiten zum besten, damit sie sich seiner Angelegenheit desto eifriger annehmen möchten.

Wol zwei Monate mochten sie ihn auf diese Art hingehalten haben, ohne daß weiter etwas geworden wäre, und als Calandrino nun sah, daß die Arbeit zu Ende ging und daß er fürchten mußte, wenn er mit seiner Liebe nicht zum Ziel gelangte, bevor die Arbeit beendet wäre, ihm dies hinterher nie mehr gelingen würde, fing er an, den Bruno sehr zu drängen und anzutreiben. Da nun das Mädchen grade wieder nach Camerata gekommen war, traf Bruno zuerst mit Filippo und ihr die nöthige Abrede, und sprach dann zu Calandrino: „Sieh, Kamerad, diese Dame hat mir wol tausendmal versprochen, zu thun, was du begehrst, und hinterdrein thut sie doch nichts, und daher scheint es mir fast, als führte sie dich bei der Nase herum; drum dächte ich, da sie nicht thut, was sie verspricht, wir brächten sie, wenn du es anders willst, dahin, es zu thun, mag sie wollen oder nicht." — „Ei ja, um Gottes Liebe willen", antwortete Calandrino, „thu' nur bald dazu." — Nun sprach Bruno: „Getrautest du dich wol, sie mit einem Amulet zu berühren, das ich dir geben will?" — „Ei ja wohl", antwortete Calandrino. — „Nun so mach', daß du mir ein Stückchen Jungfernpergament verschaffst und eine lebendige Fledermaus, drei Körner Weihrauch und eine geweihte Wachskerze, und dann laß mich nur machen."

Calandrino stand den ganzen folgenden Abend mit allerhand Vogelstellergeräth auf der Lauer, um eine Fledermaus zu fangen, und als er endlich eine erhascht, brachte er sie mit den übrigen Sachen dem Bruno. Dieser zog sich in eine Kammer zurück, schrieb allerhand

Unsinn und ein paar Zauberzeichen auf das Pergamentstück, brachte es ihm dann und sprach: „Wisse, Calandrino, sobald du sie mit dieser Schrift berührst, wird sie dir gleich nachkommen und alles thun, was du nur willst. Wenn daher Filippo vielleicht heute einmal fortgeht, so nähere dich ihr unter irgendeinem Vorwand, berühre sie damit und gehe dann in die Strohhütte, welche hier zur Seite und der gelegenste Ort ist, da niemand dort verkehrt; du wirst sehen, daß sie dir nachkommt, und wenn sie darin ist, so weißt du wohl, was du zu thun hast."

Calandrino war nun der glücklichste Mensch von der Welt, nahm die Schrift und sagte: „Kamerad, laß mich nur machen."

Nello, dem Calandrino nicht trauete, hatte von alledem denselben Spaß, den die übrigen genossen, und lieh ihnen die Hand dazu, ihn auszuführen. Deshalb ging er nun, wie Bruno ihm aufgetragen hatte, nach Florenz zu Calandrino's Frau und sprach zu ihr: „Tessa, du weißt noch, wie viel Schläge dir Calandrino ohne allen Anlaß an dem Tage versetzte, als er mit den Steinen aus dem Mugnonethal heimkehrte, und deshalb will ich, daß du dich an ihm rächen sollst; denn thust du das nicht, so halte mich nie mehr für deinen Verwandten, noch für deinen Freund. Er hat sich dort oben in ein Frauenzimmer verliebt, und die ist so gemein, daß sie sich häufig mit ihm einschließt, und ebenjetzt haben sie verabredet, nächstens wieder beisammen zu sein. Darum mußt du sogleich mit mir kommen, ihn auf der That ertappen und dann gehörig abstrafen."

Als die Frau dies hörte, schien es ihr kein Spaß, vielmehr sprang sie auf und rief: „Wehe mir, du Straßenräuber! Thust du mir dergleichen? Beim Kreuze Gottes, das geht nicht so ab, ohne daß ich dich dafür bezahle." — Dann nahm sie ihren Mantel und eine Frau zur Gesellschaft und begab sich mit Nello, wol

schneller als im Schritt dort hinauf. Als Bruno sie von ferne kommen sah, sagte er zu Filippo: „Sieh da, unser Bundesgenosse!“ Filippo aber ging nun dahin, wo Calandrino und die andern arbeiteten und sprach: „Ihr Meister, ich muß ebenjetzt nach Florenz, arbeitet indeß hübsch fleißig.“ Dann ging er, verbarg sich aber an einem Orte, von wo er, ohne selbst gesehen zu werden, alles mitansehen konnte, was Calandrino vornahm.

Als dieser den Filippo etwas entfernt glaubte, stieg er in den Hof hinab, wo er die Niccolosa allein fand und ein Gespräch mit ihr anknüpfte, wobei sie, die wohl wußte, was sie zu thun hatte, sich ihm näherte und ihm etwas mehr Freundlichkeit, als sie gewohnt war, bezeigte. Nun berührte Calandrino sie mit der Schrift, und sobald dies geschehen war, wandte er, ohne ein Wort zu sagen, seine Schritte nach der Strohscheuer, die Niccolosa aber folgte ihm sogleich nach. Als sie darin war, schloß sie die Thür, fiel dem Calandrino um den Hals, warf ihn auf das Stroh nieder, das dort auf der Erde lag, und sprang ihm rittlings auf den Leib, und indem sie ihm die Hände gegen die Schultern stemmte, ohne sich ihn an das Gesicht kommen zu lassen, blickte sie ihn, wie von großer Sehnsucht verzehrt an und rief: „O mein süßer Calandrino, Herz meines Leibes, meine Seele, mein süßes Gut, Ziel meiner Wünsche, wie lange habe ich danach begehrt, dich so zu besitzen und dich so nach aller Lust in meinen Armen halten zu können! Du hast mir mit deiner Liebenswürdigkeit den Faden aus dem Hemde gezogen, du hast mir mit deiner Zither das Herz umgattert: ist es endlich wahr, daß ich dich so halte?“ — Calandrino, der sich kaum bewegen konnte, antwortete: „O meine süße Seele, laß mich dich küssen.“ — „Hast du solche Eile?“ entgegnete ihm die Niccolosa. „Laß mich erst an dir mich satt schauen, laß mich diese Augen an deinem süßen Antlitz sättigen.“

Bruno und Buffalmacco waren unterdeß zum Filippo gegangen und alle drei sahen und hörten nun dies alles mit an. Schon stand Calandrino im Begriff, die Niccolosa dennoch zu küssen, da kam Nello mit Frau Tessa hinzu. Sobald er eintraf, rief er: „Ich will zu Gott schwören, daß sie beieinander sind.“ Und so wie sie nun die Thür der Hütte erreichten, stieß die Frau, welche sich nicht mehr zu halten wußte, mit den Händen dagegen, daß sie aufsprang, trat hinein und erblickte nun die Niccolosa auf dem Calandrino. Als diese die Frau erblickte, sprang sie schnell empor, und floh eilends dahin, wo Filippo war. Monna Tessa fuhr dem Calandrino, der noch nicht aufgestanden war, mit den Nägeln ins Gesicht und zerkratzte es ihm ganz und gar; dann faßte sie ihn bei den Haaren, zerrte ihn bald hier, bald dorthin und schrie: „Du geiler räudiger Hund, dergleichen also thust du mir? Du alter Narr, vermaledeit sei die Liebe, die ich für dich gehabt habe. Bleibt dir also in deinem Hause so viel Muße, daß du noch in anderer Leute Häusern auf Liebschaften ausgehst? Du bist mir doch ein schöner Liebhaber! Kennst du dich denn gar nicht, du Wicht? Kennst du dich nicht, du Jammermensch? Drückte man dich auch ganz aus, so käme doch nicht so viel Saft heraus, als man zu einer einzigen Brühe gebraucht. Gottes Treu, diesmal war es nicht die Tessa, die dich geschwängert hat, und Gott strafe sie; wer sie auch sei; Lumpenwaare aber muß es sein, daß sie nach einem solchen Edelstein, wie du bist, Verlangen trägt.“

Als Calandrino seine Frau kommen sah, wußte er nicht, ob er todt sei oder lebendig, und hatte nicht den Muth, sich im geringsten gegen sie zu wehren. Zerkratzt, mit zerrauftem und zerzaustem Haar, nahm er still seinen Mantel, stand auf und fing nun an, die Frau demüthig zu bitten, daß sie nicht so schreien möchte, wenn sie nicht wolle, daß er sofort in Stücken gehauen

werde; denn die, welche bei ihm gewesen, sei die Frau des Hausherrn selbst. „Meinetwegen“, rief die Frau, „und Gott verleihe ihr böse Zeit!“

Bruno und Buffalmacco, die mit Filippo und der Niccolosa über diese Geschichte nach Herzenslust gelacht hatten, traten nun hinzu, als kämen sie auf Anlaß des Lärmens und riethen dem Calandrino, nachdem sie die Frau mit vielem Reden beruhigt hatten, daß er sich nach Florenz aufmachen und sich hier nicht mehr sehen lassen möge, weil Filippo, wenn er etwas von der Geschichte erführe, ihm gewiß übel mitspielen würde. So kehrte denn der arme trostlose Calandrino ganz zerzaust und ganz zerkratzt nach Florenz zurück, ohne den Muth zu haben, je wieder dort hinauf zu kommen, und Tag und Nacht von den Vorwürfen seiner Frau belästigt und gequält, gab er seine glühende Liebe auf, nachdem er seinen Kameraden, sowie der Niccolosa und dem Filippo, nicht wenig zu lachen gegeben hatte.

Sechste Geschichte.

Zwei junge Männer herbergen bei einem Wirth. Der eine schleicht sich zu dessen Tochter, während seine Frau sich aus Versehen zu dem andern legt. Darauf steigt der, welcher bei der Tochter war, zu dem Vater ins Bett und erzählt ihm alles, in dem Glauben, er erzähle es dem Freunde. Darüber entsteht Lärm. Die Frau merkt ihren Irrthum, schleicht zu der Tochter ins Bett und beschwichtigt hier alles mit geschickter Rede.

Calandrino, der die Gesellschaft schon so oft lachen gemacht hatte, that dies auch jetzt wieder; doch als die

Damen über seine Abenteuer schwiegen, gebot die Königin dem Pamphilus zu erzählen. Dieser aber sprach:

Ihr löblichen Damen, der Name der Niccolosa, Calandrino's Geliebten, hat mir eine Geschichte von einer andern Niccolosa ins Gedächtniß gerufen, die mir euch zu erzählen gefällt, weil ihr durch dieselbe sehen werdet, wie die Geistesgegenwart einer guten Frau ein großes Aergerniß hinwegzuräumen im Stande war.

In der Thalebene des Mugnone lebte vor noch nicht langer Zeit ein guter Mann, der den Reisenden für ihr Geld zu essen und zu trinken gab und, obwol er arm und seine Hütte klein war, doch bisweilen im Falle dringender Noth zwar nicht jedermann, aber doch seine Bekannten beherbergte. Dieser hatte nun eine recht hübsche Frau zum Weibe, von der er zwei Kinder besaß; das eine war ein hübsches und zierliches Mädchen von etwa funfzehn oder sechzehn Jahren, die noch keinen Mann hatte; das andere ein kleiner Knabe, von noch nicht einem Jahre, den die Mutter selbst nährte. Auf dies Mädchen nun hatte ein hübscher und gefälliger junger Mann von gutem Stande aus unserer Stadt, welcher häufig in der Gegend verkehrte, ein Auge geworfen, und liebte sie feurig. Sie aber, die sich nicht wenig darauf einbildete, solch einem Liebhaber zu haben, verliebte sich, während sie ihn mit freundlichen Mienen in der Neigung für sie zu erhalten suchte, gleicherweise in ihn, und schon mehrmals würde diese Liebe zur Freude beider Theile Erfolg gehabt haben, wenn nicht Pinuccio, denn so hieß der Jüngling, die Schande des Mädchens und seine eigene gescheut hätte. Wie jedoch die Liebesglut von Tage zu Tage sich mehrte, flößte sie, trotz jener Bedenken, dem Pinuccio das Verlangen ein, sich mit jener zusammenzufinden, und er verfiel auf den Gedanken, dies dadurch möglich zu machen, daß er bei ihrem Vater übernachtete, indem er auf Grund der ihm wohlbekannten Einrichtung jenes Hauses hoffte, wenn er

nur dort herberge, zu ihr gelangen zu können, ohne daß jemand es gewahr würde. In der That brachte er diesen Vorsatz ohne Aufschub zur Ausführung. Er und ein vertrauter Genosse, Namens Adriano, der von dieser Liebschaft unterrichtet war, nahmen eines Abends spät zwei Miethklepper, legten ihnen zwei Mantelsäcke auf, die vielleicht mit Stroh gefüllt waren, verließen Florenz und machten einen weiten Umweg nach dem Mugnonethal, das sie erreichten, als es schon Nacht war. Hier wandten sie um, sodaß es schien, als kämen sie eben aus der Romagna, ritten auf das Haus zu und klopften an die Thür des guten Mannes, welcher, da er mit beiden sehr bekannt war, sogleich die Thür öffnete. „Sieh", sagte Pinuccio zu ihm, „du mußt uns schon diese Nacht beherbergen; wir glaubten nach Florenz hineinzukommen, haben uns aber doch nicht so zu beeilen gewußt, daß wir nicht zu so später Stunde, wie du siehst, hier angelangt wären." — „Pinuccio", antwortete ihm der Wirth, „du weißt wohl, wie wenig ich darauf eingerichtet bin, solche Herren, wie ihr seid, bei mir aufzunehmen; doch da euch einmal die späte Stunde hier überrascht hat und es keine Zeit mehr ist, anderswo unterzukommen, so will ich euch für die Nacht gern beherbergen, so gut ich eben kann." Die jungen Männer stiegen nun ab, traten in das kleine Wirthshaus ein, brachten erst ihre Pferde unter und speisten dann, da sie zum Abendessen etwas mitgebracht hatten, zusammen mit ihrem Wirth.

Nun hatte dieser nur eine einzige, ziemlich kleine Kammer, in welcher er drei Betten, so gut es sich thun ließ, aufgestellt hatte; da nun diese Betten auf der einen Seite der Kammer standen, und das dritte ihnen gegenüber auf der andern Seite, so war blos so viel Raum übrig geblieben, daß man mit genauer Noth hindurchgehen konnte. Von diesen drei Betten ließ der Wirth das mindest schlechte für die beiden Reisegefährten

zurichten und hieß sie sich darin niederlegen. Bald darauf, als noch keiner von jenen schlief, obschon sie thaten als schliefen sie, befahl er seiner Tochter sich in das eine der beiden übrig gebliebenen zu legen und bestieg mit seiner Frau das andere. Die letztere stellte noch neben das Bett, in dem sie schlief, die Wiege, in welcher sie ihren kleinen Sohn hatte.

Nachdem diese Einrichtungen beendet waren, und Pinuccio, der alles wohl bemerkt hatte, nach Verlauf einer gewissen Zeit glauben konnte, daß sie alle eingeschlafen seien, stand er leise auf, ging zu dem Bettchen hin, wo sein geliebtes Mädchen ruhte, und legte sich ihr, die ihn, obwol furchtsam, doch freudig empfing, zur Seite, und verweilte bei ihr im Genusse der Lust, die sie beide vor allem ersehnt hatten.

Während Pinuccio so bei dem Mädchen weilte, begab es sich, daß eine Katze etwas umwarf, worüber die Frau erwachte und es hörte. Besorgt, was geschehen sei, stand sie so im Finstern, nackt wie sie war, auf und ging dorthin, von wo sie das Geräusch vernommen hatte. Adriano, der hierauf nicht achtete, erhob sich inzwischen auf Anlaß eines körperlichen Bedürfnisses gleichfalls, und während er dies abzumachen ging, traf er auf die Wiege, welche die Frau dorthin gestellt hatte. Da er nun nicht vorüber konnte, ohne sie wegzunehmen, ergriff er sie, hob sie von der Stelle weg, wo sie stand, und setzte sie an die Seite des Bettes nieder, wo er selbst schlief. Dann kehrte er, nachdem er verrichtet, weswegen er aufgestanden war, zurück und legte sich, ohne weiter an die Wiege zu denken, wieder in sein Bett.

Die Frau, welche unterdeß gesucht und gefunden hatte, daß, was gefallen war, nicht das Vermeinte gewesen, wollte nicht erst Licht anzünden, um zu sehen, was es gewesen sei, sondern schmählte nur auf die Katze, kehrte dann in die Kammer zurück und ging

tappend auf das Bett zu, worin ihr Mann schlief. Da sie jedoch hier die Wiege nicht fand, so sprach sie bei sich selbst: „O, ich Aermste! seht nur, was ich eben zu thun im Begriff war! So wahr Gott lebt, ich ging gerade auf das Bett unserer Gäste zu.“ Dann ging sie noch ein wenig weiterhin, fand endlich die Wiege und legte sich nun in das Bett, an dessen Seite sie stand, zum Adriano, während sie bei ihrem Mann zu liegen glaubte. Adriano, der noch nicht schlief, merkte dies, empfing sie gut und freudig und ohne weiter ein Wort zu sagen, warf er zum großen Vergnügen der Frau mehr denn einmal Anker.

Während diese beiden so beschäftigt waren, fürchtete Pinuccio, daß der Schlaf ihn bei seiner Geliebten überraschen möchte, und da er die Freude genossen hatte, nach der er verlangte, erhob er sich von ihrer Seite, um in sein Bett zum Schlafen zurückzukehren. Als er dahin kam, traf er auf die Wiege und glaubte nun nicht anders, als dies sei das Bett des Wirths, weshalb er ein wenig weiter ging und sich zu dem Wirthe legte. Dieser wachte von der Ankunft des Pinuccio auf. Pinuccio, der an der Seite des Adriano zu liegen glaubte, sprach nun: „Ich sage dir, wahrhaftig, nichts Süßeres gab es je in der Welt, als diese Niccolosa! Beim Leibe Gottes, ich habe die größte Wonne genossen, die je nur ein Mann bei einem Weibe gehabt hat, und ich sage dir, sechsmal und öfter bin ich zur Stadt gefahren, seitdem ich von dir wegging.“ Als der Wirth diese Erzählung hörte, die ihm nicht allzu wohl gefiel, sprach er erst bei sich: „Was Teufel macht denn der hier?“ Dann rief er mehr vom Zorn, als vom guten Rath geleitet, aus: „Pinuccio, was du gethan hast, ist eine große Schändlichkeit, und ich weiß nicht, wie du mir dies anthun konntest; aber beim Leibe Christi, du sollst mir dafür bezahlen.“ — Pinuccio, der nicht eben der verständigste war, versuchte keinerlei

Ausrede, um seine Uebereilung soviel wie möglich wieder gutzumachen, sondern frug: „Wofür soll ich dich bezahlen? Und was kannst du mir thun?“

Die Frau des Wirths, die bei ihrem Manne zu liegen glaubte, sagte nun zu Adriano: „O weh, hörst du unsere Gäste, die sich wer weiß über was miteinander streiten?“ — „Laß sie nur“, antwortete Adriano lächelnd; „Gott schicke ihnen böse Zeit; sie haben gestern zu viel getrunken.“ — Die Frau, der es dünkte, als hätte sie ihren Mann zanken gehört, sah nun, als sie die Stimme des Adriano erkannte, wohl ein, wo und bei wem sie gewesen war; deshalb stand sie als eine verständige Frau, ohne ein Wort zu erwidern, schnell auf, nahm die Wiege ihres kleinen Sohnes und trug sie, obwol in der Kammer auch nicht ein Schimmer von Licht zu sehen war, aufs Gerathewohl zu dem Bett hin, wo ihre Tochter schlief und legte sich zu dieser nieder. Dann aber rief sie ihren Mann, als wäre sie von den Lärmen, den er machte, erwacht, und frug ihn, was er mit Pinuccio für einen Streit habe: „Hörst du nicht“, antwortete der Mann, „was er sagt, daß er diese Nacht mit unserer Niccolosa gemacht habe?“ — „Da lügt er gründlich in seinen Hals hinein“, erwiderte die Frau, „denn bei der Niccolosa ist er nimmer gewesen. Ich habe mich gleich gestern zu ihr gelegt und seitdem nicht einen Augenblick schlafen gekonnt, und du bist ein Tropf, wenn du ihm glaubst. Ihr Männer trinkt immer des Abends so viel, daß ihr des Nachts träumt und hier und dort umhergeht, ohne etwas von euch zu wissen, und dann glaubt ihr wunder was. Schade nur, daß ihr euch nicht den Hals brecht. Aber was macht denn Pinuccio dort? Und warum liegt er nicht in seinem Bett?“

Adriano, der nun seinerseits erkannte, wie klug die Frau ihre eigene Schmach und die ihrer Tochter zu verdecken wußte, redete dazwischen: „Pinuccio, ich

habe es dir schon hundertmal gesagt, du sollst nachts nicht umhergehen; denn diese deine Untugend, im Schlafe aufzustehen und dann die Fabeln, die du träumst, als Wahrheiten zu erzählen, wird dich noch einmal ins Unglück bringen. Komm zurück, oder Gott möge dir eine üble Nacht schicken." Als der Wirth vernahm, was seine Frau und was Adriano sagten, fing er an, völlig überzeugt zu werden, daß Pinuccio träume; darum nahm er ihn bei der Schulter, rüttelte ihn und rief ihm zu, indem er sagte: „Pinuccio, wache doch auf und gehe in dein Bett zurück."

Pinuccio, der, was hin und her gesprochen war, sich gut zusammenreimte, fing nun an, nach Art eines Träumenden, allerhand fernern Unsinn zu sprechen, worüber der Wirth in das herzlichste Lachen von der Welt ausbrach. Zuletzt aber that er, als wache er von jenem Rütteln auf, rief den Adriano und sagte: „Ist es schon Tag, daß du mich weckst?" — „Ja wohl, antwortete Adriano, „komm nur her." Jener verstellte sich ferner und spielte den Schlaftrunkenen, bis er endlich von der Seite des Wirths aufstand und zu Adriano ins Bett zurückkehrte.

Als der Tag anbrach, und alle aufgestanden waren, lachte der Wirth noch herzlich über ihn und hatte ihn mit seinen Träumen zum besten. Und so rüsteten von einer zur andern Rede die jungen Männer wieder ihre Pferde, legten ihnen die Mantelsäcke auf, tranken noch einmal mit dem Wirth, schwangen sich dann in die Sättel und kehrten, nicht minder zufrieden mit der Art, wie die Sache sich zugetragen, als mit ihrem Erfolge selbst, nach Florenz zurück.

Später aber wußte Pinuccio andere Wege zu finden, und traf sich noch oft mit der Niccolosa zusammen, welche der Mutter betheuerte, er müsse sicherlich geträumt haben. Diese aber, welche sich der Umar=

mung des Adriano erinnerte, dachte bei sich allein, sie habe sicherlich gewacht.

Siebente Geschichte.

Talano di Molese träumt, daß ein Wolf die Kehle und das Gesicht seiner Frau zerfleische, und räth ihr, sich in Acht zu nehmen; sie thut es nicht, und das Geträumte widerfährt ihr.

Als Pamphilus' Erzählung zu Ende und die List der Frau von allen höchlich belobt war, befahl die Königin der Pampinea, nun ihre Geschichte zu erzählen. Diese begann daher:

Schon früher, anmuthige Mädchen, haben wir unter uns von der Zuverlässigkeit der Träume, welche viele verlachen, gesprochen, und darum will ich, wiewol schon davon erzählt ist, doch nicht unterlassen, euch in einer ziemlich kurzen Geschichte mitzutheilen, wie es einer meiner Nachbarinnen vor noch nicht gar langer Zeit erging, weil sie einem Traume, welchen ihr Mann in Betreff ihrer hatte, nicht Glauben schenken wollte.

Ich weiß nicht, ob ihr hier einen gewissen Talano di Molese, einen achtbaren Mann, gekannt habt. Dieser hatte ein junges und ungewöhnlich schönes Mädchen, namens Margarita, zur Frau genommen, welche jedoch so überaus eigensinnig, unfreundlich und widerspenstig war, daß sie nichts so machen wollte, wie andere es wünschten, daß aber auch kein anderer etwas nach ihrem Sinn zu thun vermochte. Dies wurde nun zwar dem Talano oft schwer zu ertragen; allein da er es nicht ändern konnte, so duldete er es.

Nun begab es sich in einer Nacht, während Talano mit seiner Margarita auf einer seiner Besitzungen in der Umgegend verweilte, daß er schlafend im Traume seine Frau durch ein schönes Gehölz wandeln sah, welches sie nicht weit von ihrem Hause entfernt besaßen. Und indem sie so wandelte, schien es ihm, als käme von der einen Seite des Waldes ein großer und fürchterlicher Wolf daher, welcher sie beim Halse packte und sie zur Erde niederriß; während sie um Hülfe schrie, bemühte sich der Wolf, sie fortzuschleppen; endlich entrann sie seinem Rachen, jedoch so, daß Hals und Gesicht ganz von ihm zerrissen schienen.

Den Morgen darauf sagte Talano, als sie aufstanden, zur Margarita: „Frau, wenngleich deine Widerspenstigkeit mich nie einen frohen Tag mit dir hat genießen lassen, so sollte es mir doch leid thun, wenn dir ein Unglück widerführe: darum folge meinem Rath und gehe heute nicht aus dem Hause." Und als sie ihn nun nach dem Warum frug, erzählte er ihr ausführlich seinen Traum. Die Frau schüttelte den Kopf und sprach: „Wer dir übel will, träumt von dir Uebels. Du thust sehr besorgt um mich, doch du träumst von mir nur, was du wünschest, daß mir geschehen möge; aber wahrhaftig, ich werde mich wol in Acht nehmen, heut und alle Zeit, dich weder durch dies, noch durch ein anderes Unglück zu erfreuen." — „Ich wußte wohl", sagte Talano hierauf, daß du so sprechen würdest; denn das ist der Dank, den man gewinnt, wenn man andern den Grind kämmt; aber glaube was du willst, ich sage es aus guter Absicht, und nochmals rathe ich dir, heute zu Hause zu bleiben, oder wenigstens nicht in unser Gehölz zu gehen." — „Gut", sagte die Frau, „ich will es thun." Dann aber sprach sie zu sich selbst: „Hast du gesehen, wie dieser Mann hinterlistigerweise mir bange gemacht zu haben glaubt, daß ich heute nicht in unser

Gehölz gehen soll? Gewiß hat er dort irgendeiner schlechten Dirne ein Stelldichein gegeben und will nun nicht, daß ich ihn dabei betreffe. Freilich, wer mit Blinden zu Tische sitzt, kann sich die besten Bissen suchen; aber ich müßte sehr thöricht sein, wenn ich ihn nicht kennte und ihm glauben wollte! Gewiß, das soll ihm nicht gelingen, und ich muß doch sehen, und sollte ich auch den ganzen Tag draußen warten, was das für ein Handel ist, den er heute vorhat.

Als sie dies gesagt, und der Mann auf der einen Seite das Haus verlassen hatte, ging sie auf der andern hinaus und eilte so heimlich sie konnte, ohne Aufschub nach dem Gehölze hin, verbarg sich an der dichtesten Stelle, die darin zu finden war, und horchte und schaute nach allen Seiten umher, ob sie irgendjemand kommen sähe. Während sie auf diese Weise, ohne an einen Wolf auch nur zu denken, lauerte, da brach dicht neben ihr aus dem Dickicht ein großer, entsetzlicher Wolf hervor, und nachdem sie ihn gesehen hatte, blieb ihr kaum noch Zeit, „Herr, steh mir bei!" zu rufen, als der Wolf sich ihr auch schon an den Hals stürzte, sie heftig faßte, und sie hinwegzuschleppen anfing, als wäre sie ein kleines Lamm gewesen. Sie konnte weder schreien, so fest hatte er sie an der Kehle gepackt, noch sich auf eine andere Art helfen, und so würde sie der Wolf, der sie davontrug, ohne Fehl erwürgt haben, wäre er nicht auf einige Hirten getroffen, die ihn anschrien und dadurch nöthigten, sie fallen zu lassen.

Die Unglückliche und Aermste wurde von den Hirten erkannt und nach Hause getragen und nach langer Bemühung von den Aerzten zwar geheilt, jedoch nicht anders als daß ihr der ganze Hals und ein Theil des Gesichts von Narben zerrissen blieb, sodaß sie, die vorher für schön gegolten, von dieser Zeit an immer widerwärtig und misgestaltet aussah. Daher scheute sie

sich denn zu erscheinen, wo sie irgend gesehen werden konnte, und beweinte nun oft und bitter ihre Widerspenstigkeit, und daß sie in dem, was ihr nichts kostete, dem wahrhaftigen Traume ihres Mannes nicht hatte glauben wollen."

Achte Geschichte.

Biondello führt den Ciacco mit einer Mahlzeit an, wofür sich Ciacco rächt, indem er ihm eine tüchtige Tracht Schläge zuwendet.

Allgemein behauptete jeder in der fröhlichen Gesellschaft, was Talano im Schlafe gesehen, sei nicht sowol ein Traum, als eine Vision gewesen, so vollständig sei es, ohne daß etwas daran fehlte, eingetroffen. Als indeß alle schwiegen, befahl die Königin der Lauretta fortzufahren, und diese sprach:

Wie fast alle, ihr verständigen Mädchen, welche heute vor mir erzählt haben, von etwas schon Besprochenem zu ihren Erzählungen veranlaßt worden sind, so bewegt auch mich die grausame Rache, die, wie Pampinea uns gestern berichtet, der junge Gelehrte nahm, euch von einer ähnlichen zu erzählen, welche, obwol sie dem, der sie zu tragen hatte, hart genug schien, doch bei weitem nicht so grausam, wie jene war.

Ich sage euch daher, daß einst in Florenz ein Mann lebte, den jedermann Ciacco nannte, ein Leckermaul, wie es je eins gab, der, da sein Vermögen nicht ausreichte, die Kosten zu bestreiten, die seine Leckerei erforderte, da er übrigens gute Manieren und lustiger Einfälle die Menge hatte, sich es zum Geschäft machte,

zwar nicht geradezu ein Spaßmacher, wohl aber ein Lästermaul zu werden und mit denen zu verkehren, welche reich waren und sich eines guten Tisches erfreuten. Bei Solchen erschien er denn oft, auch ohne gerade eingeladen zu sein, theils zum Imbiß, theils zum Abendessen.

Desgleichen lebte zu Florenz in jenen Tagen ein anderer Mann, der dasselbe Handwerk wie Ciacco trieb, welcher Biondello genannt wurde, klein von Person, sehr zierlich und sauberer war als eine Fliege, mit einer Kappe auf dem Kopf, langem, blondem Haupthaar, so glatt gekämmt, daß auch nicht ein Haar verschoben war.

Dieser war eines Morgens in der Fastenzeit an den Ort gegangen, wo die Fische feilgeboten werden, und wurde dort von dem Ciacco erblickt, als er eben zwei große Lampreten für Herrn Vieri de' Cerchi kaufte. Sogleich näherte sich jener dem Biondello und sprach: „Nun, was bedeutet das?“ — Biondello antwortete ihm: „Gestern abends wurden unserm Herrn Corso Donati drei noch viel schönere als diese und ein Stör zugesandt; doch da ihm diese nicht genug schienen, um heute einigen Edelleuten ein Festmahl zu geben, so hat er mich gebeten, ihm noch zwei andere dazu zu kaufen. Kommst du nicht auch hin?“ — „Du weißt wohl“, antwortete Ciacco, „daß ich kommen werde.“

Demgemäß ging er, als es ihm an der Zeit schien, zu Herrn Corso's Hause und fand ihn mit einigen seiner Nachbarn eben im Begriff zu Tische zu gehen. Als dieser ihn frug, was er mache, antwortete er: „Herr, ich komme, um mit euch und eurer Gesellschaft zu essen.“ — „Du bist willkommen“, antwortete ihm Herr Corso, „und da es denn an der Zeit ist, so laßt uns gehen.“ Man setzte sich nun zu Tische, wo es zuerst Kichererbsen mit eingesalzenem Thunfisch der geringsten Art gab, und darauf gebratene Fische aus dem Arno und weiter nichts. Ciacco ward nun wohl des

Betrugs inne, den Biondello ihm gespielt hatte, und in seinem Verdruß darüber nahm er sich vor, ihn dafür zu bezahlen.

Nicht viel Tage vergingen, daß er jenem einmal wieder begegnete, der mit diesem Streiche schon viele lachen gemacht hatte. Biondello grüßte ihn, als er ihn sah, und frug ihn lachend, wie ihm die Lampreten bei Herrn Corso geschmeckt hätten. „Ehe acht Tage vergehen, antwortete ihm Ciacco, „sollst du das besser wissen, als ich."

Und nun machte er sich ohne Aufschub davon, suchte sich, nachdem er von Biondello Abschied genommen, einen verschmitzten Trödler auf, einigte sich mit ihm über die Bezahlung, gab ihm eine große Weinflasche, und zeigte ihm in der Halle der Cavicciuli, zu welchen er ihn hinführte, einen Ritter, welcher Filippo Argenti hieß, einen großen kräftigen Mann von starkem Knochenbau, der mehr als irgendein anderer hitzig, jähzornig und wunderlich war, und sagte zu dem Trödler: „Geh du zu dem da, mit dieser Flasche in der Hand, und sprich so zu ihm: „Herr, mich schickt Biondello zu euch; und läßt euch bitten, daß es euch gefalle, ihm diese Flasche mit euerm guten rothen Wein etwas zu rubiniren, er will sich mit einigen seiner Saufbrüder eine frohe Stunde machen." Und dann habe wohl Acht, daß er dich nicht etwa faßt, denn dir würde er nur übel mitspielen, und meinen Spaß hättest du verdorben." — „Habe ich sonst noch was zu sagen?" frug der Trödler. — „Nein", antwortete Ciacco; „und wenn du das gesagt hast, so komm mit der Flasche zu mir zurück, und ich werde dich dafür bezahlen."

Der Trödler machte sich auf den Weg und richtete bei Herrn Filippo seine Botschaft aus. Als Messer Filippo, der nur wenig brauchte, um in Zorn zu gerathen, dies hörte, glaubte er, daß Biondello, den er

wohl kannte, ihn zum besten haben wollte, und ganz verfärbt im Gesicht, rief er aus: „Was willst du mit deinem Rubiniren und deinen Saufbrüdern? Das Unglück über dich und ihn!“ Und damit sprang er auf und streckte den Arm aus, um den Trödler zu packen; allein dieser, der auf seiner Hut war, machte sich eiligst davon und kehrte auf einem andern Wege zu Ciacco zurück, und hinterbrachte ihm, der alles mitangesehen hatte, was Messer Filippo gesagt.

Ciacco war zufrieden, bezahlte den Trödler und ruhte nun nicht eher, als bis er auch den Biondello gefunden hatte, zu dem er sagte: „Warst du kürzlich bei der Loggia der Cavicciuli?“ — „Nein“, antwortete Biondello; „warum fragst du mich danach?“ — „Weil ich dir sagen kann“, antwortete Ciacco, „daß Herr Filippo dich überall suchen läßt, ich weiß nicht, was er von dir will.“ — „Gut“, sagte Biondello hierauf, „ich gehe in der Richtung und werde mit ihm reden.“ Biondello schied nun und Ciacco ging ihm nach, um zu sehen, wie die Sache ausgehen würde.

Messer Filippo, der den Trödler nicht hatte einholen können, war wüthend zurückgeblieben und nagte an seinem Zorn, da er aus den Worten des Trödlers nichts anderes entnehmen konnte, als daß Biondello auf irgendjemandes Anlaß ihn zum besten haben wolle. Und während so noch der Zorn in ihm kochte, erschien Biondello. Sobald Filippo diesen erblickte, trat er ihm entgegen und gab ihm einen tüchtigen Faustschlag ins Gesicht. „Weh, Herr!“ rief Biondello, „was soll das bedeuten?“ Doch Messer Filippo ergriff ihn bei den Haaren, zerriß ihm die Kappe auf dem Haupte, warf ihm den Mantel zu Boden und schrie, indem er fortwährend auf ihn losschlug: „Verräther, du sollst schon sehen, was das bedeutet. Was schickst du zu mir und läßt mir von Rubiniren und Saufbrüdern vor-

reden? Denkst du, ich sei ein Kind, um mich so zu foppen?" Während er so sprach, schlug er ihm mit seinen Fäusten, die nicht anders wie von Eisen schienen, das ganze Gesicht entzwei und ließ ihm auf den ganzen Kopf nicht ein Haar unzerzaust. Dann wälzte er ihn in dem Schmuze, zerriß ihm alle Kleider am Leibe und war bei der Sache so eifrig, daß Biondello, nach seinem ersten Worte weder ein zweites mehr sagen, noch ihn fragen konnte, warum er ihm das alles anthue. Er hatte wol von dem Rubiniren und den Saufbrüdern gehört; allein er wußte nicht, was das sagen wollte.

Endlich, nachdem ihn Messer Filippo wohl zerprügelt, rissen mehrere, die umherstanden, mit der größten Mühe von der Welt, ihn zerzaust und übel zugerichtet, wie er war, aus Filippo's Händen, und sagten ihm dann, warum Messer Filippo so gethan; schalten ihn aber auch zugleich, daß er solcherlei Botschaft an ihn gerichtet, da er diesen Herrn doch nachgerade wol kennen und wissen müsse, daß Filippo kein Mann sei, der mit sich spaßen lasse. Biondello rechtfertigte sich weinend und betheuerte wiederholt, daß er nie zu Messer Filippo nach Wein geschickt habe.

Nachdem er sich dann einigermaßen wieder in Stand gesetzt, kehrte er traurig und wehklagend nach Hause zurück, und merkte nun wohl, daß dies ein Werk des Ciacco sei. Als nach einer Reihe von Tagen die blauen Flecke aus dem Gesicht verschwunden waren, und Biondello wieder auszugehen anfing, traf es sich, daß Ciacco ihm begegnete, und lachend frug er ihn: „Biondello, nun, wie schmeckte dir neulich der Wein des Messer Filippo?" — „Ich wollte", antwortete Biondello, „daß dir die Lampreten des Herrn Corso ebenso geschmeckt hätten." — „Es steht jetzt bei dir", antwortete Ciacco hierauf, „ob du mir noch einmal so gut zu essen geben willst, wie du gethan hast; geschieht es, so werde ich dir dafür auch sicher wieder einen guten Trank bereiten, wie du ihn gekostet hast." Biondello, der nun wohl einsah, daß er

gegen Giacco mehr Böses im Schilde führen, als verwirklichen könne, bat Gott um seinen Frieden und hütete sich von jetzt an wohl, ihn je wieder zum besten zu haben.

Neunte Geschichte.

Zwei junge Leute fragen den Salomo um Rath, der eine: wie er geliebt werden, der andere, wie er seine widerspenstige Frau bessern könne; dem ersten antwortet er: er solle lieben; dem zweiten: er solle zur Gänsebrücke gehen.

Niemand als die Königin selbst blieb, wenn sie dem Dioneus sein Vorrecht erhalten wollte, jetzt zum Erzählen übrig. Nachdem die Damen daher noch viel über den unglücklichen Biondello gelacht hatten, fing sie heiter folgendermaßen an zu reden:

Liebenswürdige Mädchen, wenn wir mit gesundem Sinn die Ordnung der Dinge überdenken, so werden wir leicht einsehen, daß die Gesammtheit aller Frauen durch Natur, Sitte und Gesetz den Männern unterworfen ist und nach deren Gutbefinden sich zu betragen und einzurichten hat, sodaß jede, welche Ruhe, Freude und Zufriedenheit mit dem Manne genießen will, dem sie angehört, ihm unterwürfig, duldsam und ergeben sein muß; unbeschadet natürlich ihrer Ehrbarkeit, welche der höchste und besondere Schatz jeder verständigen Frau ist. Wenn uns hierzu nicht schon die Gesetze, die das gemeine Wohl in allen Dingen berücksichtigen, sowie das Herkommen und die Sitte, wie wir es nennen wollen, anleiteten, deren Macht überaus groß und ehrwürdig ist, so zeigt es uns die Natur deutlich genug, die uns an Körper zart und hinfällig, an Geist schüchtern und furchtsam gebildet hat,

uns geringe Körperkräfte, eine gefällige Stimme und sanfte Bewegungen der Glieder gegeben hat; alles Dinge, welche bezeugen, wie sehr wir fremder Leitung benöthigt sind. Wer aber der Hülfe und Leitung bedarf, dem befiehlt die Vernunft auch unbedingt, daß er seinem Lenker gehorsam, unterwürfig und ergeben sei. Und wen anders haben wir zu Helfern und Lenkern als die Männer? So ist es denn Pflicht für uns, die Männer hoch zu ehren und uns ihnen zu unterwerfen, und die Frau, welche sich hiervon entfernt, halte ich nicht allein schweren Tadels, sondern auch strenger Züchtigung für würdig.

Zu dieser Betrachtung, wiewol ich sie auch wol sonst schon angestellt habe, führte mich eben vorhin zurück, was Pampinea von der widerspenstigen Frau des Talano uns erzählte, welcher Gott die Züchtigung schickte, die ihr Mann ihr nicht zu geben wußte, und deshalb sind, meinem Urtheil nach, wie schon gesagt, alle die einer rauhen und strengen Strafe würdig, welche sich davon entfernen, freundlich, wohlwollend und fügsam zu sein, wie die Natur, die Sitten und das Gesetz es verlangen.

Darum gefällt es mir denn, euch von einem Rathe zu erzählen, den Salomo einst ertheilt hat, und welcher als eine nützliche Arznei dienen kann, um alle, welche so beschaffen sind, wie diejenigen, von denen ich eben sprach, von solchem Uebel zu heilen. Keine aber, welche dieser Arznei nicht benöthigt ist, glaube, daß es zu ihr gesagt sei, obschon die Männer ein Sprichwort im Munde führen, welches sagt: Ein gutes und ein schlechtes Roß braucht die Sporen, und ein gutes Weib und ein schlechtes braucht den Stock. Wer diese Worte scherzhaft erklären wollte, dem würde man leicht zugeben, daß sie, so wie sie lauten, von allen wahr seien. Aber auch, wenn man sie moralisch auffassen will, behaupte ich, daß man sie zugeben müsse. Denn alle Frauen sind von Natur hinfällig und leicht zu bewegen, und darum bedarf es des Stockes, um die Schlechtigkeit derer, welche zu weit aus ihren angewiesenen

Grenzen schweifen, zu strafen; auf der andern Seite aber bedarf es ebenfalls des Stockes, um die Tugend derer zu unterstützen, welche sich nicht hinreißen lassen, und um sie von Abwegen zurückzuschrecken. Doch lassen wir jetzt das Predigen, und kommen wir zu dem, was ich im Sinn habe, euch zu erzählen.

Ich sage euch also, daß zu der Zeit, als schon die ganze Welt von dem hohen Ruhme der wunderbaren Weisheit Salomo's erfüllt war, sowie davon, daß er diese Weisheit freigebig jedem bethätigte, der aus eigener Erfahrung Gewißheit darüber erlangen wollte, gar viele Menschen aus verschiedenen Theilen der Welt zusammenströmten, um in dringenden und wichtigen Fällen seinen Rath sich zu erbitten.

Unter andern nun, welche aus solchem Grunde zu ihm gingen, reiste auch ein junger Mann, der Melissus hieß und ein edler und sehr reicher Herr war, aus der Stadt Lajazzo, aus der er gebürtig war und wo er wohnte, dahin. Auf dem Wege nach Jerusalem, eben als er Antiochia verließ, traf es sich, daß er mit einem andern Jüngling, namens Joseph, der denselben Weg machte, eine Strecke weit zusammen ritt und, wie es unter Reisenden Sitte ist, mit ihm in ein Gespräch gerieth. Nachdem Melissus vom Josephus dessen Stand und Heimat schon erfahren hatte, frug er ihn auch, wohin er gehe und in welcher Absicht. Joseph erwiderte ihm, er reise zu Salomo, um von ihm einen Rath zu erbitten, wie er sich gegen seine Frau verhalten solle, die mehr als irgendeine andere widerspenstig und bösartig sei, und die er weder durch Bitten, noch durch Schmeicheleien, noch sonst irgendwie von ihrer Halsstarrigkeit abzubringen vermöge. Dann frug er ihn gleichermaßen, woher denn er sei, wohin er reise und zu welchem Zweck, und Melissus antwortete ihm: „Ich bin aus Lajazzo, und sowie du deinen Kummer hast, so habe auch ich den meinigen. Ich bin ein reicher junger Mann und verwende das Meinige, um

offene Tafel zu halten und meinen Mitbürgern Ehre zu erweisen; aber dennoch, wie seltsam und wunderbar zu denken dies auch ist, kann ich bei alledem niemand finden, der mir wohlwill. Darum gehe auch ich dahin, wohin du gehst, um einen Rath zu erhalten, wie ich es machen soll, um geliebt zu werden."

Nun reisten die beiden Gefährten zusammen weiter, gelangten endlich nach Jerusalem und wurden durch einen der Großen des Salomo bei ihm eingeführt. Kurz trug Melissus ihm sein Anliegen vor, und Salomo antwortete ihm: „Liebe!" Dann wurde Melissus sogleich hinausgeführt, und Joseph trug nun vor, weshalb er gekommen sei. Salomo antwortete ihm nichts weiter als: „Geh zur Gänsebrücke." Als er dies gesagt hatte, wurde Joseph gleichfalls ohne Weilen aus der Gegenwart des Königs entfernt, worauf er dem Melissus, welchen er draußen seiner erwartend fand, mittheilte, was er für eine Antwort bekommen habe. Sie überlegten diese Antwort zusammen, und da sie weder Sinn, noch irgendeine Ausbeute für ihr Bedürfniß darin entdecken konnten, glaubten sie sich verhöhnt und machten sich zusammen auf den Heimweg.

Nachdem sie einige Tage gereist waren, gelangten sie an einen Fluß, über den eine schöne Brücke führte, und weil gerade eine große Karavane mit beladenen Mäulern und Saumrossen darüber hinzog, mußten sie so lange warten, bis diese hinüber war. Als nun die Thiere schon fast alle über die Brücke waren, sahen sie noch ein Maulthier, welches scheute, wie wir diese Thiere häufig thun sehen, und auf keine Weise vorwärts wollte. Deshalb griff denn der Treiber zu einem Stecken und fing an das Thier zuerst ganz mäßig zu schlagen, damit es hinüberginge. Aber das Maulthier sprang bald nach dieser, bald nach jener Seite des Weges in die Quere, ging bisweilen sogar rückwärts und wollte auf keine Art hinüber; unmäßig erzürnt, fing der Treiber nun an, es mit dem

Stocke auf das unbarmherzigste bald auf den Kopf, bald auf die Seiten und bald auf den Rücken zu schlagen; doch alles das half nichts.

Melissus und Joseph, welche dies mitansahen, riefen daher dem Treiber wiederholt zu: „Du Unmensch, was machst du? Willst du das Thier todt schlagen? Warum bemühst du dich nicht, es sanft und leise vorwärts zu führen? Es würde dir eher folgen, als wenn du es so schlägst, wie du thust.“ Doch der Treiber antwortete ihnen: „Ihr kennt eure Pferde, und ich kenne mein Maulthier; drum laßt mich nur mit ihm machen.“ Damit fing er von neuem an es zu schlagen, und so viel Hiebe versetzte er ihm bald von der einen und bald von der andern Seite, daß das Thier endlich vorwärts ging und der Maulthiertreiber seinen Willen durchsetzte.

Als nun die beiden Jünglinge im Begriff standen, weiter zu reisen, frug Joseph einen guten Mann, der am Ende der Brücke saß, wie dieser Ort heiße. Der gute Mann antwortete ihm: „Herr, dies heißt hier die Gänsebrücke!“ Als Joseph dies hörte, erinnerte er sich der Worte Salomo's und sprach zu Melissus: „Nun sage ich dir, Kamerad, daß der Rath, den mir Salomo gab, doch wol gut und richtig sein könnte; denn ich erkenne jetzt deutlich, daß ich mein Weib nur nicht gehörig zu schlagen verstand; doch dieser Maulthiertreiber hat mir gezeigt, was ich zu thun habe.“

Einige Tage darauf gelangten sie nach Antiochia, und Joseph behielt den Melissus bei sich, damit er sich etliche Tage ausruhe. Joseph, den seine Frau nicht eben zärtlich empfangen hatte, gebot ihr, das Abendessen so zu besorgen, wie Melissus es angeben würde. Als dieser sah, daß Joseph es so wünschte, that er dies in wenig Worten. Die Frau aber machte, wie sie von alters her gewohnt war, nicht, was Melissus bestellt hatte, sondern fast gerade das Gegentheil davon. Als Joseph dies sah, sprach er zornig: „War es dir nicht gesagt worden, auf

welche Art du dies Abendessen herrichten solltest?" Die Frau aber wandte sich hochmüthig um und sagte: „Was soll das bedeuten? Warum ißt du nicht, wenn du essen willst? Wurde es mir anders geheißen, so gefiel es mir, die Mahlzeit so zu bestellen; ist dir das genehm, so ist mir's recht, wo nicht, so laß es bleiben."

Ueber diese Antwort der Frau wunderte sich Melissus und tadelte sie heftig; Joseph aber sprach, als er dies hörte: „Weib, du bist noch immer, wie du zu sein pflegtest; aber glaube mir, ich werde dich anders machen." Dann fügte er, zu Melissus gewandt, hinzu: „Freund, jetzt werden wir sehen, welcher Art Salomo's Rath war; ich bitte dich nur, es dir nicht leid sein zu lassen, zuzusehen und für ein Spiel zu halten, was ich thue. Und damit du mich darin nicht hinderst, so erinnere dich der Antwort, welche uns der Maulthiertreiber gab, als uns sein Thier leid that." — „Ich befinde mich in deinem Hause", antwortete Melissus, „wo ich nicht willens bin, mich von deinem Gutbefinden zu entfernen."

Nun holte Joseph einen runden Stock von einem jungen Eichenstämmchen, ging in die Kammer, wohin die Frau, die aus Ingrimm vom Tische aufgestanden war, sich brummend begeben hatte, faßte sie bei den Haarflechten, warf sie nieder und fing an, sie heftig mit dem Stock zu schlagen. Zuerst schrie sie, dann versuchte sie es mit Drohungen; als sie aber sah, daß Joseph darum nicht aufhörte, fing sie, schon ganz zerschlagen, ihn bei Gott um Gnade zu bitten an, daß er sie nicht todt schlagen möge, und betheuerte dabei, daß sie sich nie mehr von seinem Wohlgefallen entfernen wolle. Doch darum hörte Joseph noch immer nicht auf, sondern schlug sie mit jedem Hiebe immer heftiger, bald auf die Seite, bald auf die Hüften und bald auf die Schultern, als wollte er ihr alle Nähte festklopfen, und ließ nicht eher nach, als bis er müde war; kurzum, die gute Frau behielt keinen Knochen und kein Fleckchen am Leibe, die er ihr nicht ganz mürbe geschlagen hätte.

Als er fertig war, kehrte er zum Melissus zurück und sprach: „Morgen wollen wir sehen, wie sich der Ausspruch: «Geh zur Gänsebrücke!» erprobt haben wird." Dann erholte er sich etwas, wusch sich die Hände und speiste mit Melissus, worauf sie, als es ihnen Zeit dünkte, zur Ruhe gingen. Die arme Frau aber erhob sich mit großer Mühe von der Erde und warf sich auf das Bett, von wo sie, nach kurzer durch ihre Schmerzen gestörter Nachtruhe, am folgenden Morgen sehr früh wieder aufstand und den Joseph fragen ließ, was er wolle, daß zum Imbiß bereitet werde. Gemeinsam mit Melissus so viel Dienstfertigkeit belachend, traf er die begehrten Anordnungen, und als sie demnächst zur gehörigen Zeit von ihrem Ausgange heimkehrten, fanden sie alles aufs beste und ganz nach dem gegebenen Befehl zugerichtet, weshalb sie denn Salomo's Rath, welchen beide zuerst schlecht verstanden hatten, auf das höchste lobten.

Einige Tage später trennte Melissus sich vom Joseph, kehrte nach seiner Heimat zurück und theilte einem weisen Manne von seiner Bekanntschaft mit, was er von Salomo für einen Rath erhalten habe. Dieser antwortete ihm: „Keinen wahrern und bessern Rath konnte er dir geben. Du weißt, daß du niemand liebst, und die Ehrenbezeigungen und Dienste, welche du spendest, erweisest du nicht aus Liebe für andere, sondern aus Prunksucht. Liebe daher, wie Salomo dir gesagt hat, und du wirst wieder geliebt werden."

So also wurde die widerspenstige Frau gebessert, und der junge Mann wurde geliebt, sobald er selbst liebte.

Zehnte Geschichte.

Don Gianni nimmt auf Bitten seines Gevatters eine Beschwörung vor, um dessen Frau in eine Stute zu verwandeln; doch als er im Begriff steht, ihr den Schwanz anzuheften, verdirbt Pietro den ganzen Zauber dadurch, daß er ruft, er wolle keinen Schwanz daran.

Die Geschichte, welche die Königin erzählt, hatte den Damen etwas zu murren und den jungen Männern zu lachen gegeben; als sie jedoch damit aufhörten, begann Dioneus folgendermaßen zu reden:

Anmuthige Damen, ein schwarzer Rabe unter vielen weißen Tauben ist deren Schönheit zuträglicher, als ein weißer Schwan wäre, und ebenso pflegt unter vielen Verständigen bisweilen ein minder Verständiger ihrer reifen Einsicht nicht nur Glanz und Schönheit, sondern auch Vergnügen und Lust zu mehren. Deshalb und weil ihr alle gar verständig und besonnen seid, muß ich, der ich etwas von einem Thoren an mir habe, indem ich eure Vollkommenheit durch meinen Mangel nur glänzender mache, euch darum um vieles werther sein, als wenn ich jene durch mein Verdienst verdunkelte. Ebendeshalb aber müßt ihr mir auch ein weiteres Feld einräumen, um mich so zeigen zu können, wie ich bin, und müßt geduldiger mitanhören, was ich euch zu erzählen im Begriff stehe, als ihr es thun würdet, wenn ich verständiger wäre. Ich will euch also eine Geschichte zum besten geben, die nicht allzu lang ist und aus der ihr lernen könnt, wie genau man alles zu beobachten hat, was diejenigen anordnen, die durch die Kraft der Zauberei etwas ins Werk richten wollen, und wie der geringste Verstoß dawider alles verdirbt, was der Beschwörende verrichtet hat.

Es lebte also vor wenig Jahren ein Priester zu Barletta, welcher Gianni di Barolo hieß, und der, weil er

nur eine ärmliche Pfarre hatte, zu seinem Lebensunterhalt anfing, mit einer Stute, die er besaß, Waaren umher zu führen und, hier und dort auf den Märkten von Apulien umherziehend, zu kaufen und wieder zu verkaufen. Auf diesen Wanderungen schloß er genaue Bekanntschaft mit einem Manne, der Pietro da Tresanti hieß und mit einem Esel dasselbe Gewerbe trieb; zum Zeichen seiner Liebe und Freundschaft aber nannte er ihn nach apulischer Art nicht anders als Gevatter Pietro. So oft dieser nun nach Barletta kam, nahm er ihn immer mit in sein Pfarrhaus, behielt ihn bei sich zur Herberge und erwies ihm so viel Ehre, als er nur konnte. Andererseits nahm auch Gevatter Pietro, der gar arm war und ein kleines Häuschen in Tresanti besaß, das kaum groß genug für ihn, seine junge, schöne Frau und seinen Esel war, den Don Gianni, so oft dieser nach Tresanti kam, mit in sein Haus und bewirthete ihn, wie er konnte, aus Erkenntlichkeit für die Ehre, welche dieser ihm in Barletta erwies. Freilich, das Nachtlager anlangend, konnte Gevatter Pietro, da er nichts als ein kleines Bett hatte, in dem er selbst mit seiner hübschen Frau schlief, ihn nicht so aufnehmen, wie er wol wünschte, sondern Don Gianni mußte, nachdem seine Stute zur Seite des Esels in einem kleinen Stalle untergebracht war, sich damit begnügen, neben dieser sich auf ein wenig Stroh niederzulegen.

Die Frau, welche die Aufnahme kannte, die der Priester ihrem Manne in Barletta erwies, war mehrere mal, wenn der Priester kam, willens gewesen, zu einer ihrer Nachbarinnen, welche Zita Carapresa di Giudice Leo hieß, zum Schlafen zu gehen, damit der Geistliche mit ihrem Manne im Bette liegen könne, und hatte es dem Don Gianni öfter gesagt; allein er hatte nie gewollt und einmal unter andern erwiderte er ihr auf dies Erbieten: „Gevatterin Gemmata, mach' dir um mich keine Sorge, ich bin gut aufgehoben; denn so oft es mir gefällt, verwandele ich meine Stute in ein hübsches Mädchen und

schlafe bei der, und dann mache ich sie, wenn ich will, wieder zur Stute; darum will ich mich denn auch nicht von ihr trennen."

Die junge Frau wunderte sich zwar, doch glaubte sie es und erzählte es ihrem Mann wieder, indem sie hinzufügte: „Wenn er so sehr dein Freund ist, wie du sagst, warum läßt du dir diesen Zauberspruch nicht von ihm lehren, daß du auch mich in eine Stute verwandeln könntest, um deine Geschäfte mit Esel und Stute zu betreiben, und wir gewännen dann doppelt so viel? Wären wir dann zu Hause, so könntest du mich ja immer wieder zur Frau machen, wie ich bin."

Gevatter Pietro, der etwas zum Tropfe hinneigte, glaubte die Geschichte, stimmte dem Vorschlage bei und begann nun, so gut er nur konnte, den Don Gianni zu bitten, daß er ihm die Sache lehren möchte. Don Gianni gab sich alle Mühe, ihn von dieser Thorheit abzubringen; allein da er dies nicht vermochte, so sagte er endlich: „Sieh, weil ihr es denn durchaus verlangt, so wollen wir morgen, wie wir gewohnt sind, vor Tag aufstehen, und ich will euch dann zeigen, wie man es macht. Wahr ist es aber, daß das Schwerste bei der Sache ist, wie du sehen wirst, den Schwanz anzusetzen."

Gevatter Pietro und Gevatterin Gemmata hatten die Nacht kaum geschlafen, mit solcher Ungeduld erwarteten sie das Ereigniß. Lange vor Tage standen sie auf und weckten den Don Gianni, der nun im bloßen Hemde sich ebenfalls erhob, in die Kammer des Gevatter Pietro trat und sagte: „Ich weiß keinen Menschen auf der Welt, dem ich dies thäte, als euch allein; doch weil ihr es denn durchaus wollt, so will ich es thun. Allein ihr müßt genau befolgen, was ich euch sagen werde, wollt ihr anders, daß es gelinge." Jene versicherten ihm, daß sie thun wollten, was er sagen würde.

Nun ergriff Don Gianni ein Licht, gab es dem Gevatter Pietro in die Hand und sagte zu ihm: „Gib wohl

Acht, was ich thue, behalte genau, was ich sagen werde, und hüte dich, wenn du nicht alles wieder verderben willst, was du auch hören oder sehen mögest, ein einziges Wort zu sprechen, und dann bitte Gott, daß wir den Schwanz gut ansetzen.“ Gevatter Pietro nahm das Licht und sagte, er wolle alles wohl verrichten.

Hierauf ließ Don Gianni die Gevatterin Gemmata sich nackt, wie sie zur Welt gekommen war, ausziehen und sich auf Händen und Füßen, wie die Stuten stehen, auf die Erde hinstellen, wobei er ihr gleichermaßen anbefahl, was ihr auch geschehen möchte, kein Wort zu reden. Dann fing er damit an, daß er ihr mit den Händen Gesicht und Kopf berührte und dabei sagte: „Dies sei ein schöner Stutenkopf!“ und ebenso berührte er ihre Haare und sprach: „Und dies sei eine schöne Stutenmähne!“ und ihre Arme betastend: „Dies seien nun schöne Beine und Füße einer Stute!“ Als er dann ihre Brust befühlte und sie fest und rund fand, erwachte jemand und richtete sich auf, der nicht gerufen war; Don Gianni aber sagte: „Und dies sei eine schmucke Stutenbrust!“ und ebenso machte er es mit dem Nacken, dem Bauch und dem Rücken, mit Hüften und Beinen. Zuletzt, als ihm nichts mehr zu machen übrig blieb als der Schwanz, hob er das Hemd auf, nahm den Pflanzstock, mit dem er Menschen pflanzte, und steckte diesen schnell in die dazu bestimmte Furche, indem er sprach: „Und dies sei ein schöner Stutenschweif!“

Gevatter Pietro, der bisjetzt alles sorgfältig beobachtet hatte, rief, als er dies Letzte sah und ihm davon nichts Gutes dünkte: „Don Gianni! ich verlange keinen Schwanz, ich verlange keinen Schwanz daran!“ Doch der Wurzelsaft, der alle Pflanzen keimen macht, war schon gekommen, als Don Gianni zurückzog und rief: „O weh, Gevatter Pietro, was hast du gethan? Habe ich dir nicht gesagt, daß du kein Wort reden solltest, was du auch sehen möchtest? Die Stute war fast fertig, aber mit dei-

nem Gerede hast du alles verdorben und nun ist es nicht mehr möglich, sie heute wieder fertig zu bringen." — „Schon gut," sagte Gevatter Pietro; „aber ich wollte nun einmal keinen solchen Schwanz daran. Warum sagtet Ihr auch nicht zu mir: den mache du! Und überdies setztet Ihr ihn zu tief an." Don Gianni antwortete: „Weil du ihn das erste mal nicht so anzusetzen verstanden hättest, wie ich."

Als die junge Frau diesen Streit hörte, stand sie auf und sagte in allem Ernste zu ihrem Manne: „Tropf, der du bist; warum hast du deinen und meinen Vortheil so verscherzt? Hast du je eine Stute ohne Schwanz gesehen? Gott helfe mir, du bist arm; aber recht wäre es, wenn du noch weit ärmer wärest."

Da es nun infolge der Worte, welche Gevatter Pietro dazwischen gesprochen, kein Mittel mehr gab, aus seiner Frau eine Stute zu machen, so kleidete sie sich klagend und mislaunig wieder an, und Gevatter Pietro setzte, wie er gewohnt war, mit seinem Esel sein altes Gewerbe fort, ging mit Don Gianni zusammen auf die Messe von Bitonto und forderte nie wieder von ihm diesen Dienst.

Wieviel über diese Geschichte, welche die Damen besser verstanden, als Dioneus gewünscht hatte, gelacht wurde, das kann die oder der sich wohl denken, welcher noch darüber lachen wird. Doch da die Erzählungen nun geendet waren, die Sonne schon anfing, matter zu werden, und die Königin erkannte, daß das Ende ihrer Herrschaft gekommen sei, stand sie auf, nahm sich die Krone ab und setzte diese dem Pamphilus auf, der allein noch mit dieser Ehre zu erfreuen blieb, und sprach dann lächelnd: „Mein Gebieter, eine große Last wartet deiner, indem du, als der letzte, meine Mängel und die der übrigen, welche den Sitz behauptet haben, den du jetzt einnimmst, wieder gut zu machen hast. Gott stärke dich dazu in Gnaden, wie

er mir die Gunst erwiesen hat, dich zu unserm König erheben zu dürfen."

Pamphilus, der diese Ehre fröhlich annahm, sagte dagegen: „Eure Eigenschaften und die meiner übrigen Unterthanen werden es bewirken, daß, sowie es die andern gethan haben, auch ich Lob einernten werde." Dann besprach er nach dem Herkommen seiner Vorgänger mit dem Seneschall, was angemessen schien, und wandte sich nun wieder zu den harrenden Damen, indem er sagte:

„Liebevolle Mädchen, die Nachsicht Emiliens, die heute unsere Königin war, gab euch, um euern Kräften etwas Erholung zu gewähren, die Erlaubniß zu reden, wovon es euch gefiele; da ihr nun also wieder ausgeruht sein werdet, halte ich es für gut, zu unserm gewohnten Gesetz zurückzukehren, und will darum, daß morgen jede von euch auf eine Erzählung über Folgendes denke: nämlich

von Menschen, die in Liebesangelegenheiten oder in andern Dingen Großmuth oder Edelsinn bewährt haben.

Dies zu sagen und zu thun, wird unzweifelhaft eure Seelen, die ohnehin schon zum Guten geneigt sind, zu hochherzigen Thaten entflammen, damit unser Leben, das in unserm sterblichen und zerbrechlichen Körper nicht anders als kurz sein kann, sich durch ehrenden Ruhm verewige; was ein jeder, der nicht in der Weise wie die Thiere thun, blos dem Bauche dient, nicht allein begehren, sondern auch mit allem Eifer suchen und erstreben muß."

Dies Thema gefiel der frohen Gesellschaft und sie erhoben sich nun mit Erlaubniß des neuen Königs von ihren Sitzen, überließen sich bis zur Tafelstunde jeder derjenigen von den gewohnten Zerstreuungen, zu welcher er von seinem Verlangen am meisten hingezogen wurde. Zur Mahlzeit fröhlich vereint und sorgfältig und in guter Ordnung bewirthet, erhoben sie sich nach deren Ende zu den gewohnten Tänzen, und nachdem man vielleicht tausend

verschiedene Liedchen, die mehr den Worten nach ergötzlich, als von meisterhafter Sangesweise waren, gesungen hatte, befahl der König Neiphilen, daß sie in ihrem eigenen Namen ein Lied anstimmen sollte. Diese begann daher mit klarer und heiterer Stimme sogleich anmuthig und ohne Aufschub folgendermaßen:

Jung bin ich, und in diesen Frühlingsstunden
Ergötz' ich singend mich und mit Behagen,
Weil ich die Lieb' in tiefer Brust empfunden.

Wandl' ich durch diese Frühlingspracht der Auen,
Der tausend Blüten bunten Farbenglanz,
Der Lilie Schnee, die Ros' im Dornenkranz,
So glaub' ich überall nur ihn zu schauen,
Den ich erkor in liebendem Vertrauen.
Sein eigen, weiß ich nichts und will nichts fragen,
Als was den einen freut, dem ich verbunden.

Thut dann, vor andern, wol der Blumen eine
Willkommne Aehnlichkeit mit ihm mir kund,
So drück' ich liebend sie an Herz und Mund,
Und sag' ihr, was in dem geheimsten Schreine
Des Herzens ich empfinde, denke, meine.
Im Strauß mit andern will ich dann sie tragen,
Von meinem blonden, weichen Haar umwunden.

Und wie dem Auge Blumen Lust gewähren,
Gibt mir dies Ebenbild kaum mindres Glück,
Als stünd' er selbst vor meinem trunknen Blick,
Für den der Liebe Flammen mich verzehren.
Doch, wie die Düfte dieses Glück noch mehren,
Das könnt' ich nimmermehr in Worten sagen;
Nur meine Seufzer sollen wahrhaft es bekunden.

Die Seufzer, welche meiner Brust enteilen,
Sind nicht, wie die der andern, bang und schwer,
Sie schweben froh und liebeswarm einher

Und schweben zu dem Liebsten ohne Weilen.
Vernimmt der sie, muß er die Sehnsucht theilen,
Eilt her zu mir und all mein banges Klagen
Hat schnell ein End' in seinem Arm gefunden!

Lebhaft belobten der König und alle Damen das Lied Neiphilens; danach aber befahl der König, da die Nacht schon weit vorgeschritten war, daß bis zum folgenden Tage sich jeder zur Ruhe begeben sollte.

Es schließt des Dekameron neunter Tag und es beginnt

der zehnte,

an welchem unter Pamphilus' Regiment von Menschen gesprochen wird, die in Liebesangelegenheiten oder andern Dingen Großmuth oder Edelsinn bewährt haben.

Noch waren einige Wölkchen in Westen geröthet, während schon die im Osten an ihren Rändern glänzend wie Gold geworden waren, kraft der Sonnenstrahlen, welche sich ihnen nähernd sie trafen, als Pamphilus aufstand und die Damen und seine Genossen rufen ließ. Als alle herbeigekommen waren und er mit ihnen überlegt hatte, wohin sie zu ihrem Ergötzen gehen könnten, trat er langsamen Schrittes, von Philomela und Fiammetta begleitet, den Weg an; die andern folgten ihnen alle, und viel über ihre künftige Lebensweise redend, plaudernd und antwortend, gingen sie lange Zeit lustwandelnd umher. Doch nachdem sie einen ziemlich langen Spaziergang gemacht und als die Sonne schon anfing, heißer zu scheinen, kehrten sie zu dem Schlosse heim, und hier, nachdem man die Becher hatte ausschwenken lassen, trank rings um den klaren Quell her, wer da wollte, ein wenig, und dann vergnügten sie sich unter den freundlichen Schatten des Gartens bis zur Essensstunde. Nachdem sie aber gegessen und geruht hatten, wie

sie gewohnt waren, versammelte man sich da, wo es dem König gefiel, und hier legte dieser Neiphilen die Pflicht, zuerst zu erzählen, auf. Heiter begann diese also:

Erste Geschichte.

Ein Ritter dient dem König von Spanien und glaubt dafür schlecht belohnt zu sein, weshalb der König ihm durch sichere Probe beweist, daß dies nicht seine, sondern seines bösen Geschicks Schuld sei, und ihn hierauf reichlich beschenkt.

Für eine große Gunst, ihr ehrenwerthen Mädchen, muß ich es halten, daß unser König mir befohlen, bei einem so wichtigen Gegenstande, wie das Erzählen großmüthiger Handlungen ist, den Anfang zu machen; denn, wie die Sonne Schmuck und Schönheit des ganzen Himmels ist, so ist die Großmuth der Glanz und das Licht jeder andern Tugend. Ich werde euch daher eine meines Bedünkens ganz gefällige, kleine Geschichte davon mittheilen, die zu erzählen nicht anders als nützlich sein kann.

Ihr müßt also wissen, daß unter den andern tapfern Rittern, welche von langer Zeit her in unserer Stadt gewesen sind, einer und vielleicht der allerehrenwertheste, Herr Ruggieri de' Figiovanni war. Dieser, reich und von großer Seele, sah ein, daß er zufolge der Lebensweise und der Gewohnheiten in Toscana, wenn er hier weilte, wenig oder gar nicht seinen Muth würde zeigen können, und faßte daher den Entschluß, eine Zeit lang bei Alfons, König von Spanien, zu weilen, dessen Thatenruhm zu dieser Zeit den jedes andern Herrn überragte. Achtbar ausgerüstet mit Waffen, Rossen und Gefolge, begab er sich daher zu ihm nach Spanien und wurde von dem König freundlich aufgenommen. Hier verweilte nun Herr Ruggieri und ließ sich bald durch seine glänzende Lebens-

weise und durch seine wunderbaren Waffenthaten für einen würdigen Ritter erkennen.

Nachdem er schon geraume Zeit sich hier aufgehalten hatte und sorgfältig auf das Verhalten des Königs achtete, dünkte es ihm, daß derselbe ziemlich ohne Wahl bald diesem und bald jenem Schlösser, Städte oder Herrschaften schenkte, indem er solche an Menschen gab, die ihrer nicht werth waren. Und weil der König ihm selbst, der sich für das hielt, was er war, nichts schenkte, so erachtete er, daß sein Ruhm darunter leiden könne, entschloß sich, wieder fortzugehen, und bat daher den König um seinen Urlaub. Der König bewilligte ihm diesen, und schenkte ihm eins der besten und schönsten Maulthiere, das vielleicht je geritten wurde, welches bei der langen Reise, die er zu machen hatte, Herrn Ruggieri gar werth war. Als dies geschehen war, trug der König einem verständigen Diener auf, er solle sich auf die Art, die ihm die beste dünke, so einrichten, daß er mit Herrn Ruggieri reise, doch so, daß er nicht vom Könige geschickt scheine, und alles, was jener von ihm sagte, auffammeln, damit er es ihm berichten könne; am nächsten Morgen aber solle er ihm gebieten, zu dem Könige zurückzukehren. Der Diener hatte Acht darauf, und wie Herr Ruggieri die Stadt verließ, schloß er sich ihm vorsichtig an, indem er that, als reise auch er nach Italien.

Herr Ruggieri ritt auf dem Maulthier, das der König ihm geschenkt hatte, und so von einem ins andere redend, sagte er, als es etwa um die dritte Morgenstunde war, „Ich meine, es sei wohlgethan, unsern Thieren Stallung zu geben.“ Als sie nun in den Stall traten, stallten alle andere Thiere, nur Ruggieri's Maulthier nicht. Als sie darauf weiter ritten, wobei der Knappe immer noch aufmerksam auf jedes Wort des Ritters war, gelangten sie an einen Fluß, und wie sie die Thiere hier tränkten, stallte das Maulthier in den Fluß. Als Herr Ruggieri dies sah, rief er: „Strafe dich Gott, du Vieh; du bist gerade wie dein

Herr, der dich mir schenkte." Der Diener fing dies Wort auf, und wiewol er auch noch viele andere, den ganzen Tag, da er mit ihm ritt, sammelte, so hörte er ihn doch kein anderes, als zum höchsten Lobe des Königs sagen.

Als sie daher den folgenden Morgen zu Rosse stiegen, um weiter nach Toscana zu reisen, richtete ihm der Diener den Befehl des Königs aus, vermöge dessen Herr Ruggieri sogleich umkehrte. Der König hatte bereits erfahren, was er von dem Maulthiere gesagt hatte, ließ ihn zu sich rufen, empfing ihn mit freundlichem Gesichte und frug ihn nun, warum er ihn mit seinem Maulthier, oder das Maulthier mit ihm verglichen habe. Herr Ruggieri antwortete mit offener Stirn: „Mein Gebieter, darum verglich ich es mit Euch, weil, wie Ihr schenkt, wo es sich nicht geziemt, und wo es sich geziemen würde, nicht schenkt, ebenso das Maulthier nicht stallte, wo dies am Orte war, sondern da, wo es dies nicht war."

Nun sprach der König: „Herr Ruggieri, daß ich Euch nicht, wie so viele andere, beschenkt habe, welche im Vergleich mit Euch nichts werth sind, ist nicht deshalb geschehen, weil ich Euch nicht für einen gar wackern Ritter, der jedes Geschenks werth wäre, erkannt hätte, sondern Euer schlechtes Glück, das mir nicht gestattet hat, Euch gebührend zu beschenken, hat daran schuld und nicht ich; und daß ich die Wahrheit sage, will ich Euch sogleich handgreiflich beweisen." — „Herr," entgegnete ihm Ruggieri, „ich härme mich nicht darüber, keine Gabe von Euch empfangen zu haben, weil ich dergleichen nicht begehrt habe, um mich dadurch zu bereichern; sondern nur darüber, daß Ihr auf keine Art mir ein Zeugniß meines Verdienstes gegeben habt. Nichtsdestoweniger halte ich Eure Entschuldigung für gut und ehrenhaft, und bin bereit zu sehen, was Euch gefallen wird, wiewol ich Euch auch ohne Zeugniß glaube."

Nun führte ihn der König in einen großen Saal, wo, wie er vorher angeordnet hatte, zwei große verschlossene

Koffer standen, und sagte in Gegenwart vieler zu ihm: „Herr Ruggieri, in einem dieser Koffer sind meine Krone, mein königlicher Scepter und der Reichsapfel und außerdem viel schöne goldene Gürtel, Schlösser, Ringe und alle andern kostbaren Edelsteine, so viel ich ihrer besitze. Der zweite ist mit Erde gefüllt; wählet nun einen davon, und den Ihr nehmt, der sei Euer, und Ihr werdet dann sehen, wer gegen Euer Verdienst ungerecht gewesen ist, ich oder Euer Glück."

Als Herr Ruggieri sah, daß es dem König so gefiel, wählte er einen dieser Koffer; der König befahl, ihn zu öffnen, und man fand nun, daß es der sei, welcher mit Erde gefüllt war. Lächelnd sagte der König nun: „Jetzt, Herr Ruggieri, könnt Ihr sehen, daß es wahr ist, was ich Euch von Euerm Glück sagte. Doch fürwahr, Eure Trefflichkeit verdient es, daß ich mich seiner Macht entgegensetze. Ich weiß, daß Ihr nicht willens seid, ein Spanier zu werden, und darum will ich Euch hier weder Schlösser noch Städte schenken, sondern jenen Koffer, den das Glück euch entzog; dieser soll, ihm zum Trotz, Euer sein, damit Ihr ihn in Euer Vaterland mitnehmen und Eures Verdienstes Euch mit dem Zeugniß meiner Gaben gebührend gegen Eure Landsleute rühmen könnt."

Herr Ruggieri nahm ihn, sagte dem König den Dank, der einem solchen Geschenk entsprach, und kehrte dann fröhlich mit dem Koffer heim nach Toscana.

Zweite Geschichte.

Ghino di Tacco nimmt den Abt von Clugny gefangen, heilt ihn von seinem Magenübel und läßt ihn dann los. Dieser kehrt an den Hof nach Rom zurück, söhnt jenen mit dem Papst Bonifacius wieder aus und macht ihn zum Hospitaliterritter.

Schon war die Großmuth des Königs Alfons gegen den florentinischen Ritter gerühmt worden, als der König, dem die Geschichte sehr gefallen hatte, Elisen fortzufahren befahl. Diese begann sogleich:

Zarte Mädchen, daß ein König großmüthig gewesen sei und seine Großmuth gegen den, der ihm gedient hatte, gezeigt habe, kann kein großes und preiswürdiges Werk genannt werden. Was sollen wir aber sagen, wenn erzählt werden wird, wie ein Priester wunderbare Großmuth gegen einen Mann geübt hat, bei dem er, wenn er ihn angefeindet hätte, deshalb von niemand getadelt worden wäre? Nichts anders fürwahr, als daß die Handlung des Königs tugendhaft, die des Priesters aber bewunderungswürdig war, um so mehr, als alle diese Pfaffen viel geiziger als die Weiber, und aller Freigebigkeit geschworene Todfeinde sind. Und wenngleich jeder Mensch von Natur nach Rache für empfangene Beleidigung verlangt, so lassen sich doch die Priester, wie man sieht, obwol sie beständig Langmuth predigen und die Vergebung der Beleidigungen höchlich anpreisen, von noch glühenderer Rachsucht hinreißen, als andere Menschen. Dies aber, nämlich wie großmüthig ein Priester sich bewies, werdet ihr offenkundig in folgender Geschichte erfahren.

Ghino di Tacco, ein Mann, den seine Grausamkeit und seine Raubsucht berüchtigt genug gemacht haben, war aus Siena vertrieben und wiegelte nun, als Feind der Grafen von Santa-Fiore, Radicofani gegen die römische

Kirche auf, setzte sich hier fest und ließ von seinem Raubgesindel jeden, der durch die umliegende Gegend reiste, auffangen und berauben.

Zu der Zeit war Bonifacius VIII. Papst in Rom, und an dessen Hof begab sich der Abt von Clugny, den man für einen der reichsten Prälaten von der Welt hielt. Dort verdarb sich dieser Herr den Magen so, daß ihm von den Aerzten gerathen wurde, die Bäder von Siena zu besuchen, wo er ohne Fehl genesen würde. Dies erlaubte ihm der Papst, und ohne sich viel um den Ruf des Ghino zu bekümmern, machte er sich nun mit großem Pomp im Aufzuge, mit Saumrossen, Pferden und Dienerschaft auf den Weg. Ghino di Tacco hörte von seiner Ankunft, spannte seine Netze aus und schloß, ohne ein einziges Troßbüblein entwischen zu lassen, den Abt mit seiner ganzen Begleitung und ihren Sachen an einer engen Stelle des Weges ein.

Als er dies gethan, schickte er einen der Seinigen, und zwar den verschmitztesten, wohlbegleitet zu dem Abt, dem er von seinetwegen gar freundlich sagen ließ, daß es ihm gefallen möge, bei ihm, dem Ghino, im Schlosse abzusteigen. Als der Abt dies vernahm, antwortete er höchst zornig, daß er dies nicht wolle, weil er mit Ghino nichts zu schaffen habe, sondern daß er weiter reisen würde und den sehen wolle, der ihm dies verwehren würde. Hierauf entgegnete ihm der Abgesandte mit demüthigem Tone: „Herr, Ihr seid an einen Ort gerathen, wo man, Gottes Allmacht ausgenommen, nichts auf der Welt mehr für uns fürchtet und wo die Excommunicationen und die Interdicte alle längst excommunicirt sind, und darum gefalle es Euch, zu Euerm eigenen Besten hierin des Ghino Wunsch zu genehmigen.“

Während dieses Gesprächs war bereits der ganze Ort von Raubgesindel umringt, weshalb sich denn der Abt mit den Seinigen gefangen sah und, wiewol heftig erzürnt, nun mit dem Abgesandten, seiner ganzen Gesellschaft und

allem Reisegeräth den Weg nach dem Schlosse einschlug. Hier abgestiegen, wurde er, wie Ghino befohlen hatte, ganz allein in ein kleines Gemach des Schlosses, welches ziemlich dunkel und unbequem war, gebracht, während jeder andere nach seinem Range in dem Schlosse ganz gemächlich eingerichtet und die Rosse und das Geräth in Sicherheit gebracht wurden, ohne daß irgendetwas berührt worden wäre.

Hierauf begab sich Ghino zum Abt und sprach: „Herr, Ghino, dessen Gast Ihr seid, läßt Euch bitten, daß es Euch gefalle, ihm zu sagen, wohin Ihr Euch begabet, und aus welcher Ursache." Der Abt, der als ein verständiger Mann den Hochmuth schon abgelegt hatte, eröffnete ihm, wohin er ginge und zu welchem Zweck. Als Ghino dies vernommen, schied er und beschloß bei sich, den Abt ohne Bad zu heilen, und während er in der Kammer beständig ein großes Feuer unterhalten und dies wohl bewachen ließ, kehrte er bis zum folgenden Morgen nicht wieder zu ihm zurück. Dann aber brachte er ihm auf einem blendend weißen Tuche zwei Schnitten gerösteten Brots und einen großen Becher blanken Weins von Coriglia, welcher dem Abt selbst gehörte, und sprach zu diesem: „Herr, als Ghino jünger war, studirte er Medicin, und er behauptet, gelernt zu haben, daß gegen das Magenübel keine andere Arznei so gut sei, als die, welche er Euch bereiten wird, und zu der die Dinge, die ich Euch hier bringe, der Anfang sind, und darum nehmet und stärket Euch." Der Abt, welcher mehr Hunger als Lust zum Wortgefecht hatte, that dies, wiewol mit Unwillen, aß das Brot und trank den Wein, dann sprach er vielerlei stolze Dinge, frug nach vielem, gab mancherlei Rathschläge und verlangte insonderheit, den Ghino zu sehen. Ghino, der alles dies hörte, ließ einen Theil davon als gehaltlos unerwähnt, antwortete höflich auf anderes und versicherte, daß Ghino, sobald er nur könne, ihn besuchen werde; nach diesen Worten jedoch schied er von

ihm. Und nicht eher als des folgenden Tages kehrte er mit ebenso viel geröstetem Brot und ebenso viel Wein zurück. So hielt er ihn nun mehrere Tage, bis er endlich bemerkte, daß der Abt einige trockene Bohnen, welche er absichtlich und heimlich mitgebracht und zurückgelassen, aufgezehrt habe; worauf er ihn dann von seiten des Ghino frug, wie es ihm dünke, daß es mit seinem Magen gehe. Hierauf entgegnete der Abt: „Ich würde mich völlig wohl befinden, wenn ich nur aus seinen Händen wäre; nächst diesem aber habe ich keinen so lebhaften Wunsch, als nur zu essen, so gut haben seine Mittel mich hergestellt."

Ghino, der unterdessen mit des Abts eigenen Geräthen und von dessen eigener Dienerschaft ein schönes Gemach hatte einrichten und ein großes Festmahl bereiten lassen, zu dem, außer vielen Männern aus dem Schlosse, auch die ganze Dienerschaft des Abts geladen war, ging den folgenden Morgen zu ihm und sagte: „Herr, da Ihr Euch nun wieder wohl fühlt, so ist es auch Zeit, das Krankenzimmer zu verlassen." Dann nahm er ihn bei der Hand, führte ihn in das bereitete Gemach und ließ ihn hier unter seinen Angehörigen, um inzwischen dahin zu sehen, daß das Gastmahl recht glänzend würde.

Der Abt erfreute sich eine Weile mit den Seinigen und erzählte ihnen, wie seine bisherige Lebensweise beschaffen gewesen sei, wogegen sie ihm versicherten, daß sie auf das herrlichste von Ghino bewirthet worden seien. Als jedoch die Essensstunde erschien, wurden der Abt und alle übrigen der Ordnung nach mit herrlichen Speisen und trefflichen Weinen bedient, ohne daß sich Ghino immer noch dem Abt zu erkennen gab.

Nachdem dieser indeß noch mehrere Tage auf diese Art hier verweilt hatte, trat Ghino, der zuvor in einem Saale des Abts sämmtliche Sachen hatte zusammenbringen und in dem Hofe, der unter demselben lag, seine sämmtlichen Rosse bis zu dem elendesten Klepper hatte aufstellen

lassen, zu dem Abt und frug ihn, wie er sich befinde und ob er sich für stark genug halte zum Reiten. Der Abt erwiderte ihm, daß er stark genug sei und sich am Magen ganz hergestellt fühle, sodaß er sich völlig wohl befinden würde, wenn er nur aus Ghino's Händen wäre. Jetzt führte Ghino den Abt in den Saal, wo seine Geräthe und seine ganze Dienerschaft versammelt waren, und indem er ihn an ein Fenster treten ließ, von wo er alle seine Rosse übersehen konnte, sprach er: „Mein Herr Abt, Ihr müßt wissen, daß Ghino di Tacco, der ich selbst bin, nur dadurch, daß er als ein Edelmann aus seiner Heimat verbannt und arm ist und dabei zahlreiche und mächtige Feinde hat, nicht aber durch innere Bösartigkeit dahin gebracht ist, um sein Leben und seinen Adel vertheidigen zu können, ein Straßenräuber und Feind des römischen Hofes zu werden. Doch weil Ihr mir ein ehrenwerther Herr scheint, denke ich, nachdem ich Euch, wie es geschehen ist, von Euerm Magenübel geheilt habe, Euch nicht zu behandeln, wie ich einen andern behandeln würde, von dem ich, wenn er in meine Hände gefallen wäre, wie Ihr es seid, mir den Theil seiner Sachen nehmen würde, der mir anstünde. Statt dessen gedenke ich, daß Ihr mein Bedürfniß berücksichtigen, mir den Theil Eurer Sachen zubilligen möget, den Ihr selber wollt. Sie alle, ohne Ausnahme, stehen hier vor Euern Augen, und Eure Rosse könnt Ihr von diesem Fenster im Hofe übersehen, und nun nehmet, einen Theil oder das Ganze, wie es Euch gefällt, und von Stunde an sei das Gehen oder das Bleiben in Eure Willkür gestellt."

Nicht wenig verwunderte sich der Abt, von einem Straßenräuber so hochherzige Worte zu hören, und diese gefielen ihm so sehr, daß Zorn und Unwille nicht nur augenblicklich verschwanden, sondern in Wohlwollen sich verwandelten, und daß er, von Herzen Ghino's Freund geworden, ihn zu umarmen eilte und ausrief: „Bei Gott schwöre ich, daß ich, um die Freundschaft eines Mannes,

wie ich nun glaube, daß du bist, zu gewinnen, gern ein viel größeres Unrecht ertrüge, als das ist, welches du mir, wie ich bis jetzt glaubte, angethan hast. Verwünscht sei das Schicksal, das dich zu einem so verdammenswerthen Gewerbe zwingt." — Hierauf ließ er von seinen vielen Sachen nur die wenigsten und nothwendigsten auswählen, und von seinen Rossen ebenfalls, überwies ihm die übrigen alle und kehrte nach Rom zurück.

Der Papst hatte die Gefangenschaft des Abts bereits erfahren, und wiewol sie ihn sehr geschmerzt hatte, so frug er ihn doch, als er ihn sah, wie ihm die Bäder genützt hätten. Lächelnd entgegnete der Abt hierauf: „Heiliger Vater, ich fand näher, als jene Bäder, einen trefflichen Arzt, der mich auf das vollständigste hergestellt hat." — Und nun erzählte er ihm die Weise, worüber der Papst lachte. Der Abt aber setzte das Gespräch fort, und erbat sich, dem Adel seiner Gesinnung zufolge, vom Papste eine Gnade. Dieser glaubte, daß er etwas anderes erbitten würde, und erbot sich bereitwillig, zu thun, was er verlangen würde. Nun sprach der Abt: „Heiliger Vater, was ich von Euch zu bitten gedenke, ist, daß Ihr dem Ghino di Tacco, meinem Arzt, Eure Gnade wieder verleihet; denn unter den tapfern und achtbaren Männern, die ich kennen gelernt habe, ist er gewiß einer der ausgezeichnetsten, und das Uebel, das er thut, erachte ich mehr für die Schuld des Geschicks, als für die seine. Aendert Ihr dieses aber dadurch, daß Ihr ihm verleihet, wovon er seinem Range gemäß leben kann, so zweifle ich keineswegs, daß Ihr in kurzem ebenso über ihn denken werdet, wie ich."

Als der Papst dies vernahm, sagte er als ein Mann, der selbst von großer Seele war und edelgesinnte Männer hochhielt, er wolle es gern thun, wenn Ghino dessen so würdig sei, wie der Abt es sage; dieser möge ihn also unter sicherm Geleite nach Rom kommen lassen. Vertrauensvoll erschien Ghino nun auf den Wunsch des Abts am Hofe, und nicht lange war er in der Nähe des Papstes,

als dieser ihn für einen wackern Ritter erkannte, sich mit ihm aussöhnte und ihm eines der Großpriorate des Hospitals, zu dessen Ritter er ihn erhoben hatte, verlieh. Und diese Würde behielt er, als ein Freund und Diener der heiligen Kirche und des Abts von Clugny, so lange er lebte.

Dritte Geschichte.

Mithridanes, neidisch auf die Freigebigkeit des Nathan, bricht auf, um ihn zu tödten, und begegnet ihm, ohne ihn zu kennen; von ihm selbst über die Mittel unterrichtet, findet er ihn, wie ihm gesagt war, in einem Haine. Hier erkennt er ihn tief beschämt und wird sein Freund.

Eine solche Geschichte schien allen fürwahr, als hätten sie ein Wunder gehört, daß nämlich ein Priester einmal großmüthig gehandelt haben sollte; doch als das Gespräch der Damen hierüber ein Ende nahm, befahl der König dem Philostratus, fortzufahren, und dieser begann sogleich:

Edle Damen, groß war unstreitig der Edelmuth des Königs von Spanien und beinahe unerhört der des Abts von Clugny; doch vielleicht wird es euch nicht minder wunderbar erscheinen, zu hören, daß jemand, um gegen einen andern, der sein Blut, oder vielmehr sein Leben begehrte, Freigebigkeit zu üben, sinnreich bemüht war, ihm beides zu geben, und es gethan haben würde, wenn der andere es zugelassen hätte, wie ich euch in meiner kleinen Erzählung zu zeigen gedenke.

Unzweifelhaft ist es, wenn wir anders den Berichten einiger Genuesen und anderer Leute trauen können, welche in jenen Gegenden waren, daß in dem Catai einst ein

Mann von edelm Stamme und so reich, daß niemand mit ihm sich vergleichen konnte, lebte und Nathan hieß. Dieser besaß ein Landgut nahe an einer Heerstraße, auf der fast nothwendig jeder vorüberziehen mußte, der aus dem Westen nach dem Osten oder aus Osten nach Westen reisen wollte, und da er von großer und freigebiger Gemüthsart war und danach verlangte, durch seine Handlungsweise bekannt zu werden, so ließ er hier in kurzer Zeit von vielen Meistern, die er im Dienst hatte, einen der schönsten, größten und reichsten Paläste, welche jemals gesehen waren, herrichten und diesen mit allen den Dingen, welche zur Aufnahme und Bewirthung edler Männer geziemend waren, auf das beste ausstatten. Im Besitz einer großen und schönen Dienerschaft, ließ er einen jeden, der hin- und wiederwanderte, hier auf das gefälligste mit freundlichem Willkommen empfangen und bewirthen. Und so lange beharrte er in diesem löblichen Gebrauche, daß nicht der Osten blos, sondern auch fast der ganze Westen ihn dem Rufe nach kannte.

Als er nun mit Jahren schon beladen, doch immer noch seiner gastlichen Freigebigkeit nicht überdrüssig war, begab es sich, daß sein Ruf auch zu den Ohren eines jungen Mannes, namens Mithridanes, aus einem Lande nicht fern von dem seinigen, gelangte. Dieser, der sich bewußt war, nicht weniger reich als Nathan zu sein, und der auf dessen Ruf wie auf dessen Tugend neidisch geworden war, beschloß bei sich, durch noch größere Freigebigkeit die des Nathan zu vernichten oder zu verdunkeln. Nachdem er einen Palast, dem des Nathan ähnlich, hatte erbauen lassen, fing er an, die ungemessensten Gefälligkeiten, welche man je erwiesen hatte, jedem, der dort vorüberging oder kam, zu erweisen, und ohne Zweifel wurde auch er in kurzer Zeit berühmt genug.

Nun geschah es aber eines Tags, daß, während der Jüngling ganz allein in dem Hofe seines Schlosses weilte, ein armes Weib, die durch eine der Thüren desselben ein-

getreten war, ihn um ein Almosen bat und dies erhielt, dann, durch eine zweite Thür zu ihm zurückgekehrt, dies noch einmal empfing, und so fort bis zum zwölften mal. Als sie jedoch zum dreizehnten mal wiederkehrte, sagte Mithridanes zu ihr: „Gute Frau, du bist gar eifrig in diesem deinem Bitten.“ — Nichtsdestoweniger gab er ihr ein Almosen.

Als die Alte diese Worte hörte, rief sie: „O Freigebigkeit des Nathan, wie bist du bewundernswürdig! Denn durch zweiunddreißig Thore, die sein Palast hat, gleich diesem, trat ich ein und bat ihn um Almosen, und nie wurde ich von ihm, sodaß er es hätte merken lassen, erkannt, und immer erhielt ich die Gabe; und hier, wo ich nur zum dreizehnten mal erscheine, werde ich erkannt und verspottet.“ — Und so sprechend, schied sie, ohne wieder zurückzukehren.

Als Mithridanes diese Worte der Alten vernahm, erachtete er, was er von dem Ruhme des Nathan hörte, für eine Beeinträchtigung des seinigen und ward von wüthendem Zorn ergriffen, sodaß er ausrief: „Ich Unglücklicher, wann werde ich die Freigebigkeit des Nathan in großen Dingen erreichen, geschweige denn sie übertreffen, wie ich mich bestrebe, wenn ich selbst in den kleinsten ihr nicht nahe zu kommen im Stande bin? Fürwahr, ich bemühe mich umsonst, wenn ich ihn nicht aus der Welt schaffe, und das will ich, da das Alter ihn nicht wegräumt, ohne Aufschub mit meinen eigenen Händen verrichten.“

Mit diesem Ungestüm sprang er auf, und ohne seinen Entschluß jemand mitzutheilen, stieg er mit geringer Begleitung zu Pferde und gelangte am dritten Tage dahin, wo Nathan wohnte. Nachdem er hier seinen Begleitern befohlen, daß sie thun sollten, als gehörten sie nicht zu ihm und kennten ihn gar nicht, und bis auf weitere Nachricht für ihr Unterkommen Sorge tragen möchten, langte er gegen Abend dort an, und wie er nun allein war, traf er, nicht weit von dem schönen Palast, auf Nathan,

welcher ganz allein und ohne alle Pracht im Anzuge dort lustwandelte. Er kannte ihn nicht und frug ihn daher, ob er ihm sagen könne, wo Nathan weile. Freundlich antwortete ihm dieser: „Mein Sohn, niemand ist in dieser Gegend, der dir das besser nachweisen könnte als ich, und darum will ich dich zu ihm führen, sobald es dir gefällt." — Der Jüngling erwiderte, daß ihm dies zwar sehr erwünscht sein würde, daß er aber, wenn es möglich wäre, von Nathan weder gesehen noch erkannt sein möchte. „Auch dies", erwiderte ihm Nathan, „will ich machen, da es dir so gefällt."

Nachdem nun Mithridanes abgestiegen war, begab er sich mit Nathan, der ihn bald genug in angenehme Gespräche verflocht, zu dessen schönem Palaste. Hier ließ Nathan durch einen seiner Diener das Pferd des Jünglings abnehmen, und befahl demselben (indem er ihm leise ins Ohr flüsterte), daß er sogleich alle Hausbewohner anweisen solle, dem Jünglinge nicht zu sagen, er selbst sei Nathan; und so geschah es denn auch. Sobald sie im Palaste waren, wies Nathan den Mithridanes in ein prächtiges Zimmer, in welchem niemand anders ihn sah als die, welche er zu seiner Bedienung abgeordnet hatte, und während er ihn auf das herrlichste bewirthen ließ, leistete er selbst ihm Gesellschaft. Obwol nun Mithridanes ihn bei längerm Umgange wie einen Vater zu verehren anfing, frug er ihn doch, wer er sei. Nathan antwortete ihm: „Ich bin ein geringer Diener des Nathan, von Kindheit an mit ihm aufgewachsen und mit ihm alt geworden, und nie hat er mich zu etwas anderm, als du siehst, erhoben; weshalb denn, obwol jeder sonst ihn lobt, ich ihn eben nicht sehr zu preisen weiß."

Diese Worte gaben dem Mithridanes einige Hoffnung, nun mit besserm Rathe und größerer Sicherheit seinem schnöden Vorsatz Erfolg geben zu können. Höflich frug Nathan auch ihn, wer er sei und welches Geschäft ihn hierherführe, indem er ihm zugleich seinen Rath und seine

Hülfe in allem, was er für ihn zu thun vermöchte, anbot. Mithridanes zögerte etwas mit seiner Antwort; endlich aber beschloß er, sich ihm anzuvertrauen, und als er ihn nach einem langen Umschweife von Worten erst um seine Verschwiegenheit und dann um seinen Rath und seine Hülfe gebeten, entdeckte er ihm vollständig, wer er sei und warum und von welchem Antriebe bewogen er hier angekommen sei.

Als Nathan diese Erzählung und das grausame Vorhaben des Mithridanes hörte, entsetzte er sich zwar innerlich, allein ohne lange zu zögern, antwortete er ihm starken Muthes und mit festem Antlitze: „Mithridanes, dein Vater war ein edler Mann, und du willst nicht von ihm abarten, da du ein so hohes Unternehmen beschlossen hast, wie das ist, gegen jedermann freigebig zu sein; daher lobe ich denn auch den Neid, den du gegen Nathan's Tugend empfindest; denn wäre dieser Neid häufig, so würde die Welt, welche so elend ist, bald besser daran sein. Dein Vorhaben, das du mir entdeckt hast, soll ohne Zweifel verborgen bleiben, doch kann ich dir dazu mehr guten Rath als viel Hülfe leihen, und dieser Rath ist folgender: Du kannst von hier, vielleicht eine halbe Miglie entfernt, ein kleines Gehölz erblicken, nach welchem Nathan fast jeden Morgen ganz allein geht und lange genug dort lustwandelt. Hier wird es dir leicht sein, ihn anzutreffen und ihm nach deinem Wunsche zu thun. Hast du ihn dann getödtet, so nimm, damit du ohne Hinderniß in deine Heimat zurückkehren könnest, nicht etwa den Weg, auf welchem du hierherkamst, sondern verlaß das Gehölz auf dem Pfade, den du zur Linken hinausführen siehst; denn er ist, wiewol ein wenig rauh, doch deiner Heimat näher und für dich sicherer."

Nachdem Mithridanes diese Anweisung empfangen hatte und Nathan von ihm geschieden war, that er seinen Begleitern, welche gleichfalls dort in der Gegend waren, vorsichtig zu wissen, wo sie ihn den folgenden Tag erwar-

ten sollten. Als der neue Tag gekommen war, ging Nathan, dessen Entschluß von dem Rathe, den er dem Mithridanes gegeben, durchaus nicht verschieden war und der diesen seitdem auf keine Weise geändert hatte, ganz allein nach dem Gehölz, um dort zu sterben. Mithridanes erhob sich, ergriff seinen Bogen und sein Schwert, da er keine andere Waffe hatte, stieg zu Pferde und begab sich nach dem Gehölz, in welchem er schon von fern den Nathan ganz allein lustwandeln sah. Entschlossen, ihn, ehe er ihn angriffe, zu sehen und ihn reden zu hören, eilte er auf ihn zu, ergriff ihn bei der Stirnbinde, die er auf dem Kopfe trug, und rief: „Alter, du bist des Todes!" Hierauf entgegnete Nathan nichts weiter, als: „So habe ich es also verdient!"

Wie Mithridanes die Stimme hörte und ihm ins Gesicht blickte, erkannte er ihn sogleich als den wieder, der ihn so wohlwollend aufgenommen, ihm so traulich Gesellschaft geleistet und so treu gerathen hatte. Augenblicklich verschwand nun seine Wuth, und sein Zorn verwandelte sich in Scham. Schnell warf er daher das Schwert, welches er schon zum Todesstreich entblößt hatte, weg, stieg vom Pferde ab, eilte mit Thränen zu Nathan's Füßen und rief: „Jetzt, theuerster Vater, erkenne ich deutlich Eure unerreichbare Freigebigkeit, wenn ich betrachte, mit welchem Eifer Ihr hierhergekommen seid, um mir Euer Leben selbst zu geben, nach dem ich mich, ohne allen Grund, gegen Euch selbst verlangend zeigte. Doch Gott, der um meine Pflicht besorgter war als ich selbst, hat mir in dem Augenblicke, wo es mir am nöthigsten war, die Augen des Verstandes geöffnet, welche ein elender Neid mir geschlossen hatte. Deshalb erkenne ich mich in demselben Maße, wie Ihr bereit gewesen seid, mir zu willfahren, zur Buße meines Irrthums verpflichtet; nehmt daher an mir die Rache, die Ihr meiner Schuld für entsprechend achtet."

Nathan hieß den Mithridanes sich erheben, umarmte

und küßte ihn zärtlich und sprach zu ihm: „Mein Sohn, dein Beginnen, ob du es nun böse oder anders nennen wollest, bedarf weder der Bitte um Vergebung, noch der Bewilligung derselben, da du nicht aus Haß, sondern blos, um für besser gelten zu können, ihm gefolgt bist. Sei also von meinetwegen sicher, und sei gewiß, daß kein anderer lebt, der dich so liebt wie ich, da ich die Größe deiner Seele anschlage, welche nicht, wie der Geiz thut, Geld aufzuhäufen, sondern das Gesammelte freigebig zu verwenden dich antrieb. Und schäme dich nicht, mich tödten gewollt zu haben, um berühmt zu werden; noch glaube, daß ich mich darüber verwundere. Die erhabensten Kaiser und die größten Könige haben fast alle mit keiner andern Kunst, als mit der zu tödten, und zwar nicht nur einen Menschen, wie du wolltest, sondern unzählige, und mit Verbrennen von Städten und Einäschern von Ländern, ihre Reiche und dadurch ihren Ruhm erweitert. Deshalb, wenn du mich allein tödten wolltest, um dadurch berühmter zu werden, so hast du weder etwas Wunderbares noch etwas Neues, sondern etwas sehr Gewöhnliches gethan.“

Mithridanes, der seine schnöde Absicht keineswegs entschuldigte, sondern nur die ehrenwerthe Entschuldigung lobte, die Nathan dafür gefunden hatte, kam im Gespräch mit ihm endlich darauf, zu sagen, wie er sich über die maßen wundere, daß Nathan sich dazu habe entschließen und ihm selbst noch Mittel und Rath dazu habe angeben können. Hierauf entgegnete Nathan: „Mithridanes, du darfst dich über meinen Rath und meinen Vorsatz nicht verwundern, weil, seitdem ich mein eigener Herr war und mich entschlossen hatte, dasselbe zu thun, was auch du zu vollführen unternommen hast, niemals jemand mein Haus betreten hat, den ich nicht aus allen Kräften in dem zu befriedigen gestrebt hätte, was er von mir fordern mochte. Du betratest es, nach meinem Leben verlangend; und da ich selbst dich dies fordern hörte, entschloß ich mich schnell, damit du nicht der einzige wärest, der ohne Befriedigung

seines Verlangens von hier schiede, es dir zu geben. Damit du es nun erhieltest, gab ich dir den Rath, den ich dir für nützlich hielt, um mein Leben zu bekommen und das deinige nicht zu verlieren, und ebendarum wiederhole ich dir und bitte dich auch, daß du es nehmest, wenn es dir gefällt und dich dadurch selbst zufrieden stellst; denn ich weiß nicht, wie ich es besser weggeben könnte. Ich habe es achtzig Jahre lang zu meinem Vergnügen und zu meinen Freuden gebraucht und weiß, daß, dem Lauf der Natur gemäß, wie bei allen übrigen Menschen und überhaupt bei allen Dingen, es nur noch kurze Zeit mir gelassen werden kann; darum halte ich denn für besser, es ebenso wegzuschenken, wie ich immer meine Schätze verschenkt habe, als es so lange behalten zu wollen, bis es mir gegen meinen Willen von der Natur genommen werde. Hundert Jahre zu verschenken, ist eine kleine Gabe; wieviel geringer ist es aber, deren sechs oder acht fortzugeben, die ich etwa noch hier zu weilen hätte? Nimm es daher, wenn es dir gefällt, ich bitte dich; denn solange ich lebe, habe ich noch niemand gefunden, der es begehrt hätte, und weiß auch nicht, wann ich einen solchen finden könnte, wenn du, der danach verlangt, es nicht annehmen willst. Ja, fände ich auch einen solchen, so weiß ich doch, daß, je länger ich es bewahre, desto geringer sein Werth wird, und darum nimm es, ehe es noch werthloser wird, ich bitte dich darum."

Mithridanes, tief beschämt, entgegnete: „Verhüte Gott, daß ich etwas so Köstliches, als Euer Leben ist, geschweige es Euch zu nehmen, indem ich Euch von ihm trennte, auch nur begehrte, wie ich noch vor kurzem that; nein, weit entfernt, die Jahre desselben zu verringern, möchte ich ihm gern von den meinigen noch zusetzen." — Schnell entgegnete Nathan hierauf: „Und wenn du nun kannst, willst du mir deren wirklich zusetzen? Willst du machen, daß ich gegen dich thue, was ich nie gegen irgendwen sonst gethan habe, daß ich nämlich von dem deinen nehme,

der ich niemals fremdes Gut genommen?" — „Ja", erwiderte Mithridanes rasch. — „Nun, so thue denn", sagte Nathan, „was ich dir sagen werde. Jung, wie du bist, wirst du hier in meinem Hause bleiben und Nathan heißen; ich aber will in dein Haus gehen und mich hinfort Mithridanes nennen lassen."

„Wenn ich", antwortete Mithridanes hierauf, „so edel zu handeln verstände, als Ihr versteht und längst verstanden habt, so würde ich ohne lange Ueberlegung annehmen, was Ihr mir anbietet; aber, da es mir nur zu gewiß scheint, daß meine Thaten eine Verminderung des Ruhms Nathan's sein würden, und ich nicht die Absicht habe, einen andern um das zu bringen, was ich selbst nicht erreichen kann, so kann ich es nicht annehmen."

Während diese und andere freundliche Gespräche zwischen Nathan und Mithridanes gewechselt wurden, kehrten sie, wie es dem Nathan gefiel, nach dem Schlosse zurück, wo dieser noch mehrere Tage lang den Mithridanes auf das ehrenvollste bewirthete und ihn nach Wissen und Vermögen in seinem edeln und großen Vorsatz bestärkte. Als jedoch Mithridanes endlich mit seiner Begleitung nach Hause zurückkehren wollte, entließ ihn Nathan, nachdem er ihn gar wohl überzeugt hatte, daß er in der Freigebigkeit ihn niemals würde übertreffen können.

Vierte Geschichte.

Herr Gentile da Carisendi rettet, von Modena kommend, eine Dame, die er liebte und die man als todt beerdigt hatte, aus dem Grabe; ins Leben zurückgerufen, geneset sie von einem Sohne, und Herr Gentile stellt sie und ihr Söhnlein dem Niccoluccio Caccianimico, ihrem Gemahl, wieder zu.

Wunderbar erschien es allen, wie jemand mit seinem eigenen Blute auf diese Art freigebig sein könne, und alle behaupteten, Nathan habe fürwahr die Großmuth des Königs von Spanien und die des Abts von Clugny noch übertroffen. Doch nachdem eins und das andere zur Genüge hierüber gesagt worden, gab der König dadurch, daß er auf Lauretta blickte, zu erkennen, er wünsche, daß sie erzähle; weshalb Lauretta denn sofort begann:

Ihr jungen Mädchen, gar edle und schöne Sachen sind es, die uns bisjetzt erzählt worden, und mir scheint kaum, daß uns, denen noch zu reden obliegt, etwas übrig gelassen sei, worin wir in unsern Erzählungen uns ergehen könnten, so sehr waren sie alle von der Hoheit der edeln Gesinnung erfüllt, die in jenen Geschichten sich aussprachen, — wenn wir uns jetzt nicht zu Gegenständen der Liebe wenden wollen, die für jede Aufgabe so reichlichen Redestoff liefern. Und deshalb gefällt es mir, sowol dieserwegen, als weil unser jugendliches Alter uns vorzugsweise dahin leiten muß, euch von der Großmuth eines Liebenden zu erzählen. Diese aber wird euch, alles wohl betrachtet, vielleicht nicht geringer scheinen als eine von den schon erzählten, wenn es anders wahr ist, daß man Schätze hingibt, Feindschaften vergißt, das eigene Leben und, was viel mehr ist, die Ehre und den guten Ruf tausend Gefahren aussetzt, um nur den geliebten Gegenstand besitzen zu können.

Es lebte also in Bologna, einer sehr ansehnlichen Stadt der Lombardei, ein junger Ritter, gleich ausgezeichnet durch Tugend und Adel des Bluts, welcher Herr Gentile Carisendi genannt ward. Dieser war in eine edle Dame, namens Madonna Catalina, die Gemahlin eines gewissen Niccoluccio Caccianimico, verliebt; weil es aber mit der Liebe der Dame zu ihm übel stand, so ging er fast hoffnungslos, als man ihn zum Podestà nach Modena berief, dahin.

In dieser Zeit nun, während Niccoluccio nicht zu Bologna weilte und seine Frau, die guter Hoffnung war, sich auf eine ihrer Besitzungen, etwa drei Miglien von der Stadt, begeben hatte, geschah es, daß sie plötzlich von einem heftigen Zufall ergriffen wurde, welcher so und von solcher Gewalt war, daß er jedes Zeichen des Lebens in ihr verlöschte, und sie deshalb auch von einem Arzte für todt geachtet wurde; und weil ihre nächsten Verwandtinnen von ihr vernommen zu haben behaupteten, sie sei noch nicht so lange schwanger, daß das Kindlein zur Reife gediehen sein könne, so setzte man sie, wie sie war, in einem Grabgewölbe der nahen Kirche unter vielen Thränen bei.

Alles dies wurde sofort dem Herrn Gentile von einem seiner Freunde gemeldet, und so karg sie auch gegen ihn mit ihrer Gunst gewesen war, so schmerzte ihr Tod ihn doch sehr; endlich sprach er zu sich selbst: „Siehe, nun bist du gestorben, Madonna Catalina; so lange du lebtest, konnte ich nie einen einzigen Blick von dir erlangen; darum will ich dir jetzt, wo du dich nicht mehr vertheidigen kannst, todt wie du bist, fürwahr noch einige Küsse rauben.“

Nach diesen Worten gab er, da es schon Nacht war, den nöthigen Befehl, daß seine Abreise verschwiegen bliebe, stieg dann mit einem seiner Diener zu Roß und gelangte ohne Aufenthalt dahin, wo seine Dame begraben lag; hier ließ er das Grabmal öffnen, stieg vorsichtig hinab, legte sich der Todten zur Seite, näherte sein Gesicht dem der Dame

und küßte es mehremal unter vielen Thränen. Wie wir aber das Begehren der Menschen bei keinem Ziele zufrieden stille stehen, sondern sie, besonders aber die Liebenden, immer nur noch mehr begehren sehen, so sprach auch Gentile, als er schon beschlossen hatte, nicht länger hier zu weilen, zu sich selbst: „Und warum sollte ich, da ich doch hier bin, ihr nicht ein wenig die Brust berühren? Ich soll sie ja nie mehr anrühren und habe sie nie angerührt.“ Besiegt von dieser Begierde, legte er seine Hand auf ihren Busen, und indem er sie eine Zeit lang dort hielt, dünkte es ihm, als fühle er das Herz darin ganz leise schlagen. Nachdem er jede Furcht von sich gescheucht hatte, untersuchte er dies mit größerer Aufmerksamkeit und fand, sie sei gewiß nicht todt, wie schwach und gering auch der Lebenshauch in ihr sein mochte. So hob er sie denn, so leise er nur konnte, mit dem Beistand seines Dieners aus dem Grabmal, nahm sie vor sich auf sein Pferd und brachte sie solcherweise heimlich in sein Haus nach Bologna.

Hier befand sich seine Mutter, eine würdige und verständige Dame, die, nachdem sie von ihrem Sohne alles ausführlich gehört hatte, von Mitgefühl bewegt, still mit starkem Feuer und einem passenden Bade das abirrende Leben zu ihr zurückrief. Als sie wieder zu sich kam, stieß sie erst einen tiefen Seufzer aus und rief dann: „O Gott, wo bin ich?“ — Die treffliche Dame antwortete ihr hierauf: „Fasse Muth, du bist an guter Stelle.“

Als sie nun völlig zu sich gekommen war, blickte sie umher, und da sie nicht erkannte, wo sie war, wohl aber Herrn Gentile vor sich sah, bat sie voller Erstaunen die Mutter desselben, ihr zu sagen, auf welche Weise sie hierhergekommen sei. Nun erzählte Herr Gentile ihr alles der Ordnung nach. Schmerzlich betrübt hierüber, stattete sie ihm doch den besten Dank ab, den sie nur wußte, und beschwor ihn sodann bei der Liebe, die er sonst zu ihr gehegt habe, und bei seiner Ritterlichkeit, daß ihr in seinem Hause von ihm nichts widerführe, was zur Beeinträchtigung

ihrer Ehre oder der ihres Gatten gereichen könnte, und daß er sie, sobald der Tag erschienen sei, in ihr eigenes Haus zurückkehren lassen möchte.

„Madonna", antwortete ihr hierauf Herr Gentile, „was auch in vergangener Zeit mein Wunsch gewesen sein mag, so beabsichtige ich doch, da Gott um der Liebe willen, die ich bis zu diesem Augenblicke für Euch fühlte, mir die Gnade erwiesen hat, Euch mir aus dem Tode zum Leben wiederzugeben, weder jetzt, noch jemals in der Folgezeit, und weder hier noch anderwärts Euch anders zu behandeln, als eine theure Schwester. Doch die Wohlthat, die ich in dieser Nacht Euch erzeigen konnte, verdient einigen Lohn, und darum bitte ich, daß Ihr mir eine Gunst nicht abschlagt, um die ich Euch ersuchen will."

Wohlwollend entgegnete die Dame hierauf, sie sei dazu bereit, wofern sie es vermöchte und wofern diese Gunst eine ehrbare wäre. „Madonna", sagte Herr Gentile, „alle Eure Verwandte und ganz Bologna glauben Euch todt und halten für gewiß, daß Ihr es seid; niemand erwartet Euch darum mehr in Euerm Hause, und darum fordere ich als eine Gunst von Euch, daß es Euch gefalle, hier so lange bei meiner Mutter zu weilen, bis ich von Modena heimkehre, was bald geschehen wird. Die Ursache, warum ich dies von Euch fordere, ist die, weil ich beabsichtige, in Gegenwart der angesehensten Bürger dieser Stadt Euerm Gemahl mit Euch ein werthes und feierliches Geschenk zu machen.

Die Dame, welche sich dem Ritter so verpflichtet sah und diese Bitte für ehrbar erkannte, entschloß sich, wie sehr sie auch verlangte, mit ihrer lebenden Erscheinung ihre Verwandten zu erfreuen, doch zu thun, was Herr Gentile begehrte, und so gab sie ihm denn ihr Wort hierauf. Doch kaum waren die Worte ihrer Entgegnung geendet, als sie fühlte, daß die Zeit ihrer Entbindung herangekommen sei, worauf sie denn, zärtlich von Herrn Gentile's Mutter unterstützt, nicht lange nachher ein schönes Söhnlein

zur Welt brachte. Dies verdoppelte natürlich Herrn Gentile's und ihre eigene Freude; er ordnete nun an, daß alles einer Wöchnerin Nöthige zur Hand sei und daß sie so bedient würde, als wäre sie seine eigene Frau, und begab sich dann heimlich wieder nach Modena.

Als die Zeit seines Amts hier vollendet war und er nach Bologna zurückzukehren hatte, veranstaltete er für den Morgen, wo er dort wieder eintreffen sollte, in seinem Hause ein großes und herrliches Festmahl von vielen und angesehenen Männern aus Bologna, unter denen auch Niccoluccio Caccianimico sich befand. Heimgekehrt und abgestiegen, begab er sich zu diesen, nachdem er zuvor auch die Dame schöner und gesünder als je wiedergefunden und ihren kleinen Sohn wohlauf gesehen, und führte nun mit unaussprechlicher Freude seine Gäste zu Tische, wo er sie mit vielen Speisen herrlich bewirthen ließ.

Als die Tafel schon fast zu Ende war, begann er, nachdem er der Dame vorher mitgetheilt, was er zu thun gedenke und mit ihr verabredet hatte, wie sie sich dabei benehmen solle, also zu reden: „Ihr Herren, ich erinnere mich, einmal gehört zu haben, daß es in Persien einen meines Erachtens löblichen Gebrauch gibt, welcher darin besteht, daß, wenn jemand seinen Freund aufs höchste ehren will, er ihn in sein Haus ladet und ihm hier das zeigt, was ihm das Theuerste ist, sei dies nun Frau oder Geliebte, Tochter oder was sonst immer, wobei er ihn versichert, daß, sowie er ihm dieses zeige, er ihm, wenn er es nur könnte, noch viel lieber sein Herz zeigen möchte. Diesen Gebrauch gedenke ich nun meinerseits in Bologna zu beobachten. Ihr habt durch Eure Gunst mein Mahl geehrt, und ich will Euch auf persische Art wieder ehren, indem ich Euch das Theuerste zeige, was ich auf der Welt habe oder jemals haben kann. Bevor ich dies jedoch thue, bitte ich Euch, mir zu sagen, was Ihr über einen Zweifel denkt, den ich Euch vortragen will. Es ist jemand, der in seinem Hause einen guten und gar treuen Diener

besitzt, welcher schwer erkrankt: jener Mann nun, ohne das Ende des treuen Dieners abzuwarten, läßt ihn mitten auf die Straße hinaustragen und bekümmert sich weiter nicht um ihn; ein Fremder kommt dazu und, von Mitleid für den Kranken ergriffen, nimmt er ihn mit sich nach Hause und durch große Sorgfalt und mit Kosten verhilft er ihm wieder zu seiner vorigen Gesundheit. Nun möchte ich von euch wissen, ob sein Herr sich wol nach guter Billigkeit über den Zweiten beklagen oder beschweren könnte, wenn dieser den Diener bei sich behielte und seine Dienste benutzte und ihn auf Zurückforderung nicht wieder herausgeben wollte."

Die edeln Männer sprachen mancherlei hierüber unter sich, und indem sie alle in derselben Meinung übereinstimmten, trugen sie dem Niccoluccio Caccianimico, welcher ein guter und kunstfertiger Redner war, die Antwort auf. Dieser erklärte, nachdem er zuvor den Gebrauch Persiens gelobt hatte, er sei gleich allen andern der Meinung, daß der frühere Herr kein Recht mehr auf den Diener habe, weil er ihn bei solchem Unfalle nicht blos verlassen, sondern geradezu weggeworfen habe, und daß der Diener durch die Wohlthaten, die der Zweite auf ihn verwendet, mit Recht dessen Eigenthum geworden zu sein scheine, weshalb denn dieser auch, wenn er ihn behalte, dem Ersten keine Beeinträchtigung, keine Gewalt und kein Unrecht anthue. Alle übrigen, welche bei Tafel zugegen waren, und es waren treffliche Männer darunter, sagten einstimmig, auch sie hielten das, was Niccoluccio geantwortet habe, für recht.

Der Ritter, zufrieden mit dieser Antwort und damit, daß gerade Niccoluccio sie gegeben hatte, versicherte, auch er sei dieser Meinung, und fuhr dann fort: „Doch jetzt ist es Zeit, daß ich, meinem Versprechen gemäß, euch ehre." — Nun rief er zwei seiner Diener herbei, schickte sie zu der Dame, die er köstlich hatte kleiden und schmücken lassen, und ließ sie bitten, daß es ihr gefallen möge, zu kommen

und diese edeln Herren mit ihrer Gegenwart zu erfreuen. Ihr schönes Söhnlein im Arm und von zwei Dienern begleitet, erschien sie in dem Saale und nahm, wie es dem Ritter gefiel, zur Seite eines würdigen Mannes ihren Sitz ein, während er sprach: „Ihr Herren, dieses ist der Gegenstand, den ich für theurer halte und immer zu halten gedenke, als irgendeinen andern. Sehet nun, ob euch dünket, daß ich recht habe?“

Die edeln Herren ehrten und priesen sie sehr und versicherten dem Ritter, einen solchen Gegenstand müsse er allerdings werth halten; als sie demnächst aber sie genauer zu betrachten anfingen, war allerdings mancher unter ihnen, der wol gesagt hätte, sie wäre dieselbe, die sie wirklich war, hätten nicht alle jene bestimmt für todt gehalten. Vor allen andern aber schaute Niccoluccio sie an und brennend vor Begierde, zu erfahren, wer sie sei, frug er sie, unfähig, sich länger zurückzuhalten, als der Ritter sich etwas entfernt hatte, ob sie Bologneserin oder eine Fremde sei. Als die Dame ihren Mann sie fragen hörte, enthielt sie sich mit Mühe der Antwort; dennoch schwieg sie, um die getroffene Abrede zu beobachten. Ein anderer der Gäste frug sie hierauf, ob dies Knäblein das ihre sei, und ein dritter, ob sie Gentile's Frau oder auf andere Art ihm verwandt sei. Allen diesen gab sie jedoch keine Antwort.

Als daher Herr Gentile dazu kam, sagte einer der Gäste zu ihm: „Herr, wol ein schönes Frauenbild ist es, das Ihr da besitzt, aber es scheint stumm zu sein: ist dem so?“ — „Ihr Herren“, antwortete Gentile, „daß sie bisjetzt nicht gesprochen hat, ist kein geringer Beweis ihrer Tugend.“ — „So sagt uns denn“, fuhr der andere fort, „wer sie ist.“ — „Gern will ich es thun“, antwortete der Ritter, „wenn ihr mir nur versprecht, daß, was ich auch sagen möge, niemand sich von seiner Stelle bewegen will, bis ich meine Erzählung vollständig geendigt habe.“ — Als ihm jeder dies versprochen und die Tische schon hin-

weggeräumt waren, begann Herr Gentile, an der Seite der Dame sitzend, folgendermaßen:

„Ihr Herren, diese Dame ist jener gute und treue Diener, über den ich euch eben vorhin die Frage vorlegte. Von den Ihrigen wenig werth gehalten und wie ein geringes und unnütz gewordenes Ding auf die Straße geworfen, wurde sie von mir aufgenommen und durch meine Sorge und Hülfe dem Tode aus den Händen gerissen, und Gott, der auf meine gute Absicht blickte, ließ sie mir aus einem abschreckenden Leichnam wieder so schön werden, wie ihr sie sehet. Doch damit ihr klarer erkennt, wie dies alles zugegangen sei, so will ich es euch in der Kürze deutlich machen." Und nun erzählte er, von seiner Liebe für sie anhebend, zum großen Erstaunen seiner Zuhörer, ausführlich alles, was bisdahin geschehen war, und fügte dann hinzu: „Um dieser Gründe willen ist denn, wofern ihr nicht etwa eure Meinung seit kurzem geändert habt, und besonders Niccoluccio, diese Dame von Rechts wegen die meine, und niemand kann sie mit gerechtem Anspruch von mir zurückfordern."

Hierauf antwortete niemand, vielmehr erwarteten alle aufmerksam, was er weiter sagen würde; Niccoluccio aber und andere, die gegenwärtig waren, sowie auch die Dame, weinten vor Rührung. Doch nun erhob sich Herr Gentile, nahm den kleinen Sohn in seine Arme und die Dame bei der Hand, und indem er mit ihnen zu Niccoluccio hintrat, sprach er: „Stehe auf, Gevatter, deine Frau, welche deine und ihre Verwandte wegwarfen, gebe ich dir nicht wieder, sondern schenken will ich dir diese Dame, meine Gevatterin, mit ihrem kleinen Sohne, welcher, wie ich gewiß bin, von dir erzeugt ward, den ich über die Taufe hielt und ihn Gentile nannte, und ich bitte dich, laß sie dir darum nicht minder werth sein, weil sie in meinem Hause nahe an drei Monate verweilt hat; denn ich schwöre dir bei dem Gott, der mir vielleicht einst die Liebe zu ihr einflößte, damit diese meine Liebe, wie es

geschehen ist, die Ursache ihrer Rettung werde, daß sie niemals, weder bei ihrem Vater, noch bei ihrer Mutter, noch auch bei dir ehrbarer lebte, als sie es bei meiner Mutter in meinem Hause gethan hat." — Nach diesen Worten wandte er sich zu der Dame und sagte: „Madonna, jetzt löse ich Euch von jedem Versprechen, das Ihr mir gethan habt, und überlasse Euch frei dem Niccoluccio." — Damit übergab er die Dame und das Kind den Armen des Niccoluccio und kehrte zu seinem Sitze zurück.

Voller Verlangen empfing Niccoluccio Gattin und Sohn, um so glücklicher, je ferner er von jeder Hoffnung gewesen war, und so sehr er nur wußte und konnte, dankte er dem Ritter. Auch die andern, welche alle vor Mitgefühl weinten, lobten und priesen ihn sehr, und gepriesen ward er von jedem, der dies hörte. Die Dame aber wurde mit unsaglicher Freude in ihrem Hause empfangen und lange Zeit hindurch wie eine Wiedererstandene von ganz Bologna mit Bewunderung betrachtet; Herr Gentile aber lebte immer als ein Freund des Niccoluccio und seiner Verwandten, wie deren der Dame.

Was, ihr geneigten Mädchen, werdet ihr nun hierüber sagen? Haltet ihr dafür, daß ein König, der Scepter und Krone verschenkt, oder ein Abt, der ohne Kosten einen Uebelthäter mit dem Papst aussöhnt, oder ein Greis, der seinen Hals dem Messer des Feindes darbietet, an Großmuth mit Herrn Gentile zu vergleichen sei, welcher, jung und feurig und in dem Glauben, ein gutes Recht auf den Gegenstand zu haben, den die Unachtsamkeit anderer weggeworfen und den er zu seinem Glück aufgehoben hatte, dennoch nicht allein ehrbarerweise seine Glut mäßigte, sondern das, was er seit Jahren mit allen seinen Wünschen erstrebt und zu rauben gesucht hatte, als er es

besaß, freiwillig zurückgab? Fürwahr, keine von den schon erzählten Handlungen der Großmuth scheint mir mit dieser vergleichbar!

Fünfte Geschichte.

Madonna Dianora fordert von Herrn Ansaldo im Januar einen Garten, so schön wie im Mai. Herr Ansaldo verpflichtet sich einem Zauberer und schafft ihn ihr; der Mann erlaubt ihr, Herrn Ansaldo zu Willen zu sein; dieser entbindet sie ihres Versprechens, als er die Großmuth des Mannes hört, und der Zauberer entläßt Herrn Ansaldo, ohne etwas von ihm annehmen zu wollen.

Von jedem in der fröhlichen Gesellschaft war Herr Gentile bereits mit hohem Lobe bis zum Himmel erhoben, als der König Emilien fortzufahren befahl; und diese begann keck, als wäre sie zu erzählen begierig, folgendermaßen:

Zarte Mädchen, niemand wird mit Recht sagen können, daß Herr Gentile nicht wahrhaft großmüthig gehandelt habe; wollte man aber behaupten, daß, noch großmüthiger als er zu sein, unmöglich wäre, so würde es vielleicht nicht schwer fallen, zu zeigen, daß dies allerdings geschehen könne, wie ich euch dies in meiner kleinen Erzählung mitzutheilen denke.

Im Friaul, einem Lande, das, obgleich kalt, durch schöne Berge, mehrere Flüsse und klare Quellen ein heiteres Ansehen gewinnt, liegt eine Stadt, namens Udine, in welcher einst eine schöne und edle Dame, Madonna Dianora genannt, als die Frau eines angesehenen und reichen Mannes lebte, welcher Gilberto hieß, gefällige Sitten hatte und guter Art war. Diese Dame verdiente es durch ihre trefflichen Eigenschaften, von einem edeln und großen Baron inbrünstig geliebt zu werden, der Herr Ansaldo von Grado

genannt ward, und ein Mann von hohem Geblüt und durch Waffenthaten und adeliche Sitte überall bekannt war. Dieser liebte sie heftig, und obwol er alles that, was er vermochte, um von ihr wiedergeliebt zu werden, und zu dem Ende sie häufig mit Botschaften darum anging, so bemühete er sich doch umsonst.

Die Anträge des Ritters wurden der Dame endlich zur Last, und da sie sah, daß, wie sehr sie ihm auch alles abschlug, worum er sie bat, er doch nicht abließ, sie zu lieben und zu bestürmen, so sann sie darauf, ihn mit einer seltsamen und ihrer Meinung nach unmöglichen Bitte sich vom Halse zu schaffen, und sprach daher zu einer Frau, welche in seinem Auftrage häufig zu ihr kam, eines Tags folgendermaßen: „Gute Frau, du hast mir so oft betheuert, daß Herr Ansaldo mich über alles liebe, und in seinem Namen mir wunderwürdige Geschenke angeboten; ich will jedoch, daß ihm diese bleiben sollen, weil ich um ihretwillen ihn weder lieben, noch ihm zu Willen sein würde. Wäre ich indeß gewiß, daß er mich wirklich so liebte, wie du sagst, wahrlich, so würde ich mich entschließen, ihn wieder zu lieben und zu thun, was er begehren möchte; will er mich also davon durch das überzeugen, um was ich ihn bitten werde, so bin ich zu seinen Wünschen bereit."

„Und was ist das, Madonna", sagte die gute Frau, was Ihr begehret, daß er thue?" — „Was ich begehre", antwortete die Dame, „ist dieses: ich verlange im kommenden Monat Januar nächst dieser Stadt einen Garten voll grüner Kräuter, Blumen und belaubter Bäume, nicht anders, als wäre es Mai; schafft er mir den aber nicht, so soll er weder dich noch eine andere je wieder zu mir schicken; denn wenn er mich dann noch belästigte, so würde ich, wie ich bisher alles meinem Mann und meinen Verwandten verborgen gehalten habe, mich gegen sie deshalb beschweren und ihn mir dadurch vom Halse zu schaffen wissen."

Als der Ritter Begehren und Verheißung seiner Dame vernahm, beschloß er bei sich (wiewol ihm die Sache schwer und beinahe unmöglich auszuführen dünkte, und er wohl einsah, daß die Dame dies aus keinem andern Grunde verlangt habe, als um ihm jede Hoffnung zu benehmen), dennoch zu versuchen, wieviel davon vielleicht zu bewerkstelligen sei. So schickte er denn in viele Länder der Erde umher, um zu suchen, ob sich jemand fände, der ihm Rath und Beistand dabei liehe.

Endlich traf er in der That auf jemand, der, wenn er gut dafür bezahlt würde, durch Zauberkunst es ins Werk zu richten versprach. Mit diesem wurde Herr Ansaldo für eine übergroße Geldsumme einig und erwartete nun froh die Zeit, die ihm bestimmt war.

Als diese erschienen und die Kälte sehr groß, auch alles rings mit Schnee und Eis bedeckt war, brachte der kundige Mann in der Nacht, auf welche der erste Januar folgte, auf einer schönen Wiese nahe bei der Stadt es mit seinen Künsten dahin, daß am Morgen, wie die bezeugten, die es mitansahen, einer der schönsten Gärten, die je von irgendwem gesehen waren, mit Kräutern, Bäumen und Früchten aller Art erschien. Kaum hatte Herr Ansaldo diesen mit Freuden erblickt, so ließ er von den schönsten Früchten und von den schönsten Blumen, die darin waren, pflücken und diese heimlich seiner Dame darbringen, und zugleich sie einladen, den von ihr verlangten Garten anzusehen, damit sie daran erkennen möge, wie er sie liebe; dann aber möge sie auch ihres gegebenen und mit ihrem Schwure bekräftigten Versprechens sich erinnern und Sorge tragen, daß sie es demnächst, als eine Frau von Wort, erfülle.

Als die Dame die Blumen und Früchte erblickte und schon viele von dem wunderbaren Garten erzählen hörte, fing ihr Versprechen an, sie zu reuen. Allein trotz aller Reue begab sie sich doch, begierig, so Außerordentliches zu sehen, mit vielen andern Damen der Stadt hinaus, den Garten zu beschauen, und nachdem sie ihn nicht ohne Er-

staunen gesehen und sehr gelobt hatte, kehrte sie trauriger als je ein Weib war, nach Hause zurück, indem sie gedachte, wozu sie hierdurch verpflichtet sei. Und so groß war ihr Schmerz, daß sie ihn nicht zur Genüge in sich verbergen konnte, wovon denn die Folge war, daß ihr Mann den äußerlich sichtbar gewordenen bemerkte und dessen Grund auf das bestimmteste von ihr zu hören begehrte. Lange verschwieg ihn die Dame aus Scham, zuletzt sah sie sich jedoch genöthigt, ihm alles, wie es sich zugetragen hatte, zu entdecken.

Als Gilberto dies hörte, gerieth er anfangs in großen Zorn; dann aber erkannte er die lautere Absicht der Frau, weshalb er den Zorn verbannte und mit reiferm Entschlusse zu ihr sprach: „Dianora, irgendeine Botschaft solcher Art anzuhören oder unter was immer für einer Bedingung über die eigene Keuschheit mit einem Dritten Verträge zu schließen, heißt keineswegs als eine verständige und sittsame Frau handeln; denn die Worte, welche durch das Ohr vom Herzen aufgenommen werden, üben eine größere Gewalt aus, als viele glauben, und den Liebenden wird fast alles möglich. Uebel also thatest du daran, zuerst, daß du Gehör gabst, und dann, daß du einen Vertrag schlossest; weil ich aber die Reinheit deiner Absicht erkenne, so will ich dir, um dich von dem Bande des Versprechens zu lösen, das bewilligen, was vielleicht kein anderer bewilligen würde. Auch bestimmt die Furcht vor dem Zauberer meinen Entschluß, durch welchen Herr Ansaldo, wenn du ihn betrögest, uns vielleicht ein Leids anthun lassen könnte. Ich will also, daß du zu ihm gehest und dich bemühest, wenn du es irgendwie vermagst, unbeschadet deiner weiblichen Ehre, deines Versprechens von ihm entlassen zu werden; wäre es jedoch nicht anders möglich, nun, so bewillige ihm für diesmal deinen Leib, nicht aber die Seele."

Als die Dame ihren Mann so sprechen hörte, weinte sie und sagte: eine solche Gunst verlange sie nicht von ihm.

Gilberto aber wollte, daß es, wie sehr auch seine Frau widersprach, dabei bleibe. Als daher der folgende Morgen anbrach, begab sich die Dame um die Morgenröthe und ohne sich sehr zu schmücken, mit zwei Dienern vorauf und von einer Kammerfrau gefolgt, zu dem Hause des Herrn Ansaldo. Als dieser vernahm, seine Dame sei zu ihm gekommen, wunderte er sich sehr und ließ, indem er sich erhob, den Zauberer rufen, zu dem er sagte: „Nun will ich, daß du sehest, welch ein Gut deine Kunst mich hat gewinnen lassen.“ — Dann ging er ihr entgegen, empfing sie ehrbar und mit Achtung, ohne einer sträflichen Begierde Raum zu geben, und alle traten darauf in ein schönes Zimmer zu einem großen Feuer.

Nachdem er ihr einen Sitz hatte reichen lassen, begann er: „Madonna, ich bitte Euch, wenn anders die lange Liebe, welche ich zu Euch getragen habe, einigen Lohn verdient, daß es Euch nicht lästig sei, mir den wahren Grund, der Euch in solcher Stunde und in solcher Begleitung hierhergeführt hat, zu offenbaren.“ — Hierauf antwortete die Dame schamerfüllt und fast mit Thränen in den Augen: „Herr, weder Liebe, die ich für Euch hegte, noch mein verpfändetes Wort führen mich hierher, sondern der Befehl meines Gatten, welcher, mit größerer Rücksicht auf die Bemühungen Eurer ungeregelten Liebe als auf seine und meine Ehre, mir geheißen hat, hierher zu gehen; und auf seinen Befehl bin ich für diesmal zu jedem Eurer Wünsche bereit.“

Hatte Herr Ansaldo sich schon anfangs gewundert, als er hörte, die Dame sei gekommen, so wunderte er sich jetzt noch vielmehr, und bewegt von Gilberto's Großmuth, fing seine Glut an, sich in Mitleid zu verwandeln, und er sprach: „Madonna, da dem so ist, wie Ihr sagt, so möge es Gott nicht gefallen, daß ich der Verderber der Ehre desjenigen sei, der mit meiner Liebe ein solches Mitleid hatte, und darum sei Euer Hiersein, solange es Euch gefallen wird, nicht anders, als wenn Ihr meine Schwester wäret,

und sobald es Euch genehm ist, möget Ihr frei von hinnen gehen; jedoch so, daß Ihr Euerm Gemahl für so viel Edelsinn, als er ihn heute gegen mich bewährt hat, den Dank sagt, der Euch angemessen scheint, und daß Ihr mich für alle Zukunft als Euern Bruder und Euern Diener betrachtet."

Als die Dame diese Worte hörte, sprach sie froher als je: „Erwog ich Eure adelichen Sitten, so konnte ich nie glauben, daß mein Hierherkommen zu etwas anderm führen könnte als zu dem, was ich Euch jetzt thun sehe und wofür ich Euch immer verpflichtet sein werde." — Dann nahm sie Abschied und kehrte, ehrenvoll begleitet, zu Gilberto zurück, dem sie alles erzählte, was geschehen war. Eine enge und treue Freundschaft aber verband diesen von nun an mit Herrn Ansaldo.

Auch der Zauberer, dem Herr Ansaldo jetzt den versprochenen Lohn zu zahlen sich anschickte, sagte, nachdem er die Großmuth Gilberto's gegen Herrn Ansaldo und die Ansaldo's gegen die Dame mitangesehen hatte: „Verhüte Gott, daß, wo ich Gilberto mit seiner Ehre und Euch mit Eurer Liebe freigebig gesehen habe, ich es nicht auch mit meinem Lohne sei, und da ich denn sehe, daß er bei Euch in guten Händen ist, so will ich, daß er Euer bleibe." — Der Ritter schämte sich und suchte den Schwarzkünstler zu bewegen, daß er jene Summe entweder ganz oder doch zum Theil annähme; doch da sein Bemühen ohne Erfolg blieb, empfahl er den Zauberer, der nach dem dritten Tage seinen Garten wieder weggeschafft hatte und nun abreisen wollte, Gott, und blieb, nachdem er aus seinem Herzen die begehrende Liebe gegen die Dame verbannt, von ehrbarer Zuneigung entflammt, zurück.

Was sollen wir hiervon sagen, ihr liebevollen Mädchen? Wollen wir die halbtodte Dame der vorigen Ge-

schichte und die durch entkräftete Hoffnung schon laugewordene Liebe dieser Großmuth Herrn Ansaldo's vorziehen, der feuriger als je liebend und von größerer Hoffnung als je entflammt, die Beute in seinen Händen hielt, die er so lange verfolgt hatte? Thöricht schiene es mir, anzunehmen, daß jene Handlung der Großmuth mit dieser zu vergleichen sei.

Sechste Geschichte.

Der siegreiche König Karl der ältere verliebt sich in eine Jungfrau, schämt sich aber dann seines thörichten Gedankens und vermählt sie und ihre Schwester auf ehrenvolle Art.

Wer könnte die verschiedenen Gespräche, welche unter den Damen darüber stattfanden, wer in Betreff der Madonna Dianora großmüthiger gewesen sei, ob Gilberto oder Herr Ansaldo oder der Zauberer, vollständig berichten? Es würde zu lang sein. Doch nachdem der König einiges Streiten zugelassen hatte, befahl er durch einen Blick auf Fiammetta dieser, daß sie diesem Streite, erzählend, ein Ende machen solle. Sie aber begann ohne allen Aufschub folgendermaßen:

Ihr stattlichen Mädchen, ich war immer der Meinung, daß man in Gesellschaften, wie die unserige ist, ausführlich genug erzählen müsse, damit die nicht zu große Kürze für andere ein Anlaß des Streits über die Absicht des Erzählten werde. Denn dieser ist weit mehr in den Schulen und unter den Studirenden, als unter uns, an seiner Stelle, die wir kaum für Rocken und Spindel ausreichen. Und darum lasse ich denn gleichfalls Zweifel hervorrufende Geschichten, die ich vielleicht im Sinne hatte, da ich euch schon über das Erzählte im Streit sehe, beiseite liegen

und erzähle euch dafür, wie nicht etwa ein Mann von niederm Stande, sondern ein tapferer König wahrhaft ritterlich gehandelt hat, ohne dabei seiner Ehre im mindesten zu nahe zu treten.

Jede von euch wird schon von dem König Karl dem Aeltern oder Ersten reden gehört haben, der durch sein kühnes Unternehmen und sodann durch den glorreichen Sieg, den er über den König Manfred erfocht, die Vertreibung der Ghibellinen aus Florenz und die Rückkehr der Guelfen veranlaßte. Eben aus diesen Gründen verließ ein Ritter, namens Herr Neri degli Uberti, mit seiner ganzen Familie und vielem Gelde die Stadt; doch wollte er nirgend andershin flüchten, als unter die unmittelbare Gewalt des Königs Karl, und um an einem einsamen Orte zu weilen und hier in Ruhe sein Leben zu enden, begab er sich nach Castello a Mare di Stabia. Hier nun kaufte er vielleicht einen Bogenschuß von den andern Wohnungen der Stadt entfernt, unter Oliven, Nußbäumen und Kastanien, an denen die Gegend reich ist, eine Besitzung, auf welcher er ein schönes und bequemes Wohnhaus und daneben einen anmuthigen Garten einrichten ließ, in dessen Mitte er nach unserer Art, da es an Quellwasser nicht fehlte, einen schönen und klaren Teich anlegte und diesen ohne Mühe mit vielerlei Fischen anfüllte. Während er nun an nichts anderes dachte, als seinen Garten mit jedem Tage zu verschönern, geschah es einst, daß König Karl, um sich in der Sommerhitze etwas zu erfrischen, sich nach Castello a Mare begab. Als er hier von der Schönheit des Gartens des Herrn Neri hörte, wünschte er diesen kennen zu lernen, und da er zugleich vernahm, wem er gehöre, so hielt er es für angemessen, weil der Ritter der ihm entgegengesetzten Partei angehörte, sich diesem um so freundlicher zu beweisen, weshalb er ihm melden ließ, daß er am folgenden Abend mit vier Gefährten ganz still bei ihm in seinem Garten speisen wolle. Herrn Neri war dies sehr erwünscht, und nachdem er alles präch-

tig angeordnet und mit seiner Familie verabredet hatte, was geschehen solle, empfing er den König so freundlich als er nur wußte und konnte, in seinem schönen Garten.

Nachdem der König den Garten und das ganze Haus des Herrn Neri beschaut und belobt hatte, wusch er sich die Hände und setzte sich an einen der Tische, welche zur Seite des Teichs aufgestellt waren; dann befahl er dem Grafen Guido von Montfort, welcher einer seiner Begleiter war, sich ihm an die eine, und Herrn Neri, sich an die andere Seite zu setzen; drei andern aber, welche mit ihnen gekommen waren, gebot er, sie nach der Ordnung zu bedienen, welche Herr Neri vorgeschrieben habe. Köstliche Speisen wurden aufgetragen, und die Weine waren vorzüglich und kostbar; die Anordnung war schön und sehr lobenswerth, und dabei störten weder Geräusch noch sonstige Unruhe. Alles dies wurde von dem Könige gar sehr gelobt. Während er nun in dieser Weise noch fröhlich speiste und sich der Stille des Orts erfreute, siehe, da traten zwei Jungfrauen ein, die etwa funfzehn Jahre alt sein mochten und deren blondes, goldenen Fäden gleichendes Haar reich geringelt und über den frei niederfallenden Locken von einem leichten Kranz von Immergrün umwunden war; im Antlitz glichen sie eher Engeln, als irgendetwas anderm, so zart und schön waren ihre Züge; bekleidet waren sie mit nichts als dem feinsten, schneeweißen Linnen, das sie auf dem bloßen Leibe trugen; über dem Gürtel war dies Gewand eng anliegend, unter demselben aber erweiterte es sich gleich einem Zeltdache und reichte bis auf die Füße hinab. Die eine, welche voranging, trug auf ihren Schultern ein paar Fangnetze, welche sie mit der linken Hand hielt, während sie in der rechten einen langen Stab trug; die andere, welche ihr folgte, hatte auf der linken Schulter eine Pfanne, unter demselben Arm ein kleines Bündel Reisig und in der Hand einen Dreifuß, während sie in der andern Hand einen Oelkrug

und eine brennende Fackel trug. Als der König sie sah, erstaunte er und erwartete zweifelnd, was dies zu bedeuten haben werde.

Ehrbar und schüchtern traten die Jungfrauen vor, machten dem König ihre Verbeugung und begaben sich dann dahin, wo man in den Teich hinabstieg. Die eine, welche die Pfanne trug, setzte diese und demnächst alles Uebrige nieder und ergriff den Stab, welchen die andere trug, worauf beide in den Teich, dessen Wasser ihnen bis an die Brust reichte, hinabstiegen. Einer der Diener des Herrn Neri zündete schnell das Feuer an, setzte die Pfanne auf den Dreifuß, und nachdem er auch das Oel hineingethan hatte, erwartete er, daß die Jungfrauen ihm Fische zuwürfen. Inzwischen störte die eine mit ihrem Stabe an den Stellen des Teichs, wo die Fische sich, wie sie wußte, zu verbergen pflegten; die andere aber hielt dann die Netze entgegen, und so fingen sie zum großen Vergnügen des Königs, der aufmerksam zusah, in kurzer Zeit eine Menge von Fischen. Einige von diesen warfen sie dem Diener zu, der sie beinahe noch lebend in die Pfanne that; dann aber begannen sie, wie sie angewiesen waren, immer noch schönere zu fangen und diese auf die Tafel vor den König, den Grafen Guido und ihren Vater hinzuwerfen. Die Fische sprangen auf dem Tische umher, woran der König das größte Ergötzen hatte und einige davon ergriff, um sie den Jungfrauen huldreich wieder zurückzuwerfen, und so scherzten sie eine Weile, bis der Diener diejenigen zubereitet hatte, welche ihm gereicht worden waren. Diese wurden mehr als ein Zwischengericht denn als eine seltene und werthe Speise, wie Herr Neri befohlen hatte, dem Könige vorgesetzt.

Als die Jungfrauen den Fisch bereitet sahen und zur Genüge gefischt hatten, verließen sie den Teich, wobei ihr weißes und zartes Gewand sich ihnen so fest an den Körper anschmiegte, daß fast nichts von ihrem zarten Leibe dadurch verborgen blieb; dann nahm jede die mitgebrach-

ten Sachen wieder auf, und schamhaft vor dem König vorüberschreitend zogen sie sich in das Haus zurück.

Der König, der Graf und die übrigen, welche den Tisch bedienten, hatten die Jungfrauen eifrig betrachtet, und ein jeder sie als schön und wohlgebildet, zugleich aber auch als anmuthig und gesittet, bei sich selbst gar sehr belobt; vor allen andern aber hatten sie dem Könige höchlich gefallen. Als sie aus dem Wasser kamen, hatte er so aufmerksam jeden Theil ihres Leibes betrachtet, daß, wenn ihn jemand in dem Augenblicke gestochen hätte, er es nicht gefühlt haben würde. Während er nun fortwährend nur ihrer gedachte, ohne noch zu wissen, wer sie seien und welcher Art seine Gedanken, fühlte er im Herzen ein so brennendes Verlangen erwachen, ihnen zu gefallen, daß er wohl erkannte, er sei im Begriff sich zu verlieben, wofern er sich nicht davor hüte. Welche von beiden ihm am meisten gefallen habe, wußte er selbst nicht zu sagen, so ähnlich waren sie einander in allen Stücken. Nachdem er jedoch etwas in solchen Gedanken verweilt hatte, wandte er sich zu Herrn Neri und frug ihn, wer diese beiden Mägdlein seien? „Gnädiger Herr", antwortete ihm Neri, „es sind meine Töchter, beide zusammen geboren, von denen die eine Ginevra die Schöne, die andere Isotta die Blonde heißt."

Der König lobte sie von neuem sehr, und forderte ihn auf, sie zu vermählen. Herr Neri entschuldigte sich dieserhalb mit der Bemerkung, daß er dies in seinen jetzigen Umständen nicht könne. Während nun von dem, was zum Mahl gereicht werden sollte, nichts mehr zurück war als die Früchte, kamen die beiden Jungfrauen, in zwei Jäckchen vom schönsten Zindeltaffet gekleidet, mit zwei großen silbernen Schüsseln in der Hand, die voll der verschiedenartigsten Früchte waren, wie sie die Jahreszeit brachte, und setzten sie vor den König auf die Tafel. Als sie dies gethan, traten sie etwas zurück und stimmten einen Gesang an, dessen Worte folgendermaßen beginnen:

„Wohin, o Amor, du mich hast geführt,
Das ist mit Worten nicht zu sagen“, —

und sangen diesen so hold und anmuthig, daß es dem König, welcher sie mit Entzücken ansah und ihnen zuhörte, bedünkte, als wären alle Heerscharen der Engel dort herniedergestiegen, um zu singen. Als der Gesang beendet war, knieten sie ehrerbietig vor dem Könige nieder und baten um ihre Entlassung. So leid ihm nun auch ihr Abschied that, so bewilligte er ihnen denselben doch mit heiterer Miene. Nachdem sodann das Mahl geendet, und der König mit seinen Begleitern wieder zu Roß gestiegen war und Herrn Neri verlassen hatte, kehrte die Gesellschaft, von einem und dem andern redend, zu dem königlichen Hoflager zurück.

Hier hielt der König seine Neigung zwar verborgen; keine wichtige Staatsangelegenheit aber, die sich ereignete, machte ihn die Schönheit und Anmuth Ginevra's, der Schönen, vergessen, der zu Liebe er auch die ihr so ähnliche Schwester liebte, und so fest verstrickte er sich bald in den Liebesbanden, daß er fast keinen andern Gedanken mehr zu fassen vermochte. So unterhielt er denn unter allerlei Vorwänden eine enge Verbindung mit Herrn Neri, und besuchte gar häufig dessen schönen Garten, nur um Ginevra zu sehen.

Als er diese Qualen nicht mehr zu ertragen vermochte, und ihm in Ermangelung eines andern Auswegs in den Sinn gekommen war, nicht nur eine, sondern beide Jungfrauen ihrem Vater zu rauben, offenbarte er dem Grafen Guido zugleich seine Liebe und diesen Vorsatz. Dieser aber war ein ritterlicher Mann, und deshalb erwiderte er dem König: „Gnädiger Herr, was Ihr mir sagt, versetzt mich in großes Staunen, und dasselbe ist deshalb in mir um vieles größer, als es bei irgendeinem andern sein würde, weil ich Eure Gesinnung von Eurer Kindheit bis zu diesem Tage besser als irgendein anderer gekannt zu haben glaube. Doch nie habe ich in Eurer Jugend, in

welcher doch die Liebe leichter über Euch hätte Macht gewinnen sollen, solche Leidenschaft in Euch wahrzunehmen geglaubt; deshalb scheint mir, was ich von Euch höre, daß Ihr, dem Alter schon nahe, in leidenschaftlicher Liebe entbrannt seid, so neu und seltsam, daß es mich fast ein Wunder dünkt. Käme es mir zu, Euch deshalb zu tadeln, so wüßte ich wohl, was ich Euch mit Rücksicht darauf zu sagen hätte, daß Ihr, noch mit den Waffen in den Händen, in dem neugewonnenen Reiche unter einem Euch wenig bekannten Volke weilt, das voller Listen und Verrath ist, sowie darauf, daß Ihr, hinreichend beschäftigt mit großen Sorgen und den wichtigsten Angelegenheiten, Euch noch nicht einmal zur Ruhe habt niedersetzen können, und unter so ernsten Umständen dennoch einer schmeichlerischen Liebe Raum geben konntet. Dies ist nicht die Weise eines hochherzigen Königs, sondern die eines kleinmüthigen Jünglings. Ueberdies aber sagt Ihr mir, was noch weit schlimmer ist, daß Ihr beschlossen habt, dem armen Ritter seine beiden Töchter zu entreißen, der Euch in seinem Hause über sein Vermögen geehrt hat und, um Euch noch höher zu ehren, jene fast nackend Euch hat sehen lassen, indem er Euch hierdurch bezeugte, wie groß das Vertrauen war, das er auf Euch setzte, und wie zuversichtlich er überzeugt war, Ihr seied ein König und nicht ein räuberischer Wolf. Wie? Ist Euch schon so bald entfallen, daß es gerade die Gewaltthaten waren, welche Manfred verübt hat, die Euch den Eingang in dieses Reich öffneten? Und welch ein Verrath ward je begangen, der einer ewigen Strafe würdiger wäre, als dieser sein würde, durch den Ihr dem, der Euch geehrt hat, seine Ehre, seine Hoffnung und seinen Trost raubtet? Was sollte man von Euch sagen, wenn Ihr das thätet? Vielleicht dünkt es Euch eine hinreichende Entschuldigung, wenn Ihr sagt: Ich that es, weil er ein Ghibelline ist! Doch ist das die Gerechtigkeit eines Königs, daß die auf solche Weise in seine Arme flüchten, wer sie auch seien, also behandelt werden? Ich

erinnere Euch daran, o König, daß es Euch zum großen Ruhm gereicht, den Manfred besiegt zu haben, daß es aber zu noch viel größerm gereicht, sich selbst zu besiegen. Darum besieget Ihr, der Ihr andere zu leiten und zu strafen habt, zuerst Euch selbst, zügelt diese Begierde und wollet mit einem solchen Flecken nicht beschmuzen, was Ihr so ruhmreich gewonnen habt."

Diese Worte schmerzten das Gemüth des Königs bitter und betrübten ihn um so mehr, je mehr er sie für wahr erkennen mußte. Deshalb sprach er nach manchem inbrünstigen Seufzer also: „Graf, wahrlich erkenne ich jetzt, daß jeder andere Feind, wie stark er auch sei, dem erfahrenen Krieger im Vergleich zu seiner eigenen Begierde schwach und leicht zu besiegen scheint; doch wie groß auch mein Schmerz sei und wie unermeßlich die Kraft, deren es bedarf: Eure Worte haben mich so angespornt, daß ich Euch, bevor viele Tage vergehen, durch die That beweisen will, ich wisse, sowie ich andere zu besiegen verstand, auch über mich selber Herr zu werden."

In der That vergingen nach diesen Worten nicht viele Tage, als der König, nach Neapel zurückgekehrt, sowol um sich selbst die Möglichkeit zu rauben, übel zu thun, als auch, um dem Ritter für die Bewirthung zu lohnen, die er bei ihm empfangen hatte, sich (wie schwer es ihm auch ward, einen andern zum Besitzer dessen zu machen, was er für sich selber glühend begehrte) entschloß, die beiden Jungfrauen zu vermählen, und zwar nicht wie Töchter Herrn Neri's, sondern wie seine eigenen. Mit Bewilligung des Herrn Neri stattete er sie glänzend aus, und gab dann Ginevra, die Schöne, dem Herrn Maffeo da Pallizi, und Isotta, die Blonde, dem Herrn Guglielmo della Magna, beiderseits edeln Rittern und großen Baronen, zu Gattinnen. Nachdem er sie diesen überwiesen hatte, ging er mit unaussprechlichem Schmerz nach Apulien und bewältigte durch unaufhörliche Anstrengungen seine wilde Glut dergestalt, daß er, nachdem er diese Liebesketten ge-

sprengt und zerbrochen hatte, von solcher Leidenschaft, so-
lange er noch lebte, frei blieb.

Vielleicht wird es nicht an solchen fehlen, welche be-
haupten, es sei für einen König ein Kleines, zwei Jung-
frauen verheirathet zu haben; ich werde das zugeben;
allein für groß, ja für sehr groß werde ich es immer
halten, daß ein liebender König dies that, daß er die
verheirathete, die er liebte, ohne von seiner Liebe Blatt,
Blume oder Frucht geerntet zu haben oder sich zu nehmen.
So aber handelte dieser großmüthige König, indem er den
edeln Ritter höchlich belohnte, die geliebten Jungfrauen auf
lobenswerthe Weise ehrte und sich selbst kräftig überwand.

Siebente Geschichte.

König Peter von Aragonien hört von der glühenden Liebe, welche die kranke Lisa für ihn hegt; er spricht ihr freundlich zu, vermählt sie dann mit einem edeln Jüngling, küßt sie auf die Stirn und nennt sich fortan ihren Ritter.

Fiammetta hatte das Ende ihrer Erzählung erreicht, und
vielfach wurde die männliche Großmuth des Königs Karl
belobt, obschon eines der Mädchen, die eine Ghibellinin
war, sie nicht loben wollte, als Pampinea, der es der
König geheißen hatte, also begann:

Kein Verständiger, ihr ehrenwerthen Mädchen, wird
sein, der von dem guten König Karl nicht das Gleiche
sagte, was ihr sagt, wenn er nicht aus andern Gründen
ihm übel will. Weil mir aber eben einfällt, was vielleicht
nicht minder Lobenswerthes einer seiner Widersacher gegen

eine junge Florentinerin that, so will ich euch dieses erzählen.

Zu der Zeit, als die Franzosen aus Sicilien vertrieben wurden, lebte in Palermo ein Florentiner, namens Bernardo Puccini, als Gewürzhändler, ein reicher Mann, der von seiner Frau keine andern Kinder hatte, als eine einzige sehr schöne und schon mannbare Tochter. Als nun der König Peter von Aragonien Herr der Insel geworden war, gab er in Palermo mit seinen Baronen ein wunderherrliches Fest. Bei diesem Fest, wo er auf catalanische Art turnirte, geschah es, daß Bernardo's Tochter, welche Lisa hieß, von einem Fenster, wo sie mit andern Frauen stand, den König eine Lanze rennen sah und so wunderbares Gefallen an ihm fand, daß sie wieder und immer wieder auf ihn hinblickte und sich in glühender Liebe für ihn entzündete.

Als das Fest vorüber war und sie im Hause des Vaters weilte, vermochte sie bald an nichts anders mehr zu denken, als an diese ihre hochgesinnte und kühne Liebe. Was sie hierbei am meisten schmerzte, war die Erkenntniß ihres niedern Standes, welche ihr fast keine Hoffnung übrig ließ, zu einem frohen Ziele zu gelangen. Doch konnte sie darum sich dennoch nicht zurückhalten, den König zu lieben; ebenso wenig aber wagte sie, aus Furcht vor größerm Leide, ihre Liebe zu offenbaren. Alles dies hatte der König weder bemerkt, noch kümmerte er sich darum, und so hatte sie denn unerträglichern Schmerz zu tragen, als man irgend erachten kann. Weil nun ihre Liebe noch fortwährend wuchs und immer trübere Gedanken in ihr hervorrief, geschah es, daß die schöne Jungfrau, welche dies nicht mehr tragen konnte, krank ward und sich sichtbar von Tage zu Tage, wie der Schnee an der Sonne, verzehrte. Ihr Vater und ihre Mutter, bekümmert über diese Krankheit, standen ihr in allem, soviel sie konnten, mit fortwährenden Tröstungen, mit Aerzten und Arzeneien bei; aber alles half nichts, da sie selbst, in der Hoffnungs-

losigkeit ihrer Liebe, bei sich beschlossen hatte, nicht länger leben zu wollen.

Einst jedoch, als ihr der Vater wieder anbot, was ihr nur irgend Freude zu gewähren vermöchte, kam ihr der Gedanke, wenn es auf angemessene Weise geschehen könnte, zu bewirken, daß der König, ehe sie stürbe, ihre Liebe und ihren Vorsatz erführe, und deshalb bat sie denn eines Tags den Vater, ihr den Minuccio von Arezzo kommen zu lassen. Dieser Minuccio wurde zu jener Zeit für einen der trefflichsten Sänger und Lautenspieler gehalten, und war auch bei König Peter gern gesehen. Bernardo glaubte, die Lisa verlange nur nach ihm, um ihn etwas spielen oder singen zu hören, deshalb ließ er es ihm sagen, und Minuccio, der ein gefälliger Mann war, kam sogleich zu ihr. Nachdem er ihr mit freundlichen Worten etwas zugesprochen und sie erheitert hatte, spielte er ihr auf seiner Viole gar süß ein kleines Stücklein vor, und sang dann eins und das andere Lied. Diese Lieder waren für die Liebe der Jungfrau Feuer und Flamme, während er sie damit zu beruhigen wähnte.

Hierauf sagte ihm die Jungfrau, sie habe einige Worte allein zu ihm zu reden, weshalb denn jeder andere sie verließ, sie aber also zu ihm sprach: „Minuccio, ich habe dich zum treuen Bewahrer eines Geheimnisses von mir erwählt, indem ich zunächst hoffe, daß du dies niemals irgendjemand mittheilen wirst als dem, den ich dir nennen werde, und sodann, daß du, soweit du kannst, mir darin behülflich seiest, und darum bitte ich dich. Wisse also, mein guter Minuccio, daß an dem Tage, da unser Herr, König Peter, das große Waffenfest zur Feier seiner Thronbesteigung gab, ich, als er turnirte, ihm so tief in die Augen gesehen habe, daß sich mein Herz in Liebe für ihn entflammt und diese Liebe mich soweit gebracht hat, als du mich jetzt siehst; da ich nun erkenne, wie ungeziemend für mich die Liebe zu einem König ist, und da ich sie dennoch nicht zu mindern, geschweige denn zu verbannen weiß,

zum Ertragen aber sie mir zu schwer wird, so habe ich, als den geringern Schmerz, zu sterben erwählt, und werde es thun. Wahr ist es, daß ich überschwenglich trostlos von hinnen gehen würde, wenn er nicht zuvor davon erführe; und da ich nun nicht wußte, durch wen ich ihm meinen Entschluß angemessener bekannt machen könnte als durch dich, so will ich dir ihn übertragen, und bitte dich, weise es nicht ab, diesen Auftrag zu vollführen, und wenn du es gethan hast, so laß mich es wissen, damit ich in einem getrösteten Tode mich diesen Qualen entwinde." — Nachdem sie dies gesprochen, schwieg sie unter Thränen.

Minuccio erstaunte über die Seelengröße der Jungfrau und über ihren herben Entschluß, den er sehr beklagte, und da ihm sogleich in den Sinn kam, wie er auf geziemende Weise ihr dienen könne, sprach er: „Lisa, ich verpfände dir mein Wort, und sei versichert, daß du nie von mir getäuscht werden wirst; dann aber lob' ich dich wegen eines so hohen Beginnens, wie das ist, dein Herz einem so großen König zugewandt zu haben, und biete dir meinen Beistand an, durch den ich, wenn du nur Muth fassen willst, es so weit zu bringen hoffe, daß ich dir, bevor der dritte Tag verstreicht, Kunde bringen kann, die dir werth sein wird; um aber keine Zeit zu verlieren, will ich sogleich gehen und den Anfang machen." — Von neuem bat ihn Lisa höchlich darum, versprach ihm Muth zu fassen und hieß ihn mit Gott gehen. Minuccio schied von ihr und suchte sogleich einen gewissen Mico von Siena auf, der in jener Zeit ein gar guter Reimer war, und bewog ihn durch seine Bitten, das nachfolgende Lied zu machen:

Geh, Amor, hin und sage meinem Herrn,
Wie groß die Qualen sind, die ich ertrage;
Daß sterbend ich verzage,
Weil ich verbergen muß der Hoffnung Stern.

Ich bitte, Amor, dich mit brünst'gem Flehen,
Daß du dort hingehst, wo mein Herr verweilt;
Ihm sagst, wie nur nach ihm die Blicke spähen,
Der mir das Herz verwundet, und doch heilt.
Wie könnt' ich solchen Flammen widerstehen!
Nur weiß ich nicht, wann mich der Tod ereilt;
Wann er den Brief der Freiheit mir ertheilt,
Der mich erlöst von Scham und bangem Zagen,
Die sehnend ich ertragen. —
Sag' ihm, was ich erdulde von ihm fern.

Seit, Amor, ich zuerst für ihn entbrannte,
Gabst du mir Furcht, und nie so viel an Muth,
Daß ich, selbst in Geberden, je bekannte
Dem, der in mir entzündet diese Glut,
Wie ich sein eigen bin, nur sein mich nannte,
Weshalb der Tod — im Sterben — leid mir thut.
Es stockt vor Schüchternheit mir alles Blut;
Doch könnt' ich schildern ihm die heißen Schmerzen,
Die brennen mir im Herzen,
Statt mir zu zürnen, hört' er es wol gern.

Läßt, Amor, du das Glück mir nimmer werden,
Die Scheu zu bannen, der ich stets erlag,
Sodaß durch Boten oder durch Geberden
Mein Herz ihm nie von seiner Liebe sprach,
Dann bitt' ich nur um eine Gunst auf Erden:
Geh', Amor, zu ihm, mahn' ihn an den Tag,
Wo Lanz' auf Lanz' er im Turniere brach.
Damals erblickt' ich ihn mit Liebessehnen;
Seitdem nennt unter Thränen
Mein brechend Herz ihn seinen hohen Herrn.

Zu diesen Worten setzte Minuccio sofort eine sanfte und wehmüthige Weise, wie der Inhalt sie verlangte, und ging den dritten Tag darauf an den Hof, während König

Peter noch bei Tafel war. Dieser befahl ihm, etwas zu seiner Viole zu singen, und Minuccio begann nun, von seinem Spiele begleitet, dies Lied so süß und weich zu singen, daß alle, die in dem königlichen Saal zugegen waren, ganz überwältigt schienen, so schweigend und aufmerksam hörten sie ihm zu, und der König noch mehr als alle übrigen.

Als Minuccio seinen Gesang beendet hatte, frug ihn der König, wie er zu dem Liede gekommen sei, das er noch nie gehört zu haben glaube. „Gnädiger Herr", antwortete Minuccio, „es sind noch nicht drei Tage, daß Worte und Weise gemacht wurden." — Als der König nun frug, von wem, antwortete er: „Das wage ich nur Euch allein zu entdecken."

Der König, begierig dies zu hören, ließ ihn, nachdem die Tische abgehoben waren, zu sich in sein Gemach kommen, und hier erzählte ihm Minuccio der Reihe nach alles, was er gehört hatte. Der König freute sich hierüber sehr, lobte die Jungfrau und sagte, mit einem so hochgesinnten Mädchen müsse man Mitleid haben, deshalb solle er von seinetwegen zu ihr gehen, ihr Muth zusprechen und ihr sagen, daß er noch an diesem Tage gegen Abend unfehlbar sie zu besuchen kommen würde.

Minuccio, glücklich, der Jungfrau so frohe Nachricht überbringen zu können, ging ohne Weilen mit seiner Viole von dannen, und erzählte ihr, da er sie allein traf, alles Vorgefallene und sang ihr das Lied zu seiner Viole vor. Hierüber ward die Jungfrau so froh und glücklich, daß auf der Stelle unverkennbare Zeichen der Genesung sich einfanden, und sehnsuchtsvoll begann sie nun, ohne daß irgendjemand im Hause etwas davon wußte oder ahnte, den Abend zu erwarten, wo sie ihren Herrn sehen sollte.

Der König, der ein gütiger und wohlwollender Herr war, hatte unterdeß mehrfach über die Dinge nachgesonnen, die Minuccio ihm erzählt hatte, und da er das Mädchen und ihre Schönheit sehr wohl kannte, empfand er

jetzt noch größeres Mitleiden für sie, als zuvor; so stieg er denn um die Abendstunde zu Roß, und unter dem Scheine, nur zu seiner Erholung auszureiten, gelangte er zu dem Hause des Gewürzhändlers. Hier ließ er bitten, daß ihm der Garten des Gewürzhändlers, der sehr schön war, geöffnet werde, und vor diesem stieg er ab. Nach einiger Zeit frug er den Bernardo, wie es mit seiner Tochter stehe, und ob er sie noch nicht vermählt habe. „Gnädiger Herr", antwortete Bernardo, „vermählt ist sie nicht; schwer krank aber ist sie gewesen, und ist es noch; wiewol sie seit der neunten Tagesstunde sich fast wunderbar gebessert hat." — Der König erkannte sogleich, wie es mit dieser Besserung zusammenhänge, und sprach: „Bei meiner Treue, es wäre schade, wenn ein so schönes Wesen der Welt schon entrissen werden sollte; wir wollen selber sie zu besuchen gehen."

Bald darauf ging er mit nur zwei Begleitern und Bernardo nach der Kammer der Jungfrau, und sowie er eingetreten war, ging er zu dem Bette, wo die Jungfrau etwas aufgerichtet mit Sehnsucht seiner wartete, nahm sie bei der Hand und sprach: „Madonna, was soll das bedeuten? Ihr seid jung und solltet andern zum Trost gereichen, und lasset Euch von Krankheit anfechten? Wir wollen Euch bitten, daß es Euch aus Liebe zu uns gefalle, Muth zu fassen, damit Ihr bald wieder geneset."

Als die Jungfrau ihre Hände von dem Manne berührt fühlte, den sie über alles liebte, empfand sie, wiewol sie sich etwas schämte, doch in ihrer Seele solche Wonne, als wäre sie im Paradiese, und antwortete ihm so gut sie konnte: „Mein hoher Herr, daß ich es gewagt habe, meine geringen Kräfte überschwerer Last zu unterwerfen, das ist die Ursache dieser meiner Krankheit, von der Ihr mich jedoch, Dank Eurer Gnade, bald befreit sehen werdet." — Der König allein verstand die verdeckte Rede der Jungfrau und schätzte sie darum immer höher; ja, zum öftern schmähete er bei sich selbst das Schicksal, das sie zur Toch-

ter eines geringen Mannes gemacht habe. Nachdem er nun einige Zeit bei ihr verweilt und ihr noch mehr Muth eingesprochen hatte, nahm er Abschied.

Diese Herablassung des Königs wurde viel belobt und dem Gewürzhändler, wie seiner Tochter, zur großen Ehre angerechnet; die letztere aber war so glücklich darüber, als je eine andere es über ihren Geliebten sein konnte, und unterstützt von besserer Hoffnung, genas sie in wenig Tagen und ward schöner, als sie je gewesen war.

Als sie wiederhergestellt war, stieg der König, nachdem er sich mit seiner Gemahlin darüber berathen hatte, welcher Lohn einer solchen Liebe zu gewähren sei, eines Tags mit vielen seiner Barone zu Pferde und begab sich wieder zu dem Hause des Gewürzhändlers, welchen er, nachdem er in dessen Garten eingetreten war, nebst seiner Tochter rufen ließ. Indem kam auch die Königin mit vielen Damen, welche die Jungfrau in ihre Mitte nahmen und sie mit Freundlichkeiten überschütteten.

Einige Augenblicke darauf rief der König mit der Königin die Lisa herbei, und der König sprach zu ihr: „Wackeres Mädchen, die große Liebe, die Ihr zu uns getragen habt, hat Euch große Ehre von uns erwirkt, und wir wollen, daß Euch diese um unsertwillen genehm sei. Die Euch bestimmte Ehre aber besteht darin, daß, da Ihr bereits mannbar seid, Ihr denjenigen zu Euerm Gemahl nehmt, den wir Euch geben wollen, obwol wir dessenungeachtet immerdar uns Euern Ritter zu nennen beabsichtigen, ohne für solche Liebe mehr von Euch zu begehren, als einen einzigen Kuß." — Die Jungfrau war vor Scham im Gesicht ganz purpurroth geworden; doch machte sie den Wunsch des Königs zu dem ihrigen und erwiderte mit leiser Stimme: „Mein gnädiger Herr, ich bin fest überzeugt, erführe man, daß ich Euch liebe, so würde der größte Theil der Welt mich für wahnsinnig halten und vermuthlich glauben, ich erinnere mich nicht, wer ich sei, und begreife weder meine Stellung, noch überdies die

Eure; aber, wie Gott weiß, der allein die Herzen der Sterblichen durchschaut, so erkannte ich Euch in der Stunde, als Ihr zuerst mir wohlgefielet, für meinen König und mich für die Tochter des Gewürzhändlers Bernardo, und sah ein, wie übel es sich für mich schicke, das Verlangen meiner Seele nach einem so hohen Ziele zu richten. Allein, wie Ihr viel besser wißt als ich, niemand verliebt sich nach schuldiger Wahl, sondern nach Antrieb und Gefallen. Diesem Gesetze haben meine Willenskräfte sich mehrfach widersetzt; als sie das aber nicht mehr vermochten, liebte ich Euch, liebe Euch und werde Euch ewig lieben. Nun entschloß ich mich, sobald ich von der Liebe zu Euch mich gefesselt fühlte, aus Euerm Willen immer den meinen zu machen, und deshalb nehme ich denn nicht nur den gern zum Manne und will ihn werth halten, den es Euch gefällt mir zu geben und der mir Ehre und Stellung leihen soll, sondern wenn Ihr sagtet, daß ich im Feuer weilen solle, so würde es mir zur Lust gereichen, wenn ich glaubte, daß ich Euch dadurch gefallen könne. Euch, den König, zum Ritter zu haben, wie wenig das mir zukommt, wißt Ihr selbst, und darum antworte ich hierauf nicht weiter; auch wird Euch der Kuß, den allein Ihr von meiner Liebe begehrt, ohne Erlaubniß der Frau Königin nicht bewilligt werden. Nichtsdestoweniger gebe Euch Gott für solche Huld gegen mich, wie die Eurige und die der Frau Königin hier ist, statt meiner den Dank und den Lohn, welchen zu geben ich nicht vermag." — Und mit diesen Worten schwieg sie.

Der Königin gefiel die Antwort der Jungfrau ungemein, und sie schien ihr ganz so verständig, wie der König gesagt hatte. Der König aber ließ den Vater der Jungfrau und ihre Mutter rufen, und da sie sich mit dem, was er zu thun gedachte, zufrieden erklärten, ließ er einen Jüngling herbeirufen, welcher von edler Geburt, aber arm war und Perdicon hieß, und nachdem er ihm zwei Ringe in die Hand gegeben, ließ er ihn, der dies keineswegs

verweigerte, sich mit der Lisa verloben. Dann gab ihnen der König auf der Stelle, außer vielen kostbaren Edelsteinen, welche er und die Königin der Jungfrau schenkten, Cessalù und Calatabellota, zwei gar schöne und ertragreiche Güter, indem er sagte: „Diese schenken wir dir als Mitgift deiner Braut. Was wir aber weiter für dich thun wollen, das wirst du in der Zukunft erfahren.“ — Nach diesen Worten wandte er sich zu der Jungfrau und sprach: „Nun wollen wir die Frucht pflücken, welche wir von Eurer Liebe ernten müssen.“ — Und damit faßte er mit beiden Händen ihr Haupt und küßte sie auf die Stirn. Perdicon, der Vater und die Mutter der Lisa, die, gleich ihr selber, höchlich zufrieden waren, veranstalteten große Festlichkeiten und hielten eine frohe Hochzeit. Wie viele versichern, so hielt der König der Jungfrau treulich seine Zusage; denn solange er lebte, nannte er sich immer ihren Ritter und ging nie zu einer Waffenthat, daß er ein anderes Zeichen getragen hätte, als was die Lisa ihm geschickt hatte.

Durch solche Handlungen erobert man die Herzen der Unterthanen, gibt andern Anlaß, gut zu handeln, und gewinnt einen ewigen Nachruhm; freilich Dinge, welche zu erreichen heutzutage wenige oder niemand den Bogen seines Geistes zu spannen pflegt, nachdem die Mehrzahl der Herrscher grausam und tyrannisch geworden ist.

Achte Geschichte.

Sophronie, welche die Frau des Gisippus zu sein glaubt, ist die Gattin des Titus Quinctius Fulvus und geht mit ihm nach Rom; hier trifft Gisippus in ärmlichem Zustand ein, und da er sich vom Titus verachtet glaubt, klagt er, um zu sterben, sich selbst an, einen Menschen getödtet zu haben. Titus erkennt ihn wieder und gibt nun, um ihn zu retten, vor, er sei es, der jenen getödtet, worauf derjenige, der es wirklich gethan hat, sich selber angibt. Hiernach werden alle vom Octavian in Freiheit gesetzt, Titus gibt dem Gisippus seine Schwester zur Gattin und theilt sein gesammtes Besitzthum mit ihm.

Als Pampinea zu reden aufhörte und jeder, mehr als alle aber die Ghibellinin, den König Peter gelobt hatte, begann Philomela auf Befehl des Königs also:

Edelsinnige Mädchen, wer von uns wüßte nicht, daß die Könige, sobald sie nur wollen, jegliches Große vollbringen können? Und daß daher von ihnen ganz besonders Hochherzigkeit gefordert wird? Wer, indem er die Macht dazu hat, thut, was ihm obliegt, der thut recht; aber wir dürfen darüber nicht in gleichem Maße erstaunen, noch ihn mit dem höchsten Lobe so erheben, wie wir einen andern würden loben müssen, der dasselbe thäte und dessen geringeres Vermögen uns weniger zu verlangen erlaubte. Wenn ihr daher mit so viel Worten die Handlungen eines Königs erhebt und sie euch so schön erscheinen, so zweifle ich nicht, daß euch die von unsersgleichen noch weit mehr gefallen und noch weit mehr von euch belobt werden müssen, wenn sie denen der Könige gleichkommen oder sie noch übertreffen. Deshalb habe ich mir vorgenommen, euch eine ruhmwürdige und großmüthige Handlung, welche unter zwei befreundeten Bürgern statthatte, in meiner Geschichte vorzutragen.

Zu der Zeit also, als Octavianus Cäsar noch nicht Augustus genannt wurde, sondern in dem Amte, welches man das Triumvirat nannte, das römische Reich regierte, lebte in Rom ein edler Bürger, namens Publius Quinctius Fulvus, welcher einen Sohn hatte, mit Namen Titus Quinctius Fulvus, von großen Anlagen, den er, um die Philosophie zu studiren, nach Athen sandte und dorthin, soviel er konnte, einem edeln Bürger, namens Chremes, der von alters her sein Freund war, empfahl. Von diesem wurde Titus in sein eigenes Haus und zur Gesellschaft seines Sohnes, welcher Gisippus hieß, aufgenommen, und unter der Anleitung eines Weltweisen, namens Aristipp, wurden nun Titus und Gisippus vom Chremes zur Erlernung der Philosophie angehalten.

Während die beiden Jünglinge so miteinander verkehrten, erzeugte bald die große Uebereinstimmung in ihren Sitten und Gewohnheiten eine so enge Brüderschaft und eine so große Freundschaft unter ihnen, daß diese nachher durch keinen andern Unfall als durch den Tod allein getrennt werden konnte. Keiner von beiden fühlte sich wohl oder ruhig, als nur wenn sie zusammen waren. Ihre Studien hatten sie gemeinschaftlich begonnen, und da jeder mit gleich großen Anlagen ausgestattet war, so erstiegen sie mit gleichem Schritte zu ihrem höchsten Ruhme die glorreichen Höhen der Weltweisheit.

In dieser Lebensweise brachten sie zur großen Freude des Chremes, der fast den einen nicht in höherm Maße für seinen Sohn hielt als den andern, wol drei Jahre zu, nach deren Ablauf es geschah, wie denn dies mit allen Dingen geschieht, daß Chremes, der schon alt war, aus diesem Leben schied, worüber beide gleiche Trauer wie über einen gemeinschaftlichen Vater trugen, sodaß die Freunde und Verwandten des Chremes nicht zu unterscheiden wußten, wer von den beiden wegen des ihnen zugestoßenen Unglücks mehr zu trösten sei. Nach einigen Monaten begab es sich jedoch, daß die Freunde des Gisippus und

seine Verwandte ihn aufsuchten und ihm gemeinschaftlich mit Titus zuredeten, eine Frau zu nehmen, und für ihn sodann eine Jungfrau von großer Schönheit und edler Abstammung, und dabei Bürgerin von Athen aussuchten, welche Sophronie hieß und etwa funfzehn Jahr alt war.

Nicht lange Zeit vor der verabredeten Hochzeit bat Gisippus eines Tags den Titus, daß er mit ihm kommen möge, um seine Braut zu sehen, die dieser bisdahin noch nicht gesehen hatte. Als sie in deren Haus gelangt waren und sie nun so zwischen ihnen beiden saß, begann Titus, um die Schönheit der Braut seines Freundes zu betrachten, sie aufmerksam anzuschauen, und bald gefiel ihm jeder Theil an ihr so über die maßen, daß, während er jene still bei sich belobte, er sich so heftig, jedoch ohne daß ein äußeres Zeichen dies verrieth, für sie entflammte, wie irgendein Liebender je für ein Weib sich entflammt hat.

Nachdem sie eine Zeit lang bei ihr verweilt, schieden sie und kehrten nach Hause zurück. Hier begann nun Titus, sobald er allein in sein Zimmer getreten war, an die reizende Jungfrau zu denken, immer mächtiger für sie entbrennend, je mehr er seine Gedanken verfolgte.

Als er dies gewahr ward, begann er nach vielen heißen Seufzern bei sich: „Wehe deinem Leben, Titus! Wohin und worauf richtest du deinen Sinn, deine Liebe und deine Hoffnung? Wie? Erkennst du nicht mehr, daß du sowol um der von Chremes und seiner Familie empfangenen Gastfreundschaft, als um der vollkommenen Freundschaft willen, welche zwischen dir und Gisippus besteht, dessen Braut sie ist, diese Jungfrau mit der Achtung betrachten mußt, die einer Schwester gebührt? Zu was liebst du also? Wohin lässest du dich von täuschender Sehnsucht verlocken; wohin von schmeichelnder Hoffnung? Oeffne die Augen des Verstandes und erkenne dich selbst wieder, o Unglücklicher! Gib der Vernunft Raum und mäßige die Begierde deiner Sinne; zügle den unverständigen Wunsch und richte deine Gedanken anderswohin;

widerstrebe jetzt im Anfange deiner Lust und überwinde dich selbst, solange du Zeit dazu hast. Nicht ziemt es dir, daß du begehrest, was mit deiner Ehre unverträglich ist; dem du nachzugehen dich anschickst, das du fliehen müßtest, selbst wenn du gewiß wärest, es zu erreichen, wie du dessen nicht bist, wenn du das im Auge behältst, was die echte Freundschaft verlangt und was du sollst. Was also willst du thun, Titus? Du wirst die ungeziemende Liebe verlassen, wenn du zu thun entschlossen bist, was sich ziemt." — Dann jedoch dachte er wieder an Sophronien, und plötzlich umgewendet, verwarf er nun alles, was er eben gesagt hatte, und sprach: „Das Gesetz der Liebe ist von größerer Gewalt, als irgendein anderes; es bricht nicht nur das der Freundschaft, sondern selbst das göttliche Gesetz. Wie oft hat der Vater die eigene Tochter geliebt, der Bruder die Schwester, die Stiefmutter den Stiefsohn? Alles Dinge, die weit unnatürlicher sind, als daß ein Freund des andern Frau liebe, wie es schon tausendmal geschehen ist. Ueberdies bin ich jung, und die Jugend ist dem Gesetz der Liebe ganz unterworfen. Was also der Liebe gefällt, das muß auch mir gefallen. Das Ehrbare gebührt den reifern Jahren; ich kann nichts wollen, als was die Liebe will. Ihre Schönheit verdient es, von jedem geliebt und bewundert zu werden; und wenn ich nun, der ich jung bin, sie liebe, wer kann mich mit Recht deshalb tadeln? Nicht deshalb liebe ich sie ja, weil sie Gisippus gehört; nein, ich liebe sie, weil ich sie lieben würde, wessen sie auch gewesen sein möchte. Hier trägt das Schicksal die Schuld, welches sie dem Gisippus, meinem Freunde, statt einem andern bewilligt hat; und wenn sie Liebe erwecken muß, und ihrer Schönheit wegen muß sie es nothwendig, so sollte Gisippus ja mehr erfreut sein, wenn er erfährt, daß ich sie liebe, als daß ein anderer es thut."

Von diesen Trugschlüssen kehrte er dann wieder, indem er sich selbst verspottete, zu deren Gegentheil zurück,

von diesem wieder zu jenen, von jenen zu diesem, und brachte so nicht blos diesen Tag und die folgende Nacht hin, sondern noch viele andere, bis er Appetit und Schlaf verlor und von Entkräftung auf das Lager niedergeworfen wurde.

Gisippus, der ihn mehrere Tage lang gedankenvoll gesehen hatte und ihn jetzt krank sah, ward darüber sehr traurig und bemühte sich mit jeglicher Kunst und Sorge, ohne je von seiner Seite zu weichen, ihm Trost zuzusprechen, während er ihn oft und mit Nachdruck bat, ihm die Ursache seiner Sorge und seiner Krankheit zu entdecken. Titus hatte ihm schon öfter allerlei Fabeln zur Antwort gegeben; doch da Gisippus diese für das erkannt hatte, was sie waren, und Titus immer noch mit Bitten von ihm bestürmt ward, so antwortete er ihm endlich unter Thränen und Seufzern in dieser Art:

„Gisippus, hätte es den Göttern gefallen, so wäre mir der Tod allerdings willkommener gewesen als das längere Leben, wenn ich bedenke, daß das Schicksal mich in eine Lage gebracht hat, wo ich meine Tugend hätte bewähren sollen, und wo ich sie nun zu meiner großen Scham besiegt finde. Doch fürwahr, ich erwarte nun bald den Lohn, der mir dafür gebührt, den Tod, der mir theurer sein soll, als fortzuleben mit dem Andenken meiner Schmach, welche ich dir, dem ich freilich nichts verbergen kann und soll, nicht ohne tief zu erröthen, entdecken werde.“ — Und indem er nun von vorne anhob, vertraute er ihm die Ursache seiner Gedanken, deren Inhalt und den Kampf derselben, und welchen in diesem endlich der Sieg geblieben sei, und wie er aus Liebe für Sophronien vergehe, indem er hinzufügte, daß er in dem Bewußtsein, wie wenig ihm dies zieme, als Buße dafür zu sterben entschlossen sei, und dieses Ziel nun gar bald zu erreichen glaube und hoffe.

Als Gisippus dies hörte und seine Thränen fließen sah, verweilte er einen Augenblick nachdenkend, indem auch er von der Anmuth der schönen Jungfrau, obgleich viel mäßi-

ger, gefesselt war. Doch alsbald erkannte er, daß das Leben seines Freundes ihm theuerer als Sophronie sein müsse, und so von seinen Thränen zu gleichen Thränen eingeladen, antwortete er ihm weinend: „Titus, wärst du nicht des Trostes so bedürftig, wie du bist, so würde ich mich über dich bei dir selber beklagen, als über einen, der unsere Freundschaft verletzt hat, indem du mir solange deine gewaltsame Leidenschaft verborgen hieltest. Und schien sie dir auch ungeziemend, so ist doch das Ungeziemende dem Freunde ebenso wenig zu verbergen als das Geziemende; denn der Freund, wie er sich an dem Ehrbaren mit dem Freunde erfreut, ebenso bemüht er sich, das nicht Ehrbare aus der Seele des Freundes zu entfernen. Doch ich schweige davon und komme zu dem, was ich erkenne, daß jetzt mehr noth thut. Daß du Sophronien, welche mir verlobt ist, glühend liebst, darüber wundere ich mich nicht, und würde mich vielmehr wundern, wenn dem nicht so wäre, da ich sowol ihre Schönheit als den Adel deiner Seele kenne, die einer glühenden Leidenschaft um so fähiger ist, je mehr der bewunderte Gegenstand Vortrefflichkeit in sich schließt. Mit so vielem Recht du also Sophronien liebst, mit ebenso großem Unrecht beklagst du dich, wiewol du es nicht aussprichst, über das Schicksal, das sie mir bewilligt hat, indem es dir scheint, deine Liebe zu ihr wäre mit der Ehre verträglich gewesen, wenn sie einem andern angehört hätte als mir. Allein wenn du verständig bist, wie du pflegst, so sage mir, wem hätte das Glück sie eher bewilligen können, daß du ihm zum Dank verpflichtet wärest, als indem es mir sie bewilligt hat? Jeder andere, der sie von ihm empfangen hätte, würde sie, wie ehrenhaft deine Liebe auch gewesen wäre, doch mehr für sich als für dich geliebt haben; von mir aber darfst du dies, wenn du mich wirklich so für deinen Freund hältst, wie ich es bin, nicht fürchten, und zwar aus dem Grunde, weil ich mich nicht erinnere, daß ich, solange wir Freunde sind, etwas besessen hätte, was nicht so gut dein als mein

gewesen wäre. Dies würde ich, wäre die Verbindung schon so weit gediehen gewesen, daß es nicht anders mehr sein könnte, auch hiermit gethan haben, wie mit jedem andern Gut; aber noch steht die Sache ja in solchen Grenzen, daß ich dich zu Sophroniens alleinigem Besitzer machen kann, und so will ich es thun. Denn ich wüßte nicht, was meine Freundschaft dir werth sein könnte, wenn ich in einer Angelegenheit, die sich mit Ehren ins Werk richten läßt, nicht dein Verlangen zu dem meinigen zu machen verstände. Es ist wahr, Sophronie ist meine Braut und ich liebte sie sehr, und mit großen Freuden erwartete ich unsere Hochzeit; allein da du, hierin viel einsichtiger als ich, mit größerer Begierde einen so seltenen Gegenstand als sie ist, begehrst, so sei sicher, daß sie nicht als meine, sondern als deine Frau in meine Kammer kommen wird. Darum laß denn das Grübeln, verscheuche den Trübsinn, rufe die verlorene Gesundheit, den Trost und die Heiterkeit zurück, und erwarte von diesem Augenblick an den Lohn, dessen deine Liebe viel würdiger ist, als die meine es war."

Wie Titus den Gisippus so reden hörte, machte ihn, soviel die schmeichelnde Hoffnung darin ihm auch Freude gewährte, die pflichtmäßige Ueberlegung doch schamroth, indem sie ihm vorhielt, daß, je größer bei Gisippus die Großmuth sei, um so größer auch bei ihm die Unziemlichkeit, sie anzunehmen, erscheine. Darum hörte er mit seinen Thränen nicht auf und antwortete ihm mit Mühe also: „Gisippus, deine großmüthige und echte Freundschaft weist mich klar auf das hin, was der meinigen zu thun geziemt. Gott wolle nicht, daß ich diejenige, die er dir als dem Würdigern gewährt hat, von dir als die Meinige empfange. Hätte er gefunden, daß sie mir zukäme, so darfst weder du noch andersjemand glauben, daß er sie dir bewilligt haben würde. Genieße also froh die Frucht deiner Wahl, des verständigen Rathes deiner Freunde und der göttlichen Gunst, und laß mich in meinen Thränen vergehen, die Gott mir, als einem eines solchen Gutes Un=

würdigen, bereitet hat; ich werde entweder sie überwinden, und das wird dir lieb sein, oder sie überwinden mich, und dann bin ich frei von Pein."

„Titus", erwiderte Gisippus hierauf, „kann unsere Freundschaft mir ein Recht geben, daß ich dich zwinge, einem meiner Wünsche zu folgen, und kann sie dich bewegen, ihm nachzugeben, so gedenke ich entschieden, in diesem sie geltend zu machen, und wenn du nicht meinen Bitten dich willig ergibst, so denke ich mit derjenigen Gewalt, welche wir zum Heil unserer Freunde anwenden dürfen, zu machen, daß Sophronie dein werde. Ich kenne die Macht der Liebe und weiß, daß sie nicht ein-, sondern vielemal die Liebenden zu unglücklichem Tode geführt hat, und ich sehe dich diesem so nah, daß du weder umkehren, noch deine Thränen besiegen kannst, sondern fortschreitend besiegt unterliegen mußt, worauf ich dir dann ohne Zweifel bald genug folgen würde. Liebte ich dich also auch um nichts anderes, so muß mir dein Leben theuer sein, damit ich selbst lebe. Sophronie werde also dein, denn nicht leicht würdest du eine andere finden, die dir gleich dieser gefiele; ich aber kann meine Liebe leicht einer andern zuwenden, und habe dann dich und mich beglückt. Ja, vielleicht würde ich so freigebig in diesem Stücke nicht sein, wenn die Frauen so selten und so schwierig zu finden wären wie ein Freund, und deshalb, weil ich gar leicht eine andere Gattin, nicht aber einen andern Freund finden kann, so will ich lieber sie — ich sage nicht verlieren, denn ich verliere sie nicht, indem ich sie dir gebe, sondern übertrage sie damit nur meinem andern Selbst, und zwar zu ihrem eigenen Besten — dir übertragen als dich verlieren. Darum, wenn meine Bitten irgendetwas über dich vermögen, so beschwöre ich dich, von diesem Kummer dich loszureißen, dich und mich zugleich wieder aufzurichten und mit guter Hoffnung dich anzuschicken die Wonne zu empfangen, welche deine heiße Liebe zu der Geliebten begehrt."

Wiewol Titus noch immer darin einzuwilligen sich schämte, daß Sophronie seine Frau werde, und deshalb noch eine Zeit lang Widerstand leistete, so zog ihn doch von der einen Seite die Liebe, von der andern trieb ihn das Zureden des Gisippus, sodaß er endlich sprach: „Sieh, Gisippus, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, daß ich mehr meinen oder deinen Wunsch erfülle, indem ich thue, was du mich unter Bitten versicherst, daß es dir so sehr gefalle; und da deine Großmuth von der Art ist, daß sie selbst die gebührende Scham bei mir überwindet, so will ich es thun. Aber davon sei überzeugt, daß ich es nicht thue wie jemand, der nicht wüßte, daß er damit von dir nicht blos die Geliebte, sondern das Leben selbst wieder empfängt. Mögen die Götter mir gewähren, wenn es sein kann, daß ich dich noch einst gebührend ehren und dir zu deinem Heil beweisen könne, wie theuer mir das sei, was du für mich, mitleidiger mit mir als ich selbst, gethan hast."

Nach diesen Worten sagte Gisippus: „Titus, wenn wir wollen, daß diese Sache in Wirklichkeit übergehe, so scheint es mir, daß nur dieser Weg einzuschlagen sei. Wie du weißt, ist Sophronie nach langen Verhandlungen meiner Verwandten und der ihrigen meine Braut geworden, und wenn ich daher jetzt aufträte und sagte: ich wolle sie nicht zur Frau, so würde ein großes Aergerniß daraus entspringen, und ich würde ihre und meine Angehörigen dadurch aufbringen. Daraus würde ich mir nun zwar wenig machen, wenn ich sie nur um deshalb sicher die deinige werden sähe; allein ich fürchte, wenn ich sie jetzt im Stich ließe, daß ihre Verwandte sie gar bald einem andern geben möchten, welcher andere du vielleicht nicht wärest, und so hättest dann du verloren, was ich nicht gewonnen hätte. Darum scheint es mir das Beste, wenn du damit zufrieden bist, daß ich in dem fortfahre, was ich begonnen habe, daß ich sie als die Meinige nach Hause führe, die Hochzeit halte, daß du aber alsdann heimlich, wie wir das

schon einrichten wollen, mit ihr als deiner Frau schlafen gehst. Später, wenn Zeit und Ort gelegen sind, machen wir dann die Sache bekannt, und wenn es ihnen ansteht, so ist es gut, wo nicht, so ist es doch geschehen; und da es nicht ungeschehen zu machen ist, so werden sie endlich damit zufrieden sein müssen."

Dem Titus gefiel dieser Rath vollkommen; Gisippus empfing daher Sophronien als die Seinige in seinem Hause, nachdem Titus inzwischen wiederhergestellt und wohlauf war. Groß waren die Festlichkeiten, und wie die Nacht herankam, verließen die Frauen die Neuvermählte in dem Bette ihres Gemahls und gingen fort. Das Zimmer des Titus stieß an das des Gisippus, und man konnte von dem einen in das andere gelangen. Sobald daher Gisippus in seiner Kammer allein war und jedes Licht ausgelöscht hatte, schlich er sich heimlich zu Titus und forderte diesen nun auf, sich zu seiner Geliebten ins Bett zu legen. Wie Titus dies sah, wollte er, von Scham besiegt, alles rückgängig machen und weigerte sich, zu gehen; doch Gisippus, der mit ganzer Seele, so gut wie mit Worten, den Wunsch des Titus zu erfüllen entschlossen war, bewog ihn nach langem Kampf zu gehen. Als dieser nun zu ihr in das Bette kam, umarmte er die Jungfrau und frug sie wie scherzend leise, ob sie seine Frau sein wolle. Sie, die ihn für Gisippus hielt, antwortete: ja; worauf er, ihr einen schönen und reichen Ring an den Finger steckend, sprach: „Und ich will dein Mann sein." — Dann vollzog er mit ihr die Ehe und erfreute sich ihrer lange in Liebe, ohne daß sie oder sonst jemand je bemerkt hätte, daß ein anderer als Gisippus bei ihr läge.

Während es nun um die Ehe Sophroniens und des Titus also stand, schied Publius, sein Vater, aus diesem Leben. Man schrieb ihm daher, daß er ohne Weilen, um seine Angelegenheiten in Rom zu besorgen, zurückkehren möge; weshalb er denn mit Gisippus übereinkam, daß er reisen und Sophronien mit sich führen wolle. Dies aber

sollte und konnte auch nicht füglich geschehen, ohne ihr zu offenbaren, wie die Sachen ständen; deshalb riefen denn beide sie eines Tags in ihre Kammer und entdeckten ihr völlig, wie alles sich verhalte, indem Titus ihr dies durch viele kleine Begebenheiten, welche zwischen ihm und ihr stattgehabt hatten, überzeugend nachwies.

Sophronie fing, nachdem sie den einen und den andern nur ein wenig zürnend angeblickt hatte, heftig zu weinen an, indem sie bei sich selber sich über die von Gisippus ausgegangene Täuschung beklagte, und ohne in des Gisippus Hause ein Wort davon zu sagen, begab sie sich nach dem Hause ihres Vaters und erzählte ihm und der Mutter hier den Betrug, welchen Gisippus ihr und ihnen gespielt, infolge dessen sie des Titus und nicht, wie sie bisdahin geglaubt hatte, Gisippus' Gemahlin sei. Der Vater der Sophronie fühlte sich durch das Geschehene sehr verletzt, und beschwerte sich nebst seinen Verwandten gegen die des Gisippus laut und anhaltend darüber, woraus denn großer und vielfacher Verdruß und Händel hervorgingen. Gisippus ward seinen und den Angehörigen der Sophronie verhaßt, und jeder sagte, er sei nicht blos des Tadels, sondern harter Strafe würdig. Er dagegen behauptete, er habe etwas durchaus Ehrenhaftes gethan und Sophroniens Verwandte müßten ihm vielmehr Dank wissen, daß er sie mit einem bessern Gemahl, als er selbst sei, vermählt habe.

Auf der andern Seite hörte Titus dies alles wieder und litt viel darunter; da er aber wußte, es sei die Art der Griechen, solange mit Lärmen und Drohungen sich breit zu machen, bis sie einen gefunden hätten, der ihnen antwortete, dann aber nicht allein demüthig, sondern sogar kriechend zu werden, so meinte er, daß ihr Gerede nicht länger ohne Antwort zu ertragen sei. Da er nun von römischem Muthe und athheniensischer Klugheit war, so ließ er auf geschickte Weise die Verwandten des Gisippus und die der Sophronie in einem Tempel zusammenkommen, und trat hier, blos von

Gisippus begleitet, mitten unter sie und sprach zu den Harrenden: „Gar viele Weltweise glauben, daß alles, was von den Sterblichen vollbracht wird, Bestimmung und Vorsicht der unsterblichen Götter sei, und deshalb wollen denn auch einige, daß alles, was jene thun oder jemals thun werden, nothwendig sei, wiewol einige andere der Meinung sind, diese Nothwendigkeit komme nur dem wirklich Geschehenen zu. Wenn wir diese Meinungen mit einigem Bedacht erwägen, so erkennen wir deutlich genug, daß das Tadeln eines Ereignisses, welches nicht mehr ungeschehen zu machen ist, nichts anderes heißt, als sich weiser zeigen wollen, wie die Götter sind, von welchen wir doch glauben müssen, daß sie mit ewiger Einsicht und ohne irgendeinen Irrthum über uns und unsere Angelegenheiten verfügen und sie leiten. Hieraus könnt ihr denn leicht erachten, welch eine thörichte und einfältige Anmaßung es ist, ihre Werke zu tadeln, und zugleich, welche Ketten diejenigen verdienen, die sich von ihrem Uebermuth so weit hinreißen lassen. Zu diesen aber gehört ihr alle, meiner Meinung nach, wenn ihr dagegen, daß Sophronie mein Weib geworden ist, während ihr sie dem Gisippus bewilligt hattet, wirklich, so wie ich höre, geredet habt und noch redet, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß es von Ewigkeit an bestimmt war, sie solle nicht des Gisippus, sondern mein werden, wie sich daraus, daß es so geschehen ist, jetzt deutlich ergibt.

„Doch da das Reden von der geheimen Anordnung und Absicht der Götter vielen dunkel und schwer zu verstehen scheint, so will ich einen Augenblick annehmen, daß sie sich um keine unserer Angelegenheiten bekümmern, und mich zu den Entschließungen der Menschen herablassen; wiewol ich, indem ich hiervon rede, zweierlei thun muß, was meinen Gewohnheiten sehr entgegen ist. Das eine ist, daß ich mich selbst ein wenig loben, das zweite, daß ich andere tadeln oder herabsetzen muß. Doch da ich mich so wenig bei dem einen wie bei dem andern von der Wahr-

heit zu entfernen gedenke und der gegenwärtige Fall es erfordert, so will ich es thun.

„Eure Klagen, mehr von blinder Wuth als von Ueberlegung eingegeben, tadeln mit beständigem Murren, ja mit Lärmen, verschwärzen und verdammen den Gisippus, weil er mir durch seinen Beschluß diejenige zur Gattin gegeben, die ihr durch den eurigen ihm gegeben hattet, während ich meine, daß er deshalb aufs höchste zu loben sei, und zwar aus folgenden Gründen. Zuerst, weil er damit gethan hat, was ein Freund thun muß, und zweitens, weil er daran verständiger gehandelt, als ihr gethan hattet. Was die heiligen Gesetze der Freundschaft fordern, daß ein Freund für den andern thue, das ist jetzt nicht meine Absicht, euch auseinanderzusetzen, und ich begnüge mich damit, euch daran zu erinnern, daß das Band der Freundschaft enger verbindet als das des Bluts oder der Schwägerschaft; denn die Freunde haben wir, wie wir sie uns wählen, die Verwandten aber, wie das Glück sie uns gibt. Wenn daher Gisippus mein Leben höher anschlug als euer Wohlwollen, so darf sich niemand darüber wundern, da ich sein Freund bin, wie ich mich dafür halte.

„Doch kommen wir zu dem zweiten Grunde, bei dem ich euch mit mehr Nachdruck werde zeigen müssen, daß er weiser war als ihr; denn von der Vorsicht der Götter scheint ihr mir freilich nichts, und von den Wirkungen der Freundschaft noch viel weniger zu verstehen. Es war eure Berechnung, euer Rathschluß und eure Abrede, welche Sophronien dem Gisippus gab, einem jungen Mann und einem Weltweisen, und es war des Gisippus Rathschluß, der sie gleichfalls einem Jüngling und Philosophen übergab. Euer Beschluß gab sie einem Athenienser, der des Gisippus einem Römer; der eurige einem edeln Jüngling, der des Gisippus einem noch edlern; der eurige einem reichen jungen Mann, der des Gisippus einem sehr reichen; der eurige einem Jüngling, der sie nicht nur nicht liebte, sondern kaum kannte; der des Gisippus einem jungen Mann,

welcher sie über jedes Glück, ja mehr als sein eigenes Leben liebte.

„Doch laßt uns einzeln betrachten, ob, was ich sage, wahr und also mehr zu loben sei, als was ihr gethan hattet. Daß ich jung und ein Philosoph sei, wie Gisippus, das können mein Aussehen und meine Studien, ohne weiter lange davon zu reden, erweisen. Ein und dasselbe Alter ist das meine und das seine, und mit gleichem Schritte sind wir in den Studien immer fortgeschritten. Es ist wahr, er ist ein Athenienser und ich bin ein Römer; wenn indeß über den Ruhm der Vaterstadt gestritten werden soll, so werde ich anführen, daß ich aus einer freien, er aus einer zinsbaren Stadt ist; erwähnen, daß ich aus einer Stadt bin, die die Beherrscherin der Welt, er aus einer ist, welche der meinigen gehorcht; erwähnen, daß ich aus einer Stadt, welche durch Waffenruhm, Herrschaft und Studien blüht, während er die seinige nur um ihrer Studien willen rühmen kann. Ueberdies aber bin ich, wenn ihr mich hier auch als einen ziemlich demüthigen Schüler erblickt, doch keineswegs aus den Hefen des römischen Volks geboren. Mein Haus und die öffentlichen Orte Roms sind voll alter Bildsäulen meiner Ahnen, und die römischen Annalen finden sich mit Triumphzügen gefüllt, welche die Quinctier auf das römische Capitol führten. Auch ist der Ruhm unsers Namens nicht etwa durch das Alter gerostet, sondern noch heute blüht er mehr als jemals. Ich schweige aus Scham von meinen Reichthümern, indem ich gedenke, daß eine ehrenvolle Armuth ein ebenso altes als glänzendes Erbgut der edeln Bürger Roms ist. Wird diese Armuth aber von der Meinung des Pöbels verworfen, und werden die Schätze gerühmt, so habe ich deren nicht wie ein Habsüchtiger, sondern wie ein vom Glücke Geliebter im Ueberfluß.

„Wohl erkenne ich, daß es euch werth war, und so mußte es und muß es sein, den Gisippus hier zu euerm Verwandten zu haben; allein aus keinem Grunde darf ich

in Rom euch minder werth sein, wenn ihr erwägt, daß ihr in mir einen trefflichen Gastfreund, einen nützlichen, eifrigen und mächtigen Beschützer nicht blos in den öffentlichen Angelegenheiten, sondern auch für eure besondern Geschäfte dort haben werdet. Wer also, wenn er von Eigenwillen absieht und verständig überlegt, wird euern Entschluß mehr loben können als den meines Gisippus? Gewiß niemand! So ist denn Sophronie wohl vermählt an Titus Quinctius Fulvus, einen edeln, ahnenreichen und vermögenden Bürger von Rom und einen Freund euers Gisippus, und wer sich darüber beklagt oder wen es verdrießt, der thut nicht, was er soll, und weiß nicht, was er thut.

„Vielleicht werden einige behaupten, nicht darüber klage Sophronie, daß sie die Gattin des Titus sei, sondern nur über die Art, wie sie seine Gemahlin geworden, heimlich, verstohlen, ohne daß Freunde und Verwandte etwas davon gewußt hätten. Doch dies ist nichts Wunderbares, noch etwas, das zum ersten mal geschähe. Gern übergehe ich alle die, welche gegen den Willen ihrer Väter Männer nahmen; alle die, welche mit ihren Geliebten entflohen und früher Bettgenossinnen als Ehefrauen waren; alle, die früher durch Schwangerschaft und Entbindung als durch die Zunge ihre Ehe, welche die Noth annehmlich gemacht hatte, offenbarten; dies alles ist mit Sophronien nicht geschehen, vielmehr ist sie ordentlicher-, überlegter- und ehrbarerweise von Gisippus dem Titus übergeben worden.

„Vielleicht wenden andere ein, dann habe sie jemand vermählt, dem es nicht zukam, sie zu vermählen. Doch dies sind thörichte und weibische Klagen, welche nur aus geringem Nachdenken entspringen können. Bedient sich denn das Schicksal nicht oft neuer Wege und neuer Werkzeuge, um die Dinge zu dem von ihm bestimmten Ausgang zu führen? Was habe ich mich darum zu kümmern, ob statt eines Philosophen ein Schuhmacher über eine mei-

ner Angelegenheiten nach seiner Meinung heimlich oder öffentlich verfügt hat, wenn nur das Ende gut ist? Nur davor habe ich mich, wenn der Schuhmacher nicht verständig ist, zu hüten, daß er dergleichen nicht wieder thun könne; für das Geschehene aber ihm zu danken. Hat nun Gisippus die Sophronie wohl vermählt, so ist das Schelten über die Art und Weise und über ihn eine überflüssige Thorheit. Traut ihr seinem Verstande nicht, so hütet euch in Zukunft, daß er die eurigen nicht mehr vermählen könne; aber für diesmal habt ihr ihm zu danken.

„Ueberdies müßt ihr wissen, daß ich weder durch List noch durch Trug gesucht habe, die Ehre und die Reinheit euers Bluts in Sophroniens Person zu beflecken; und wiewol ich sie heimlich zur Frau nahm, benahm ich mich doch nicht als ein Räuber ihrer Jungfräulichkeit, noch wollte ich als Feind sie auf eine minder ehrbare Art vorübergehend gewinnen, indem ich es verschmäht hätte, mich euch bleibend zu verschwägern; sondern heftig entflammt von ihrer hohen Schönheit und von ihrer Tugend sah ich wohl ein, daß, hätte ich sie auf die Weise gesucht, die euch vielleicht allein geziemend dünkt, ich sie, die von euch so sehr geliebt wird, weil ihr besorgt hättet, daß ich sie nach Rom führen möchte, nicht von euch erhalten haben würde. Ich bediente mich also des heimlichen Kunstgriffs, der euch jetzt offenbar sein kann, und bewog den Gisippus, in das, was er selbst zu thun nicht gesonnen war, in meinem Namen einzuwilligen. Hernach aber, so heftig ich sie auch liebte, habe ich doch nicht als Liebhaber, sondern als Gemahl ihre Umarmungen begehrt, indem ich nicht eher mich ihr nahete, wie sie selbst mit Wahrheit bezeugen kann, als bis ich sie mit gebührenden Worten und mit dem Ringe mir vermählt hatte, indem ich sie frug, ob sie mich zum Manne wolle und sie mir ja antwortete. Dünkt sie sich dennoch getäuscht, so bin nicht ich deshalb zu tadeln, sondern sie selbst, daß sie mich nicht frug, wer ich sei.

„Dies ist nun das große Uebel, die große Sünde, das

große Unrecht, welches von Gisippus, als dem Freunde, und von mir, als dem Liebenden, begangen wurde, daß Sophronie heimlich des Titus Quinctius Frau geworden ist, und deswegen verleumdet ihr ihn, droht ihm und stellt ihm nach. Und was könntet ihr mehr thun, wenn er sie einem Schuft, einem Elenden oder einem Sklaven gegeben hätte? Welche Ketten, welcher Kerker und welches Kreuz würden euch dann genügen? Doch lassen wir das jetzt. Die Zeit, welche ich noch nicht erwartete, ist gekommen; mein Vater ist gestorben und ich muß nach Rom zurück, und da ich nun Sophronien mit mir führen will, so habe ich euch offenbart, was ich sonst vielleicht euch noch verborgen gehalten hätte. Seid ihr verständig, so werdet ihr dies froh hinnehmen; denn hätte ich euch betrügen oder beschimpfen wollen, so konnte ich sie euch ja entehrt zurücklassen. Aber das wolle Gott nicht, daß in einer römischen Brust solche Verworfenheit je wohnen könnte.

„Sie also, Sophronia sage ich, ist mit der Einwilligung der Götter, durch die Kraft menschlicher Gesetze, durch die lobenswerthe Klugheit meines Gisippus und durch meine liebende List die Meinige geworden. Dies verdammet ihr nun, vielleicht weil ihr euch für weiser haltet als andere Menschen, thöricht genug auf zweierlei Weise, deren jede mir widerwärtig ist; zuerst, indem ihr Sophronien zurückhaltet, auf welche ihr kein weiteres Recht habt, als mir beliebt euch zu verstatten; und zweitens, indem ihr den Gisippus, dem ihr zu hohem Dank verpflichtet seid, wie einen Feind behandelt. Wie thöricht ihr an beidem thut, das will ich euch jetzt nicht weiter auseinandersetzen; nur als Freunden will ich euch rathen, euern Zorn abzulegen, allen euern Unwillen zu verlassen und Sophronien mir zurückzugeben, damit ich froh als euer Verwandter scheide und als der eurige leben könne. Denn dessen seid gewiß, mag euch nun gefallen oder nicht gefallen, was geschehen ist: wenn ihr anders zu handeln gedächtet, so nehme ich den Gisippus mit mir, und wahrlich, sobald ich

nach Rom gelange, will ich euch allen zum Trotz die schon zurückerhalten, welche rechtmäßig die Meinige ist, und durch die Erfahrung will ich euch belehren, was der Zorn einer römischen Seele vermag, indem ich dann für alle Zeit euer Feind bin."

Nachdem Titus so gesprochen hatte, erhob er sich mit zorniger Miene, ergriff den Gisippus bei der Hand, und indem er zu erkennen gab, wie wenig er sich aus allen denen machte, die im Tempel waren, ging er mit erhobenem Haupte und drohender Geberde aus demselben hinaus.

Die, welche darin zurückgeblieben waren, erachteten nun einmüthig, theils von den Gründen des Titus zu seiner Verwandtschaft und zu seiner Freundschaft hingezogen, und theils von seinen letzten Worten erschreckt, es für besser, den Titus zum Schwager anzunehmen, da Gisippus es nicht habe sein wollen, als den Gisippus als Schwager verloren und den Titus zum Feind gewonnen zu haben. Deshalb eilten sie, den Titus wieder aufzusuchen und ihm zu sagen, es sei ihnen genehm, daß Sophronie die Seine sei, und sie wollten hinfort sowol ihn für ihren werthen Verwandten, als den Gisippus für ihren guten Freund betrachten. Hierauf begrüßte man einander wechselseitig als Verwandte und Freunde mit aller Herzlichkeit, und wieder heimgekehrt, sandten Sophroniens Verwandte ihm diese zurück. Verständig, wie sie war, machte sie aus der Noth eine Tugend und trug die Liebe, welche sie für Gisippus gefühlt hatte, bald auf Titus über, ging mit ihm nach Rom und wurde hier mit großen Ehren empfangen.

Gisippus blieb indessen in Athen zurück; allein fast von allen gering geachtet, ward er nicht lange darauf infolge gewisser bürgerlicher Zwistigkeiten mit allen Angehörigen seines Hauses arm und elend aus Athen verjagt und zum ewigen Exil verurtheilt. In diesem Zustande, und nicht blos arm, sondern zum Bettler geworden, schleppte sich Gisippus, so gut er konnte, nach Rom, um zu versuchen, ob Titus sich seiner noch erinnern würde. Nach-

dem er erfahren, daß er noch lebe und bei allen Römern in großer Achtung stehe, und demnächst seine Wohnung erforscht hatte, stellte er sich vor dieselbe hin und harrte so lange, bis Titus herauskam. Bei dem Elend, in welchem er war, wagte er es nicht, ihn anzureden, sondern dachte darauf, sich ihm bemerklich zu machen, damit Titus ihn erkennen und alsdann herbeirufen ließe. Doch Titus ging vorüber, und da Gisippus glaubte, er habe ihn gesehen und schäme sich seiner, so eilte er, in dem Gedanken an das, was er einst für ihn gethan hatte, von Unwillen und Verzweiflung ergriffen, von dannen.

Bereits war es Nacht geworden, und während er noch nüchtern und ohne Geld, ohne zu wissen wohin, vor allem aber nach dem Tode verlangend, umherirrte, gerieth er in eine sehr wüste Gegend der Stadt. Hier erblickte er eine weite Grotte und trat in dieselbe ein, um die Nacht hier zuzubringen, warf sich dort, übel bekleidet wie er war, auf die nackte Erde nieder und verfiel endlich, vom langen Weinen erschöpft, in Schlaf.

Zu dieser Grotte kamen am frühen Morgen zwei Menschen, welche die Nacht auf Diebstahl ausgewesen waren, mit dem gestohlenen Gute. Sie geriethen in Streit, und der eine, welcher der Stärkere war, erschlug den andern und entfloh. Dies alles hatte Gisippus mitangehört und gesehen, und es dünkte ihm, nun zu dem Tode, den er so sehr begehrte, ohne sich selbst zu tödten, den Weg gefunden zu haben. Deshalb verweilte er denn, ohne sich zu entfernen, so lange an dem Orte, bis die Schergen des Gerichts, welches schon von diesem Vorfall gehört hatte, herbeikamen und den Gisippus gefangen ungestüm hinwegführten. Bei dem Verhöre gestand er, daß er diesen Menschen getödtet und nicht vermocht habe, aus der Grotte zu entfliehen; deshalb gebot denn der Prätor, welcher Marcus Varro hieß, daß Gisippus, wie es damals Gebrauch war, am Kreuze sterben solle.

Zufällig war Titus zu dieser Stunde auf das Präto-

rium gekommen, blickte dem unglücklichen Verurtheilten ins Gesicht, vernahm das Warum seiner Verurtheilung und erkannte ihn nun plötzlich als Gisippus, nicht minder über dessen elendes Geschick als darüber erstaunt, wie er hierhergekommen sein könne. Von Verlangen ergriffen, ihn zu retten, und ohne einen andern Weg zu seinem Heil zu wissen, als wenn er sich selbst anklagte, um ihn von der Anklage zu befreien, trat er hervor und sagte laut: „Marcus Varro, rufe den armen Mann zurück, welchen du verurtheilt hast, denn er ist schuldlos. Ich habe die Götter genug durch eine Schuld beleidigt, indem ich den erschlug, den deine Schergen diesen Morgen getödtet fanden, und will sie jetzt nicht zum zweiten mal durch den Tod eines andern Unschuldigen beleidigen."

Varro erstaunte und war unzufrieden, daß das ganze Prätorium dies vernommen hatte; doch da er nun mit Ehren nicht umhin konnte zu thun, was die Gesetze vorschrieben, so ließ er den Gisippus zurückkommen und sprach in Gegenwart des Titus zu ihm: „Wie warst du so thöricht, ohne daß dir irgendein Zwang angethan war, zu bekennen, was du nicht thatest und wobei doch dein Leben auf dem Spiele stand? Du behauptetest, der gewesen zu sein, welcher vergangene Nacht jenen Menschen erschlug, und jetzt kommt dieser her und versichert, daß nicht du, sondern er ihn getödtet."

Gisippus blickte auf und sah, daß es Titus war, und erkannte gar wohl, er thue dies, um ihn zu retten und aus Dankbarkeit für den ihm einst erwiesenen Dienst. Weinend vor Rührung sprach er daher: „Varro, fürwahr, ich tödtete ihn, und des Titus Mitleid kommt für meine Rettung jetzt zu spät." — Von der andern Seite entgegnete Titus: „Prätor, wie du siehst, ist dieser ein Fremdling, der ohne Waffen an der Seite des Ermordeten gefunden wurde, und leicht kannst du erkennen, daß sein Elend ihm Anlaß gab, den Tod zu begehren; darum laß ihn frei und strafe mich, der ich es verdient habe."

Varro erstaunte über das Andringen dieser beiden und ahnte jetzt wohl, daß keiner von ihnen der Schuldige sein möchte. Und während er noch über die Art, wie beide loszusprechen seien, nachdachte, siehe, da trat ein Jüngling hervor, namens Publius Ambustus, ein aufgegebener und allen Römern als Räuber bekannter Mensch. Dieser hatte in der That den Mord begangen, und da er wußte, daß keiner von jenen beiden dessen schuldig sei, wessen er sich anklagte, so kam eine solche Rührung über deren Unschuld in sein Herz, daß er von Mitleid tief bewegt vor Varro hintrat und also sprach: „Prätor, mein Geschick ruft mich herbei, um die schwere Streitfrage zwischen diesen beiden zu lösen. Ich weiß nicht, welch ein Gott mich innerlich stachelt und antreibt, dir meine Schuld zu bekennen, und darum wisse denn, daß keiner von beiden dessen schuldig ist, wessen jeder sich selbst anklagt. Ich bin in der That der, welcher jenen Menschen heute morgens bei Tagesanbruch erschlug, und diesen Unglücklichen, der hier steht, sah ich dort schlafend, während ich das gestohlene Gut mit dem theilte, den ich nachher ermordete. Titus aber braucht nicht erst von mir gerechtfertigt zu werden; sein unbefleckter Ruf bekundet hinlänglich, daß er nicht der Mann ist, dergleichen zu thun. Darum laß beide frei, und verhänge über mich die Strafe, welche die Gesetze befehlen."

Octavian hatte bereits von dieser Sache gehört; er ließ daher alle drei vor sich kommen und wollte die Ursache wissen, weshalb jeder der Verurtheilte sein wollte. Alle erzählten sie ihm und Octavian ließ darauf die beiden, weil sie unschuldig waren, und den dritten um jener willen frei. Nun nahm Titus seinen Gisippus bei der Hand und, nachdem er ihn zuvor wegen seiner Lauheit und seines Mistrauens gar sehr getadelt hatte, bezeigte er ihm unaussprechliche Freude und führte ihn mit sich in sein Haus, wo Sophronie ihn mit Thränen der Rührung wie einen Bruder empfing. Nachdem er ihn hier einigermaßen wieder erquickt, bekleidet und ausgestattet hatte, wie es seinen

Tugenden und seinem Adel gebührte, theilte er zuerst alle seine Schätze und jede seiner Besitzungen mit ihm, und gab ihm dann eine seiner Schwestern, die noch jung war, namens Fulvia, zur Gattin; hierauf aber sprach er: „Gisippus, bei dir steht es nun, ob du hinfort bei mir weilen oder mit alle dem, was ich dir geschenkt habe, nach Griechenland zurückkehren willst.“ — Gisippus, den von der einen Seite das Exil, welches ihn aus seiner Vaterstadt verbannte, von der andern die Liebe, welche er mit Recht für die dankbare Freundschaft des Titus empfand, bewog, entschloß sich, ein Römer zu werden.

Hier lebten sie nun, er mit seiner Fulvia und Titus mit seiner Sophronie, in einem Hause lange und froh beisammen, und wurden mit jedem Tage, wenn dies anders noch möglich war, innigere Freunde.

Eine gar heilige Sache ist es also um die Freundschaft, und nicht nur besonderer Achtung würdig ist sie, sondern auch werth, mit ewigem Lobe gepriesen zu werden, als verständige Mutter der Großmuth und edler Gesinnung, als Schwester der Dankbarkeit und der Nächstenliebe, und als des Hasses und Geizes Feindin, welche immer, ohne die Bitte abzuwarten, bereit ist, kräftig für andere das zu thun, was sie wünscht, daß für sie selbst gethan werde. Davon aber, daß ihre heiligen Wirkungen in unsern Tagen selten in zwei Menschen entdeckt werden, fallen die Schuld und die Schmach auf die elende Habgier der Sterblichen, welche, indem sie nur auf den eigenen Vortheil sieht, jene über die äußersten Grenzen der Erde hinaus in eine ewige Verbannung gewiesen hat. Welche Liebe, welche Reichthümer, welche Verwandtschaft hätten die Glut, die Thränen und die Seufzer des Titus so wirksam im Herzen des Gisippus wiedertönen lassen, daß er darum seine schöne, edle und von ihm selbst geliebte Braut zu der des Titus gemacht hätte, wenn nicht sie, die Freundschaft, es gethan hätte?

Welche Gesetze, welche Drohungen und welche Furcht hätten den jugendlichen Arm des Gisippus an einsamen und dunkeln Orten, ja im eigenen Bett von den Umarmungen der jungen Schönen zurückgehalten, welche ihn vielleicht selber gelegentlich dazu einlud, wäre nicht die Freundschaft es gewesen? Welch äußerer Glanz, welche Belohnung, welcher Vorschub hätte den Gisippus es gering achten lassen, seine eigenen Verwandten und die der Sophronie zu verlieren, hätten ihn bewogen, das verletzende Murren des Volks zu überhören und, blos um dem Freunde genug zu thun, den Hohn und die Verspottung aller zu verachten, als eben sie? Und auf der andern Seite, wer hätte den Titus ohne irgendein Zaudern bereit gemacht, obwol er gar füglich sich stellen konnte, als sehe er nichts, den eigenen Tod zu suchen, um Gisippus vom Kreuze, das er sich selbst bereitete, zu retten, hätte sie es nicht gethan? Wer hätte den Titus ohne allen Aufschub so freigebig gemacht, sein großes Erbe mit Gisippus zu theilen, dem das Schicksal das seinige geraubt hatte, als nur sie; und wer endlich hätte den Titus ohne alles Bedenken dahin vermocht, die Verbindung des Gisippus mit seiner Schwester eifrig zu betreiben, obwol er ihn arm und im höchsten Elende fand, als wiederum nur sie? — Mögen daher die Menschen nach der Menge der Genossen, nach einem Haufen von Brüdern, nach einer großen Anzahl von Kindern verlangen; mögen sie mit ihrem Gelde die Zahl ihrer Diener vermehren und nicht berücksichtigen, daß jeder von diesen, welcher es auch sei, die geringste Gefahr für sich mehr fürchtet, als bemüht ist, die großen, die den Vater, den Bruder oder den Herrn bedrohen, hinwegzuräumen — während der Freund von diesem allen das Gegentheil thut.

Neunte Geschichte.

Saladin wird in der Verkleidung eines Kaufmanns von Herrn Torello geehrt und bewirthet; der Kreuzzug beginnt. Herr Torello bestimmt seiner Gattin eine Frist, nach der sie sich wieder vermählen möge, wird dann gefangen genommen und gelangt dadurch, daß er Falken abrichtet, zur Kunde Saladin's. Dieser erkennt ihn wieder, gibt sich ihm zu erkennen und ehrt ihn hoch. Herr Torello wird hierauf krank und durch magische Kunst in einer Nacht nach Pavia versetzt; hier wird er bei der Hochzeit, welche seine Gattin eben feiert, von ihr erkannt und kehrt mit ihr in sein Haus zurück.

Philomela hatte ihre Geschichte geendet, und die großmüthige Dankbarkeit des Titus war von allen belobt worden, als der König, welcher die letzte Stelle dem Dioneus vorbehalten wollte, also zu sprechen anfing:

Schöne Damen, ohne Zweifel hat Philomela in dem, was sie von der Freundschaft sagte, die Wahrheit gesprochen und mit Recht am Schluß ihrer Erzählung sich beklagt, daß diese heutzutage den Sterblichen so wenig genehm ist. Und wären wir hier versammelt, um die Gebrechen der Welt zu bessern, oder auch nur, um sie zu tadeln, so würde ich ihre Worte noch durch eine lange Rede fortsetzen. Aber da unser Zweck ein anderer ist, so ist es mir eingefallen, euch in einer Geschichte, die vielleicht etwas lang, aber durchaus erfreulichen Inhalts ist, eine von den großmüthigen Handlungen des Saladin zu erzählen, damit wir, um der Begebenheiten willen, welche ihr darin hören werdet, auch wenn wir um unserer Mängel willen die volle Freundschaft eines andern nicht erlangen können, wenigstens deshalb Vergnügen daran finden, andern zu dienen, weil wir hoffen dürfen, daß einst, wann es auch sei, der Lohn dafür uns werde zu Theil werden.

Ich sage also, daß, wie viele versichern, zur Zeit des Kaisers Friedrich I. von den christlichen Völkern ein allgemeiner Kreuzzug unternommen wurde, um das heilige Land wiederzuerobern. Dies hatte Saladin, der ein gar tapferer Herr und zu jener Zeit Sultan von Babylon war, einige Zeit vorher vernommen, und beschloß bei sich, die Zurüstungen der christlichen Herren zu diesem Kreuzzuge mit eigenen Augen zu sehen, um sich desto besser dagegen vorbereiten zu können. Nachdem er daher in Aegypten alle seine Angelegenheiten geordnet, that er, als ginge er auf eine Pilgerfahrt aus, und machte sich mit zweien der hochgestelltesten und verständigsten unter seinen Leuten und nicht mehr als drei Dienern auf den Weg, indem er sich für einen Kaufmann ausgab.

Nachdem er viele christliche Länder so durchirrt hatte, und, durch die Lombardei reitend, im Begriffe stand, jenseit der Berge zu wandern, begab es sich, daß er mit seiner Begleitung auf dem Wege von Mailand nach Pavia, da es schon Abend war, auf einen edeln Mann traf, dessen Name Herr Torello d'Istria von Pavia war, welcher mit seiner Dienerschaft, mit Hunden und mit Falken auf eine seiner schönen Besitzungen, welche er am Tessino besaß, hinauszog, um dort zu verweilen. Als Herr Torello sie erblickte, erachtete er, daß sie edle Männer und Fremde seien, und wünschte ihnen Ehre zu erweisen. Als daher Saladin einen von Torello's Dienern frug, wie weit es noch bis Pavia sei und ob sie noch zu rechter Zeit ankommen könnten, um Einlaß zu finden, ließ er den Diener nicht antworten, sondern erwiderte selbst: „Ihr Herren, ihr werdet Pavia nicht zu einer Zeit erreichen können, wo ihr dort noch Einlaß fändet." — „So gefalle es euch", entgegnete Saladin, „uns, da wir Fremde sind, anzuzeigen, wo wir am besten herbergen können." — „Gern will ich das thun", erwiderte Herr Torello; „ich stand soeben im Begriff, einen von diesen meinen Leuten wegen einer Besorgung bis dicht an Pavia zu schicken. Ich will

ihn jetzt mit euch absenden, und er wird euch an einen Ort führen, wo ihr ganz wohl aufgehoben sein werdet." — Dann näherte er sich dem verständigsten seiner Diener, befahl ihm, was er zu thun habe, und sandte ihn mit ihnen; er selbst aber eilte so schnell er konnte nach seiner Besitzung, ließ ein schönes Mahl herrichten und die Tische in seinem Garten aufstellen. Als dies geschehen war, trat er an die Thür und erwartete sie.

Der Diener aber ließ sich mit den edeln Männern über mancherlei Dinge in Gespräche ein, führte sie auf allerhand Wegen umher und geleitete sie endlich, ohne daß sie es gewahr wurden, zu der Besitzung seines Herrn. Als Herr Torello sie kommen sah, ging er zu Fuß ihnen entgegen und sagte lächelnd: „Ihr Herren, seid mir sehr willkommen!" — Saladin, der gar scharfsinnig war, errieth bald, daß der Ritter gefürchtet hatte, sie würden seine Einladung nicht angenommen haben, wenn er, als er sie traf, sie zu sich geladen hätte, und daß er, damit sie nicht ablehnen könnten, den Abend bei ihm zu sein, mit List sie nach seinem Hause geführt hatte. Nachdem er daher seinen Gruß beantwortet, sprach er: „Herr, wenn man sich über so zuvorkommende Männer beklagen könnte, so hätten wir uns über Euch zu beklagen, der Ihr (abgesehen daß Ihr unsere Reise etwas verzögert habt), ohne daß wir Euer Wohlwollen anders als durch einen einfachen Gruß hätten verdienen können, uns genöthigt habt, eine so große Gefälligkeit, als die Eurige ist, anzunehmen."

Der Ritter, ein kluger und wohlredender Mann, erwiderte: „Ihr Herren, die Artigkeit, die ihr von uns empfanget, wird in Vergleich mit dem, was euch gebührt und was ich an euerm Aeußern erkenne, nur eine sehr geringe sein. Doch in der That, außerhalb Pavia hättet ihr an keinem Orte einkehren können, der nur erträglich gewesen wäre, und deshalb sei es euch nicht leid, den Weg etwas verlängert zu haben, um dafür ein wenig mindere Unbequemlichkeit anzutreffen."

Während er so sprach, war seine Dienerschaft herbeigekommen und hatte, sobald jene abgestiegen waren, ihre Pferde untergebracht; Herr Torello aber führte die drei edeln Herren zu den Gemächern, welche für sie bereitet waren, wo er sie die Schuhe ablegen ließ und sie mit äußerst kühlen Weinen etwas erfrischte und dann bis zur Stunde, wo man essen konnte, sie in gefälligen Gesprächen hinhielt. Dem Saladin, seinen Gefährten und seinen Dienern allen war das Latein geläufig, weshalb sie denn sehr gut verstehen und sich verständlich machen konnten, und jeder von ihnen war der Meinung, dieser Ritter sei der gefälligste und gesittetste Mann und der am besten zu reden wisse von allen, die sie noch angetroffen hätten. Herrn Torello andererseits dünkte es, daß diese Fremden gar ausgezeichnete Männer und von weit höherm Stande seien, als er anfangs geglaubt hatte, weshalb es ihm denn leid that, sie an diesem Abend nicht durch Gesellschaft und ein feierliches Gastmahl ehren zu können, und er sich vornahm, sie am folgenden Morgen dafür schadlos zu halten. Nachdem er daher einen seiner Diener davon unterrichtet hatte, was er thun wolle, sandte er ihn zu seiner Gemahlin, welche eine gar verständige und adelich gesinnte Frau war, nach dem ganz nahen Pavia, wo man keineswegs die Thore zu verschließen pflegte.

Hierauf führte er die edeln Herren in seinen Garten und frug sie höflich, wer sie seien. „Wir sind", antwortete ihm Saladin, „cyprische Kaufleute, kommen von Cypern und gehen in unsern Angelegenheiten nach Paris." — „Wollte Gott", entgegnete Herr Torello hierauf, „unser Land brächte solche Edelleute hervor, als Cypern, wie ich sehe, Kaufleute." — Unter solchen und andern Gesprächen war es Essenszeit geworden; er bat sie daher, es sich zu Tische gefallen zu lassen, wo sie alsdann dafür, daß es ein unvorbereitetes Mahl war, gar wohl und ordentlich bedient wurden. Nicht lange waren die Tafeln abgehoben, als Herr Torello, welcher voraussetzte, daß sie ermüdet

sein möchten, sie zu schönen Betten, um der Ruhe zu pflegen, führen ließ, und bald darauf legte auch er sich gleichermaßen.

Unterdeß richtete der nach Pavia gesandte Diener die Botschaft bei der Gemahlin des Herrn Torello aus, und diese ließ nicht mit weiblichem, sondern mit wahrhaft königlichem Sinne schnell zahlreiche Freunde und Verehrer ihres Gemahls herbeirufen und alles Nöthige zu einem großen Gastmahl bereiten, bei Fackellicht viele der angesehensten Bürger zum Feste einladen, Zeuge, Tücher und Pelzwerk herbeibringen und alles vollkommen einrichten, was ihr von dem Gemahl aufgetragen war.

Als es Tag geworden war, erhoben sich die edeln Herren, Herr Torello stieg mit ihnen zu Roß, ließ seine Falken kommen und führte sie zu einer benachbarten Niederung, wo er ihnen zeigte, wie seine Falken zu fliegen verstünden. Als hierauf Saladin nach jemand frug, der sie nach Pavia und zu der besten Herberge führen könnte, sprach Herr Torello: „Ich selbst werde dies thun, weil ich doch dahin muß.“ — Die Fremden glaubten dies, waren damit zufrieden und machten sich nun gemeinschaftlich mit ihm auf den Weg.

Schon war es um die dritte Morgenstunde, als man die Stadt erreichte, und während jene in der besten Herberge abzusteigen glaubten, gelangten sie mit Herrn Torello zu dessen Hause, in welchem wol funfzig der vornehmsten Bürger versammelt waren, um die edeln Herren zu empfangen, denen sie alsbald die Zügel abnahmen und die Steigbügel hielten. Als Saladin und seine Gefährten dies sahen, wurden sie nur zu wohl inne, wie dies zusammenhänge, und sie sprachen: „Herr Torello, dies ist nicht das, was wir begehrten. Die vergangene Nacht schon hattet Ihr uns Ehre genug angethan, und weit mehr als wir irgend wollten, deshalb konntet Ihr uns heute sehr wohl unsern Weg fortsetzen lassen.“ — „Ihr Herren“, entgegnete ihnen Herr Torello hierauf, „für das,

was euch gestern Abend geschah, bin ich weit mehr dem Glücke Dank schuldig als euch, indem jenes euch zu einer Stunde unterwegs sein ließ, wo ihr zu meinem kleinen Hause wol mitkommen mußtet. Für das von heute morgens aber werde ich euch selbst verpflichtet sein, und mit mir zugleich diese edeln Männer, welche euch hier umgeben; wenn es euch nun bedünket, daß ihr ihnen eine Artigkeit erwieset, falls ihr es verschmähtet, mit ihnen einen Imbiß einzunehmen, so möget ihr es thun, wenn ihr wollt."

Saladin und seine Gefährten ließen sich bewegen, stiegen von ihren Rossen ab, und froh bewillkommnet von den edeln Herren, wurden sie in die Gemächer geführt, welche auf das reichste für sie eingerichtet waren. Nachdem sie das Reisezeug abgelegt und sich etwas erfrischt hatten, traten sie in den Saal, wo alles aufs glänzendste eingerichtet war. Sobald das Wasser für die Hände gegeben war, setzte man sich zu Tische, wo alle in wohlersonnener und pünktlich befolgter Ordnung mit vielen Speisen köstlich bedient wurden, sodaß, wenn der Kaiser selbst gekommen wäre, man ihm nicht mehr Ehre hätte erweisen können. Und wiewol Saladin und seine Gefährten große Herren und gewohnt waren, glänzende Dinge zu sehen, so erstaunten sie doch nichtsdestoweniger über diese, welche ihnen zu den glänzendsten zu gehören schienen, besonders wenn sie die Stellung des Ritters erwogen, von dem sie wußten, daß er nur ein Bürger und kein gebietender Herr war.

Als das Essen vorüber und die Tafeln abgehoben waren, und man noch eine Weile von andern Dingen gesprochen hatte, gingen die edeln Herren von Pavia, wie es Herrn Torello gefiel, da die Hitze groß war, alle zur Ruhe, und er blieb mit seinen drei Gästen allein. Mit diesen begab er sich in ein Gemach, wohin er, damit nichts ihm Theures von ihnen ungesehen bliebe, seine treffliche Gattin rufen ließ. Schön und groß von Gestalt und

mit reichen Kleidern geschmückt, kam sie inmitten ihrer beiden kleinen Söhne, welche zwei Engel schienen, und begrüßte die Fremden mit Anmuth. Als diese sie erblickten, standen sie auf, empfingen sie ehrerbietig und bezeigten ihr, nachdem sie zwischen ihnen Platz genommen, große Freude an ihren beiden schönen Kindern.

Im Verlaufe der anmuthigen Gespräche, die sich unter ihnen entspannen, frug die Dame, als Herr Torello sich etwas entfernt hatte, sie freundlich, woher sie wären und wohin sie gingen, worauf die edeln Herren ihr ebenso antworteten, wie sie Herrn Torello geantwortet hatten. Mit heiterer Miene begann die Dame darauf: „Nun, so sehe ich, in was meine weibliche Fürsorge euch nützlich sein kann, und bitte euch deshalb, aus besonderer Gunst für mich, das gar kleine Geschenk, welches ich euch werde kommen lassen, nicht zu verschmähen, noch es zu verachten, sondern zu bedenken, wie die Frauen nach ihrem kleinen Herzen nur kleine Geschenke geben, und mehr auf die gute Absicht der Schenkenden als auf die Größe des Geschenks sehend, es anzunehmen." Hierauf ließ sie für jeden zwei Paar Gewänder, das eine mit Tuch, das andere mit Pelzwerk gefüttert, keineswegs wie Bürger oder Kaufleute, sondern wie Herren sie tragen, und drei Röcke von Zindeltaffet und feiner Leinwand kommen, indem sie sprach: „Nehmet diese an. Ich habe von den gleichen Stoffen Gewänder für meinen Gemahl besorgt wie für euch; die andern Sachen können euch, so geringen Werth sie auch haben, vielleicht willkommen sein, wenn ihr bedenkt, daß ihr fern von euern Frauen seid, und wenn ihr die Weite des zurückgelegten Wegs und dessen, der euch noch zu machen bleibt, anschlagt und in Betracht zieht, wie sehr an Reinlichkeit und Behaglichkeit Kaufherren gewöhnt zu sein pflegen." Die edeln Herren wunderten sich und erkannten nun deutlich, Herr Torello wolle keine Art von Aufmerksamkeit ihnen zu erweisen unterlassen, und wenn sie den Reichthum dieser keineswegs kaufmännischen Ge-

wänder betrachteten, fürchteten sie fast, von ihm erkannt zu sein. Dennoch antwortete einer von ihnen der Dame: „Dies, Madonna, sind herrliche Sachen, die man nicht so leicht hinnehmen dürfte, zwängen Eure Bitten uns nicht dazu, auf die wir nicht Nein sagen können." — Nachdem dies geschehen und Herr Torello inzwischen zurückgekehrt war, schied die Dame von ihnen, nachdem sie sie Gott empfohlen, und ließ nun mit ähnlichen Sachen, soweit sie ihnen ziemten, auch die Diener der Fremden versehen.

Mittels vieler Bitten erlangte Herr Torello von ihnen, daß sie diesen ganzen Tag bei ihm verweilten. Nachdem sie daher geruht und ihre Kleider angelegt hatten, ritten sie mit Herrn Torello etwas durch die Stadt, und als die Stunde der Mahlzeit gekommen, speisten sie herrlich in Gesellschaft vieler ehrenwerther Genossen. Zur gehörigen Zeit begaben sie sich zur Ruhe; als sie aber mit dem anbrechenden Tage sich erhoben, fanden sie an der Stelle ihrer ermüdeten Klepper drei große und schöne Rosse und ebenso viele neue und starke Pferde für ihre Diener. Wie Saladin dies sah, wandte er sich zu seinen Gefährten und sprach: „Ich schwöre bei Gott, daß nie ein vollkommenerer, höflicherer und aufmerksamerer Mann lebte als dieser; und wenn die christlichen Könige an ihrem Theile sich ebenso als K ö n i g e betragen, wie dieser ein Ritter ist, so kann der Sultan von Babylon auch nicht einem derselben Stand halten, geschweige denn so vielen, wie wir sich rüsten sehen, um über ihn herzufallen." — Doch da sie wußten, daß sie nicht auszuschlagen waren, so bestiegen sie unter höflichen Danksagungen ihre Rosse.

Herr Torello begleitete sie mit vielen Gefährten eine große Strecke Wegs vor die Stadt, und wiewol es dem Saladin schwer fiel, von Herrn Torello zu scheiden, da er ihn schon gar lieb gewonnen hatte, so bat er ihn doch, da die Reise ihn drängte, heimzukehren. Torello, der gleichfalls ungern von ihnen schied, sagte darauf: „Ihr

Herren, ich will es thun, da es euch so beliebt; allein noch dies will ich euch sagen: ich weiß nicht, wer ihr seid, noch begehre ich mehr davon zu wissen, als euch lieb ist; allein, wer ihr auch sein möget, daß ihr Kaufleute seid, bei diesem Glauben werdet ihr mich für diesmal nicht lassen, und damit empfehle ich euch Gott." — Saladin, der sich bereits von allen Begleitern des Herrn Torello verabschiedet hatte, antwortete ihm: „Herr, noch kann es geschehen, daß wir Euch etwas von unserer Waare sehen lassen, wodurch wir dann Euern Glauben befestigen werden, und jetzt geht mit Gott."

Saladin reiste nun mit seinen Gefährten und mit dem festen Entschlusse weiter, wenn das Leben ihm bliebe und der Krieg, den er erwartete, ihn nicht vernichtete, Herrn Torello dereinst nicht geringere Ehre zu erweisen, als dieser ihm erwiesen hatte; und noch viel über ihn, seine Gattin und alles, was er gethan und wie er sich benommen hatte, mit seinen Begleitern sprechend, lobte er jedes Einzelne nur immer mehr. Nachdem er aber nicht ohne große Mühe das ganze Abendland durchforscht hatte, begab er sich mit seinen Begleitern aufs Meer, kehrte nach Alexandria zurück und schickte sich hier, vollkommen unterrichtet, zu seiner Vertheidigung an.

Herr Torello kehrte nach Pavia zurück und sann lange darüber nach, wer diese drei gewesen sein könnten; doch nie traf er oder näherte er sich auch nur der Wahrheit. Als demnächst die Zeit des Kreuzzugs herankam und von allen Seiten die größten Zurüstungen gemacht wurden, entschloß Herr Torello sich, trotz der Bitten und Thränen seiner Gattin, ebenfalls mitzuziehen, und nachdem er jede Vorkehrung beendet hatte und schon im Begriff stand, zu Pferde zu steigen, sprach er zu seiner Frau, welche er über alles liebte: „Wie du siehst, Frau, begebe ich mich zu diesem Kreuzzug, sowol um der leiblichen Ehre als um des Heils meiner Seele willen, ich empfehle dir daher die Sorge für unsere Angelegenheiten und unsere Ehre. Doch weil

ich der Abreise zwar gewiß bin, von der Heimkehr aber wegen tausenderlei Zufällen, welche mir begegnen können, keine Gewißheit habe: so will ich, daß du mir die eine Gunst erweisest, was mir auch geschehe, wofern du keine gewisse Kunde von meinem Tode erhältst, ohne dich wieder zu vermählen, ein Jahr, einen Monat und einen Tag lang vom heutigen Tage, an dem ich abreise, an gerechnet, auf mich zu warten."

Die Frau, welche heftig weinte, erwiderte: „Herr Torello, ich weiß nicht, wie ich den Schmerz ertragen soll, in dem Ihr mich bei Eurer Abreise zurücklaßt. Aber wenn mein Leben stärker ist als er, und Euch etwas begegnen sollte, so lebet und sterbet gewiß, daß ich als Gattin des Herrn Torello und seines Andenkens leben und sterben werde." — „Frau", entgegnete ihr Herr Torello, „ich bin völlig überzeugt, daß, soviel an dir liegt, geschehen wird, was du mir versprichst; aber du bist ein junges Weib, bist schön und stammst aus einem angesehenen Geschlecht, der rühmlichen Eigenschaften hast du viele und sie sind überall gekannt; deshalb zweifle ich nicht, daß viele vornehme und adeliche Männer, wenn ich verschollen bin, dich von deinen Brüdern und Verwandten zur Gattin begehren werden. Ihrem Zureden wirst du, wenn du es auch wünschest, nicht widerstehen können und nothgedrungen ihren Willen erfüllen müssen. Dies ist der Grund, warum ich diese Frist und keine längere von dir begehre."

„Von dem, was ich Euch gesagt habe", antwortete die Frau, „will ich thun, was ich kann, und würde ich dennoch genöthigt, anderes zu thun, so will ich Euch wenigstens in dem sicherlich gehorsamen, was Ihr mir befehlt. Doch bitte ich Gott, daß er weder Euch noch mir während dieser Zeit so Schweres auferlege." — Als sie diese Worte geendet hatte, umarmte die Frau weinend den Herrn Torello, zog sich einen Ring vom Finger und überreichte ihm denselben mit diesen Worten: „Wenn es geschieht, daß ich eher sterbe, als ich Euch wiedersehe, so er-

innere er Euch an mich, so oft Ihr ihn sehet." — Er nahm ihn, stieg zu Pferde und begab sich, nachdem er jedermann Lebewohl gesagt, auf seinen Weg. Sobald er mit seiner Schar Genua erreicht hatte, bestieg er eine Galeere, ging in See und gelangte in kurzer Zeit nach Acri, wo er sich mit dem übrigen Heer der Christen vereinigte.

Hier brach nun sofort eine große Krankheit und Sterblichkeit unter dem Heere aus. Während diese noch fortdauerte, gelang es dem Saladin, mochte es nun seine Schlauheit oder sein Glück bewirkt haben, fast den ganzen Rest des von der Krankheit verschonten christlichen Heeres ohne Schwertstreich gefangen zu nehmen, worauf er sie in viele Städte vertheilte und einkerkerte. Einer von diesen Gefangenen war Herr Torello, und zwar wurde er nach Alexandria in einen Kerker geführt.

Hier war er nicht bekannt, und da er sich auch scheute, seinen Namen zu nennen, so gab er sich, von der Noth gezwungen, damit ab, Falken abzurichten, in welcher Kunst er ein großer Meister war, und so gelangte er endlich zur Kunde des Saladin. Dieser befreite ihn deshalb aus seinem Kerker und behielt ihn als seinen Falkonier. Herr Torello, der von Saladin nur bei seinem Taufnamen genannt wurde und der weder diesen, noch der Sultan ihn wiedererkannt hatte, weilte mit seiner Seele nur in Pavia, und schon mehr als ein mal hatte er versucht zu entfliehen, allein nie war es ihm gelungen. Als daher einige Genueser als Abgesandte zum Loskauf einiger ihrer Mitbürger bei Saladin erschienen und nun wieder abreisen sollten, gedachte er seiner Gattin zu schreiben, wie er noch lebe und zu ihr, sobald er nur könne, zurückkehren werde, daß sie ihn daher erwarten möge. So that er denn wirklich und bat den einen der Abgesandten inständig, daß er diesen Brief in die Hände des Abts von San-Pietro in Ciel d'Oro, welcher sein Oheim war, gelangen lassen möchte.

Als die Sachen also standen, geschah es eines Tags, daß, während Saladin mit Herrn Torello über seine Fal-

ken sprach, Herr Torello zu lächeln begann und dabei einen Zug mit dem Munde machte, welchen Saladin, als er sich in seinem Hause zu Pavia befunden, mehrfach an ihm bemerkt hatte. Durch diesen Zug erinnerte sich Saladin an Herrn Torello, fing an ihn aufmerksam zu betrachten, und er schien es ihm wirklich zu sein. Sogleich ließ er daher das erste Gespräch fallen und sprach: „Sage mir, Christ, aus welcher Gegend des Abendlandes bist du?“ — „Mein Gebieter“, antwortete Herr Torello, „ich bin ein Lombarde, aus einer Stadt, welche Pavia heißt, ein armer Mann und von geringer Geburt.“ — Wie Saladin dies hörte, sprach er, dessen was er vermuthete nun ziemlich gewiß, froh zu sich selber: „Gott hat mir Gelegenheit gewährt, um diesem zu beweisen, wie werth mir seine Zuvorkommenheit war.“ — Und ohne ein Wort weiter zu sagen, ließ er alle seine Gewänder in einem Zimmer zurecht legen, führte jenen dorthin und sprach: „Siehe, Christ, ob unter diesen Kleidern eins ist, das du schon sonst gesehen hast.“ — Herr Torello fing an umherzuschauen und erblickte die Kleider, welche seine Gattin dem Saladin geschenkt hatte; doch glaubte er nicht, daß es möglicherweise dieselben sein könnten, und antwortete deshalb: „Mein Gebieter, ich kenne keins darunter. Wahr ist es indeß, daß diese zwei gewissen Kleidern sehr gleichen, mit denen ich einst zugleich mit drei Kaufleuten, welche in mein Haus gelangten, bekleidet wurde.“

Nun konnte Saladin sich nicht länger halten, sondern umarmte ihn gerührt und sprach: „So seid Ihr denn Herr Torello d'Istria, und ich bin einer jener drei Kaufleute, welchen Eure Gattin diese Kleider schenkte. Jetzt aber ist die Stunde erschienen, Euern Glauben an meine Waare zu befestigen, wie ich bei dem Abschied von Euch sagte, daß wol noch geschehen könne.“ — Wie Herr Torello dies hörte, ward er äußerst froh und fing doch zugleich auch an sich zu schämen; froh ward er, daß er einen solchen Gast bewirthet hatte, er schämte sich aber,

weil es ihm bedünkte, daß er ihn nur ärmlich empfangen habe. Doch Saladin sprach zu ihm: „Herr Torello, weil Gott mir Euch denn hierhergesandt hat, so denket, daß nicht ich, sondern Ihr der Herr hier seid.“ — Und nachdem sie sich nun gegenseitig ihre große Freude bezeigt, ließ er ihn in fürstliche Gewänder kleiden, führte ihn vor alle seine größten Vasallen hinaus, sprach zu diesen viel zum Lobe seiner Trefflichkeit, und gebot, daß jeder, dem seine Gnade werth wäre, ihn ebenso ehren sollte, wie seine eigene Person. Dies that fortan ein jeder; doch mehr als die andern noch die beiden Herren, welche Saladin's Begleiter in seinem Hause gewesen waren.

Die Größe des plötzlichen Glanzes, in welchem Herr Torello sich nun erblickte, zerstreute ihn etwas von den Gedanken an die Lombardei, vorzüglich deshalb, weil er mit Sicherheit hoffte, daß seine Briefe zu dem Ohm gelangt sein würden. Allein in dem Lager oder im Heere der Christen war an dem Tage, da dies von Saladin gefangen ward, ein provençalischer Ritter von geringem Ansehen, dessen Name Herr Torel von Dignes war, gestorben und begraben worden, und weil Herr Torello d'Istria durch seinen Adel in dem ganzen Heere bekannt war, so glaubte ein jeder, der sagen hörte, Herr Torello ist todt, Herr Torello d'Istria und nicht der von Dignes sei gemeint. Die Gefangennehmung, welche dazu gekommen war, hinderte die Enttäuschung, weshalb denn viele Italiener mit dieser Kunde zurückkehrten, unter denen einige so zuversichtlich waren, daß sie zu behaupten wagten, sie hätten ihn todt gesehen und wären bei seinem Begräbniß zugegen gewesen.

Als diese Nachricht zu seiner Frau und zu seinen Verwandten gelangte, erweckte sie nicht nur in ihnen großen und unsaglichen Schmerz, sondern in jedem, der ihn gekannt hatte. Zu lang wäre es zu erzählen, welcher Art und wie groß der Schmerz, die Trauer und die Klage seiner Gattin war, welche, nachdem sie einige Monate in

beständiger Trauer verlebt hatte und allmählich etwas weniger laut zu klagen anfing, sogleich von den vornehmsten Männern der Lombardei begehrt und bald auch von ihren Brüdern und übrigen Verwandten aufgefordert wurde, sich wieder zu vermählen. Dies hatte sie nun zwar oft und unter häufigen Thränen abgeschlagen; endlich aber sah sie sich genöthigt, in das zu willigen, was ihre Verwandten begehrten, jedoch unter der Bedingung, daß sie, ohne sich zu vermählen, solange warten dürfte, als sie Herrn Torello versprochen hatte.

Während zu Pavia die Angelegenheiten der Dame also standen und vielleicht nur noch acht Tage an der Frist fehlten, wo sie zu einem neuen Gemahl ziehen sollte, begab es sich, daß Herr Torello in Alexandria einen Mann erblickte, welchen er vorher mit den genuesischen Abgesandten die Galeere hatte besteigen sehen, welche nach Genua segelte. Er ließ ihn also rufen und frug ihn, was sie für eine Reise gehabt hätten und wann sie in Genua angekommen wären. Dieser antwortete ihm: „Herr, eine üble Reise machte die Galeere, wie ich in Kreta vernahm, wo ich zurückgeblieben bin; denn als sie Sicilien nahe war, erhob sich ein entsetzlicher Nordsturm, der sie auf die Sandbänke der Berberei warf, sodaß keine Seele mit dem Leben davonkam, und unter andern auch zwei meiner Brüder umkamen."

Herr Torello glaubte diesen Worten, welche allerdings richtig waren, und da er sich erinnerte, daß die Frist, welche er von seiner Gattin begehrt hatte, in wenigen Tagen ablaufen müsse, und vermuthete, daß man von seinem Ergehen in Pavia nichts erfahren haben werde, so hielt er es für gewiß, seine Gattin sei wieder vermählt. Hierüber verfiel er in solche Traurigkeit, daß er alle Eßlust verlor, sich krank niederlegte und zu sterben entschlossen war. Als Saladin, der ihn über alles liebte, dies erfuhr, kam er zu ihm, und nachdem er auf viele und inständige Bitten, die er an Herrn Torello richtete, die Ursache seines Kum-

mers und seiner Krankheit erfahren hatte, tadelte er ihn heftig, daß er ihm dies nicht zuvor mitgetheilt, beschwor ihn dann, sich zu trösten, und betheuerte ihm, wenn er dies thue, so wolle er Sorge tragen, daß er zu der bestimmten Frist in Pavia sei, und zugleich sagte er ihm, wie.

Herr Torello traute Saladin's Worten, und da er häufig sagen gehört hatte, daß dergleichen möglich und schon öfters geschehen sei, so fing er an sich zu trösten und bat jenen dringend, dazuzuthun. Saladin gebot einem seiner Nekromanten, dessen Kunst er schon erprobt hatte, Mittel zu finden, wie Herr Torello auf seinem Bett in einer Nacht nach Pavia geschafft werden könnte. Der Nekromant erwiderte ihm, daß dies geschehen solle, allein daß er ihn zu seinem eigenen Besten zuvor in Schlaf bringen müsse. Als dies nun angeordnet war, kehrte Saladin zu Herrn Torello zurück, den er völlig entschlossen fand, wenn dies irgend möglich wäre, zu der bestimmten Frist in Pavia sein zu wollen; wenn es aber nicht sein könnte, zu sterben. „Herr Torello", sprach er zu ihm, „wenn Ihr Eure Gattin so zärtlich liebt, und fürchtet, daß sie eines andern werde, so weiß es Gott, daß ich Euch auf keine Weise deshalb zu tadeln wüßte; denn von allen Frauen, die ich je sah, meine ich, ist sie es, deren Sitten, deren Weise und deren ganzes Betragen, abgesehen von der Schönheit, die eine hinfällige Blume ist, mir am meisten zu loben und werth zu halten schienen. Freilich wäre es mir sehr lieb gewesen, wenn wir, da Euch ein günstiges Geschick hierhergeführt hatte, die Zeit, die Ihr und ich noch zu leben haben, in der Regierung des Reichs, das ich besitze, gemeinsam auf gleiche Weise als Herren miteinander gelebt hätten; doch, da mir dies einmal von Gott nicht bewilligt werden sollte und Ihr den festen Entschluß faßtet, entweder zu sterben oder zu der bestimmten Frist in Pavia einzutreffen, so hätte ich wenigstens höchlich gewünscht, dies zur rechten Zeit erfahren zu haben, um Euch mit derjenigen Ehre, mit dem Anstand und der

Begleitung, welche Euern Verdiensten angemessen sind, nach Eurer Heimat zurückführen lassen zu können. Doch da mir auch dies nicht gewährt ist und Ihr nur begehrt, sogleich dort zu sein, so will ich Euch, sowie ich es vermag und in der Weise, von der ich Euch gesagt habe, dorthin senden." — „Mein Gebieter", entgegnete ihm Herr Torello hierauf, „auch ohne Eure Worte haben Thaten mir Euer Wohlwollen genugsam bewiesen, welches ich in so überhohem Grade nie verdient habe. Die Ueberzeugung von dem, was Ihr sagt, werde ich, auch wenn Ihr es mir nicht versichertet, hegen, solange ich lebe, und sie im Tode bewahren; doch da ich einmal so beschlossen habe, so bitte ich Euch, daß, was Ihr thun wollt, schnell geschehe; denn morgen ist der letzte Tag, wo auf mich gewartet werden soll." — Saladin versicherte, daß dies ohne Fehl besorgt sei.

Am nächsten Tage ließ Saladin, da er beschlossen hatte, ihn in der kommenden Nacht zurückzusenden, in einem großen Saale ein schönes und reiches Lager von Matrazzen aufschlagen, die alle nach dortiger Sitte mit Sammt und Goldstoff überzogen waren, und darüber eine Decke legen, die in zierlichen Verschlingungen mit großen Perlen und kostbaren Edelsteinen gestickt war, sodaß man sie nachher bei uns für einen unermeßlichen Schatz erachtete, und darüber zwei Kopfkissen, wie sie zu einem solchen Bette paßten. Als dies geschehen war, befahl er, daß Herrn Torello, welcher sich schon wieder stark fühlte, ein Kleid nach Sarazenenart angelegt würde, so reich und schön, als man nur irgendjemals gesehen hatte, und um sein Haupt ließ er nach dortiger Weise eins seiner längsten Kopftücher binden. Wie es nun spät ward, trat Saladin mit vielen seiner Barone in das Gemach, wo Herr Torello sich befand, setzte sich ihm zur Seite nieder und fing fast unter Thränen also zu reden an:

„Herr Torello, die Stunde, die mich von Euch trennen soll, naht heran; und da ich Euch wegen der Be-

schaffenheit des Wegs, den Ihr zurückzulegen habt, weder selbst begleiten noch begleiten lassen kann, so muß ich hier in Euerm Gemach von Euch Abschied nehmen, und um ihn zu nehmen, bin ich gekommen. So bitte ich Euch denn, bevor ich Euch Gott empfehle, bei der Liebe und bei der Freundschaft, welche unter uns besteht, daß Ihr meiner gedenket und daß Ihr, wenn es Euch möglich ist, ehe unsere Tage enden, nachdem Ihr Eure Angelegenheiten in der Lombardei in Ordnung gebracht, wenigstens noch ein mal mich zu besuchen kommet, damit ich dann nicht nur Euch wiederzusehen mich erfreuen, sondern auch den Fehler wieder gutmachen könne, in den ich jetzt um Eurer Eile willen verfallen muß. Bis dies aber geschieht, falle es Euch nicht lästig, mich in Briefen zu besuchen und von mir zu fordern, was Euch irgend gefallen wird; denn wahrlich, lieber als für irgendeinen Menschen, der lebt, will ich für Euch das Gewünschte thun."

Herr Torello konnte seine Thränen nicht zurückhalten und antwortete daher, von diesen verhindert, nur mit wenig Worten, es sei unmöglich, daß er je seine Wohlthaten vergessen, oder daß seine Trefflichkeit ihm aus dem Gedächtniß schwinden könnte, und daß er unfehlbar, was jener ihm geboten, thun werde, wenn anders so lange Lebenszeit ihm gewährt würde. Hierauf umarmte Saladin ihn zärtlich, küßte ihn und sprach mit vielen Thränen: „So gehet denn mit Gott!" — Dann verließ er das Gemach, und die andern Barone verabschiedeten sich alle von ihm und traten mit Saladin in den Saal, wo er das Bett hatte bereiten lassen.

Hierüber war es spät geworden, und da der Nekromant der Ausführung seines Zaubers gewärtig war und dieselbe beeilte, erschien ein Arzt mit einem Trank, den er dem Herrn Torello unter dem Vorgeben, daß er ihm zur Stärkung dienen solle, reichte und von ihm austrinken ließ. Nicht lange darauf verfiel er in tiefen Schlaf. So schlummernd, ward er nach Saladin's Befehl auf das schöne

Bett getragen, auf das er selbst noch ein großes und schönes Diadem von hohem Werth legte, welches er so bezeichnete, daß man nachher deutlich erkennen mußte, es sei von Saladin der Gemahlin des Herrn Torello übersandt. Hierauf steckte er Herrn Torello einen Ring an den Finger, in welchem ein so glänzender Karfunkel gefaßt war, daß er einer brennenden Fackel glich, und dessen Werth man kaum zu schätzen vermochte. Dann ließ er ihm ein Schwert umgürten, dessen Preis schwer zu bestimmen gewesen wäre; noch ließ er ihm eine Spange anlegen, die mit Perlen, deren Gleichen man nie gesehen hatte, und viel andern kostbaren Steinen besetzt war. Endlich wurden auf seinen Befehl zu beiden Seiten des Schlafenden zwei große goldene Becken voller Dublonen hingestellt und um ihn her viele Haarnetze von Perlen, Ringe, Gürtel und andere Dinge, welche hier aufzuzählen zu lang sein würde. Nachdem dies alles besorgt war, küßte er Herrn Torello von neuem und befahl dem Nekromanten, daß er sich beeile. Sogleich erhob sich nun in Saladin's Gegenwart das Bett mit Herrn Torello und verschwand, Saladin aber blieb mit seinen Baronen unter Gesprächen über ihn zurück.

Schon war Herr Torello, wie er begehrt hatte, in die Kirche von San-Pietro in Ciel d'Oro zu Pavia mit allen erwähnten Edelsteinen und Geschmeiden immer noch schlafend niedergesetzt, als nach dem Morgengeläute der Sakristan mit einem Licht in der Hand in die Kirche trat und sowie er das reiche Bett zufällig erblickte, nicht allein darüber erstaunte, sondern vor übergroßer Furcht eilig die Flucht ergriff und umkehrte. Wie der Abt und die übrigen Mönche ihn so fliehen sahen, wunderten sie sich und frugen nach der Ursache. Der Mönch sagte sie. „Fürwahr", rief der Abt, „du bist doch nachgerade kein Kind mehr und auch nicht so neu in dieser Kirche, daß du so leicht erschrecken solltest! So wollen wir denn gehen und zusehen, was ihn so bange gemacht hat."

Nachdem sie nun mehr Lichter angezündet, trat der

Abt mit allen seinen Mönchen in die Kirche, und sie erblickten dies so wundersame und reiche Bett und auf ihm den schlafenden Ritter; während sie aber furchtsam und schüchtern die edeln Geschmeide betrachteten, ohne sich dem Bett im geringsten zu nähern, geschah es, daß, da die Kraft des Tranks erschöpft war, Herr Torello erwachte und einen tiefen Seufzer ausstieß. Als die Mönche dies sahen und der Abt mit ihnen, ergriffen sie erschreckt die Flucht und schrien: „Herr, stehe uns bei!" — Herr Torello aber öffnete die Augen, schaute sich um und erkannte deutlich, daß er sich da befinde, wo er hingebracht zu werden von Saladin begehrt hatte. Sehr zufrieden hierüber, richtete er sich zum Sitzen auf und betrachtete einzeln, was er um sich her sah, und obwol er die Großmuth Saladin's schon vorher gekannt hatte, so schien sie ihm doch jetzt noch größer, und er erkannte sie in vollerm Maße.

Nichtsdestoweniger begann er, ohne seine Stellung zu wechseln, da er die Mönche fliehen sah und die Ursache davon errieth, den Abt beim Namen zu rufen und ihn zu beschwören, daß er nichts fürchten möchte, da er Torello, sein Neffe, sei. Als der Abt dies hörte, ward er nur noch furchtsamer, weil er dafür hielt, Torello sei vor mehreren Monaten gestorben. Nach einiger Zeit jedoch ließ er sich durch reiflichere Erwägung einigermaßen beruhigen, machte, da jener ihn noch immer rief, das Zeichen des heiligen Kreuzes und ging zu ihm. „O mein Vater!" rief Herr Torello, „was fürchtet Ihr Euch? Ich bin durch Gottes Gnade lebendig und von jenseit des Meeres hierher zurückgekehrt."

Obwol nun Herr Torello einen langen Bart trug und mit einem arabischen Gewande bekleidet war, erkannte nach einiger Zeit der Abt ihn doch wieder, und nahm ihn, nachdem er sich völlig beruhigt hatte, mit den Worten bei der Hand: „Mein Sohn, sei uns herzlich willkommen!" — Dann aber fuhr er fort: „Du darfst dich über unsere Furcht nicht wundern; denn in dieser Stadt gibt es niemand,

der dich nicht zuverlässig für todt hält, sodaß ich dir sagen muß, daß Madonna Adalieta, deine Gattin, von den Bitten und Drohungen ihrer Verwandten besiegt, gegen ihren Willen wieder vermählt ist; noch diesen Morgen soll sie zu ihrem neuen Gemahl ziehen und die Hochzeit und alles, was zum Feste gehört, ist bereit."

Herr Torello erhob sich nun von seinem reichen Bett und bat den Abt und die Mönche, nachdem er sie herzlich begrüßt hatte, von seiner Wiederkehr niemand etwas zu sagen, bis er ein nothwendiges Geschäft vollendet hätte. Dann ließ er die reichen Geschmeide in Sicherheit bringen und erzählte dem Abt, was ihm bis zu diesem Augenblick begegnet sei. Froh über diese Glücksfälle, dankte der Abt gemeinschaftlich mit ihm Gott; worauf Herr Torello jenen frug, wer der neue Gemahl seiner Gattin sei. Der Abt sagte es ihm und Herr Torello erwiderte: „Bevor man von meiner Rückkehr etwas erfährt, beabsichtige ich zu sehen, wie das Benehmen meiner Frau bei dieser Hochzeit sein wird, und deshalb bitte ich Euch denn, wenn es auch sonst nicht üblich ist, daß Männer von geistlichem Stande zu solchen Gastgeboten gehen, mir zu Liebe es so einzurichten, daß wir zusammen hingehen."

Der Abt erwiderte, er wolle das gern thun, und schickte, sowie es Tag geworden, zu dem Bräutigam, dem er sagen ließ, daß er mit einem Gefährten zu seiner Hochzeit zu kommen wünsche. Der Edelmann antwortete, dies sei ihm sehr genehm; und als die Essensstunde kam, ging Herr Torello, gekleidet wie er war, mit dem Abt zu dem Hause des Bräutigams, von jedem, der ihn erblickte, mit Erstaunen angesehen, doch von niemand erkannt; der Abt aber sagte allen, er sei ein Sarazene, welchen der Sultan als Gesandten zu dem König von Frankreich schicke. So wurde denn Herr Torello an einen der Tische seiner Gattin gerade gegenübergesetzt, welche er mit dem größten Vergnügen betrachtete, und deren Züge ihm Betrübniß über diese Hochzeit auszudrücken schienen. Auch sie blickte

ihn einigemal an, jedoch keineswegs, weil sie ihn wiedererkannt hätte; denn der lange Bart, das fremde Gewand und der feste Glaube, in dem sie lebte, daß er todt sei, hinderten sie daran.

Als es aber Herrn Torello an der Zeit schien, sie zu prüfen, ob sie sich seiner noch erinnere, nahm er den Ring in die Hand, welchen seine Frau ihm beim Abschiede geschenkt hatte, ließ den Edelknaben, der ihr bei Tische aufwartete, herbeirufen und sagte zu ihm: „Bestelle der Braut von meinetwegen, in meiner Heimat sei es üblich, daß, wenn ein Fremder, wie ich es hier bin, an dem Mahle einer Braut, wie sie es ist, theilnimmt, sie zum Zeichen, daß seine Gegenwart bei dem Feste ihr werth sei, ihm den Becher, aus welchem sie trinkt, voller Wein sendet, worauf dann der Fremde, soviel ihm gefällt, davon trinkt und den Becher zudeckt, die Braut aber das Uebrige austrinkt.“ — Der Knabe richtete diese Bestellung bei seiner Gebieterin aus, welche als eine verständige und wohlgesittete Dame, da sie jenen für irgendeinen großen Herrn hielt, um ihm zu zeigen, daß sein Kommen ihr werth sei, befahl, daß ein großer vergoldeter Becher, welcher vor ihr stand, ausgespült, mit Wein gefüllt und dem edeln Manne gebracht werde. Und so geschah es.

Indeß hatte Herr Torello den Ring, den er von ihr hatte, in den Mund genommen, und ließ ihn, ohne daß jemand es bemerkte, während er trank, in den Becher niederfallen, dann aber deckte er denselben, in dem er nur wenig Wein zurückgelassen, wieder zu und sandte ihn der Dame zurück. Diese nahm ihn, um jene Sitte zu erfüllen, deckte ihn auf, setzte ihn an den Mund und erblickte nun den Ring und betrachtete ihn, ohne ein Wort zu sagen, eine Weile. Endlich erkannte sie ihn bestimmt als denselben, den sie dem Herrn Torello bei seinem Abschiede geschenkt hatte, nahm ihn, blickte den vermeinten Fremdling scharf an, und wie sie ihn erkannte, stürzte sie, wie von plötzlichem Wahnsinn befallen, den Tisch vor sich

um und rief laut: „Er ist es, es ist mein Herr; wahrhaftig, dies ist Herr Torello!" — Und damit lief sie zu dem Tisch, an welchem er saß, und warf sich, ohne an ihre Kleider oder an etwas von dem, das auf dem Tische stand, zu denken, so weit sie konnte, darüber hin, schloß ihn fest in ihre Arme und war von seinem Halse weder durch Worte, noch durch Handlungen eines der Anwesenden wieder loszumachen, bis Herr Torello selbst ihr zuredete, sich ein wenig zu mäßigen, da ihr ja noch Zeit genug bleiben würde, ihn zu umarmen.

Nun erst richtete sie sich wieder auf; Herr Torello aber bat, da die Hochzeit doch einmal gestört, durch den Wiedergewinn eines solchen Ritters indeß auch wieder fröhlicher als je geworden war, alle um schweigendes Gehör. Jetzt erzählte er ihnen, was vom Tage seiner Abreise an bis zu diesem Augenblick ihm begegnet sei, und schloß damit, daß es dem edeln Manne, der, weil er ihn todt geglaubt, seine Frau zur Gattin erwählt hatte, nicht misfallen dürfe, wenn er sie lebend sich wieder zurücknehme. Wenngleich nun die Sache für den Bräutigam etwas empfindlich war, so erwiderte er doch von freien Stücken und in Freundschaft, daß Herr Torello mit dem, was ihm gehöre, thun könne, was ihm beliebe. Die Braut ließ Ring und Brautkrone, welche sie von dem Bräutigam empfangen hatte, zurück, steckte dagegen den Ring auf, den sie aus dem Becher genommen, und setzte gleichfalls das Diadem auf, welches der Sultan ihr geschickt hatte, und so verließen sie das Haus, in welchem sie sich befanden, und zogen mit dem ganzen Hochzeitsgefolge zu Herrn Torello's Hause. Hier erheiterten sie die trostlosen Freunde, Verwandten und alle Bürger, welche ihn fast wie ein Wunder anstaunten, durch ein langes und fröhliches Festgelage. Herr Torello schenkte von seinen kostbaren Juwelen einen Theil dem, der die Kosten der Hochzeit bestritten hatte, andere gab er dem Abt und vielen andern; dem Saladin aber verkündete er durch mehr als einen Abgesandten seine

glückliche Heimkehr und betrachtete sich stets als dessen Freund und Diener, und lebte nachher noch viele Jahre mit seiner trefflichen Gemahlin, nur noch zuvorkommender und freigebiger als zuvor.

Dies war das Ende der Unfälle des Herrn Torello, der Leiden seiner geliebten Dame und der Lohn ihrer heitern und bereiten Gastfreundschaft. Eine solche nachzuahmen bemühen sich zwar viele; allein sie verstehen sich so schlecht darauf, daß sie, obwol sie die Mittel dazu besitzen, sie, bevor sie dieselbe gewähren, viel theuerer erkaufen lassen, als sie werth ist; wenn ihnen also kein Lohn zu Theil wird, so dürfen weder sie, noch andere sich darüber wundern.

Zehnte Geschichte.

Der Markgraf von Saluzzo wird durch die Bitten seiner Vasallen genöthigt, eine Frau zu nehmeu; um sie aber nach seinem Sinne zu haben, wählt er die Tochter eines Landmanns und zeugt mit ihr zwei Kinder. Er macht sie glauben, daß er diese getödtet habe, und sagt ihr dann, er sei ihrer überdrüßig und habe eine andere geheirathet. Zum Schein läßt er seine eigene Tochter nach Hause kehren, als wäre diese seine Gemahlin, und verjagt jene im bloßen Hembe. Da er sie bei dem allem geduldig findet, nimmt er sie zärtlicher als je wieder in sein Haus, zeigt ihr ihre erwachsenen Kinder und ehrt sie und läßt sie als Markgräfin ehren.

Als die lange Geschichte des Königs zu Ende war, welche dem Anschein nach allen wohlgefallen hatte, sprach Dioneus lächelnd: „Der gute Mann, der in der kommenden Nacht den gehobenen Schweif des Gespenstes zu demüthigen

hoffte, hätte wol weniger als zwei Heller für all' das Lob gegeben, das ihr Herrn Torello spendet." Dann aber, da ihm bewußt war, daß das Erzählen allein noch an ihm sei, begann er:

Sanftmüthige Damen, wie es mich bedünken will, hat der heutige Tag blos Königen und Sultanen und dergleichen Leuten gehört. Um mich also nicht gar zu weit von euch zu entfernen, will ich euch von einem Markgrafen erzählen; indeß nicht eine großmüthige Handlung, sondern eine wahnsinnige Roheit, wiewol sie am Ende ihm zum Guten ausschlug. Indeß rathe ich niemand, ihm darin zu folgen; denn wahrlich, es ist höchlich zu bedauern, daß ihm Gutes daraus erwuchs.

Schon lange ist es her, daß unter den Markgrafen von Saluzzo das Haupt des Hauses ein junger Mann war, welcher Gualtieri hieß, der, während er unbeweibt und kinderlos, seine Zeit mit nichts anderm verbrachte, als mit Vogelstellen und Jagd, nicht daran dachte, eine Frau zu nehmen und Kinder zu zeugen, und insoweit war er nur für sehr weise zu halten Seinen Vasallen gefiel dies jedoch keineswegs, und öfters baten sie ihn, sich zu vermählen, damit nicht er ohne Erben und sie ohne Lehnsherren blieben; auch erboten sie sich, ihm eine Gemahlin aufzufinden, von solchen Eigenschaften und von solchen Aeltern abstammend, daß man Gutes von ihr hoffen könnte, ihrem Gemahl aber durch sie nur Freude erwachsen würde. Doch Gualtieri erwiderte ihnen: „Meine Freunde, ihr nöthigt mich zu dem, was niemals zu thun ich völlig entschlossen war, indem ich erwog, wie schwer es sei, ein Weib zu finden, die mit den Gewohnheiten ihres Gatten wohl übereinkomme; welch ein Ueberfluß am Gegentheile sei und welch trauriges Leben der führe, der auf eine Gattin trifft, die nicht zu ihm paßt. Zu sagen, daß ihr euch an den Sitten der Väter und der Mütter die Töchter zu erkennen getraut, und darauf hin zu glauben, daß ihr mir eine aussuchen könnet, die mir

sicher gefallen werde, ist eine Thorheit; ich wenigstens weiß nicht, wie ihr die Väter erkennen wollt, oder wie die Geheimnisse der Mütter entdecken; und selbst wenn ihr sie kennet, wie oft sind die Töchter den Vätern und Müttern unähnlich! Weil ihr mich aber einmal in diese Ketten schmieden wollt, so will ich es zufrieden sein. Damit ich mich jedoch, wenn es übel ausschlagen sollte, über niemand anders als über mich selbst zu beklagen habe, so will ich selbst der Finder sein; euch aber zugleich versichern, daß, wenn die, welche ich wählen werde, sei sie auch wer sie wolle, von euch nicht als eure Herrin geehrt wird, ihr zu eurem großen Schaden erfahren werdet, wie schwer es mir fällt, gegen meinen Wunsch mich zu vermählen." — Die wackern Männer erwiderten, daß sie damit zufrieden seien, wenn er sich nur entschlösse, eine Gemahlin zu nehmen.

Schon lange hatte Herrn Gualtieri das Betragen eines armen Mädchens aus einem Dorfe nahe bei dem Orte seines gewöhnlichen Aufenthalts gefallen, und da er sie auch schön fand, so glaubte er, daß er mit ihr ein recht zufriedenes Leben werde führen können. Ohne daher weiter zu suchen, beschloß er diese zu ehelichen. Er ließ sich den Vater rufen und wurde mit diesem, der ein ganz armer Mann war, einig, sie zur Frau zu nehmen. Alsdann ließ Gualtieri alle seine Freunde aus der Umgegend zusammenrufen und sprach zu ihnen: „Meine Freunde, es hat euch gefallen und ihr wünscht noch immer, daß ich mich entschließe, eine Frau zu nehmen, und nun bin ich dazu entschlossen; mehr um euch gefällig zu sein, als weil ich nach einer Frau verlangte. Ihr wisset, was ihr mir versprochen habt, daß ihr nämlich, wen ich auch zur Frau nehmen möchte, zufrieden sein und sie als Herrin ehren wollt. Nun ist die Zeit gekommen, wo ich im Begriffe stehe, euch mein Versprechen zu halten, aber auch verlange, daß ihr das eurige haltet. Ich habe eine Jungfrau nach meinem

Herzen nahe von hier gefunden, die ich zur Gattin zu nehmen und daher in wenig Tagen in mein Haus zu führen gedenke. Traget daher Sorge, wie das Hochzeitfest glänzend zu veranstalten und die Braut ehrenvoll zu empfangen sei, damit ich mit euerm Worthalten mich ebenso zufrieden erklären könne, wie ihr Grund haben sollt, mit dem meinigen zufrieden zu sein."

Die guten Männer erwiderten alle voller Freude, das sei ihnen genehm, und sie würden die Erwählte, möchte sie auch sein wer sie wolle, für ihre Herrin erachten und in allen Stücken als Herrin ehren. Hierauf rüsteten sie sich alle, das Fest schön, groß und fröhlich zu machen, und dasselbe that Gualtieri. Er ließ die Hochzeit auf das prächtigste und schönste veranstalten und viele seiner Freunde und Verwandten und vornehme Edelleute und andere Nachbarn dazu einladen. Ferner ließ er eine Menge schöner und reicher Kleider nach dem Maße eines Mädchens zuschneiden, welche ihm von der gleichen Gestalt zu sein schien, wie die Jungfrau, die er zu heirathen beschlossen hatte; auch besorgte er Gürtel und Ringe und einen reichen und schönen Brautkranz nebst alle dem, was einer Neuvermählten sonst noch geziemt.

Als nun der Tag gekommen war, den er zur Hochzeit bestimmt hatte, stieg Gualtieri in der zweiten Morgenstunde zu Pferde, und mit ihm alle die, welche ihn zu ehren gekommen waren, und nachdem er alles Nöthige angeordnet hatte, sprach er: „Ihr Herren, nun ist es Zeit, die Braut zu holen." — Darauf machte er sich mit seiner ganzen Begleitung auf den Weg nach jenem Dörfchen, und als sie das Haus des Vaters des Mädchens erreicht hatten, fanden sie diese in großer Eil von dem Brunnen mit Wasser zurückkehrend, weil sie dann mit andern Frauen ausgehen wollte, um die Braut des Herrn Gualtieri kommen zu sehen. Als Gualtieri sie erblickte, rief er sie bei Namen, nämlich Griselda, und

frug sie, wo ihr Vater sei. Verschämt antwortete sie ihm: „Mein Gebieter, er ist im Hause."

Nun stieg Gualtieri vom Pferde, befahl jedermann ihn zu erwarten und trat allein in die arme Hütte, wo er ihren Vater fand, welcher Giannucole hieß, und sagte zu ihm: „Ich bin gekommen, um die Griselda zu heirathen; zuvor jedoch will ich in deiner Gegenwart sie über etwas befragen." — Und nun frug er sie, ob sie, wenn er sie zur Frau nähme, sich immerdar bestreben würde, ihm zu Gefallen zu leben und sich über nichts, was er auch sagen oder thun möchte, zu erzürnen, ob sie gehorsam sein würde, und andere ähnliche Dinge in Menge, welche sie sämmtlich mit Ja beantwortete. Hierauf nahm Gualtieri sie bei der Hand, führte sie hinaus, ließ sie in Gegenwart seiner ganzen Begleitung und aller übrigen Personen sich nackend auskleiden und ihr schnell die Kleider anlegen, welche er für sie hatte machen lassen, und die auf seinen Befehl herbeigebracht waren, ließ sie beschuhen und auf ihre Haare, so verworren wie sie waren, einen Kranz setzen; dann aber sprach er, während sich noch alle über dies Verfahren wunderten: „Ihr Herren, diese ist es, die nach meiner Absicht meine Frau werden soll, wofern sie mich zu ihrem Manne will." — Dann wandte er sich zu ihr, die zweifelhaft dastand und ihrer selbst sich schämte, und sagte: „Griselda, willst du mich zu deinem Mann?" — Sie aber antwortete: „Ja, mein Gebieter." — „Und ich", sprach er, „will dich zu meiner Frau." — Und so verlobte er sich mit ihr in aller Gegenwart. Dann hieß er sie auf ein Roß steigen und führte sie ehrenvoll begleitet nach seinem Hause.

Hier war die Hochzeit groß und prächtig und die Festlichkeiten nicht anders, als wenn er die Tochter des Königs von Frankreich heimgeführt hätte. Die Braut aber schien mit den Kleidern auch Gesinnung und Sitten gewechselt zu haben. Sie war, wie wir schon sagten,

schön von Gestalt und Gesichtszügen, und so schön sie war, ebenso anmuthig, gefällig und gesittet wurde sie nun, sodaß man nicht mehr geglaubt hätte, sie sei die Tochter des Giannucole und eine Schafhirtin gewesen, sondern daß sie das Kind eines adelichen Herrn schien, wodurch sie denn einen Jeden in Erstaunen setzte, der sie vorher gekannt hatte. Dabei war sie ihrem Manne so gehorsam, und so dienstbeflissen gegen ihn, daß er sich für den glücklichsten und zufriedensten Menschen auf der Welt hielt; gegen die Untergebenen ihres Gemahls aber war sie so freundlich und wohlwollend, daß keiner darunter war, der sie nicht mehr als sich selbst geliebt und ihr mit Freuden Ehrfurcht bewiesen hätte. Alle beteten für ihr Wohl, ihr Glück und ihre Erhebung, und dieselben, welche sonst wol häufig gesagt hatten, Gualtieri habe unverständig gehandelt, sie zur Frau zu nehmen, betheuerten nun, er sei der verständigste und scharfsichtigste Mann auf der Welt gewesen, weil niemand als nur er vermocht haben würde, ihre hohe Tugend versteckt unter ärmlichen Lumpen und bäurischer Kleidung zu erkennen. Und kurz, nicht blos in ihrer Markgrafschaft, sondern überall wurde, bevor viel Zeit verstrichen war, von ihrer Tugend und ihren guten Werken rühmend gesprochen, und alles, was man vielleicht gegen ihren Gemahl gesagt haben mochte, als er sie zur Braut erwählte, verkehrte sich in das Gegentheil.

Nicht lange war sie mit Gualtieri vermählt, als sie guter Hoffnung ward und zur gebührenden Zeit eine Tochter gebar, über welche Gualtieri die größte Freude hatte. — Bald darauf verfiel er jedoch auf den seltsamen Gedanken, durch langwierige Erfahrung und fast unerträgliche Proben ihre Geduld prüfen zu wollen. Zuerst fing er an, sie durch Worte zu kränken, indem er unwillig that und sagte, seine Vasallen seien um ihrer niedern Geburt willen äußerst unzufrieden mit ihr, am unzufriedensten aber, seit sie sähen, daß Griselda ihm Kinder bringe, wie sie

denn über die Tochter, welche sie geboren, voller Misvergnügen unablässig murrten.

Als die Frau diese Worte vernahm, sprach sie, ohne den Ausdruck ihrer Züge oder ihre guten Vorsätze im mindesten zu ändern: „Mein Gebieter, thue mit mir, was du deiner Ehre und deiner Ruhe am förderlichsten glaubst; ich werde mit allem zufrieden sein, da ich erkenne, wie viel geringer ich bin, als jene, und wie wenig ich der Ehre würdig war, zu der du mich durch deine Güte erhoben hast." — Diese Antwort war dem Gualtieri sehr genehm, da sie ihm zeigte, daß die Ehre, welche er oder andere ihr erwiesen, auch nicht den kleinsten Stolz in ihr geweckt hatten.

Kurze Zeit darauf schickte er jedoch, nachdem er in allgemeinen Worten der Frau gesagt hatte, seine Unterthanen wollten die von ihr geborene Tochter nicht dulden, einen insgeheim unterwiesenen Diener zu ihr, welcher mit gar betrübten Geberden ihr sagte: „Madonna, wenn ich nicht sterben will, muß ich thun, was mein Herr mir geboten hat. Er hat mir befohlen diese Eure Tochter zu nehmen und sie — —" und mehr sagte er nicht. Als die Dame diese Worte vernahm, das Antlitz des Dieners sah und zugleich sich der Worte ihres Gemahls erinnerte, errieth sie, daß jenem befohlen sei, ihr Kind zu tödten. Rasch nahm sie es daher aus der Wiege, küßte es und segnete es, und so groß auch der Schmerz war, den sie im Herzen fühlte, so legte sie dennoch, ohne die Miene zu verändern, dem Diener das Kind in den Arm und sprach: „Nimm sie hin und vollziehe alles, was dein und mein Herr dir geboten hat; nur dafür trage Sorge, wenn er dir nicht ausdrücklich das Gegentheil befohlen hat, daß nicht Thiere oder Raubvögel sie verschlingen." — Der Diener nahm das Kind, und als er Herrn Gualtieri berichtete, was seine Gattin gesagt hatte, staunte dieser über ihre Standhaftigkeit und schickte den Diener mit der Kleinen nach Bologna zu einer Verwandtin, welche er bat,

sie sorgfältig zu erziehen und auszubilden, ohne ihr jedoch je zu entdecken, wessen Tochter sie sei.

Nach einiger Zeit geschah es, daß die Frau von neuem schwanger ward und zur rechten Zeit ein Söhnlein gebar, was Herrn Gualtieri sehr erwünscht war. Da ihm aber, was er gethan hatte, noch immer nicht genug dünkte, sprach er eines Tags, um sie mit noch größerm Schmerz zu verwunden, zornigen Angesichts zu ihr: „Frau, seitdem du diesen Knaben geboren hast, weiß ich mit meinen Leuten in keiner Art mehr auszukommen, so bitter beschweren sie sich darüber, daß ein Enkel des Giannucole nach mir über sie regieren solle. Daher fürchte ich, wenn ich nicht vertrieben sein will, genöthigt zu sein, wieder ähnliches wie früher zu thun und am Ende dich gehen lassen und eine andere Frau nehmen zu müssen."

Die Dame hörte ihn mit geduldigem Muthe an, und antwortete nichts weiter als: „Mein Gebieter, sorge nur für deine Ruhe und deinem Wunsche zu genügen, meinetwegen aber mache dir keinerlei Gedanken; denn nichts ist mir lieb, als in soweit ich sehe, daß es dir gefällt." — Wenige Tage darauf sandte Gualtieri in derselben Art, wie er mit der Tochter gethan hatte, nach dem Sohn, und auf gleiche Weise machte er sie glauben, daß er ihn getödtet habe, während er ihn, gleich der Tochter, heimlich nach Bologna schickte, um ihn dort aufziehen zu lassen. Auch bei diesem Anlaß verrieth die Dame weder in Worten noch in Geberden mehr von ihrem Schmerze, als sie bei der Tochter gethan hatte, worüber Gualtieri höchlichst erstaunte und bei sich selbst betheuerte, kein anderes Weib vermöge Gleiches zu leisten. Hätte er nicht gesehen, wie zärtlich sie gegen ihre Kinder gewesen war, solange ihm dies gefiel, so würde er geglaubt haben, sie handle so, weil sie sich nichts aus ihnen mache, während er jetzt in ihrem Benehmen ihre Weisheit erkannte.

Seine Unterthanen glaubten, er habe die Kinder wirk-

lich tödten lassen, und tadelten ihn deshalb bitter; wenn sie aber ihn für einen grausamen Mann hielten, so hatten sie mit der Dame das größte Mitleiden. Diese jedoch erwiderte den Frauen, welche gegen sie über ihre so getödteten Kinder wehklagten, nie etwas anderes als: sie sei mit allem zufrieden, was dem gefalle, der die Kinder erzeugt habe.

Manche Jahre waren seit der Geburt der Tochter verstrichen, als es Herrn Gualtieri an der Zeit schien, ihre Geduld der letzten Probe zu unterwerfen. Er äußerte daher gegen viele der Seinigen, daß er es auf keine Weise mehr ertragen könne, die Griselda zur Frau zu haben, und daß er jetzt wohl einsehe, wie übel und jugendlich unbedacht er gehandelt habe, als er sie genommen; daß er also nach allem seinem Vermögen suchen wolle, sich von dem Papste Dispensation zu erwirken, um eine andere Gattin wählen und Griselda verlassen zu können. Von gar vielen wackern Männern ward er deshalb hart getadelt; allein er antwortete ihnen blos, daß es einmal so sein müsse. Als die Dame diese Nachrichten vernahm, war sie gewärtig, in ihr väterliches Haus zurückkehren und vielleicht, wie sie einst gethan, die Schafe hüten zu müssen, dabei aber eine andere den besitzen zu sehen, den sie von ganzer Seele liebte; wie sehr sie sich aber auch innerlich darüber betrübte, so schickte sie doch, sowie sie die andern Kränkungen des Glücks ertragen hatte, nun sich an, auch diese mit fester Stirne zu bestehen.

Nicht lange darauf ließ Herr Gualtieri sich erdichtete Briefe einhändigen, als wären sie von Rom gekommen, und machte seine Unterthanen glauben, der Papst habe ihm durch diese Dispens ertheilt, daß er eine andere Frau nehmen und Griselda verstoßen könne. Deshalb ließ er denn diese vor sich kommen und sprach in Gegenwart vieler zu ihr: „Frau, durch die Erlaubniß des Papstes kann ich eine andere Gemahlin nehmen und dich verlassen, und weil meine Vorfahren Herren von hohem Adel

und Gebieter dieses Landes gewesen sind, während die deinen nur Bauern waren, so will ich, daß du nicht länger meine Gattin seiest, sondern mit der Mitgift, die du mir zugebracht hast, nach Giannucole's Hause zurückkehrest; ich aber werde eine andere, die ich für mich passend gefunden habe, heimführen."

Als die Dame diese Worte vernahm, hielt sie nicht ohne große, die weibliche Natur übersteigende Kraft und Anstrengung ihre Thränen zurück und erwiderte: „Mein Gebieter, ich habe immer erkannt, daß meine geringe Geburt zu Euerm Adel auf keine Weise passe, und was ich im Verhältnisse zu Euch gewesen bin, das habe ich immer als Eure und Gottes Gabe erkannt; niemals aber für ein Geschenk angesehen und mir zugeeignet, sondern es stets nur als geliehen betrachtet. Es gefällt Euch nun, es zurückzufordern, und mir muß es gefallen und gefällt es, Euch dasselbe zurückzugeben. Hier ist Euer Ring, mit dem Ihr mich geehelicht; nehmet ihn zurück. Ihr befehlt mir, daß ich die Mitgift mit mir nehme, die ich Euch zugebracht: zu dem Ende werdet weder Ihr eines Zahlmeisters, noch ich einer Börse oder eines Saumrosses bedürfen; denn es ist mir nicht entfallen, daß Ihr mich nackt erhalten habt. Und wenn es Euch geziemend dünkt, daß dieser Leib, in dem ich von Euch erzeugte Kinder getragen habe, von jedermann gesehen werde, so will ich nackend wieder fortgehen. Doch ich bitte Euch, zum Lohn für meine Jungfrauschaft, welche ich Euch zubrachte und die ich nicht mit hinwegnehme, daß es Euch gefalle, mich wenigstens ein einziges Hemd über meine Mitgift mit hinwegnehmen zu lassen."

Gualtieri, der mehr Lust hatte zu weinen, als zu etwas anderm, beharrte in strenger Geberde und sprach: „So nimm denn ein Hemde mit."

Alle, die umherstanden, baten ihn, daß er ihr wenigstens ein Kleid schenken möge, damit man diejenige, die dreizehn Jahre und länger seine Gemahlin gewesen,

nicht so armselig und schmählich aus dem Hause scheiden sehe, wie es wäre, im Hemde zu scheiden. Allein die Bitten waren umsonst, und so verließ die edle Frau im Hemde, barfuß und ohne irgendetwas auf dem Kopfe, nachdem sie alle Gott empfohlen hatte, sein Haus und kehrte unter den Thränen aller, die sie sahen, zu ihrem Vater zurück. Giannucole aber, der es nie hatte glauben können, daß Gualtieri in Wahrheit seine Tochter als Frau behalten wolle, und der diesem Falle täglich entgegensah, hatte ihre alten Kleider ihr aufgehoben, wie sie an dem Morgen, da Gualtieri sich mit ihr vermählte, sie abgelegt hatte. Diese brachte er ihr und sie legte sie wieder an und übernahm aufs neue die kleinen Dienstleistungen im väterlichen Hause, wie sie einst zu thun gewohnt war, den furchtbaren Schlag des feindlichen Geschicks mit starker Seele ertragend.

Nachdem Gualtieri so gethan hatte, gab er gegen seine Leute vor, er habe die Tochter eines Grafen von Panago zur Braut erwählt, und schickte, während er großartige Vorbereitungen zur Hochzeit traf, nach Griselda, daß sie zu ihm komme. Als sie kam, sprach er zu ihr: „Ich stehe im Begriff, die Braut heimzuführen, die ich neuerdings erwählt habe, und gedenke sie bei ihrer Ankunft zu ehren. Nun weißt du, daß ich im Hause keine Frauen habe, welche die Zimmer auszuschmücken und viel anderes so zu besorgen verständen, wie es für ein solches Fest geziemt. Du kennst diese häuslichen Angelegenheiten besser als wer sonst; bringe du also alles in Ordnung, was hier nöthig ist, und laß die Damen dazu einladen, die du denkst, und empfange sie dann, als wärest du die Frau vom Hause; nachher, wenn die Hochzeit vorüber ist, kannst du nach Hause zurückkehren."

Wiewol diese Worte ebenso viele Messerstiche für das Herz der Griselda waren, da sie der Liebe, die sie für ihn hegte, nicht ebenso wie dem Glücke hatte entsagen können, so antwortete sie doch: „Mein Gebieter, ich bin willig und

bereit.“ — Und so kehrte sie mit ihren Kleidern von grobem Romagnatuche in dasselbe Haus zurück, das sie kurz zuvor im Hemde verlassen hatte, fing an, die Gemächer auszukehren und in Ordnung zu bringen, die Teppiche aufzuhängen, über die Bänke in den Sälen Decken auszubreiten, die Küche zu bestellen und nicht anders, als wäre sie eine geringe Magd des Hauses, an alles Hand zu legen; auch gönnte sie sich nicht eher Ruhe, als bis sie alles so besorgt und ausgerichtet hatte, wie es sich geziemte. Nachdem sie darauf in Gualtieri's Namen alle Damen der Umgegend hatte einladen lassen, erwartete sie das Fest. Als der Hochzeitstag gekommen war, empfing sie, wie ärmliche Kleider sie auch trug, doch mit dem Muthe und dem Anstand einer Edelfrau und mit heiterm Gesichte alle Damen, welche zur Hochzeit herbeikamen.

Gualtieri, dessen Kinder in Bologna sorgfältig von seiner Verwandtin erzogen worden, die in das Haus der Grafen von Panago vermählt war, hatte inzwischen, als die Tochter zwölf Jahre alt und das schönste Geschöpf war, das man je gesehen hatte, der Sohn aber sechs Jahre zählte, nach Bologna geschickt und seinen Verwandten gebeten, daß es ihm gefalle, mit der ebengedachten Tochter und mit dem Söhnlein nach Saluzzo zu kommen; auch hatte er ihn ersucht, für eine schöne und ehrenvolle Begleitung Sorge zu tragen und jedermann zu sagen, daß er die Jungfrau dem Gualtieri als Gemahlin zuführe, ohne irgendwen errathen zu lassen, wer sie sei.

Der edle Mann hatte gehandelt, wie der Markgraf gebeten, und gelangte, nachdem er sich auf den Weg gemacht, in einigen Tagen mit der Jungfrau, ihrem Bruder und einer stattlichen Begleitung um die Stunde des Imbisses nach Saluzzo, wo er alle Einheimischen und viele Nachbarn aus der Umgegend versammelt fand, um Gualtieri's neue Gemahlin zu erwarten. Als diese von den Damen empfangen und in den Saal gelangt war, wo die Tische gedeckt waren, trat Griselda, so wie sie war, ihr

freudig entgegen und sprach: „Willkommen sei meine Gebieterin!“ — Die Damen, welche den Gualtieri vielfach aber umsonst gebeten hatten, daß er entweder Griselden in ihrer Kammer bleiben lassen, oder ihr eines von den Kleidern leihen möchte, welche einst die ihrigen gewesen waren, damit sie nicht in solchem Anzuge vor seinen fremden Gästen erschiene, wurden nun zu den Tischen geführt, und man fing an, sie zu bedienen. Von jedermann wurde die Jungfrau betrachtet, und alle Welt sagte, daß Gualtieri einen guten Tausch gemacht habe; vor allem aber lobte Griselda sowol sie als ihren kleinen Bruder.

Gualtieri, von dem es schien, als habe er nun von der Geduld seiner Gattin so viel Proben gesehen, als er nur irgend wünschte, glaubte (da er wahrnahm, daß der Wechsel der Dinge sie nicht im mindesten veränderte, obwol er gewiß war, daß dies nicht aus geistiger Beschränktheit geschehe, denn er hatte sie als äußerst verständig erkannt), daß es nun an der Zeit sei, sie von den bittern Gefühlen zu erlösen, welche sie, wie er wohl erachtete, unter ihrem unveränderten Antlitz verborgen hielt. Deshalb ließ er sie in Gegenwart aller zu sich rufen und sprach lächelnd: „Nun, was dünkt dir von unserer neuen Gemahlin?“ — „Mein Gebieter“, antwortete Griselda, „mir dünkt viel Gutes von ihr, und ist sie so verständig, als sie schön ist, und das glaube ich, so zweifle ich durchaus nicht, daß Ihr als der zufriedenste Herr von der Welt mit ihr leben werdet. Doch, soviel ich kann, beschwöre ich Euch, ersparet ihrem Herzen die Stiche, welche die andere, die einst Euer war, von Euch erhielt; denn ich glaube kaum, daß sie dieselben zu ertragen vermöchte, theils weil sie jünger ist, theils auch, weil sie in Weichlichkeit erzogen ward, während jene von klein auf in beständigen Mühen gelebt hatte.“

Als Gualtieri sah, daß sie fest dafür hielt, jene solle seine Gattin werden, und dessenungeachtet in allen Stücken nur gut von ihr redete, hieß er sie sich neben ihn setzen

und sprach: „Griselda, es ist endlich Zeit, daß du die Frucht deiner langen Geduld schmeckest, und daß diejenigen, welche mich für grausam, ungerecht und vernunftlos erachtet haben, nun erkennen, daß was ich auch that, für einen vorausgesehenen Zweck berechnet war, nämlich dich zu lehren, Frau zu sein, sie aber, eine solche zu wählen und zu behandeln, und mir selbst, solange ich mit dir zu leben hätte, beständige Ruhe zu bereiten. Als ich mich entschloß, eine Frau zu nehmen, hatte ich große Furcht, daß dies mir nicht gelänge, und das war der Grund, weshalb ich, um dich zu prüfen, in so vielfacher Art, als du weißt, dir wehe that und dich verletzte. Weil ich aber niemals gesehen habe, daß du in Worten oder Thaten dich von meinen Wünschen entfernt hättest, und überzeugt bin, daß ich durch dich das Glück erreichen kann, das ich begehrte, so gedenke ich, dir auf einmal alles wiederzugeben, was ich dir einzeln zu vielen malen raubte, und durch höchste Freude die Wunden zu heilen, die ich dir zufügte. So empfange denn freudigen Muthes diese, die du für meine Braut hieltest, und ihren Bruder als deine und meine Kinder. Sie sind dieselben, welche du und viele andere seit lange grausam von mir ermordet wähnten, und ich bin dein Gemahl, der dich über alles liebt und glaubt, sich rühmen zu können, daß kein anderer lebe, der gleich mir Ursache hat, sich seiner Gattin zu freuen."

Nach diesen Worten umarmte und küßte er sie, und während sie vor Freuden weinte, stand er mit ihr vom Tische auf und ging dorthin, wo die Tochter ganz erstaunt über alles, was sie hörte, saß. Zärtlich umarmten beide sowol sie als ihren Bruder und enttäuschten sie und alle andern, die gegenwärtig waren. Fröhlich erhoben sich die Damen von den Tischen und traten mit Griselda in ein Gemach, wo sie unter günstigern Vorbedeutungen sie ihres schlechten Anzugs entkleideten und ihr eines von ihren eigenen reichen Gewändern anlegten, dann aber sie

als Edelfrau, als welche sie selbst in Lumpen erschienen war, in den Saal zurückführten. Hier freute sie sich ihrer Kinder unaussprechlich; jeder andere war froh über dieses Ereigniß, und Freude und Festlichkeit verdoppelten sich und währten noch mehrere Tage lang; den Gualtieri aber hielt man von nun an für einen weisen Mann, wiewol man die Proben, welchen er seine Gattin unterworfen, für hart und unerträglich achtete. Vor allen aber ward Griselda für verständig gehalten.

Der Graf von Panago kehrte nach einigen Tagen heim nach Bologna, und Gualtieri nahm nun den Giannucole von seiner Arbeit und richtete ihn ein, wie es seinem Schwiegervater geziemte, sodaß er geehrt und mit großer Freude lebte und sein Alter bei ihm beschloß. Später vermählte Gualtieri seine Tochter an einen Mann von hohem Stande und lebte lange und glücklich mit Griselda, die er stets, so hoch er nur konnte, in Ehren hielt.

Was sollen wir nun hier anderes sagen, als daß auch in die Hütten der Armen göttliche Geister vom Himmel niedersteigen, wie es in Häusern der Könige solche gibt, die würdiger wären, Schweine zu hüten, als über Menschen zu herrschen? Wer außer Griselden hätte, nicht blos mit trockenem, sondern mit heiterm Auge die rauhen und nie zuvor erhörten Proben zu bestehen vermocht, welchen Gualtieri sie unterwarf? Diesem aber wäre es vielleicht wohlverdienter Lohn gewesen, wäre er auf eine getroffen, die, als er sie im Hemde aus dem Hause verjagte, sich von einem andern ihr Pelzchen so hätte schütteln lassen, daß ihr ein schönes Kleid daraus entstanden wäre!

Die Erzählung des Dioneus war zu Ende, und viel hatten die Damen, die eine nach dieser, die andere nach jener Richtung hin, die eine dies tadelnd, die andere damit Zusammenhängendes lobend, darüber gesprochen, als der König den Blick zum Himmel erhob und,

wie er sah, daß die Sonne schon zur Abendstunde niedersank, ohne sich von seinem Sitz zu erheben, also zu sprechen begann:

„Ihr reizenden Damen, die Weisheit der Sterblichen besteht, wie ich glaube daß euch bekannt ist, nicht allein darin, des Vergangenen sich zu erinnern oder das Gegenwärtige zu erkennen, sondern von den verständigsten Männern wird das für die größte Weisheit erachtet, zu wissen, aus dem einen und dem andern von jenen beiden das Zukünftige vorherzusehen. Wie ihr wißt, sind es morgen vierzehn Tage, daß wir Florenz verließen, zur Erhaltung unserer Gesundheit und unsers Lebens uns einige Erheiterung zu gewähren und dem Trübsinn, dem Schmerz und der Angst zu entgehen, welche man in unserer Vaterstadt, seitdem diese traurige Pestzeit begann, beständig vor Augen hat. Dies haben wir nun, meinem Urtheile nach, in allen Ehren gethan. Denn, habe ich recht zu beobachten gewußt, so ist trotz aller der lustigen und vielleicht die Sinnenlust aufregenden Geschichten, welche hier erzählt sind, trotz unsers fortwährenden guten Essens und Trinkens, trotz Spielens und Singens — welches doch alles Dinge sind, die schwache Gemüther vielleicht zu minder ehrbaren Dingen verlocken könnten —, doch keine Geberde, kein Wort, keine Handlung, weder von euerer, noch von unserer Seite, vorgekommen, die zu tadeln wären; vielmehr schien alles, was ich sah und hörte, mir nur von stetem Anstande, steter Eintracht und steter geschwisterlicher Vertraulichkeit zu zeugen. Ohne Zweifel ist mir dies um euerer und meiner Ehre, und um unsers gemeinsamen Nutzens willen, gar lieb; damit aber nicht etwa durch die lange Vertraulichkeit entstehe, was zum Verdrusse ausschlagen könnte, und damit niemand Grund habe, unser zu langes Verweilen zu bekritteln, so wäre ich der Meinung, daß es angemessen sei, nun, wo jeder von uns an seinem Tage seinen Antheil an der Ehre gehabt hat, welche noch bei mir ruht, wenn es

euch genehm wäre, dahin wieder zurückzukehren, von wo wir geschieden sind. Ueberdies könnte, wenn ihr alles wohl erwäget, unsere Gesellschaft, von welcher schon mehrere andere Verbindungen hier in der Gegend Kunde erhalten, sich leicht auf solche Weise vermehren, daß wir alle unsere Freude daran verlören. Billigt ihr daher meinen Rath, so will ich die mir überlieferte Krone bis zu unserer Abreise, welche, wie ich denke, morgen früh sein soll, aufbewahren. Wofern ihr aber anders beschlösset, so habe ich schon jemand im Sinn, den ich für den folgenden Tag krönen möchte."

Lange währte hierüber das Gespräch der Damen und der jungen Männer; endlich aber erkannten sie den Vorschlag des Königs für nützlich und angemessen, und beschlossen so zu thun, wie er gesagt hatte. Er ließ daher den Seneschall rufen, um mit ihm über die Einrichtungen für den folgenden Morgen zu sprechen, entließ die Gesellschaft bis zur Essensstunde und stand auf. Die Damen und die andern erhoben sich gleichfalls, und nicht anders, als sie es gewohnt waren, überließ sich der eine diesem, der andere jenem Vergnügen. Als die Stunde des Mahls gekommen war, versammelten sie sich mit großer Lust dazu; nach demselben begannen sie wieder Gesang und Spiel und Ringeltanz, und während Lauretta den Reigen aufführte, gebot der König der Fiammetta ein Lied zu singen. Diese hub also zu singen an:

Wenn Eifersucht sich von der Liebe Wesen
  Lostrennen ließe, dann
  Wär' nie ein Weib so froh als ich gewesen.
Wenn heitre Jugendblüte
  Des schönen Lieblings die Geliebte freut,
  Wenn unbefleckte Ehre,
  Wenn Tapferkeit und Güte,
  Wenn edle Sitte, Geist, Beredsamkeit,

So weiß ich, keine wäre
Mir gleich an Glück, weil Ihn, den ich verehre
Und der mich liebgewann,
Zum Wohnsitz jede Tugend hat erlesen.
Doch muß ich mir ja sagen,
Daß andre Frau'n nicht blinder sind als ich,
Und zittre drum vor Bangen.
Was sollten sie's nicht wagen,
Für den in Liebe zu entflammen sich,
Der mir mein Herz gefangen?
Drum, was beglückt mein liebendes Verlangen,
Hält mich zugleich im Bann
Und läßt mich nicht von meiner Furcht genesen.
Nie wär' ich eifersüchtig,
Hätt' ich so fest, als meine Liebe heiß,
Zu meinem Herrn Vertrauen:
Doch, Männer lieben flüchtig
Und folgen jeder, die zu locken weiß;
Drum mag ich keinem trauen.
Angst überfällt mich und ein tödlich Grauen,
Blickt eine nur ihn an;
Gleich fürcht' ich, zündend sei der Blick gewesen.
So fleh' ich denn, daß keine
Durch solchen Eingriff ihr Gewissen sich
Erdreiste zu belasten:
Doch unternimmt es eine,
Durch Schmeichelei'n, Wink' oder Worte mich
In diesem anzutasten,
Und ich erfahr' es, nimmer will ich rasten,
Bis Mittel ich ersann,
Daß bitter sie bereut solch thöricht Wesen.

Als Fiammetta ihren Gesang geendet hatte, sprach Dioneus, welcher neben ihr stand, lächelnd: „Madonna, Ihr würdet die Damen alle sehr verbinden, wenn Ihr

ihnen ihn offenbartet, damit Euch nicht etwa aus Unwissenheit sein Besitz geraubt würde, da Ihr Euch deshalb so sehr erzürnen wollet." — Hiernach sang man noch andere Lieder, und wie die Nacht schon mehr als zur Hälfte verstrichen war, begaben sich alle, wie es dem König gefiel, zur Ruhe.

Sobald der neue Tag erschien, erhoben sie sich, während der Seneschall alle ihre Sachen bereits vorausgesendet hatte, und kehrten unter der Anführung des verständigen Königs gen Florenz zurück. Hier verließen die drei jungen Männer die sieben Damen in Santa-Maria Novella, von wo sie mit ihnen ausgereist waren, nahmen von ihnen Abschied und gingen ihren andern Vergnügungen nach; jene aber kehrten, als es ihnen an der Zeit schien, in ihre Wohnungen zurück.

Schluß des Verfassers.

Edle Frauen und Jungfrauen, zu deren Erheiterung ich mich einer so langen Mühe unterzogen habe, ich glaube unter dem göttlichen Beistande, der mir, wie ich denke, auf euere mitleidigen Bitten, nicht aber für mein Verdienst geschenkt ward, das nun vollständig erfüllt zu haben, was ich im Eingang des gegenwärtigen Werks zu thun verhieß. Indem ich hierfür zuerst Gott und dann euch Dank sage, habe ich der Feder und der ermüdeten Hand nunmehr Ruhe zu gewähren. Ehe ich ihr jedoch diese bewillige, gedenke ich auf einige Sächelchen, welche vielleicht irgendeine von euch, oder auch ein anderer gegen mich vorbringen könnte, als auf stillschweigende Fragen kurz zu antworten; denn mir scheint es durchaus keinem Zweifel zu unterliegen, daß diese meine Arbeit kein besonderes Vorrecht vor den andern Dingen genießt, vielmehr erinnere ich mich, im Eingange zum vierten Tage schon erwiesen zu haben, daß sie es nicht thut.

Vielleicht werden einige unter euch sein, welche behaupten, ich habe beim Niederschreiben dieser Erzählungen mich zu großer Freiheit bedient, wenn ich die Frauen Dinge sagen und noch viel öfter anhören ließ, welche gesitteten Frauen weder zu sagen, noch zu hören recht geziemen will. Dies leugne ich jedoch, weil es nichts so Unehrbares gibt, daß es, mit ehrbaren Worten vorge-

tragen, für irgendwen ungeziemend sei; solche Ausdrücke glaube ich aber ganz zweckmäßig und gut gewählt zu haben. Doch setzen wir auch, dem sei so, — denn ich beabsichtige nicht mit euch zu hadern, da ihr mich doch nur besiegen würdet, — so sage ich, daß mir, um zu antworten, warum ich so gethan habe, Gründe genug bei der Hand sind. Zuerst hat, wenn sich dergleichen in der einen oder andern Geschichte findet, die Natur der Erzählungen dies erfordert, von welchen einsichtsvolle Leute, die sie mit verständigem Auge betrachten, deutlich erkennen werden, daß sie nicht anders erzählt werden konnten, wollte ich sie ihrer wahren Gestalt nicht völlig berauben.

Und ist vielleicht dennoch in diesen Geschichten hin und wieder ein Wort oder eine Schilderung freier als gerade nöthig, die irgendeiner Betschwester nicht nach Sinne ist, weil sie mehr Gewicht auf die Worte legt, als auf die Thaten, und mehr bemüht ist, gut zu scheinen, als es zu sein: so behaupte ich, daß es für mich nicht unanständiger ist, sie geschrieben zu haben, als es im allgemeinen für Männer und Frauen ungeziemend ist, wie sie doch täglich thun, die Worte: Spalt und Keil, Mörser und Keule, Loch und Pflock, und andere dergleichen zu gebrauchen. Ueberdies auch muß meiner Feder nicht weniger Freiheit erlaubt sein, als dem Pinsel des Malers, welcher, ohne einigen, wenigstens ohne gerechten Tadel, geschweige daß er Sanct-Michael die Schlange mit Schwert oder Lanze, und Sanct-Georg den Drachen überallhin verwunden läßt, wo es ihm gefällt, auch unsern Herrn Christus männlich und Eva weiblich bildet, und der selbst den, welcher zum Heil des Menschengeschlechts am Kreuze sterben wollte, die Füße bald mit einem, bald mit zwei Nägeln an jenem befestigt. Sodann aber kann man auch leicht erkennen, daß alle diese Dinge, weder in der Kirche, von deren Angelegenheiten man nur mit ehrfurchterfülltem Gemüth und Worten reden soll (wiewol unter ihren Geschichten sich noch

ganz andere, als die von mir erzählten sind, in Menge finden), noch auch in den Schulen der Weltweisheit, wo die Ehrbarkeit nicht weniger als anderswo noth thut, erzählt sind, noch auch an irgendeinem Ort unter Geistlichen oder Philosophen, sondern in Gärten und an Orten des Vergnügens und unter Leuten, die, obwol noch jung, doch schon reif und durch Erzählungen nicht mehr zu verleiten waren, und das in einer Zeit, wo es selbst den Anständigsten nicht ungeziemend schien, mit den Hosen über dem Kopf die Flucht zu ergreifen, um sich selbst zu retten.

Wie diese Erzählungen nun auch seien, allerdings können sie gleich allen andern Dingen je nach Beschaffenheit des Zuhörers schaden oder nützen. Wer weiß nicht, daß der Wein, wie Cinciglione, Scolajo und viele andere bezeugen, eine für die Lebenden heilbringende Sache, und daß er dennoch dem schädlich ist, der das Fieber hat! Sollen wir darum, weil er den mit dem Fieber Behafteten schadet, sagen, daß er schlecht sei? Wer weiß ferner nicht, daß das Feuer so höchst nützlich, ja, den Sterblichen unentbehrlich ist: sollen wir nun darum, weil es Häuser, Dörfer und Städte verzehrt, sagen, daß es schädlich sei? Die Waffen vertheidigen in gleicher Weise das Heil derer, welche friedlich zu leben wünschen, wie sie häufig die Menschen tödten; nicht jedoch, weil sie an sich böse wären, sondern aus Schuld derer, welche sie auf bösliche Weise anwenden. Kein verdorbener Sinn verstand jemals ein Wort in der richtigen Bedeutung; und sowie einem solchen die ehrbaren Worte nicht nützen, so können auch diejenigen, die nicht ganz ehrbar sind, den wohlgearteten Sinn nicht mehr beflecken, als wie der Schmuz die Sonnenstrahlen, oder die irdische Unreinigkeit die Schönheit des Himmels. Welche Bücher, welche Worte, ja welche Buchstaben sind heiliger, erhabener und ehrwürdiger als die der heiligen Schrift? Und doch hat es Menschen genug gegeben, die

durch ein falsches Verständniß derselben sich und andere ins Verderben gestürzt haben. Jedes Ding ist an sich zu irgendetwas gut; schlecht angewendet aber kann es zu vielem schädlich sein, und ebendies sage ich von meinen Geschichten. Wer schlechten Rath oder schlechte That aus ihnen schöpfen will, dem werden sie, wenn sie dergleichen vielleicht in sich tragen, oder, um es zu bieten, verdreht und gemisdeutet werden, es nicht wehren können; wer aber Nutzen und Frucht von ihnen begehrt, auch dem werden sie diese nicht vorenthalten, und, werden sie nur zu den Zeiten und von den Personen gelesen, für welche sie erzählt wurden, so wird sicher niemand sie für anders als nützlich und anständig halten oder erklären können. Wer Pater-Noster zu sagen oder seinem Beichtvater Wurst oder Fleischkloß zu bereiten hat, der lasse sie liegen: sie laufen niemand nach, um sich von ihm lesen zu lassen; wiewol auch die Frommen mitunter wunderliche Dinge sagen und thun.

Ingleichen wird es andere geben, welche sagen, es seien einige unter diesen Geschichten, von denen es besser wäre, sie wären nicht darunter. Zugegeben! Allein ich konnte und durfte nur diejenigen aufschreiben, welche erzählt wurden: so brauchten denn nur die Erzählenden schönere vorzutragen und ich hätte schönere aufgeschrieben. Wollte man aber auch voraussetzen, daß ich zugleich der Erfinder und Schreiber derselben sei, was ich nicht bin, so sage ich, daß ich mich nicht schämen würde, wenn nicht alle schön sind; denn, außer Gott, wird kein Meister gefunden, der alles schön und vollendet machte. Auch Karl der Große, welcher der erste Stifter der Paladine war, konnte deren nicht so viele schaffen, daß er nur aus ihnen ein Heer hätte bilden können. In der Menge der Dinge müssen sich verschiedene Eigenschaften derselben finden. Kein Feld war je so wohlbestellt, daß sich in ihm nicht Nesseln, Disteln oder einige Dornsträuche unter die besten Kräuter gemischt fänden. Ueberdies wäre es, da

ich zu einfachen Mädchen, wie ihr Leserinnen der Mehrzahl nach seid, zu reden hatte, Thorheit gewesen, hätte ich lange umhersuchen und mich abmühen wollen, um außerordentliche Dinge zu erfinden, und große Sorgfalt darauf verwenden wollen, sie mit aller Gemessenheit zu erzählen. Inzwischen möge doch, wer in diesen Geschichten liest, diejenigen liegen lassen, welche ihm anstößig sind, und nur die lesen, welche ihn ergötzen. Sie tragen, um niemand zu täuschen, an die Stirn gezeichnet, was sie in ihrem Schos verborgen halten.

Mancher, glaube ich, wird ferner sagen, daß einige darunter zu lang sind; diesem antworte ich, daß, wer etwas anderes zu thun hat, eine Thorheit begeht, diese Geschichten zu lesen, wären sie auch noch so kurz. Denn ist auch viele Zeit vergangen, seitdem ich anfing zu schreiben, bis zu dieser Stunde, wo ich an das Ende meiner Mühe gelange, so habe ich darum doch nicht vergessen, daß ich diese meine Arbeit den Müßigen und keinen andern dargeboten habe; dem aber, der, um sich die Zeit zu vertreiben, liest, kann nichts zu lang sein, wenn es nur bewirkt, wozu es ihm dienen sollte. Die Kürze der Schreibart ist weit angemessener für Studirende, welche nicht die Zeit zu vertreiben, sondern vielmehr sie nützlich anzuwenden bemüht sind, als für euch Frauen, denen alle die Zeit übrig ist, welche ihr auf die Freuden der Liebe nicht verwendet. Ueberdies mußte ich zu euch, deren keine nach Athen, nach Bologna oder nach Paris ging, um zu studiren, weitläufiger reden, als zu denen, welche durch Studien ihren Geist geschärft haben.

Auch zweifle ich nicht, daß es solche geben wird, welche sagen, in das Erzählte seien zu viel Geschwätz und Possen eingestreut, und es stehe einem geprüften und ernsten Manne übel an, also geschrieben zu haben. Diesen bin ich zu danken verpflichtet, und thue dies hiermit, weil sie von löblichem Eifer bewogen, um meinen Ruf zärtlich besorgt sind. Auf ihren Einwand aber antworte

ich also: ich gestehe, daß ich ein geprüfter Mann bin und oft in meinen Tagen geprüft ward. Darum aber sage ich zu denen, die mich nicht selbst geprüft haben, daß ich keineswegs gewichtig erfunden, sondern vielmehr so leicht bin, daß ich auf dem Wasser schwimme. In Betracht aber, daß wir die Predigten, welche die Mönche halten, um in den Menschen Gewissensbisse ob ihrer Sünden zu erwecken, heutzutage fast alle so voller Wortspiele, Possen und Narrheiten sehen, habe ich gemeint, daß dergleichen auch in meinen Geschichten, welche geschrieben wurden, um den Frauen die üble Laune zu vertreiben, nicht am unrechten Orte wären. Sollten sie jedoch zu viel darüber lachen, so kann das Klagelied des Jeremias, die Passion des Heilands und die Buße der Heiligen Magdalena sie leicht davon heilen.

Wer möchte endlich daran zweifeln, daß auch deren sich finden werden, welche behaupten, ich hätte eine spitze und giftige Zunge, weil ich an einigen Stellen von den Mönchen die Wahrheit sage? Denen, die so reden werden, muß man verzeihen; denn es ist nicht zu glauben, daß ein anderer als ein guter Grund sie dazu bewegt. Auch sind die Mönche gute Leute, welche um der Liebe Gottes willen die Mühseligkeiten meiden, mit gestautem Wasser mahlen und nichts wiedersagen; und wäre nicht der Umstand, daß sie alle etwas bockig röchen, so stünde ihre Sache noch weit besser. Ich bekenne jedoch, daß die Dinge dieser Welt keinerlei Bestand haben, sondern in stetem Wechsel begriffen sind, und so könnte es denn auch mit meiner Zunge geschehen sein. Zwar traue ich meinem eigenen Urtheile nicht, und meide dieses in meinen Angelegenheiten nach Kräften; allein noch ist es nicht lange, daß eine Nachbarin mir sagte, ich hätte die beste und sanfteste Zunge von der Welt; und in der That, als dies geschah, waren nur noch wenige von den obigen Geschichten zu schreiben. Weil aber diejenigen, die

so reden, mit Feindschaft urtheilen, so will ich, daß ihnen das Gesagte zur Antwort genüge.

So lasse ich denn nun jede reden und glauben, was ihr gefällt; mir aber dünkt es an der Zeit, meine Worte zu schließen, indem ich dem demüthig danke, welcher nach so langer Mühe mich mit seiner Hülfe zu dem ersehnten Ziele geführt hat. Ihr aber, anmuthige Damen, bleibet nun mit seiner Gunst in Frieden, und erinnert euch meiner, wenn, diese Geschichten gelesen zu haben, der einen oder andern von euch vielleicht in etwas zum Frommen gereichen sollte.

Es schließt der zehnte und letzte Tag des Buchs, genannt Dekameron und beigenannt „der Hauptkuppler".

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.